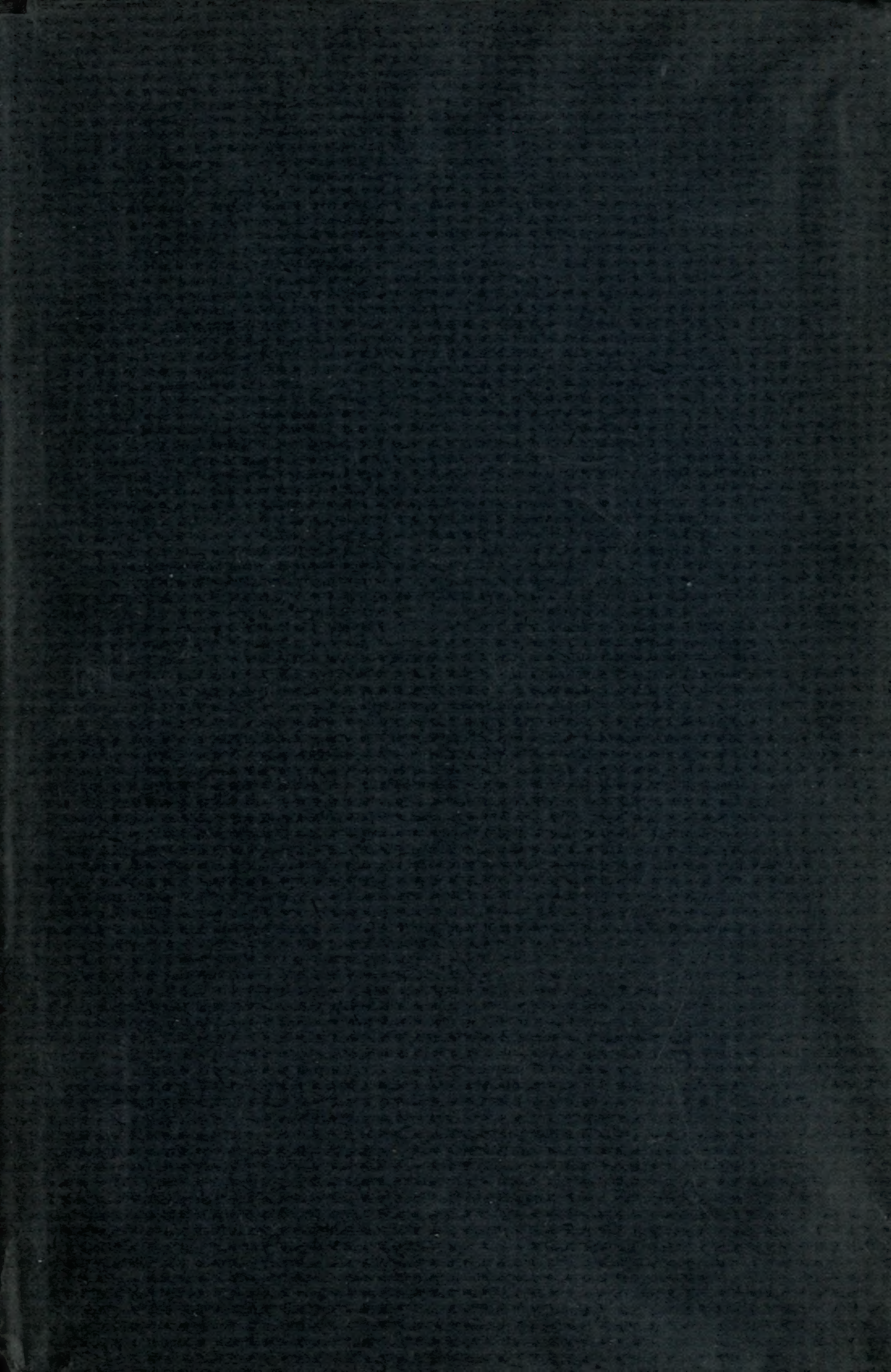
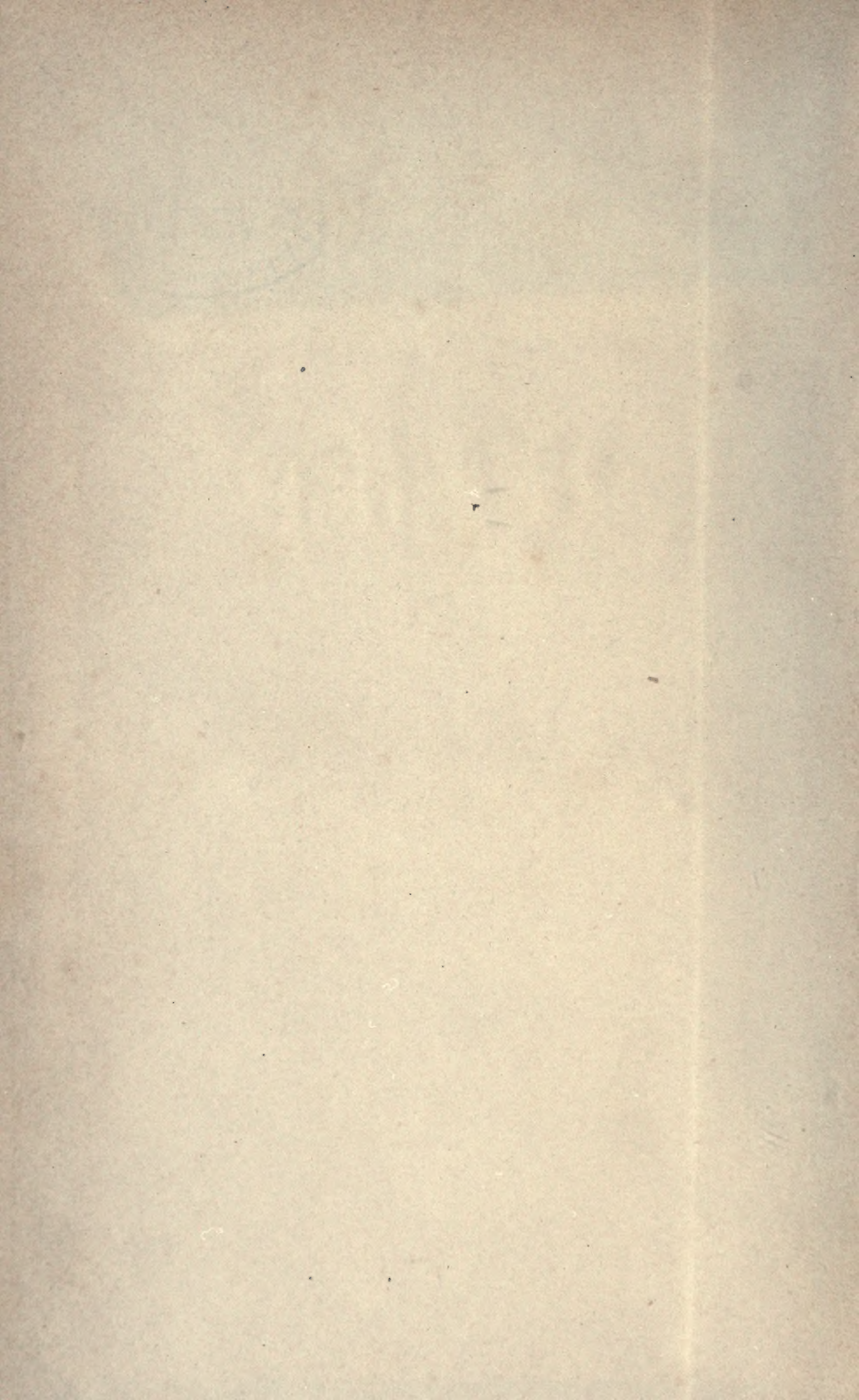





Kath. Pfarrbücherei
St. Joseph
Speyer a. Rh.



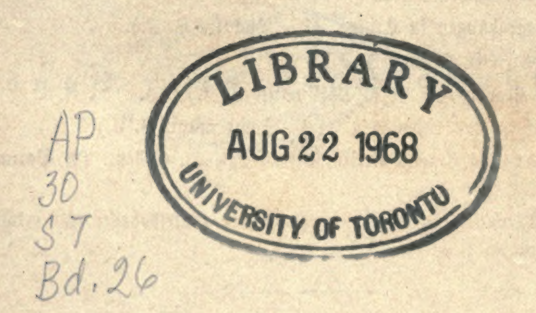
Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Sechsundzwanzigster Band.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1884.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Rom gegen Rom?

Roma aeterna! Die römisch-katholische Kirche besitzt in den Verheißungen ihres göttlichen Stifters die Bürgschaft der Unvergänglichkeit. Indem sie aus tausend Stürmen tausendmal siegreich und unversehrt hervorgegangen, hat die Wahrheit der göttlichen Verheißungen durch das geschichtliche Zeugniß ihre Bestätigung gefunden. Nichtsdestoweniger hat es den Anschein, als ob gerade dieser hellstrahlende Vorzug der Kirche ihre Feinde nicht ruhen lasse: so zahlreich und vielgestaltig sind deren Angriffe auf ihren Bestand, auf ihre Wahrheit. Alle Gebiete des menschlichen Wissens hat man der Reihe nach durchwandert, um ihnen Waffen zur Befehdung der katholischen Kirche zu entlehnen. Der neueste Streifzug führt in das unterirdische Rom hinab: die Katakombenforschung soll gegen die Kirche ausgebeutet werden.

Bisher waren fast alle Archäologen, welche sich mit der Katakombenforschung befaßten, trotz der verschiedenen Meinungen in Fragen von untergeordneter Bedeutung, in den Hauptfragen einig. Sie standen auf katholischem Boden und suchten aus dem Schooße der Erde neue Beweismittel für die Apostolicität ihrer Kirche. Seit einigen Jahren ist nun Herr Victor Schultze, Docent an der Universität Leipzig, rastlos thätig, nicht nur gegen die bisherige Behandlung der altchristlichen Monumente zu protestiren, sondern auch diese selbst als Waffen gegen die Kirche zu kehren. Der Beginn seiner „Archäologischen Studien über altchristliche Monumente" gleicht einer offenen Kriegserklärung. Er betont: Während von katholischer Seite die christliche Alterthumswissenschaft als ein Gegenmittel gegen so viele Irrungen bezeichnet werde, sei von protestantischer Seite aus das Rom unter der Erde gegen das Rom auf der Erde zum Zeugniß aufgerufen und die Behauptung ausgesprochen worden, daß das Zeugniß der Katakomben mehr als alles Andere einen ungeheuren Contrast zwischen dem Urchristenthum und dem modernen Romanismus aufweise (S. 3). Er bedauert, daß man katholischer-

seits „durch Scheingründe und dogmatische Vorurtheile sich verleiten ließ“ (S. 171). Es ist gewiß deutlich geredet, wenn er erklärt, „weder die ältere noch die neuere Literatur über die altchristlichen Monumente von Syrakus habe einen wissenschaftlichen Werth“, und die Publikationen ihrer Inschriften seien „wissenschaftlich unbrauchbar“ (S. 126 u. 133). Dieses absprechende Urtheil erweitert er noch in seinem neuesten Werke, dessen vielversprechender Titel lautet: „Die Katakomben. Ihre Geschichte und ihre Monumente.“ In demselben versteigt er sich bis zu der Behauptung, daß alle katholischen Erklärer der Bildwerke der altchristlichen Grabstätten von Bosio bis de Rossi auf Voraussetzungen gebaut hätten, die auf einer „irrigen Anschauung“ beruhten (S. 115).

Ein solches Vorgehen mußte schon wegen seiner Kühnheit Aufsehen erregen. Daß es bei einer großen Partei Beifall finden würde, war von vornherein zu erwarten. Die Resultate der Katakombenforschung waren allen Gegnern des Christenthums und allen denen, die der Kirche feindlich gegenüberstehen, längst in so hohem Grade unsympathisch, daß man nur auf einen Mann wartete, der diesem Widerwillen in nachdrucksvoller Weise Ausdruck verliehe. Da nun Herr Schultze solchen Erwartungen in der wünschenswerthesten Weise entgegenkommt, indem er die Schätze, die sein Sammelfleiß aufgespeichert hat, bei jeder Gelegenheit glänzen läßt, indem er immer wieder Wissenschaftlichkeit als sein Ideal rühmt und auf seine wissenschaftliche Behandlung der Frage aufmerksam macht, zudem in kluger Weise alle heftigen Ausfälle vermeidet, so ist es nicht zu verwundern, daß er sofort mit Lob überschüttet wurde. Mit welcher Genugthuung konnte man sich der Wahrnehmung hingeben, daß hier die „wissenschaftliche Kritik“ anscheinend in der harmlosesten Weise und thatsächlich in der glattesten Form aus den Ergebnissen der bisherigen Katakombenforschung das Eine nach dem Andern zerlegt und zerreibt, bis es zuletzt gelungen scheint, ein „Rom unter der Erde“ herausgeschält zu haben, das in seiner natürlichen Einfachheit in „ungeheurem Contrast“ steht zu dem modernen „Romanismus“, den de Rossi mit seinen ultramontanen Vorgängern, Mitarbeitern und „populären Abzweigungen“ in die ersten Jahrhunderte des Christenthums hereingetragen hat. Sieg! jubelte man auf der ganzen Linie, Sieg der Wissenschaft, der reinen, wahren Wissenschaft! — „Wissenschaft!“ Wie oft bereits und in wie schnöder Weise ist dieses Wort mißbraucht worden! Schon diese Erfahrung berechtigt, ja nöthigt uns zu einer Prüfung. Beginnen wir mit einigen Beispielen, und sehen wir, ob sie die Probe bestehen.

1. Die Katholiken verehren den Papst als Nachfolger des hl. Petrus auf dem Bischofsstuhle zu Rom; sie pilgern zur Stadt der sieben Hügel, um dort die Reliquien des ersten Stellvertreters Jesu Christi zu verehren. Da ist nun Herr Schultze in der Lage, auf das Bestimmteste versichern zu können, daß die Katholiken sehr Unrecht haben, wenn sie dieß thun, und daß ihr Glaube jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehre. Bei Besprechung des Ursprunges der sicilischen Kirche decretirt der Herr Docent:

„Die Meinung des Römischen Stuhles ist, als auf einer ungeschichtlichen Voraussetzung beruhend, auf der Annahme eines bischöflichen Wirkens des Petrus in Rom und in andern orientalischen Kirchen, außer Acht zu lassen“ (A. Stud. 122). „Wir wissen weder, wo Petrus, den Märtyrertod desselben in Rom vorausgesetzt (der aber, wie wir eben hörten, ungeschichtlich ist), Anfangs bestattet wurde, noch wo im Jahre 258 unter Xystus seine Gebeine zum Vorscheine kamen, noch wo dieser dieselben damals beisetzte. Die Vorstellungen, die darüber im Umlauf sind, schweben vollständig in der Luft und sind als rein subjective Constructionen zu beurtheilen. Die wissenschaftliche Untersuchung, welche die in Betracht kommenden literarischen und monumentalen Quellen in gleicher Weise berücksichtigt und die einen durch die andern zu beleuchten versteht, wird nicht über das Geständniß hinauskommen, daß das Grab des Petrus eine unbekannte Größe ist, welche zu bestimmen uns die Mittel fehlen“ (A. Stud. 255).

So ist dem Herrn Schultze etwas „ungeschichtlich“, was durch die gewichtigsten geschichtlichen Zeugnisse aus den ersten christlichen Jahrhunderten einstimmig bezeugt und demgemäß auch von den meisten protestantischen Forschern nicht geläugnet wird.

Einem Gelehrten, der in einer Frage, in welcher ihm die größten Auctoritäten entgegenstehen, so absprechend urtheilt, fehlt es zum wenigsten — man erlaube uns diese nicht unwichtige Bemerkung — an jener Bescheidenheit, welche die Leistungen der echten Wissenschaft sonst zu begleiten pflegt. Jedenfalls aber ist die Prophezeiung: „Die wissenschaftliche Untersuchung wird nicht über das Geständniß hinauskommen, daß das Grab des Petrus eine unbekannte Größe ist“, ein greifbarer Beweis, daß Herr Schultze auch von anderen Beweggründen geleitet wird, als von denen, welche die reine Wissenschaft bietet. Diese erblickt in der Katakombenforschung ein Gebiet, das kaum angebrochen ist und das noch ungeahnte Ergebnisse bringen, manche unbekannte Größe klarstellen kann. Übrigens fehlen schon heute keineswegs die Prämissen, aus denen jeder unbefangene Forscher nicht nur Klarheit über den römischen Episkopat und das Martyrthum des hl. Petrus, sondern auch über das

Grab desselben erlangen kann. Herr Schultze beruft sich immer wieder auf die Ausführungen von Lipsius; diese sind aber längst widerlegt und als haltlos anerkannt [1]. Sämmtliche Beweismittel für die Authenticität des Grabes des hl. Petrus behandelt er mit einer Geringschätzung, die, weit entfernt, Achtung zu gebieten, nur zeigt, wie wenig wissenschaftlichen Ernst und wie viel Voreingenommenheit er auf die Untersuchung zu verwenden gewillt ist. Er schreibt u. A.:

„Die Angabe des Liber pontificalis, daß die nächsten Nachfolger Petri neben diesem auf dem Campus Vaticanus beigesetzt seien, hat keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit" (Die Katakomben S. 71). „Der Umstand, daß Petrus die Stelle des Moses vertritt, hat zu ungehöriger Ausdeutung desselben im Sinne römischer Primatansprüche Veranlassung gegeben" (Die Katakomben S. 194). „Es prägt sich hierin die kirchenpolitische Werthschätzung des Petrus, zu der man im Verlaufe der (drei bis vier) Jahrhunderte gelangt war, aus" (Kat. 150). „Eine solchergestalt gesteigerte Würdigung der Persönlichkeit und Stellung des Apostelfürsten findet sich bei den gleichzeitigen Schriftstellern (der Zeit um 300 nach Christi Geburt) fast allgemein, und diese Darstellungen sind also nichts als eine Illustration dieser in bestimmten theologischen und Volkskreisen herrschenden Anschauung" (A. Stud. 169).

Wir machen hier nur auf das Willkürliche, um nicht zu sagen Widerspruchsvolle des letzten Satzes aufmerksam. Schultze sagt, daß die Schriftsteller um 300 *fast allgemein* „den Petrus als zweiten Moses" anerkannten. Dann beschränkt er aber diese fast allgemeine Anerkennung sofort auf „*bestimmte* theologische und Volkskreise". Ihm kommt nämlich Alles darauf an, jene Anerkennung bei „der Gemeinde", d. h. der großen Mehrzahl der Christen, *nicht* zu finden.

Wenn das Grab und die Reliquien des hl. Petrus dem Herrn Schultze als „unbekannte Größen" erscheinen, die nie aus ihrer Unkenntlichkeit heraustreten werden, dann ist es nicht auffallend, daß er über andere Reliquien noch abfälliger den Stab bricht. So berichtet er über die Päpste, welche im achten und neunten Jahrhundert „die Leiber un-

[1] Vgl. in *dieser* Zeitschrift (Bd. II. S. 461): Der hl. Petrus in Rom. Historisch-kritischer Versuch, mit besonderer Berücksichtigung auf die in Rom gehaltene Disputation 1872, sowie auf Richard Lipsius. — Übrigens tritt für die Wahrheit, daß Petrus in Rom unter Nero den Martyrertod erlitten, auch die Mehrheit der protestantischen Forscher ein. Es genüge, hier folgende Namen zu nennen: Scaliger, Casaubonus, Petit, Ussher, Pearson, Cave, Mynster, Bertholdt, Bleek, Olshausen, Credner, Gieseler, Wieseler, Guericke, Thiersch, Hengstenberg, J. P. Lange, Schaff, Wiesinger, Huther, Schott, Ewald, v. Hofmann.

zähliger Märtyrer in die Stadt" brachten, und fügt dann ohne Beweisstücke die hämische Bemerkung bei:

„Selbstverständlich wurde bei diesem Verfahren zwischen Märtyrern und Christen gewöhnlicher Condition nicht unterschieden" (Kat. 36).

Fürwahr die Sprache der Wissenschaft! Selbst die bestbeglaubigten Reliquien werden verdächtigt. De Rossi „glaubt" zwar die Grabstätte der hl. Cäcilia wiedergefunden zu haben; aber Herr Schultze versichert, daß derselbe „positive Gründe nicht erbracht hat", und er flüchtet dann wiederum zu seinem Seherblick, um zu behaupten, daß sie sich auch „schwerlich erbringen lassen". „Nur das scheint [ihm] wahrscheinlich, daß seit dem fünften Jahrhundert jenes Cubiculum als Grabstätte der hl. Cäcilie galt" (Kat. 317). Einiges Nachdenken über die Frage, wie es denn kam, daß man schon im fünften Jahrhundert eine solche Ansicht hatte, scheint uns durch eine wissenschaftliche Behandlung nicht ausgeschlossen zu sein, und insonderheit würde es dem Herrn Docenten gezeigt haben, daß de Rossi wohl doch nicht ohne positive Gründe vorangegangen ist.

Da die Reliquien der katholischen Kirche dem Herrn Schultze so werthlos vorkommen, darf die Art und Weise, wie er sich über die Reliquienverehrung der Katholiken ausläßt, nicht befremden. Die Frage, ob eine Reliquienverehrung dem Geiste des Christenthums entspreche oder nicht, ist ihm ein längst überholter Standpunkt.

„Eine eigene Klasse der Amulette bilden die Enkolpien, hohle, auf der Brust getragene Gegenstände von der Form eines Kreises, Halbmondes, Fisches oder Kreuzes, in denen eine Reliquie, der eigentliche Zauber (!), aufbewahrt wurde. Schon das Heidenthum kannte die Enkolpien: die oben erwähnten bullae aus Metall oder Leder, welche die Christen sich unverändert aneigneten. Daneben aber wurden christliche bullae in den Gemeinden gebräuchlich und mit dem Aufkommen der Reliquienverehrung und dem Aufblühen der Reliquienindustrie sehr beliebt" (Kat. S. 223).

Reliquienverehrung und Heiligenverehrung sind correlate Begriffe. Herr Schultze urtheilt über letztere in einer Weise, die seinen anderen Äußerungen die Krone aufsetzt. Er schreibt:

„In Wirklichkeit gibt es weder eine Märtyrer-Darstellung, noch eine Märtyrer-Inschrift aus vorconstantinischer Zeit" (A. Stud. 228). Märtyrerbilder fehlen bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts durchaus. . . . Diese Thatsache ist nicht weniger auf die nüchterne Abschätzung des Martyriums in der Gemeinde, als auf die Abneigung der altchristlichen Kunst, das Leiden darzustellen, zurückzuführen" (Kat. 137).

Eine solche Äußerung kann offenbar nur ein Mann thun, der die alten Martyracten nie gelesen hat oder sie ignorirt, weil sie ihm für seine Pläne nicht passen. „Die nüchterne Abschätzung des Martyriums", die dem Herrn Schultze eigen ist, und die er darum den alten Christen zuschreibt, führt ihn naturgemäß dazu, nicht nur an sehr wenige Martyrer zu glauben, sondern auch zu läugnen, daß man in den Katakomben zur Zeit der Verfolgungen geheime Ausgänge benutzte und Gottesdienst feierte, wie de Rossi und seine Schule annehmen. Die Annahme solcher verborgener Gänge ist nach Schultze „abzuweisen".

„Dieses Urtheil ruht auf einer ungeschichtlichen Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse." „Es ist ein unanfechtbares Resultat wissenschaftlicher Forschung, daß in den drei ersten Jahrhunderten die Katakomben weder als Sammelort der Gemeinde zur Feier des Gottesdienstes gedient, noch Einrichtungen besessen haben, die diesem Zwecke hätten entsprechen können" (Kat. 320 und 73).

Wenn Herr Schultze glaubt, es habe keine Kapellen in den drei ersten Jahrhunderten gegeben, wer will es ihm verargen, daß er diese seine Ansicht ausspricht und sie vertheidigt? Daß er sie aber trotz der entgegenstehenden Meinung aller andern Katakombenforscher gleich als „ein unanfechtbares Resultat wissenschaftlicher Forschung" bezeichnet, verstößt doch gegen das, was man bisher als wissenschaftlichen Anstand anzusehen gewohnt war. Literarische Bescheidenheit ist auch leider nicht in der Begründung seiner Ansicht zu finden. Es heißt dort:

„Wenn eine Inschrift des Damasus eine solche (nämlich eine Gemeindeversammlung) in den Katakomben voraussetzt, so beweist dieß noch nichts, da Damasus auch sonst im Besitze getrübter Überlieferungen erscheint." „Die notorisch in nachconstantinischer Zeit, im fünften und sechsten Jahrhundert entstandenen literarischen Quellen (angeführt bei de Rossi R. S. III. S. 478 ff.) müssen hier unberücksichtigt bleiben" (Kat. 83).

Wer so in Untersuchung einer Thatsache, welche in's dritte Jahrhundert fällt, sogar eine päpstliche Inschrift des vierten Jahrhunderts als unwahr bezeichnet, weil der Verfasser „auch sonst im Besitze getrübter Überlieferungen erscheint", und wer alle Quellen des fünften und sechsten Jahrhunderts nicht einmal einer Berücksichtigung werth hält, der kann freilich Alles verneinen und nichts mehr als sicher ansehen. Nur bleibt es dann unbegreiflich, wie Schultze sagen kann:

„De Rossi, der Meister der Katakombenforschung der Gegenwart, hat die Disciplin nicht nur nach allen Seiten hin ausgebaut, darin sämmtliche Vorgänger überholend, sondern zugleich in der Behandlung derselben die wissenschaftliche Methode mustergiltig aufgezeigt" (Kat. 2).

Möge Herr Schultze das Dilemma lösen, vor das er seine Leser stellt: Entweder hat de Rossi wirklich „die wissenschaftliche Methode mustergiltig aufgezeigt", und dann ist unverständlich, wie ein Docent aus Leipzig es unternimmt, fast alle Ergebnisse des „Meisters der Katakombenforschung der Gegenwart" umzustoßen, indem er ihn beschuldigt, sein „Urtheil auf ungeschichtlicher Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse" zu gründen und einer Exegese zu huldigen, welche „auf einer irrigen Anschauung beruht"; oder aber die Methode des Herrn de Rossi ist durch katholische Vorurtheile befangen und gehemmt, und dann ist schwer zu verstehen, wie er zu einem solchen Ansehen auch bei den Protestanten gelangte, und Herr Schultze darf nicht sagen, daß „de Rossi die wissenschaftliche Methode mustergiltig aufgezeigt hat".

Die wissenschaftliche Methode des Herrn de Rossi ist grundverschieden von derjenigen, welche Schultze befolgt, und es ist nicht möglich, in der Katakombenforschung so entgegenstehende Grundanschauungen und leitende Gedanken zu finden, wie es der Fall ist, wenn man die Grundideen des jungen Docenten mit denen des alten römischen Archäologen vergleicht. Untersuchen wir also die Sätze, welche Herrn Schultze von allen katholischen Katakombenforschern trennen und welche seine Methode beherrschen. Prüfen wir sie auf ihren wissenschaftlichen Werth. Sie sind die Hebel, durch die er kühn alles wegräumen will, was die katholische Forschung im Laufe von Jahrhunderten mit so vielen materiellen Opfern und mit so eisernem Fleiße aufbaute; sie sind die Mauerbrecher, mit denen er die Grundvesten der katholischen Kirche zu zerstören vermeint. Durch sie soll im Namen der Wissenschaft dasjenige als Phantasie und eitler Wahn gebrandmarkt werden, was das katholische Herz stets geliebt und verehrt hat.

Haben die neuen Grundanschauungen wissenschaftlichen Werth, dann mag er als Protestant „das Rom unter der Erde gegen das Rom auf der Erde zum Zeugniß aufrufen". Haben sie keinen Anspruch auf Wahrheit, so wird Herr Schultze sich nicht beklagen können, wenn man all seine neuen Erfindungen als des Werthes bar erklärt.

2. Der Leipziger Docent spricht seine innersten Gedanken in folgenden Sätzen aus, die ihn in einen unlöslichen Widerspruch setzen zu Allen, welche bis dahin als Katakombenforscher Namen und Ansehen hatten.

„Die altchristliche cömeteriale Kunst ist, soweit sie nicht antike Überlieferung, eine Schöpfung des volksthümlichen christlichen Geistes, weder

herangezogen noch in ihrer Einzelentwicklung regulirt durch die kirchliche Behörde, sondern aus der Gemeinde herausgewachsen. Die Theologie hat nicht den geringsten Einfluß auf die damalige Kunst geübt, und gerade dieser Umstand erhöht den Werth dieser letztern insofern, als sie sonach als ein unmittelbares und ungetrübtes Zeugniß des volksthümlichen christlichen Glaubens, der durchaus nicht immer mit der zeitgenössischen Theologie sich deckt, zu betrachten ist" (Kat. 94).

Es ist uns trotz alles Suchens nicht gelungen, in den Schriften des Herrn Schultze eine Stelle zu finden, worin klar gesagt wird, was er unter der „zeitgenössischen Theologie" versteht, die mit dem „volksthümlichen Glauben" so wenig im Einklang gestanden. Hat er vielleicht an den Inhalt der Doctrin des kirchlichen Lehramtes gedacht? Dann ist aber nicht zu begreifen, wie es möglich gewesen sei, daß diese Behörde ihre Lehrauctorität nicht mit solchem Erfolge geltend gemacht habe, daß sie den Volksglauben beherrschte. Möge Herr Schultze doch die Kirchengeschichte lesen, um zu sehen, wie die kirchliche Behörde dem Volke den Glauben übermittelte, und wie einflußreich die Predigt sogar der häretischen Bischöfe gewesen ist. Er selbst schreibt ja:

„Die Genesis des altchristlichen symbolischen Bilderkreises würde uns noch weit verständlicher sein, wenn aus den ersten Jahrhunderten der Kirche eine größere homiletische Literatur auf uns gekommen wäre. Denn daß die Künstler ihren Stoff vorwiegend durch die Predigt erhielten, kann nicht zweifelhaft sein. Die Bedeutung der Predigt für die Ausbildung des frühmittelalterlichen Bilderkreises hat kürzlich Prof. Springer in interessanter Weise beleuchtet" (A. Stud. 19, Anm.).

Meist nennt man Theologie die wissenschaftliche Formulirung, Durchdringung und Ordnung des Glaubensinhaltes. In diesem Falle ist es einleuchtend, daß die Theologie sich damals ebenso wenig mit dem Volksglauben decken konnte, wie heute. Der gebildete Vertreter der „kirchlichen Behörde" muß doch wohl etwas mehr wissen, als er dem Volke predigt. Aber dieses Mehr begründet keinen neuen Glauben, sondern nur eine tiefere und mehr begründete Auffassung des alten Volksglaubens. Herr Schultze scheint indeß unter Theologie weder das eine noch das andere zu verstehen, sondern sich darunter den Gesammtschatz der zeitgenössischen kirchlichen Literatur, die Schriften der heiligen Väter und Kirchenschriftsteller zu denken. Aber weiß er denn nicht, daß ein bedeutender Theil dieser Arbeiten aus Homilien besteht oder aus solchen entstand? Demnach ist es ein Widerspruch, einmal zu betonen, „daß die Künstler ihren Stoff hauptsächlich durch die Predigt erhielten", und dann zu be-

haupten, „die Theologie habe nicht den geringsten Einfluß auf die damalige Kunst geübt“.

Es ist höchst interessant, zu sehen, wie die Phantasie des Herrn Docenten sich den volksthümlichen christlichen Glauben vormalt, der sich nicht mit der Theologie deckt, und wie er seine Phantasiegebilde „wissenschaftlich“ begründet. In seinem Buche über die Katakomben von Neapel erzählt er:

„In Karthago verfertigten christliche Handwerker heidnische Götzenbilder.“ „Unter den Verfertigern von Idolen befanden sich auch Glieder des geistlichen Standes.“ „Christen stellten Schuldscheine mit heidnischen Eidesformeln aus.“ „Vornehme Christen, die hohe Staatsämter bekleideten, scheuten sich nicht, die an ihr Amt geknüpften (heidnischen) Culthandlungen zu vollziehen.“ „Ohne Zweifel boten die socialen Zustände anderer Gemeinden der ersten Jahrhunderte mehr als einmal dasselbe Bild“ (S. 73 f.). In Neapel soll im Verkehr mit dem Heidenthume jene Liebe geherrscht haben, „die nicht ungeduldig ist und nicht eifert, wodurch denn die Lage dieser Kirche so glücklich sich gestaltete, daß die Wogen der Verfolgung machtlos vor ihr zerschellten, daß in ihrem Bezirke keines Märtyrers Blut vergossen wurde“ (S. 76). Am Ende des vierten Jahrhunderts findet er im Morgenlande „die antiken Hochzeitsgebräuche in überraschender Vollständigkeit bei den Christen eingebürgert“. „Daß dieselben Mißbräuche in der abendländischen Kirche herrschten, bezeugt bereits in der Mitte des dritten Jahrhunderts Cyprian“ (A. Stud. 119). Die Pietät der Christen gegen die Todten war „ein evangelisch umgebildetes Erbstück der Antike“. „Es blieben ihr Elemente anhängen oder hängten sich ihr im Laufe der Zeit an, die mit dem Geiste des Christenthums in Widerspruch stehen.“ „Die Erlangung eines Begräbnisses wurde überschätzt und in echt antiker Weise hier und dort die Möglichkeit zukünftiger Auferstehung davon abhängig gemacht.“ „Man war sich schon frühzeitig in der Kirche der maßgebenden Gründe (warum man die Leichen begrub und nicht verbrannte) nicht mehr bewußt. So erklärt der Apologet Minucius Felix die von den Christen geübte Beerdigung historisch als ein bewußtes Zurückgehen auf die alte Sitte, was ein unrichtiges Urtheil ist [1]. Worauf der Verf. seine höhere Werthschätzung der inhumatio gründet, geht aus seinen Worten nicht hervor. Wahrscheinlich ergab sich ihm dieselbe aus dem ehrwürdigen Alter, das sie aufzuweisen hat“ (Kat. 11 ff.).

Also zum Beweise, daß man „sich in der Kirche der maßgebenden Gründe der Beerdigung nicht mehr bewußt war“, wird Minucius Felix angeführt. Ihm wird dabei zuerst vorgeworfen, daß er ein „unrichtiges Urtheil“ fällte, indem er die Beerdigung als Zurückgehen auf die

---

[1] Oct. 33. 10: „Veterem et meliorem consuetudinem humandi frequentamus.“

alte Sitte erklärt, und dann wird später gesagt, daß derselbe diese Beerdigung „wahrscheinlich wegen des ehrwürdigen Alters“ geschätzt habe. Wer auch nur die Stelle ansieht, wie sie citirt ist, erkennt gleich, daß Schultze derselben Gewalt anthut. Er stellt die Sache dar, als ob Minucius nur ein Adjectiv, veterem, anführe, und nur das Alter betone, und doch sagt derselbe: veterem et meliorem. Ihm ist also die Beerdigung lieber aus innern und aus äußern Gründen. Sieht man die Stelle im Buche des Minucius genauer an, so findet man, daß der Gedankengang des Schriftstellers dieser ist: Wie auch der Körper zu Grunde gehen mag, Gott erhält seine Elemente. Wir Christen fürchten also nichts für unsere Leichen, aber wir sorgen für ein Begräbniß, weil wir eine Sitte behalten, die durch das Alterthum (seit der Zeit der Patriarchen) geheiligt ist, und für die wir andere gute Gründe haben. Unerfindlich ist, wo da auch nur die Spur eines „unrichtigen Urtheils“ zu entdecken ist oder der Schatten eines Beweises dafür, daß „man sich in der Kirche der maßgebenden Gründe des Begräbnisses nicht mehr bewußt war“.

Alle übrigen Anschuldigungen, welche Schultze in den eben angeführten Stellen erhebt, belegt er durch einige scharfe Stellen der Väter, in denen sie gegen Mißbräuche eifern. Er setzt voraus, daß überall da, wo ein Prediger oder Redner ein Laster bekämpft, einen Fehler rügt, dieser Fehler in der geschilderten Weise die ganze Gemeinde beherrschte, ja ebenso die anderen Gemeinden.

Selbst wenn die gerügten Fehler in den Gemeinden geherrscht hätten, mit welchem Recht dürfte Schultze aus dem Mangel an sittlicher Strenge auf einen Gegensatz zwischen dem „volksthümlichen christlichen Glauben“ und der „zeitgenössischen Theologie“ schließen? Kann nicht sehr leicht eine Gemeinde vom Sittengesetz abweichen, ohne den Glauben zu verlieren? Wie konnten die „zeitgenössischen Theologen“ die Laster als solche tadeln und Hoffnung auf Bekehrung hegen, wenn die Gemeinde nicht denselben Glauben besaß, wie die Lehrer, ja wenn ein Gegensatz bestand zwischen Gemeinde und Behörde?

Aber sehen wir uns die Stellen einmal an, mit denen Schultze die sittliche Entartung der Gemeinden erweisen will; denn schon das Vorhergegangene mahnt, seinen Behauptungen um so weniger Glauben zu schenken, je kecker sie hingeworfen sind. Als Beleg dafür, daß „vornehme Christen sich nicht scheuten, die an ihr Amt geknüpften (heidnischen) Culthandlungen zu vollziehen“, citirt Schultze Tertull. de idol. c. 17, 18.

Dort aber führt Tertullian aus, daß ein Christ, selbst wenn er keine an sein heidnisches Amt geknüpfte Culthandlung zu vollziehen brauchte (si ab omni specie idololatriae intactum se praestare possit), doch ein solches Amt nicht behalten könne, weil alle Ämter dieser Welt schlecht seien, da ihre Inhaber die Christen verfolgten, und daß Purpur zu tragen eine Profanation und Idololatrie sei, weil die Götzendiener sich dessen bedienten. Im folgenden Kapitel erklärt derselbe Schriftsteller den Kriegsdienst für unerlaubt, weil man nicht zweien Herren zugleich dienen könne. Und Herr Schultze will uns glauben machen, daß ein Mann wie Tertullian, der sich solcher Übertreibungen schuldig macht, die Zustände von Karthago treu schildert. Ja der deutsche Professor legt dem Tertullian noch Behauptungen unter, die dieser ausdrücklich ausschließt (daß die vornehmen Christen heidnische Cultacte verrichteten), und er verallgemeinert dann die von ihm noch übertriebenen rhetorischen Ergüsse des Tertullian und meint, es liege kein Grund vor, anzunehmen, andere Gemeinden seien besser gewesen, als die von Karthago nach Tertullian gewesen sei.

Eine solche Methode der Beweisführung, wie die, mit der Schultze aus Minucius Felix und Tertullian seine Sätze belegen will, ist doch etwas arg oberflächlich, ja leichtsinnig, trotz alles wissenschaftlichen Apparates. Nicht ernster ist die Art und Weise, wie aus Cyprian bewiesen wird, daß die orientalischen Mißbräuche des Heidenthums in der abendländischen Kirche geherrscht. Das Buch des Cyprian de habitu virgg. ist, wie aus c. 3 erhellt, nur an christliche Jungfrauen gerichtet, und c. 18 ermahnt der Heilige die gottgeweihten Jungfrauen, nicht an Hochzeitsmahlen theilzunehmen, bei denen sie unreine Reden und Scherze hören müßten. Schultze hat gar keine Ahnung davon, daß die Schrift an solche gerichtet ist, die sich zu jungfräulicher Keuschheit verpflichteten. Er versteht die Stelle so, als ob Cyprian christliche Frauen ermahnte, nicht an solchen Festlichkeiten sich zu betheiligen. Sind aber die Hochzeiten so schlecht, daß eine verheirathete Frau nicht hingehen darf, dann ist freilich das Sittenverderbniß groß. Aus der ganzen Stelle folgt in Wahrheit nichts Anderes als dieses, daß Cyprian der Ansicht ist, eine gottgeweihte Jungfrau dürfe nicht bei Hochzeiten erscheinen, weil dort nur zu oft zweideutige Reden geführt werden und der Wein zu Äußerungen verleitet, die eine christliche Jungfrau nicht hören soll. Quis illi in nuptiis locus est, cui animus ad nuptias non est?

Man könnte die Beispiele häufen, aus denen erhellt, daß eine ganze

Reihe von Citaten, die der Leipziger Docent beibringt, nichts für ihn beweisen. Heben wir nur noch eines heraus, weil er es wiederholt verwerthet. Er schreibt:

„Hat doch selbst Clemens von Alexandrien auf dieses (die heidnischen Ringe), mit gewissen Einschränkungen freilich, als nachzuahmende verwiesen, wenn er sagt: ‚Unsere Siegelringe mögen eine Taube darstellen oder einen Fisch, oder ein mit günstigem Winde dahinsegelndes Schiff, oder eine Leier, wie Polykrates auf seinem Ringe führte, oder einen Anker, wie Seleukus sich schneiden ließ; und ist Einer ein Fischer, so erinnere er sich des Apostels und der aus dem Wasser gezogenen Kinder. Bilder von Götzen, denen zu dienen untersagt ist, dürfen nicht in die Ringe eingegraben werden, noch dürfen diejenigen, welche den Frieden suchen, ein Schwert oder einen Bogen in ihrem Siegel haben, noch die Mäßigen einen Becher'" (Kat. 212 f.). „Selbst der Nachweis christlicher Provenienz sichert der Fischdarstellung auf einem solchen Monumente noch nicht den symbolischen Inhalt, der Fisch kann auch inhaltloses Ornament, bildnerischer Schmuck sein. In diesem Sinne hat Clemens von Alexandria den Fisch zur Darstellung auf Ringen empfohlen" (Kat. 129).

Wo sagt nun aber Clemens irgendwie, daß er den Fisch als inhaltloses Ornament empfiehlt? Verwirft er nicht Schwert, Bogen und Becher wegen der symbolischen Bedeutung, die ihnen anhaftet? Und den Fisch, den das ganze christliche Alterthum so häufig als Bild Christi „und der aus dem Wasser wiedergeborenen Kinder" braucht, soll er als inhaltlosen bildnerischen Schmuck ansehen? Ist es denn Zufall, daß Taube und Fisch, die Clemens für Ringe empfiehlt, seit den ältesten Zeiten auch auf den Grabsteinen so häufig vorkommen? Herr Schultze wird sich doch nicht einbilden, man glaube ihm auf sein Wort hin, daß sie auch „auf einem solchen Monument" oft als nichtssagende Verzierungen stehen; jedenfalls folgt das aus der Stelle des Clemens nie und nimmer.

Wie die Gemeinde, so sollen auch die Künstler der zeitgenössischen Theologie ferngestanden haben. Ja es ist eine der Lieblingsthesen unseres Gegners, daß sie der kirchlichen Behörde gegenüber frei dastanden, ohne sich durch sie auch nur im Geringsten leiten zu lassen.

„Als die Bildhauer dazu übergehen, den überkommenen Cyklus zu erweitern, ist für sie dabei nicht sowohl der symbolische Inhalt eines Sujets maßgebend, als das Mehr oder Minder künstlerischer Darstellbarkeit" (Kat. 171). „Das Sujet (des Daniel unter den Löwen) war bei den altchristlichen Künstlern außerordentlich beliebt, hauptsächlich wohl deßhalb, weil dasselbe ihnen Gelegenheit gab, das Nackte darzustellen"

(Arch. Stud. 163). „Die Theologie hat nicht den geringsten Einfluß auf die damalige Kunst geübt“ (Kat. S. 94). Es sei bewiesen, „daß die Künstler sich fast ausnahmslos darauf beschränkten, aus den vorhandenen Besitzstücken eine bestimmte Zahl auszuwählen und diese gegebenen Sujets, ohne Rücksicht auf eine bestimmte einheitliche Idee oder einen fortlaufenden Gedanken, einfach mechanisch aneinander zu ordnen. Sogar künstlerische Motive scheinen nur selten maßgebend geworden zu sein“ (Arch. Stud. 174). „Es ist von Anfang an das Streben der (katholischen) Exegeten gewesen, diese elf Gruppen des Sarkophags (aus S. Paolo) wie ein aufgeschlagenes Buch zu lesen. . . . So nennt de Rossi die Bilderreihe eine „sublime epopea del domma cristiano“. . . . Am eingehendsten hat Garrucci . . . sich bemüht. Einen wissenschaftlichen Werth haben diese mit großem Aufwand von Phantasie angestellten Experimente nicht“ (Arch. Stud. 173). „Die bezeichnete Voraussetzung (daß der christliche Bilderkreis eine Illustration der altchristlichen Literatur sei), beruht auf einer irrigen Anschauung“ (Kat. 115).

Alle diese Sätze werden dann einerseits aufgehoben und andererseits verschärft in einer Stelle, die also lautet:

„Wenn unzweifelhaft in der altchristlichen Kunst bei der Ausstattung und Anordnung einzelner Sujets ästhetische und artistische Rücksichten vielfach wirksam waren . . ., so widerstreitet es doch dem Charakter der altchristlichen Bildwerke, in welchen der Inhalt, nicht die Form das Entscheidende ist, ein derartiges Motiv als ausschließliches zu setzen.“ „Will man versuchen, die häufige Anwendung des Bildes (des guten Hirten) auf eine bestimmte Intention zurückzuführen, so dürfte noch am ehesten eine parallele antike religiöse Vorstellung in Betracht zu ziehen sein, welche die aus dem Heidenthume Kommenden für das Sujet empfänglich und die Darstellung beliebt gemacht habe, die Vorstellung nämlich von Hades, dem Beherrscher der Unterwelt. . . Man stellte sich ihn unter dem Bilde eines seine Schafe weidenden Hirten vor. Diese antik mythologische Vorstellung tritt auf einem Mosaik im Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna, welches dem guten Hirten die Erhabenheit und Majestät des königlichen Herrschers zufügt, deutlich hervor“ (Arch. Stud. S. 73).

3. Der Schluß des obigen Citates zeigt in einem auffallenden Beispiele eine weitere Idee, welche den Herrn Schultze beherrscht und all seine Schriften charakterisirt. Er ging als Protestant an die Katakombenforschung. Darum mußte er die kirchliche Behörde und die Schriften der Väter von den Monumenten trennen, um seiner protestantischen Gemeinde in den Katakomben einen Platz zu bereiten und den katholischen Exegeten ihre Waffen aus der Hand zu winden. Er war aber auch begeistert für classische Studien und römische Archäologie. So entschloß er sich, den Traditionen des Heidenthums den durch Beseitigung der christlichen Schriftsteller leergewordenen Platz anzuweisen und sie als den rothen

Faden in die Hand zu nehmen, der ihn herausführe aus dem Labyrinth, in das die unwissenschaftliche, auf irrigen Voraussetzungen beruhende katholische Exegese die christliche Archäologie verzettelt habe. Es wird einem christlichen Herzen schwer, die folgenden Sätze wiederzugeben, die ein Mann kühn und kalt hinschreibt, welcher als Christ gelten will, und doch das Christenthum so tief herabwürdigt. Aber sie zeigen so recht die Art und Weise dieser neuen Katakombenforschung. Schultze schreibt:

„Es ist keine gerechte Beurtheilung, nach den schroffen Ausdrücken, welche einzelne antike Epitaphien bieten, den Geist des griechisch-römischen Inschriftenthums zu bemessen, das an manchen Punkten eine Innigkeit des Gefühles und eine reine Menschlichkeit offenbart, welche die altchristlichen Inschriften, mit wenigen Ausnahmen, vermissen lassen" (Kat. 271). „Für die Charakteristik der populären christologischen Anschauung der Zeit ist sie (die Darstellung der Auferweckung des Lazarus) insofern von Bedeutung, als in ihr Christus in der Weise der Magier mit einem Zauberstäbchen operirend erscheint, eine Vorstellung, die durch das Marcus-Evangelium nahegelegt war, in welchem ja Jesus vielfach unter fremdklingenden aramäischen Worten und mit seltsamen, spannenden Mitteln seine Wunder vollzieht" (Katakomben von San Genaro dei Poveri in Neapel S. 24).

„Dieser Stab ist nicht als Herrscherstab, als Symbol höherer Gewalt zu fassen, sondern als Nachbildung des Zauberstabes, der virga divina (venenata), mit welcher die Götter und Zauberer des Alterthums zu manipuliren pflegten. Daher führt ihn der wunderthuende Christus fast immer" (Kat. 111). „Das Attribut ist außerchristlichen Ursprungs, entweder die virgula divina, mit welcher heidnische Thaumaturgen zu operiren pflegten, oder, was wahrscheinlicher, eine Nachbildung des Kerykeion (caduceus) des Hermes, des Symbols der einschläfernden und der erweckenden Kraft des Seelenführers, welchem dasselbe auch bei magischen Verwandlungen diente" (Arch. Stud. 59). „Das verborgene, stille Leben der Gemeinde, die mysteriöse Lehre von dem Hinsterben ihres Gottes zur Sühnung der Schuld der Menschheit, eine Idee, welche der übersatten Generation die ägyptische Religion so lieb gemacht hatte, dann auch der Zusammenhang des Christenthums mit der jüdischen Religion — die Juden standen hoch in der Damenwelt! — eröffneten dem Evangelium zuerst die Salons der römischen Gesellschaft" (Neapel 72).

„Die beliebteste Bezeichnung für ‚die Taufe empfangen' ist percepit." „Der Terminus percipere, doch nicht absolut, auch auf Mithras-Inschriften als Bezeichnung für den Empfang der Weihe. . . . Es fragt sich, wo die Priorität liegt" (Kat. 263 f.). Das älteste Marienbild in S. Priscilla ist wohl entstanden, weil man den antiken Votivstatuetten des Jupiter lactans, der Isis u. A. eine christliche Parallele an die Seite setzen wollte; es hat

wahrscheinlich „nicht einmal einen bestimmten religiösen Gedanken zur Voraussetzung" (A. Stud. 195). Die Darstellung des Jonas in der Fassung, in welcher es in den Katakomben vorliegt, ist „mit der Erzählung des Jona-Buches nicht zu vereinbaren". Sie ist nur eine Nachahmung „des ruhenden Endymion" (A. Stud. 81).

Kraus bemerkt in seiner Real-Encyklopädie II. p. 70 zu der letzten Erklärung des Herrn Schultze: „Wir glauben nicht, daß es nöthig sein wird, auf diesen allgemein mit Heiterkeit aufgenommenen Einfall näher einzugehen." Wäre dieser Einfall ein einzeln stehendes Beispiel von dem Interpretationsverfahren des in Rede stehenden Gelehrten, auch wir brauchten hier nicht darauf einzugehen. Aber es ist nur ein Beispiel von den vielen, die zeigen, wie er die christliche Kunst und so indirect das ganze historische Christenthum darzustellen versucht. Das antike Vorbild der Schöpfungsscenen sind ihm die Darstellungen der durch Prometheus vollzogenen Schöpfung des Menschen (A. Stud. 151). Bei der Scene des Sündenfalles sind ihm Adam und Eva Nebenfiguren. Der Hauptnachdruck liegt auf der Schlange, die aus dem Heidenthum herübergenommen ist und eine sepulchrale Bedeutung bewahrt hat, wie der Granatapfel und die Figuren des Bacchuskreises in der christlichen Kunst eine dunkle Beziehung auf das Sterben aus dem Heidenthum bewahrt haben (A. Stud. 152 ff.) u. s. w.

Zweierlei findet sich bei jedem Kunstwerk: die äußere, sinnliche Form und der innere Gehalt der Idee. Den Charakter der Form bestimmt der Stil. Wie die kirchlichen Schriftsteller des Abendlandes sich der lateinischen Sprache ihrer Zeit bedienten und in sie ihre Gedanken kleideten, so benutzten die christlichen Künstler den Stil, der zu ihrer Zeit blühte und Alles beherrschte. Die Kirche hat weder eine neue Sprache erfunden noch auch einen neuen Stil hervorgezaubert, aber sie hat langsam die lateinische Sprache und die alte Kunst nach ihren Bedürfnissen mehr oder weniger umgebildet oder es geschehen lassen, daß beide durch die Verhältnisse unter ihrer Hand wechselten, stiegen oder fielen. So hat sich eine Kirchensprache, so eine kirchliche Kunst entwickelt, langsam, jedoch in stetem Wechsel.

Nun hat aber jeder Stil für die verschiedenen Gemüthsbewegungen seinen Ausdruck, er hat seine Formirung, seine Gruppirung, seine Drapirung, seine Anordnung und seinen Aufbau. Es war also ganz natürlich, daß zu einer Zeit, in der die Kirche sich erst langsam entwickelte und in Sprache und Kunst auf den Stil verhältnißmäßig wenig Ein-

fluß hatte, heidnische und christliche Werke sich sehr glichen; es ist damit nicht gesagt, daß der christliche Künstler ein heidnisches Vorbild benutzte. Der Stil der Zeit brachte es naturgemäß mit sich, daß ein ruhender Endymion einem ruhenden Jonas ähnlich war, und daß die Darstellung einer Mutter Gottes in Vielem den Bildern anderer Mütter gleichen mußte. Es ist also jedesmal ein falscher Schluß, so oft Herr Schultze argumentirt: Dieses und jenes christliche Bildwerk gleicht diesem und jenem heidnischen; also ist das christliche eine directe Nachahmung des heidnischen. Aus der Ähnlichkeit folgt nichts Anderes als dieses, daß die Kirche nicht die Aufgabe hatte, einen neuen Stil zu offenbaren. Aber, hat denn die Kirche nur die Art der Darstellung mit dem Stil vom Heidenthum ererbt, hat sie nicht auch viele Gegenstände direct und unverändert herübergenommen, um ihnen christliches Bürgerrecht in den Katakomben zu gewähren? Gewiß! Aber das beweist nicht, wie Schultze will, ihre Abhängigkeit vom Heidenthume, sondern ihren universalen Charakter, ihre Größe und ihre providentielle Stellung. Die Kirche baut sich auf über den Resten der Uroffenbarung und auf den ewigen Grundvesten der Vernunft und der Philosophie. Christus ist nach der Lehre der heiligen Schrift das Ziel der Geschichte vom Paradiese an. Alles Wahre, was das Heidenthum von der Uroffenbarung gerettet oder was die alte Philosophie gefunden, alles Schöne und Gute, was das menschliche Herz gebildet hatte, alles das durfte und mußte die Kirche und das Christenthm in sich aufnehmen. Wie der Herr die alte Parabel vom guten Hirten erweiterte und so viele andere erzählte, so konnte die Kirche die alten Sagen von Orpheus, von Amor und Psyche und so viele andere mythologische Sinnbilder in ihren Kreis aufnehmen, sobald die Gefahr des Götzendienstes entfernt war und die mythologische Form nur mehr ein poetischer Schleier war, der große Wahrheiten mehr zeigte als verhüllte. Ob diese Art der Poesie dem Geiste des Christenthums am vollkommensten entspricht oder nicht, das kommt hier nicht in Frage. Aber so wenig die Renaissance eine Götzendienerin ist, und so wenig Raphael vom Glauben abfiel, weil er der Fabel vom Amor und Psyche seinen Pinsel lieh, ebenso wenig ist die Aufnahme mythologischer Details ein Zeichen, daß die alten Christen am Götzendienst hingen. Sie wollten das, was sie aus dem Heidenthum mitnehmen durften, nicht aufgeben. Die Cultur der nichtjüdischen Menschheit vor Promulgation der christlichen Religion war keineswegs etwas an und für sich und dem Wesen nach Verwerfliches. Nur der Götzendienst des Heidenthums ist immer

und überall schlecht und verabscheuenswerth. Es finden sich in der Mythologie manche wahren und tiefen Gedanken verkörpert, auf deren Darstellung die christliche Kunst nicht absolut zu verzichten gezwungen war. Daß sich auf christlichen Denkmälern, besonders im vierten Jahrhundert, nicht nur rein menschliche, also unschuldige Formeln und Darstellungen finden, die aus dem Heidenthum herübergenommen sind, sondern auch einzelne, die dem Götzendienste sehr nahe stehen, und die uns zum allerwenigsten zweideutig und bedenklich erscheinen, lag in der Natur der Verhältnisse. In wie weit aber solche Bilder einen innern Abfall vom Monotheismus und vom Christenthum bezeugen, in wie fern sie mehr oder weniger Tadel verdienen, ob und in wie weit sie den Ungebildeten gefährlich waren, das Alles ist heute sehr schwer zu bestimmen. Es ist um so schwerer, dieß mit Sicherheit zu ermessen, und den Tadel auf das rechte Maß zu beschränken, da die Grenze des Erlaubten sich auf diesem Gebiete nach der Auffassung der Zeiten richtet und nicht nur jeder Ort seine Grenzen hatte, sondern die Zeit diese Grenze oft und leicht erweiterte oder verengte. Man wird heute je nach dem verschiedenen Standpunkte mehr zur Entschuldigung oder zur Verurtheilung solcher Denkmäler, die an Heidnisches anknüpfen, geneigt sein. Wir glauben mit allen Katholiken, daß es immer in der Kirche eine starke Hierarchie gegeben hat, die gegen wirkliche Mißbräuche und götzendienerischen Unfug auftrat und ihn nicht duldete, und daß ihr die meisten Gläubigen gehorchten. Wo also heidnische Bilder häufig und unter den Augen der kirchlichen Behörde auftreten, da sagen wir: sie hatten ihren götzendienerischen Charakter verloren, sonst hätte man sie nicht geduldet.

Herr Schultze stellt den Einfluß einer kirchlichen Obrigkeit in Abrede. Sein Interesse sucht möglichst viele Spuren des Götzendienstes im Christenthum, möglichst viel Sittenverderbniß, um so die Machtlosigkeit oder Nicht-Existenz der Hierarchie zu erweisen. Welche Mittel er anwendet, um sein Ziel zu erreichen, haben wir gesehen. Wir können darum ruhig bei der Behauptung des Herrn de Rossi und seiner Schule bleiben und dürfen sagen, daß Herr Schultze die Wahrheit verkehrt, wenn er schreibt:

„Mit Anschluß an ältere Erklärer hat die moderne archäologische Exegese den Thatbestand dadurch verwirrt, daß sie die Stücke dieser Gruppe (ursprünglich heidnische Darstellungen) entweder christianisirt, mit christlichem Inhalte erfüllt oder sie zu inhaltslosen Ornamenten herabdrückt" (Kat. 101).

Mag Herr Schultze den katholischen Exegeten, de Rossi und allen Anderen, vorwerfen, ihre Auffassung verstehe nicht den Entwicklungsgang der altchristlichen Kunst und das Culturleben jener Zeit und sei in einer ungeschichtlichen Voraussetzung befangen (a. a. O.): gerade die Häufung solcher Vorwürfe ist eine Mahnung, einem Manne, der so absprechend seine Meinung vorlegt und sie doch so schlecht begründet, nicht auf's Wort zu glauben und jeden seiner Sätze auf den wahren Gehalt zu prüfen, wobei sich dann freilich oft ganz andere Ergebnisse finden, als jene, die er als unanfechtbare Sätze seiner echt wissenschaftlichen Forschung ausgeben möchte.

4. Die Gemeinde, welche Schultze von der Theologie der Kirche loszulösen und mit dem Heidenthum auf's Engste zu verbinden sucht, steht nach ihm nicht nur in der Kunstthätigkeit, sondern auch im Glauben den Heiden sehr nahe. So soll auch ihr Hauptdogma sie mit dem damaligen Heidenthum verbrüdert haben.

„Dieser parallele Gang heidnischer und christlicher Sitte ist nicht zufällig: er beruht auf einer gleichen Richtung religiösen Strebens und religiöser Anschauung, die nur in der Form, nicht in ihrer Grundlage (!!) auseinandergehen. Die Betonung der Fortdauer und die Bemühung, durch religiös-sittliche Leistung sich diese zu sichern, ist dem absterbenden Heidenthume ebenso (!) charakteristisch, wie den in der Heidenwelt lebenden Gemeinden. Die Mysterien verdankten ihre Fortdauer bezw. ihre Erneuerung vor Allem der Thatsache, daß sie Träger und Pfleger eschatologischer Gedanken waren, und die glückliche Propaganda der synkretistischen asketischen Religionsgenossenschaften, welche mit dem Ende der Republik im römischen Reiche so zahlreich aufschießen, erklärt sich aus derselben Thatsache. Das renatus in aeternum der Mithrasdiener ist nur ein Ausdruck für das, was dort versprochen und erstrebt wurde" (Kat. 116).

Das ist die neueste Ansicht des gelehrten Herrn. Zwei Jahre früher war ihm der Glaube an die Auferstehung des Fleisches in der alten Kirche ein Fundamentalartikel und ein Hauptcontroverspunkt zwischen dieser und dem Heidenthum (Arch. Stud. 15). Herr Schultze schreitet eben voran durch seine wissenschaftlichen Forschungen, und zwar so, daß sie ihn vom Christenthum ab immer mehr zum Heidenthum führen, wie aus den beiden Citaten klar erhellt. Er führt aber doch auch heute noch die These, die er schon früher aussprach, als seinen „leitenden Grundgedanken" an:

„Die vielstimmige Sprache dieser Monumente (der Katakomben) tönt in dem Worte zusammen, mit welchem die Schrift Tertullians de resurrectione

carnis beginnt: Fiducia Christianorum resurrectio mortuorum" (Arch. Stud. 21).

Wer sollte nicht damit einverstanden sein, daß die Auferstehung ein Hauptdogma ist? Aber daß sie, wie hier behauptet wird, der einzige Gedanke sei, der in allen Denkmälern des unterirdischen Roms und der anderen Katakomben verborgen liegt, ist eine These, die Herr Schultze nicht beweisen kann.

Der christliche Auferstehungsglaube gründet sich auf die Gottheit Christi; diese ist darum naturgemäß das letzte Wort, in das die vielstimmige Sprache der Monumente zusammenklingt, weil sie eben christliche Denkmäler sind, abgesehen davon, daß es gar noch nicht erwiesen ist, alle Monumente der Katakomben seien ausschließlich Sepulchral-Monumente. Greifen wir eine Reihe von Bildern heraus, um an Beispielen zu zeigen, wohin Schultze durch seinen einseitigen Sepulchralgedanken geleitet wird und wie weit derselbe ihn von den bisherigen Anschauungen entfernt.

Ehe er die Alleinherrschaft des Auferstehungsglaubens erfand, hatte er dem Bilde des Jonas in der ersten Katakombe nur eine „negative Bedeutung" zugeschrieben:

Es warnt vor der Thorheit unverständigen Murrens an einer Stätte, wo der Schmerz um die Dahingeschiedenen die Besonnenheit gottergebenen Glaubens leicht überfluthen konnte (Neapel S. 23 ff.). In den Arch. Stud. schreibt er: „Die Idee des Ruhens im Todesschlafe hat in dem schlummernden Endymion einen besonders edeln und künstlerischen Ausdruck gefunden; das Bild empfahl sich also auch dadurch zur Nachahmung" (S. 82).

So sind nach Schultze die Jonasbilder in die Katakomben gekommen. Die Katholiken meinen dagegen, sie könnten den Schlüssel zur Erklärung der Jonasbilder am besten aus dem Evangelium nehmen, und sehen in ihnen eine Anspielung auf Matth. 12, 40, wo der göttliche Heiland den Propheten als Vorbild seiner Auferstehung und somit mittelbar als Unterpfand auch unserer Auferstehung hinstellt.

In den Augen der Katholiken ist das Bild des guten Hirten eine Erinnerung an Christus, der sein Leben gibt für seine Schafe und sie einführt in den wahren Schafstall der Kirche und des Himmels. Den alten Christen war das Bild beinahe das, was uns das Kreuz ist. Herr Schultze läugnet das und belehrt uns, daß das Bild des guten Hirten, dessen „Blicke träumerisch in die Weite gehen" (Neapel 21), keineswegs an die Evangelien anknüpft, sondern sie „ignorirt", sich zwar auf einige

Stellen des Alten Testamentes bezieht, aber doch eigentlich und letztlich sich auf Hades gründet, dem wohlwollenden Gastgeber der Unterwelt und Hirten der Todten, dem Völkerführenden, bei dem alle Seelen eingehen (Kat. 113; A. Stud. 73).

Einem Gemälde der Sacramentskapellen in S. Callisto erkennt die moderne (d. h. katholische) Exegese eine hohe Bedeutung zu. Es wird übereinstimmend als eine Darstellung der Eucharistie gefaßt; dennoch idealisirt es nur das häusliche Familienmahl zu dem himmlischen Festmahl. Der Künstler hat das Weib betend, den Mann die Speise ergreifend gebildet. Das ist das einzig neue Moment. Die traditionelle Interpretation, als ob das Opfer Isaaks, welches diesem häuslichen Familienmahl gegenübergemalt ist, das Kreuzesopfer oder gar das Meßopfer darstelle, ist zurückzuweisen. Es handelt sich in dem Bilde nicht um die Opferung Isaaks, sondern nur um eine Rettungsthat Gottes, die ein dem Tod verfallenes Leben dem Dasein zurückgibt. Den Cyklus der sogen. Sacramentskapellen mit Anschluß an de Rossi zu verstehen, heißt die Bedeutung und den Zweck sepulchraler Darstellungen überhaupt verkennen (A. Stud. 86, 91, 93, 94, 97).

Im Cömeterium an der Via Appia sieht man neben dem guten Hirten einen Athleten und eine Orante. Katholische Ausleger denken dabei an die Stelle des Korintherbriefes, in der der hl. Paulus die Christen mit denen vergleicht, die in der Rennbahn laufen. Schultze sagt:

„Der Besitzer des Grabes war eben ein Athlet. In der Orans haben wir wohl das Bild seiner Gattin zu sehen" (Kat. 327). Tragische Masken auf einem Sarkophag kennzeichnen die Besitzerin des Sarges als Schauspielerin (Kat. 182). „Das Pferd auf altchristlichen Monumenten hat eine bestimmte persönliche Beziehung auf den Verstorbenen, insofern dasselbe, wie auf heidnischen Epitaphien, entweder an den Namen des Verstorbenen oder an seine oder seiner Familie sociale Stellung, oder an einen in der Rennbahn (!) erfochtenen Sieg erinnern soll" (Arch. Stud. 279). „Pferde bezeichnen, wie auf antiken sepulchralen Monumenten, das Grab als dasjenige eines Pferdeknechtes, Fuhrmannes, Circusdieners (!!) oder eines Siegers in der Rennbahn" (Kat. 132).

Brechen wir ab. Wir kämen an kein Ende und wollen andere Dinge für eine spätere Gelegenheit zurücklegen. Das Angeführte genügt zur Charakterisirung des Herrn Schultze und seiner Bücher[1]. Thatsächlich

[1] Da es bloß unsere Absicht war, den „wissenschaftlichen" Standpunkt des neuen Katakomben-Forschers in etwa zu kennzeichnen, keineswegs aber, eine eigentliche Widerlegung seiner neuen Theorien zu geben, so haben wir u. A. die Arcandisciplin ganz unberücksichtigt gelassen.

laufen seine Angriffe auf den Katholicismus in Angriffe auf das Christenthum selbst aus. Denn wenn man, wie Schultze (A. Stud. 237) es thut, einen Bericht über eine Thatsache schon deßhalb als sagenhafte Umbildung und somit als unglaublich bezeichnet, weil die Thatsache wunderbar ist, dann untergräbt man die apologetische Begründung des Christenthums, und wir sehen kaum, wie Herr Schultze das Christenthum und die heilige Schrift auch schon jetzt noch wissenschaftlich vertheidigen kann. Nach ihm gründet sich der Ursprung des Monogramms Christi auf Superstition, es war auf Superstition der Armen berechnet, gelangte in der Gemeinde rasch zu großer Beliebtheit und wurde zu einem Schibboleth der Kirche, sowohl der heidnischen Religion gegenüber wie dem Arianismus (Kat. 123).

Wer sich das wichtigste Ereigniß der Kirchengeschichte, die Bekehrung Constantins und den Sieg des Christenthums über das Heidenthum so zurechtlegt, dem fehlt begeisterte Liebe und Werthschätzung der Wohlthaten des Christenthums, der wird in der heutigen Zeit durch die Consequenz der Negation und des Widerspruches weiter gedrängt, als er gehen will, und wenn er das Rom unter der Erde aufruft zum Zeugniß gegen das Rom auf der Erde, schießt er über sein Ziel hinaus und arbeitet dem modernen Heidenthum in die Hände.

St. Beissel S. J.

Die Schutzfärbungen der Insektenwelt.

Die Insekten waren nach der Selectionstheorie als Blumenmaler thätig; wer aber hat die Insekten gemalt? Die Vögel sind die Insektenmaler des Darwinismus! So sonderbar dieser Satz für ein gewöhnliches Menschenkind klingt, so werthvoll und inhaltsreich erscheint er dem darwinistischen Forscher. Die Fülle von Schönheit und Harmonie, die sich in Gestaltung, Zeichnung und Färbung der Insektenwelt offenbart, war nämlich von jeher eine verhängnißvolle Klippe für die darwinistische Naturerklärung. Denn wenn sich diese „Nützlichkeitstheorie" nicht selbst verläugnen wollte, durfte sie keine ideellen Principien aufnehmen; nur jene Eigenschaften der lebenden Wesen, die irgend einen mechanischen Vortheil im Kampfe um's Dasein brachten, durften auf eine Scheinerklärung hoffen. Darwin selbst sah diese Schwierigkeit wohl ein. Sein Streben, diese große Lücke in dem Systeme der „natürlichen Zuchtwahl" auszufüllen, brachte ihn sogar dahin, die Insekten mit Schönheitssinn und mit menschlichen Geistesfähigkeiten zu begaben. Aber es erging dem großen Forscher hiermit nicht besser, als mit jenen „Gehirnfunctionen" der Pflanzenwurzeln, wodurch er eine andere Lücke, die unerklärliche Zielstrebigkeit der pflanzlichen Lebenserscheinungen, hatte ausfüllen wollen. Statt den Schaden zu verdecken, brachte er ihn den langsamer denkenden Forschern erst recht zum Bewußtsein; Darwin war offenbar seiner mechanischen Naturerklärung untreu geworden, und seine eigenen Schüler ließen ihn auf diesen Nebenwegen im Stiche[1].

Für eine Klasse von Färbungen schien jedoch den getreuen Schü-

[1] Sogar im darwinistischen „Kosmos, Zeitschrift für Entwicklungslehre und einheitliche Weltanschauung", wird die Erklärung, welche Charles Darwin in seiner „geschlechtlichen Zuchtwahl" für die Farbenpracht und die grotesken Auszeichnungen der männlichen Insekten versucht hatte, als ein unhaltbarer und überwundener Standpunkt erklärt; so von Wilhelm v. Reichenau im 5. Hefte des 9. Jahrg., S. 177 ff. Bezüglich der pflanzlichen „Gehirnfunctionen" sagt der Darwinist Dr. Sachs (Vorlesungen über Pflanzenphysiologie, S. 843), Darwin sei mit seinem Sohne Francis auf Grund ungeschickt angestellter und zudem falsch gedeuteter Beobachtungen und Versuche in die gröbsten Irrthümer verfallen.

lern der „natürlichen Zuchtwahl“ eine rein mechanische Erklärung nahe-liegend und leicht durchführbar. Der Gespenstlaufkäfer (Mormolyce phyllodes) z. B. ist einem braunen, abgefallenen Blatte in Gestalt und Farbe täuschend ähnlich, und das sichert ihn wirksam vor den Nachstellungen der Vögel und der anderen feindlichen Insektenfresser. Nach den Grundsätzen der Selectionstheorie ist es also wahrscheinlich, daß diese Nachahmung eines dürren Blattes ihrem Besitzer im Kampfe um's Dasein voranhelfe und die Erhaltung seiner Art im Vergleiche zu anderen, schutzlosen Verwandten sicherstelle. Die darwinistische „Mimikry“ oder Nachahmungs-Theorie stützt sich also in diesem Beispiel auf zwei Thatsachen: erstens, daß jener Laufkäfer eine auffallende Ähnlichkeit mit einem abgefallenen Blatte besitze; zweitens, daß ihm diese Ähnlichkeit vielfach ein Schutzmittel vor seinen Feinden sei, dadurch zur Erhaltung seiner Art beitrage und ihr eine bestimmte Individuenzahl sichere; sie behauptet dann drittens, er habe diese schützende Ähnlichkeit erst dadurch allmählich erlangt, daß ihm schon die zufällig entstandenen Anfänge derselben einen bedeutenden Vortheil in vorhistorischen Zeiten verschafften.

Die Wahrheit der Mimikry liegt in dem ersten und zweiten Gedanken. Hiernach bezeichnet Mimikry den Besitz einer natürlichen Schutzmaske, die im Kampfe um's Dasein zu manchem Sieg verholfen hat und erbliches Familiengut ist. Der darwinistische Irrthum ist im dritten Gedanken verborgen. Er liegt in der Vorstellung von dem Zustandekommen der Mimikry.

Nach der gewohnten Tactik der darwinistischen Beweisführung werden auch hier Wahrheit und Irrthum pêle-mêle in denselben Topf geworfen; denn im Trüben ist gut fischen. Wer sollte nicht die abenteuerlichen Gebilde, die sich nach Wallace's und Mohnike's Berichten in der Familie der Gespenstheuschrecken finden, als schlagende Beweise der darwinistischen Nachahmungsideen anerkennen? Diese „wandelnden Blätter“ und „wandelnden Zweige“ täuschen selbst noch in den todten Sammlungen das Auge. Die blattähnlichen unter diesen Insekten, z. B. Phyllium siccifolium, gleichen in so hohem Grade ihrer Nahrung, den Pflanzenblättern, daß die Unterscheidung von Thier und Pflanze selbst für einen Kennerblick kaum mehr möglich ist. Unter den zweigförmigen gibt es, wie z. B. die riesige Gespenstheuschrecke (Phasma gigas), solche, die fußlang, so dick wie ein Finger und durch Farbe, Gestalt, rauhe Oberfläche, Stellung des Kopfes, der Fühler und Beine in ihrer ganzen Er-

scheinung trockenen Zweigen zum Verwechseln ähnlich sind. Wenn sie zudem noch ihrer Gewohnheit nach schlaff an dem Strauche herabhängen, und ihrer sonderbaren Sitte huldigen, die Beine unsymmetrisch von sich zu strecken, dann wird die Täuschung noch vollkommener [1]. — Und das sollten nicht Beweise „echter Mimikry“ sein?

Es gab eine Zeit, in der auch die Männer der Wissenschaft solche Erscheinungen für unwiderlegliche Beweise der unendlichen Weisheit, Macht und Güte eines Gottes hielten, der selbst für das geringste seiner Geschöpfe väterlich sorgte. Dieselbe Meisterhand, so glaubte der christliche Forscher, habe bei der Schöpfung die Gestalt und Farbe jener Insekten mit der Gestalt und Farbe der Pflanzen, welche sie bewohnen, in natürliche Harmonie gesetzt, und diese Harmonie in den Entwicklungsgesetzen beider Gebilde als Erbgut niedergelegt; in der weisen und kunstreichen Übereinstimmung so verschiedener Wesen glaubte man die unverkennbare Spur jener allumfassenden schöpferischen Weisheit zu erkennen, welche beide geformt und gesetzmäßig für einander bestimmt hatte.

Doch diese glückliche Zeit ist nun vorüber; die moderne Wissenschaft vermeint hier leichten Spiels ohne einen weisen und gütigen Schöpfer fertig zu werden, der über den Sternen thront; wir werden sehen, mit welchem Rechte. Eine nähere Prüfung der Thatsachen wird uns zeigen, daß die darwinistische Hypothese der sogenannten Mimikry keinen höheren wissenschaftlichen Werth besitze, als der in Brasilien weitverbreitete Aberglaube, daß die Gespenstheuschrecken und ähnliche blattartige Insekten sich in Pflanzen verwandeln.

Eine kurze Darlegung der Geschichte der Mimikry wird ihre richtige Beurtheilung wesentlich erleichtern. Darwin hatte zwar in seiner „Abstammung des Menschen“ (deutsch von V. Carus, 1. Aufl. I. Bd. 2. Thl. S. 349) die dunkle Flügelfärbung mancher Schmetterlinge durch natürliche Zuchtwahl erklärt, indem er behauptete, daß jene ihrer Altvordern, welche grellere Farben besaßen, durch den Kampf um's Dasein verschlungen worden seien, während nur ihre günstig gefärbten Abänderungen weitergebildet wurden. Er fügt jedoch sogleich hinzu: „Obgleich die dunklen Färbungen der oberen oder unteren Flächen vieler Schmetterlinge ohne Zweifel dazu dienen, sie zu verbergen, so können wir doch

[1] S. Dr. O. Mohnike, Blicke auf das Pflanzen- und Thierleben der malaiischen Inseln, S. 648 u. Tafel 17, und Bach, Wunder der Insektenwelt, 2. Aufl. S. 48, aus Wallace's Reiseberichten.

unmöglich diese Ansicht auch auf die brillanten und auffallenden Färbungen vieler anderen Arten ausdehnen, wie z. B. auf unseren Admiral und unser Pfauenauge, die Vanessae, unseren Kohlweißling (Pieris) oder den großen schwalbenschwänzigen Papilio, welcher auf offenen Gründen schwärmt. Denn es sind diese Schmetterlinge durch jene Farben sichtbar für jedes lebende Wesen gemacht worden."

So dachte Meister Charles Darwin; er sah die Unzulänglichkeit der natürlichen Zuchtwahl richtig ein und flickte als purpurnen Lappen die „geschlechtliche Zuchtwahl" über den Riß. Bei jenen Arten, deren Männchen in schöneren Farben prangen als die Weibchen, hatte bewußte Auslese der letzteren diese Schönheit geschaffen. Aber das Flickstück paßte schlecht. Die Vermenschlichung der Insekten war doch den Freunden der „absichtslosen" natürlichen Zuchtwahl etwas gar zu bunt; überdieß sprachen die zu erklärenden Thatsachen allzu klar gegen die neue Entdeckung Darwins, und für alle jene Fälle, wo Männchen und Weibchen dieselbe Färbung tragen, war noch gar keine Erklärung geboten; kurz, Darwin war vom Regen in die Traufe gekommen.

Geschickter und gründlicher wurde die Frage über den Ursprung der Insektenfarben von Alfred Russel Wallace in seinem berühmten Werke über die Tropenwelt behandelt [1]. Weder die allgemeinen Einflüsse des Lichtes und der Wärme, noch die Nahrung der Insekten, noch weniger aber die geschlechtliche Zuchtwahl Darwins sind nach Wallace die Ursache der großen Mannigfaltigkeit und Buntheit und des schönen Glanzes der Farben. Er hält es für erforderlich, diese Farbenwelt von einem höheren Gesichtspunkte aus zu überblicken, und kommt je nach ihrem Zwecke zu folgender functionellen oder biologischen Eintheilung der Thierfarben, die sich in vorzüglichem Grade auf die Insektenfarben anwenden läßt. Zuerst nennt er die Schutzfarben wehrloser Wesen, entstanden durch Anpassung an ihren Aufenthaltsort, indem die auffälligen ausgetilgt wurden; sie zeigen sich bei den weißgefärbten hochnordischen Thieren, bei den sandfarbigen Wüstenthieren, bei den grünen Vögeln und Insekten der Tropenwälder. Die dunkle Flügelfarbe ruhender Schmetterlinge, die Pflanzenfarben der Raupen, vieler Käfer und Heuschrecken unserer gemäßigten Zone zählen ebenfalls zu dieser Klasse. An zweiter Stelle kommen die Trutzfarben solcher Insekten, die den Vögeln nicht zur

---

[1] Die Tropenwelt, nebst Abhandlungen verwandten Inhalts. Autorisirte deutsche Übersetzung von Dr. David Brauns. Braunschweig 1879. Vgl. „Ausland", 1880. S. 281.

Speise dienen können und, durch ihre grelle Farbe weithin sichtbar, die Feinde von einem Angriff instinctiv abschrecken; diese Farben werden von wehrlosen Wesen nachgeäfft, um an jenem Schutze theilzunehmen. Als echte Trutzfarben sind nach Wallace die Färbungen der Danaïden, Akraïden und Helikoniden unter den tropischen Schmetterlingen aufzufassen; aus der einheimischen Insektenwelt sind nach unserer Ansicht die gelb- und schwarzgeringelten Wespen, sowie vor Allem einige prachtvoll gefärbte Bärenspinner (wie Callimorpha hera und Euchelia Jacobeae) mit echten Trutzfarben ausgerüstet. Nachäffung dieser Trutzfarben findet sich bei der Pieridengattung Leptalis unter den tropischen Schmetterlingen, sowie bei den zahlreichen wespenfarbigen Insekten unserer Heimath. Für die dritte Klasse bleiben nur indifferente Farben übrig, welche keinen unmittelbaren Nutzen im Kampfe um's Dasein bringen, sondern zur Unterscheidung der Geschlechter (geschlechtliche Farben) oder der Arten (typische Farben) dienen.

Unter den übrigen Vertretern der Mimikry verdient noch der Engländer Bates rühmende Erwähnung; er war es, der die ersten classischen Beispiele für Nachäffung aus der Schmetterlingsfauna des Amazonenstromes berichtete, den geistreichen Namen „Mimikry" zuerst gebrauchte und dadurch der Vater dieser Theorie wurde; Darwin nahm dieselbe bereits in die späteren Auflagen seiner „Entstehung der Arten" auf. Die Insekten Nordafrika's wurden von Karl Vogt unter die Herrschaft der Mimikry gebracht, während Gustav Jäger ein Verzeichniß der „Wespenfarben" europäischer Insekten anfertigte. Fritz Müller bereichert endlich die darwinistische Zeitschrift „Kosmos" mit stets neuen Beispielen „echter Mimikry" und frischt die alten wiederum auf, nachdem sie längst schon widerlegt sind.

Die Mimikry oder Nachäffung umfaßt in ihrem engsten Sinne nur jene Fälle, in denen wehrlose Insekten eine allmähliche Verähnlichung mit den Trutzfarben ihrer Genossen im Kampf um's Dasein erwarben; im weiteren Sinne umschließt sie jedoch alle nachahmenden Schutzfarben der Insektenwelt, welche durch denselben Existenzkampf entstanden. Denn der Grundgedanke bleibt sich stets gleich: Der Raub- und Mordlust der Vögel, die sich unter allen Insektenfeinden vorzüglich durch ihr scharfes Gesicht auszeichnen, sind nur jene schützend gefärbten Abänderungen entgangen, deren täuschende Ähnlichkeit mit lebenden oder leblosen Vorbildern durch eine Jahrtausende umfassende Auslese zur heutigen Vollkommenheit gesteigert wurde. Ebenso wie die Schutzfärbungen, sind

auch die Trutzfärbungen der Insektenwelt auf die durch die Vögel bewirkte Auslese zurückzuführen; während erstere vorwiegend dunkle Farbentöne oder Pflanzenfarben umschließt, zählen zu den letzteren die brennendsten und prächtigsten Colorite.

Untersuchen wir nun, ob die Insekten ihre Schutzfärbung wirklich ihren Feinden verdanken, ob also der göttliche Künstler auf diesem Gebiete entbehrt werden kann, weil die Vögel sich durch zufällige glückliche Färbung ihrer Opfer täuschen und erschrecken ließen.

Die Farbe kann den Insekten in zweifacher Weise eine Schutzmaske sein: 1. durch täuschende Ähnlichkeit mit ihrem Aufenthaltsort und überhaupt mit Gegenständen ihrer Umgebung, und 2. durch Ähnlichkeit mit ihren Feinden oder mit anderen geschützten Thieren. Beide Gesichtspunkte liefern eine Fülle interessanter Beispiele, von denen wir nur einige auswählen, um zu erweisen, wie unhaltbar die Darwin'sche Erklärung vom Ursprung der Mimikry ist.

I. Schutzfärbung durch Ähnlichkeit mit der Umgebung.

1. In ganz Europa findet sich nicht selten ein sandfarbiger und sandliebender Käfer, deßhalb auch Opatrum sabulosum genannt. In den Weinbergen bei Meran in Südtirol fanden wir ihn stets unter den ersten Frühlingsgästen in großer Menge. Es war jedoch nur dann möglich, ihn zu bemerken, wenn er sich bewegte; in ruhender Stellung unterschied er sich kaum von dem trockenen, grauen Erdreiche, dessen Körnchen durch die Unebenheit seiner Flügeldecken noch täuschender nachgeahmt wurden.

Ein Vogel hat nun allerdings ein besseres Auge für Käfer, als ein Entomolog; trotzdem mag wohl mancher Sperling unsere Erfahrungen getheilt haben. Es läßt sich also nicht läugnen, daß dieser Käfer eine täuschende Sandfarbe besitzt und durch diese Farbe auch dem geübtesten Forscherblicke sich entzieht; ist er aber deßhalb schon ein Beweis für die darwinistische Nachahmungstheorie? Dieß wäre nur dann der Fall, wenn die Gegner uns nachweisen könnten, daß ehemals auf demselben Terrain ähnliche Käfer, aber in grellen Farben, sich umhertrieben; daß ferner diese grell gefärbten Käfer so lange von den Vögeln weggefressen wurden, bis endlich bei Opatrum sabulosum die erbliche Gewohnheit befestigt war, in grauem Kleide das Licht der Welt zu erblicken. Wir wollen hier nicht auf die Menge bunter und lebendig gefärbter Käfer

verweisen, die neben Opatrum sabulosum unter ähnlichen Bedingungen auch ohne Sandfarbe trefflich gedeihen und seit der Steinkohlenperiode noch nicht aufgefressen sind. An diesem sandfarbigen Käferlein läßt sich am besten der Grundirrthum bloßlegen, auf welchen das ganze Theater der Nachahmungstheorie aufgebaut ist; wir meinen die allgemeine Veränderlichkeit der Arten in Bezug auf ihre Färbung. Gustav Jäger macht uns dieses darwinistische Grundgesetz äußerst klar, indem er sagt: „Denken wir uns ein einfach roth tapeziertes Zimmer und in demselben gleich rothe, aber auch weiße, grüne, blaue ... Fliegen und einen Fliegenfänger. Was wird geschehen? Der Vogel wird ohne Frage zuerst die auf der rothen Tapete am stärksten sich bemerklich machenden Fliegen, dann die weniger in die Augen springenden, schließlich die mit der rothen Tapetenfarbe völlig übereinstimmenden rothen Fliegen ergreifen, und wenn in diesem Zimmer Fliegen zur Nachzucht übrig bleiben, dann werden das nur diese rothen sein. Im Kampfe um's Dasein hat folglich die Conformität der Farbe vor völliger Vernichtung geschützt — und was wir in der freien Natur an farbiger Harmonie finden, ist aus analogen Erscheinungen allmählich hervorgegangen."

Nach diesen Voraussetzungen, die auch nach Darwin und Wallace das Fundament der „natürlichen Farbenauslese" bilden, besaßen somit die organischen Urformen eine unbegrenzte und unbestimmte Veränderlichkeit in der Färbung. Hingegen belehren uns die Thatsachen, daß heutzutage die Colorite der verschiedenen Arten eigenthümlichen Gesetzen unterliegen, die allerdings bei nahe verwandten Arten nicht selten die größte Verschiedenheit zeigen; die Gattung Coccinella mit ihren allbekannten und allbeliebten Marienkäferchen bietet hierfür die schlagendsten Beweise.

Auch von den vernünftigsten unserer darwinistischen Gegner wird diese Thatsache anerkannt, so von Alfred Wallace: „Pflanzen und Thiere sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl durch bestimmte, nur innerhalb sehr enger Grenzen veränderliche Farben unterschieden, und dabei bleiben oft selbst die feinsten, unbedeutendsten Farbenzeichnungen bei Tausenden, bei Millionen von Individuen sich gleich" („Ausland", 1880, Nr. 15, S. 281). — Aber früher muß es einmal anders gewesen sein!

Nehmen wir an, dieses „muß" beruhe auf besseren Gründen, als auf einer unberechtigten Verallgemeinerung einzelner, oberflächlich betrachteter Erscheinungen; nehmen wir an, alles, was wir in der freien Natur an farbiger Harmonie finden, sei wirklich aus analogen Erscheinungen

wie die Jäger'schen Fliegenfarben allmählich hervorgegangen; steigen wir sodann von den Käfern und Fliegen empor bis zum König der Thiere und erproben an ihm die tiefsinnige Naturerklärung der darwinistischen Mimikry.

Der Löwe besitzt eine auffallende Wüstenfärbung; fahlgelb bis rothgelb und fahlbraun ist seine Körperfarbe, zu welcher beim Perserlöwen und beim Caplöwen eine dunkle Mähne sich gesellt, während jene des Berberlöwen mit dem Körper gleichfarbig ist. War nun das Gesetz von der allgemeinen Veränderlichkeit in der Färbung ehedem ein wirkliches Gesetz? Dann muß es unter den Vorfahren des Wüstenkönigs auch weiße, blaue, rothe, grüne, violette ... Löwenformen gegeben haben; denn der Löwe steht trotz seiner Herrschaft über das Thierreich nicht über den darwinistischen Gesetzen, und ihn zu einer zufälligen Ausnahme zu stempeln, wäre eine Beleidigung für Darwin, Wallace, Jäger und die übrigen Vertreter des nothwendig wirkenden Causalitäts-„Gesetzes". — Welch herrliches, farbenreiches Wüstenbild entfaltet sich nun vor unseren Blicken! Löwen in allen Farben des Regenbogens ziehen bei Mondschein brüllend umher und suchen sich ihre Beute. Doch beim Mondlicht lassen sich die Farben nicht klar unterscheiden, und wenn einmal eine Wolke vorüberzog, geriethen die gelben und braunen Löwen in noch größere Verlegenheit. Wer sollte ihnen die weißen und die grünen, die feuerrothen und die violetten Nebenbuhler vom Halse schaffen? Bei Nacht und in aller Stille beschleichen sämmtliche Concurrenten ihre Beute, und die Farbe des Angreifers ist demnach kein Warnungssignal für ihr Opfer; die wüstenfarbigen Löwen hatten also keinen Vortheil im Jagderfolge zu verzeichnen. Auch lebte damals noch kein berühmter Löwenjäger Jules Gérard, um die empörend gefärbten Löwen bei Tage zu beschleichen und im Interesse des Darwinismus fortzuschießen. Da blieb also den gelben und braunen Löwen nur noch das Recht der Selbsthilfe; sie fraßen die weißen und rothen auf; weßhalb dabei nicht die weißen statt der braunen obsiegten, bleibt allerdings unerklärt; aber wer kann verlangen, daß alle Rechnungen ohne Rest aufgehen? Die Thatsache steht einmal fest, daß die Löwen Wüstenfarbe besitzen; diese Thatsache muß aber auf darwinistischem Wege erklärlich sein, wofern wir nicht zur „absurden" Annahme eines überweltlichen Schöpfers zurückkehren wollen; *also* besitzt obige Geschichte einen hohen Grad von wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit.

Zu solchen Folgerungen führt das Gesetz von der allgemeinen Ver-

änderlichkeit in der Färbung, dieses Grundgesetz der Mimikry, ohne das die darwinistische Erklärung der Schutzfärbungen völlig gegenstandslos wird. Denn wenn die verschiedenen organischen Formen durch verschiedene, ihnen innewohnende Entwicklungsgesetze, die allerdings auch in zweckmäßiger Harmonie und Wechselwirkung mit den äußeren Umständen stehen, ihre eigenthümliche Färbung erhalten, dann ist auch die Schutzfärbung der Insekten bereits durch ihre Naturanlage gegeben; die Vögel können dann durch die vorwiegende Vertilgung der weniger geschützten Formen höchstens noch einer Varietät über eine andere derselben Art das Übergewicht verleihen, und so die betreffende organische Form vor der Bildung von minder zweckmäßigen Abänderungen bewahren. Das spricht aber gegen die allmähliche Bildung neuer Arten, da die Stammform durchschnittlich die zweckmäßigste Färbung vor zufällig entstehenden Varietäten voraus hat.

Die Prüfung der Fundamente, auf denen sich die darwinistische Mimikry erhebt, führt zu dem Schlusse, daß die Schutzfärbung der Insekten durch allmähliche Anpassung an den Aufenthaltsort nicht erklärt werden kann; und zwar aus einem doppelten Grunde: erstens, weil die Färbung der verschiedenen Insektenarten durch bestimmte innere Gesetze, nicht durch allgemeine Veränderlichkeit geregelt wird; zweitens, weil unter den verschiedenen Färbungen derselben Art die Färbung der Stammform bereits den besten Schutz bietet; sonst würde sie gefressen worden sein, bevor sie Zeit hatte, günstig gefärbte Spielarten zu erzeugen und erblich zu befestigen.

Die Geschichte von den buntfarbigen Löwen würde uns noch weiter führen; denn mit der unvordenklichen Veränderlichkeit der Insektenfarben fällt die *ganze* Farbenerklärung des Darwinismus, nicht bloß die Erklärung der Schutzfarben. Mr. Wallace hatte vorhin so sinnig die Insektenfarben in Schutz-, Trutz- und indifferente Farben gegliedert; er schilderte ihren Ursprung folgendermaßen: „Aus den zahllosen Farben und Farbenmustern, welche durch die unbegrenzte Variabilität im Laufe von Jahrtausenden auftauchten, wurden nur die schädlichen von den wachsamen Vögeln ausgemerzt, die nützlichen wurden durch ihren unermüdlichen Fleiß in derselben Richtung weitergebildet, die gleichgiltigen wurden von ihrer Toleranz übersehen und nebenbei als Kennzeichen der Arten und Geschlechter geduldet.“ So glaubte Mr. Wallace die Schutz- und Trutzfarben durch die active Kunstthätigkeit der Vögel, die indifferenten Färbungen durch ihr passives Verhalten erklären zu können. Aber diese

schönen Hoffnungen haben sich nicht bestätigt; jene „zahllosen Farben und Farbenmuster“ gehören in das Reich der Fabeln und mit ihnen die ganze Insektenmalerei des Darwinismus.

2. Wir kommen nun zu einer Reihe von Thatsachen, die uns von einer anderen Seite her zu demselben Ziele führen und uns die Unhaltbarkeit der darwinistischen Nachäffungstheorie noch anschaulicher zeigen. In vielen Fällen leben nämlich mit Schutzfärbung begabte Insektenarten noch jetzt neben schutzlosen Formen ihrer nächsten Verwandtschaft; — und eben jene Arten sind die häufigsten, welche der Schutzfärbung entbehren; ebenso lassen sich viele Fälle nachweisen, in denen die durch ihre Färbung geschützte Varietät einer Insektenart viel seltener ist, als die schutzlose Stammform. Solche Thatsachen sind unerklärliche Wunder für die Mimikry des Darwinismus. Denn wer könnte da noch behaupten, die Schutzfärbung der Insekten sei dadurch entstanden, daß die Vögel nur den günstig gefärbten Abänderungen Quartier gaben?

Die Arten der Nachtfaltergattung Catocala sind als Ordensbänder weit bekannt. Die rothen, gelben oder violettblauen Hinterflügel dieser Schmetterlinge sind mit schwarzen Binden geschmückt und gaben ihnen diesen Namen; die Vorderflügel dagegen zeigen trübes Grau mit brauner oder schwarzer Wolkenzeichnung. Diese Vorderflügel nun, welche die hinteren in der Ruhelage des Schmetterlings bedecken und so die verrätherische Farbenpracht derselben dem Auge der Vögel entziehen, wurden ein beliebtes Spielzeug der darwinistischen Naturerklärer; sie sind ein Lieblingsbeispiel für die Mimikry. Denn wer dürfte daran zweifeln, daß die Vorderflügel dieser Falter ehedem auch grell gefärbt gewesen seien und erst dann ihre Sack- und Aschenfarbe annahmen, als alle Besitzer grell gefärbter Vorderflügel aufgefressen waren? Nur jene zufällig entstandenen Abänderungen, die ihre Schönheit unter dem grauen Bußkleide bargen, sind am Leben geblieben. Sehen wir zu, wie die folgenden Erfahrungen mit dieser tiefsinnigen Naturerklärung übereinstimmen.

In dem trockenen Bette eines Wildbaches unfern Meran in Südtirol jagten wir vor Jahren nach der schönen und seltenen Catocala puerpera, die sich nur in einigen Thälern von Tirol und Wallis findet. Sie ist eine der kleinsten Arten unserer rothen Ordensbänder; die Hinterflügel zeigen ein blasses Ziegelroth bis Rosaroth. Um dieses Thierchen zu fangen, mußten wir, von einem Granitblocke zum andern springend,

mit einem Stocke an die Steine schlagen, um den Nachtfalter aus seiner Tagesruhe aufzuscheuchen. Dann galt es, dem wirren und schnellen Fluge des Flüchtlings unverwandten Blickes zu folgen, bis er sich an einem anderen Granitblocke niederließ. Leise näherten wir uns; nun begann, wenn nicht ein unvorsichtiges Geräusch auf dem höchst unbequemen Jagdterrain den ruhenden Schmetterling neuerdings aufjagte, ein aufmerksames Spähen, um die Stelle zu entdecken, wo das Ordensband sich niedergelassen hatte. Nicht selten standen wir 5—10 Minuten vor dem Steinblocke und hielten jeden Erdanwurf für den gesuchten Schmetterling, bis plötzlich dieser selbst unmittelbar vor unserer Nase sich erhob und davonflog; die mühevolle Jagd mußte auf's Neue beginnen, nicht selten auch dann noch ohne Erfolg. — Unvergleichlich leichter wird der Fang von Callimorpha hera, die wohl unter allen einheimischen Schmetterlingen in den grellsten Farben prangt. Die Hinterflügel sind brennend roth mit einigen schwarzen Flecken, die Vorderflügel glänzend sammtgrün, von gelben Binden durchschnitten. Wie ein feuerfarbener Stern ist diese „spanische Fahne" weithin sichtbar, wenn sie in der heißen Augustsonne durch die zitternde Mittagsluft dahinschwebt. Sie ist zwar ihres Stammes ein Nachtfalter, fliegt aber den Darwinisten zum Trotz beim hellen Mittage, um den Vögeln ihre schönen Farben zu zeigen; andere Bärenspinner, Arctia villica, Callimorpha dominula, Euchelia Jacobeae, die kaum minder unbescheiden gefärbt sind, folgen ihr hierin nach. Nach den darwinistischen Grundsätzen geschulte Vögel hätten diese empörend colorirten Schmetterlinge längst schon grau bemalt, d. h. aufgefressen. Aber in der That und Wirklichkeit ist Callimorpha hera in den Gebirgsgegenden des Südens immer noch gleich häufig; wer ihre Lieblingsblüthe, den hohen Wasserdost (Eupatorium cannabinum), kennt, kann sie im Juli und August dutzendweise finden; die Thierchen sind so wenig scheu, daß sie sich mit den Händen fangen lassen — obwohl sie in Brehms „Thierleben" als „sehr scheu und flüchtig" bezeichnet werden.

Was folgt aus diesem Doppelbeispiele? Die Schutzfärbung der Catocala-Arten ist das Geschenk eines höchst weisen und gütigen Schöpfers; sie ist nicht ein Erfolg der durch die Vögel betriebenen Insektenmalerei; denn sonst müßten ihre greller gefärbten, bei Tage fliegenden Verwandten längst vom Angesichte der Erde verschwunden sein. Die prachtvolle Färbung der Callimorpha hera und ihrer Schwestern ist ein Beweis für dieselbe Weisheit und Güte des Schöpfers, der nicht nur für das nackte Dasein, sondern auch für die Harmonie und Schönheit

seiner Werke sorgt; er hat die Sommergluth der Gebirgswelt mit den glühenden Farben dieser „Sommervögel" wie mit funkelnden, harmonisch ihrer Fassung sich fügenden Juwelen geschmückt.

Die ideelle Bedeutung der Färbung von Callimorpha hera und ihrer das Tageslicht liebenden Verwandten erleidet keine Einbuße, wenn dieselbe Färbung überdieß den Thierchen selbst als „Trutzfarbe" dient und die Angriffe ihrer Feinde von ihnen abwehrt. Doch müssen wir für diesen Fall die Gelbbandeulen der Gattung Triphaena den Ordensbändern gegenüber eintreten lassen. Wenn Gelbbandeulen mit grell gefärbten Hinterflügeln heute noch bei hellem Tage und zwar in großer Menge umherfliegen, ohne daß ihre Färbung als Trutzfärbung — wie bei der „spanischen Fahne" — erklärlich ist, dann scheint es klar, daß die echten Ordensbänder ihre Sitte, bei Nacht zu fliegen und ihre schönen Ordenszierden bei Tage unter grauem Mantel zu bergen, nicht dadurch erhielten, daß ihre lebhaft colorirten, bei Tage fliegenden Verwandten ehedem sämmtlich aufgefressen wurden. Nun fliegt aber gerade die häufigste der Gelbbandeulen, Saumeule (Triphaena pronuba) genannt, sehr oft während des Tages und am frühen Abende umher, obgleich sie dem gelben Ordensbande (Catocala paranympha), einem sehr seltenen, nachtliebenden Eulenfalter, ähnlich und in ihrer Färbung nahe verwandt ist. Schon Darwin bemerkte (Abstammung des Menschen, I. S. 350), daß die Saumeule wegen der Farbe ihrer Hinterflügel bei Tage sehr auffalle. „Man würde natürlich hier denken," so fährt der tiefsinnige Forscher fort, „daß dieß eine Quelle der Gefahr sei"; — aber Mr. Darwin weiß sich zu drehen. Die lebhafte Flügelfarbe, obgleich sicher keine Trutzfärbung, kann diesem Schmetterlinge nur nützen. Weßhalb? Ei, weil die Vögel nach den grellen Flügeln, statt nach dem Leibe des Thierchens picken: „Die Vögel stoßen auf diese glänzend gefärbten und zerbrechlichen Flächen, statt auf den Körper." — Großer Darwin, hättest du nicht besser keine Erklärung, als eine solche gegeben?

Die Wahrheit hingegen braucht sich vor den Thatsachen nicht zu scheuen und ihnen keine Gewalt anzuthun. Wir wollen deßhalb die Gründe darlegen, weßhalb die grellen Farbentöne von Callimorpha hera die Bedeutung einer wahren Trutzfarbe besitzen. Der Darwinismus wird durch diese vermeintliche Bereicherung seiner Farbenliste nichts gewinnen; im Gegentheile, er wird auch in seiner Erklärung der Trutzfarben als unwissenschaftliche Zufallstheorie sich enthüllen.

Jener schöne Schmetterling besitzt einen ziemlich starken, für uns

Menschen allerdings angenehm würzigen Geruch; da die „spanische Fahne“ überdieß im Vergleich zu verwandten Nachtfaltern langsam fliegt, gar nicht scheu ist und fast niemals mit zerrissenen Flügeln gefangen wird, so glauben wir in ihr ein Seitenstück zu den brasilianischen Ithomien zu sehen, die durch dieselben Eigenschaften ausgezeichnet sind und als Beispiele echter Trutzfärbung allgemein anerkannt werden. Das eigenthümlich lebhafte Colorit dieser Schmetterlinge dient den Vögeln als Signal, daß sie hier keine wohlschmeckende Beute zu finden und den für sie widerlich riechenden und schmeckenden Falter in Ruhe zu lassen haben, bevor sie noch aus nächster Nähe mit dessen unangenehmen Eigenschaften bekannt werden können. Solchen Schmetterlingen dient ihre grelle Färbung offenbar zum Schutze; nicht dadurch, daß sie ihren Besitzer vor dem Späherauge der Feinde verbirgt, sondern dadurch, daß sie dem Feinde möglichst auffallend sichtbar wird und ihn instinctiv vom Angriffe abschreckt; deßhalb heißt diese Färbung „Trutzfärbung“ im Gegensatze zu den Schutzfärbungen im engeren Sinne. Unserer Callimorpha hera ist durch diesen Trutz ein wichtiger Vortheil geboten; denn wenn die Vögel einen wirklichen Angriff versuchten und erst durch den enttäuschenden Geruch und Geschmack ihrer Beute bemerken würden, daß sie sich in ihrer natürlichen Nahrung geirrt: so wäre es für den armen Schmetterling meist schon zu spät; er läge bereits da, zum Tode verwundet, einem Irrthume des Instinctes nutzlos zum Opfer gefallen. Dagegen, so sagt die christliche Naturauffassung, hat die Weisheit Gottes Fürsorge getroffen, indem sie diesen Schmetterlingen brennende, weithin sichtbare Farben verlieh und zugleich den Vögeln einen instinctiven Abscheu gegen die schönen Träger solcher Farben einflößte; natürlich ist dabei keineswegs ausgeschlossen, daß dieselbe prachtvolle Flügelfärbung nach der Absicht des Schöpfers auch zur Zierde der Sommernatur diene.

Die Trutzfärbung der Callimorpha hera hat sich aus einem Beweise für die mechanische Naturauffassung in einen herrlichen Beleg für die Wahrheit der christlichen Teleologie umgewandelt; die Entstehung dieser Trutzfarben ist nämlich für den Darwinismus unerklärlich, wie uns die „spanische Fahne“ abermals erläutern wird. Damit eine wahre, schützende Trutzfarbe allmählich entstehe, ist das Zusammentreffen folgender Bedingungen nöthig: erstens muß sich der Schmetterling allmählich einen für seine Feinde widerlichen Geruch und Geschmack aneignen; zweitens muß gleichzeitig seine Flügelfarbe sich ändern oder wenigstens deren Lebhaftigkeit sich steigern; drittens muß der Schmetterling, wenn er ein

Nachtfalter war, sich ebenso allmählich den Instinct angewöhnen, bei Tage zu fliegen, weil bei Nacht seine Farbe nicht kund wird; viertens müssen die Vögel gleichzeitig die erbliche Anlage sich erwerben, beim Anblick dieser Färbung zu erschrecken und die unangenehmen Eigenschaften des schönen Sommervogels durch einen instinctiven Schluß zu ahnen. Wofern nicht diese vier Factoren harmonisch zusammenwirken, kann sich niemals eine Trutzfärbung ausbilden. Die natürliche Zuchtwahl kennt aber keine harmonisch wirkenden Ursachen; sie weiß nur von zufällig entstehenden Abänderungen zu erzählen, deren ebenso zufälliges Zusammentreffen mit Abänderungen anderer Naturwesen ein entweder passendes und dann dauerhaftes oder unpassendes und dann schnell vorübergehendes Ergebniß liefert. Weil Darwin die Harmonie der sich gegenseitig zweckmäßig bedingenden Abänderungen nicht zu erklären vermochte, deßhalb erfand er ein eigenes Correlationsgesetz als Deckmantel seiner zerlumpten Zufallstheorie. Wer jedoch nicht auf den Namen, sondern auf die Sache sieht, läßt sich nicht täuschen. Es bleibt uns also nur die Wahl: entweder gelang das Zusammentreffen der obigen Bedingungen durch glückliche Combinationen des Zufalls, dessen Würfel während einer nach Darwin Jahrtausende umfassenden Umbildungsperiode unabänderlich günstig fielen — oder es gelang durch den Plan einer höheren Weisheit, welche von Ewigkeit her die ganze Naturharmonie einheitlich geplant und geordnet hat. Der Zufall ist aber nach den Grundsätzen unserer Gegner selbst nichts mehr, als „die hypostasirte Ignoranz der wirkenden Ursachen", und thatsächlich hätten sich die Leichen der verunglückten Schmetterlinge bis an den Mond aufthürmen müssen, bevor die Entstehung der so tief durchdachten Schutz- und Trutzfärbungen zufällig gelungen wäre; denn die Schutzfärbungen haben keine einfachere Entstehungsgeschichte, als die Trutzfärbungen. Wir kommen also zum Schlusse: Falls die zahllosen Schutz- und Trutzfarben der Insektenwelt sich allmählich aus schutzlosen Färbungen herausgebildet haben, so ward diese Entwicklung nicht durch darwinistische Vogelmalerei bewirkt, sondern durch die inneren Entwicklungsgesetze der einzelnen Arten, durch Gesetze, welche die allumfassende, unergründliche Weisheit ihres göttlichen Urhebers getreu und unverkennbar wiederspiegeln.

Ähnliche Verhältnisse, wie unter diesen antidarwinistischen Schmetterlingen, finden sich auch unter den Käfern. Auf den Trieben der blühenden Waldföhre leben im April und Mai zwei schlanke Rüsselkäfer, gelbroth bis bräunlich oder schwärzlich von Farbe und mit langem, an-

liegendem Haarüberzuge gelbgrau bekleidet; Rhinomacer attelaboides und Diodyrrhynchus austriacus sind ihre Namen in der systematischen Insektenkunde. Diese beiden Thierchen können sich ohne Zweifel einer vortrefflichen Schutzfärbung rühmen. Auf den bräunlichen, gelbbeschuppten Trieben der gelblich blühenden Kiefern sind sie kaum zu entdecken, ebenso wenig auf dem mit Nadeln bedeckten Waldboden. Sind diese Thierchen vielleicht dadurch zu ihrer täuschenden Ähnlichkeit mit dem Aufenthaltsorte gelangt, daß die glänzend und abstechend gefärbten Formen ihrer Verwandtschaft von den Vögeln vertilgt wurden, während diese materialistischen Maler ohne Farben und Pinsel, nur mit Späheraugen und scharfem Schnabel bewaffnet, an den zufällig glücklicher gefärbten Abänderungen weitermalten, bis sie ihnen die heutige Schutzfärbung verliehen hatten? Dann würden nicht auf dem benachbarten Birkengebüsch glänzend schwarze Trichterwickler (Rhynchites betulae) in Gesellschaft sich sonnen und zierliche Trichter wickeln nach dem mathematisch-technischen Probleme eines Huygens; sie machen sich keine Sorgen um vorbeihuschende Spatzen, die allerdings manchen der schwarzen Künstler mitnehmen, und hegen trotz ihres Mangels einer Schutzfärbung keine Furcht, bis auf den letzten Mann aufgefressen zu werden. Auf Eichengebüsch dicht daneben sitzen viele glänzendrothe Kugelrüßler (Attelabus curculionides) und sehen zu, ob sie nicht bald ihre Blatttönnchen drehen sollen; auch sie sind den erstgenannten zwei Rüsselkäfer-Arten um das Zehnfache an Zahl überlegen, obgleich sie deren Schutzfärbung nicht besitzen. Die sonstigen Vertheidigungsmittel gegen die Nachstellungen der Vogelwelt haben aber alle vier Rüsselkäfer-Arten gemein, nämlich die Sitte, bei nahender Gefahr die Beinchen einzuziehen und sich wie todt zur Erde fallen zu lassen. Ebenso verhält es sich mit dem dunkelgrünen Eichenzweigsäger (Rhynchites pubescens) und dem schönen, blaugrünen Rhynchites sericus gegenüber dem lebhaft rothen Dünnhalsrüßler Apoderus coryli. Diese Thierchen leben friedlich neben einander auf Eichengebüsch, im Übrigen mit denselben Schutzmitteln gegen die Vögel ausgerüstet; die beiden ersteren sind jedoch trotz ihrer Schutzfärbung unvergleichlich seltener, als die letztgenannte Art. Also kommen wir auch bei diesen Rüsselkäfern zu demselben Schlusse: Schutzfärbungen sind vorhanden und sind eine weise Anordnung der Natur oder vielmehr ihres Schöpfers; aber die Vögel haben sie nicht gemalt, trotz der schönen Vorlagen, welche die darwinistische Auslese ihnen zur Verfügung stellte.

Wir gehen nun zu jenen Fällen über, bei denen eine Varietät,

welche Schutzfärbung besitzt, von anderen schutzlosen Abänderungen derselben Art an Zahl bedeutend übertroffen wird. Für mehrere forstschädliche Nachtschmetterlinge, für die Nonne (Bombyx monacha), für den Kiefernspinner (Bombyx pini) und den Rothschwanz (Bombyx pudibunda) hat bereits Altum den erwünschten Beweis erbracht[1]; jede dieser Arten besitzt eine Spielart, welche den Baumstämmen, auf denen sie ruht, durch ihre Färbung ähnlicher ist, als die Stammart selbst. Nach den Darwinisten müßte also die Spielart häufiger, die Stammart seltener sein; die Wirklichkeit zeigt das gerade Gegentheil.

Bei den Käfern fanden wir ähnliche Beispiele namentlich unter den Arten der schönen, durch ihre Kunsttriebe interessanten Rüsselkäfergattung Rhynchites. Der Landmann hat schon manchen Schaden an Äpfeln und Birnen durch den rubinfarbigen Apfelbohrer (Rhynchites bacchus) erlitten. Derselbe legt nämlich seine Eier in junges Kernobst und schneidet sodann den Stiel der jungen Früchte an, daß sie bald abfallen; seine Larve frißt das Fruchtfleisch und verzehrt mit der Raupe der Apfelmotte (Carpocarpsa pomonella) manchen Apfel, bevor er rothe Backen bekommen hat. Die Vögel der Obstgärten, namentlich die Spatzen, halten zwar strenge Polizei über diesen Feind unserer Früchte; aber es ist ihnen noch nie in den Sinn gekommen, die gemeinen, brennend goldroth bis purpurviolett gefärbten Apfelbohrer fortzupicken und die bisher sehr seltene goldgrüne Varietät als gewöhnliche Form übrig zu lassen; und doch ist die letzte Abänderung allein im Besitze einer Schutzfärbung, da sie allein die Farbe der Blätter und jungen Früchte nachahmt. Ebenso verhält es sich mit einem nahen Verwandten des Apfelbohrers, mit dem großen Rhynchites giganteus, der in Südeuropa und in Kleinasien wohnt. Er will von den Vögeln als Insektenmalern nicht viel wissen; denn er trägt sich gewöhnlich kupferfarbig, nur in seltenen Ausnahmen grün. Auch der berüchtigte und mit Recht verrufene Rebenstecher oder Weinblattwickler (Rhynchites betuleti) ist kein Anhänger der Mimikry. Denn er erscheint bald goldgrün, bald stahlblau, bald in dazwischenliegenden Mischungen. Unter diesen Färbungen ist sicher stahlblau diejenige, die an ihm am leichtesten zur Verrätherin werden könnte, wenn er auf verschiedenen Obst- und Waldbäumen, wie auch auf Weinreben die frisch ergrünten Blätter cigarrenförmig aufrollt und die jungen Triebe, an denen dieselben sitzen, anschneidet. Trotzdem ist wenigstens in unseren nördlichen

---

[1] Der Vogel und sein Leben, 5. Aufl. S. 276.

Bezirken die stahlblaue Varietät die gewöhnliche; unter vielen dunkelblauen Thierchen dieser Art konnten wir während mehrerer Jahre nur ein entschieden grün gefärbtes Stück finden. Die Unterschiede in der Färbung verschiedener Varietäten brauchen keineswegs sehr erheblich und auffallend zu sein, um von den Darwinisten eine große Rolle in der durch die Vögel bewirkten Auslese zu erhalten; denn allmähliche Übergänge waren es, die ehedem von den schutzlosen Formen zu den geschützten geführt haben sollen. Dieser sagenhaften Entwicklungsgeschichte wird durch die obigen Thatsachen ein Strich durch die Rechnung gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

E. Wasmann S. J.

Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister.

3. Der Ausbau.

(Fortsetzung.)

Lösen wir das Leitmotiv in seinen formellen und materiellen Bestandtheil auf, so erhalten wir im letzteren das zweite der „Bänder des Zusammenhanges für den einigen Ausdruck des Dramas — die vorbereitende absolute Orchestermelodie", aus welcher sich das Instrumentalmotiv nach seiner Idee hergeleitet hat. Wagner nennt die Orchestermelodie eine vorbereitende und absolute. Beides ist von wesentlicher Bedeutung. Vorbereitend wirkt das Orchester, indem es die Tongebilde schafft, welche in sich selbst zwar im Ausdrucke unbestimmt sind und nur eine „Ahnung" zu erzielen vermögen, als Leitmotiv aber mit einer Idee fest verbunden, diese „als Erinnerung" durch das ganze Kunstwerk zu tragen bestimmt sind. Absolut erscheint das Orchester, weil in ihm das Element der Harmonie zu einem mitthätigen Organe für die Verwirklichung der dichterischen Absicht bewältigt wird. „Die nackte Harmonie wird aus einem, vom Dichter zu

Gunsten der Harmonie nur Gedachten, und durch die gleiche Gesangstonmasse, in welcher die Melodie erscheint, im Drama nicht zu Verwirklichenden, im Orchester zu einem ganz Realen und besonders Vermögenden, durch dessen Hilfe dem Dichter das vollendete Drama in Wahrheit erst zu ermöglichen ist. Das Orchester ist der verwirklichte Gedanke der Harmonie in höchster, lebendigster Beweglichkeit. Es ist die Verdichtung der Glieder des verticalen Accordes[1] zur selbständigen Kundgebung ihrer verwandtschaftlichen Neigungen nach einer horizontalen Richtung, in welcher sie sich mit freiester Bewegungsfähigkeit ausdrücken" (Oper und Drama, S. 283). Wir fürchten wohl nicht ohne Grund, der freundliche Leser möchte über diese wunderliche Begriffsbestimmung von Orchester und Orchestermusik etwas betroffen sein; allein wir gaben nur die eigensten Worte Wagners wieder. Sonderbar ist es allerdings, daß der Kunstphilosoph Wagner nur mit einer wahren Lindwurms-Definition das zu bezeichnen vermag, was der Tondichter Wagner mit unübertroffener Feinheit und Fertigkeit zu benutzen versteht. Entkleiden wir die Rede des Philosophen ihres nahezu unverständlichen Schwulstes, so sagt sie nur Folgendes: Das harmonische Zusammenklingen von Tönen erhält durch die Klangfarbe der sie erzeugenden Instrumente eine besondere Fähigkeit zu musikalischem Ausdrucke und eben dadurch zu musikalischer Darstellung einer dichterischen Idee. Wenn Wagner dabei behauptet, diese Ausdrucksfähigkeit des Orchesters ermögliche erst in Wahrheit das vollendete Drama, so mißt er diese Möglichkeit wieder einmal nur an *seinem* Musikdrama und Zukunftskunstwerke. Was er sagt von der Realisirung der „nackten Harmonie" durch das Orchester, wodurch sie aus einem vom Dichter zu Gunsten der Harmonie nur Gedachten zu einem besonders Vermögenden wird, will doch kaum etwas Anderes bedeuten, als daß das harmonische Tongebilde, wie es der Phantasie des Componisten vorschwebt, durch die Instrumentirung eine eigenthümliche Ausdrucksfähigkeit bekomme. Ebenso schlicht möchte sich auch das Gerede von der Verdichtung der Glieder des verticalen Accordes zur selbständigen Kundgebung ihrer verwandtschaftlichen Neigungen nach einer horizontalen Richtung *dahin* wiedergeben lassen, daß durch die Klangverschiedenheit der Instrumente die melodiöse Führung der einzelnen Orchesterstimmen dem Ohre sich vernehmbarer und bestimmter darstelle. Unverständlich

[1] Im Gegensatze zum „horizontalen" — d. h. zur Aufeinanderfolge der Töne, wie sie die Melodie bildet.

aber ist die Behauptung, das Orchester sei der verwirklichte Gedanke der Harmonie in höchster, lebendigster Beweglichkeit. Der Grad der lebendigen Beweglichkeit hängt als solcher nicht ab von der Klangfarbe des Instrumentes oder der Natur des tonerzeugenden Mittels. Es scheint aber fast, daß Wagner nichts Anderes sagen wollte, als das Orchester verwirkliche die Harmonie in höchster, lebendigster Mannigfaltigkeit. Man wird allem diesem freilich die Frage entgegensetzen, wo denn das Neue und bisher Ungekannte der Wagner'schen Theorie zu finden sei. Daß der harmonische Zusammenklang der Instrumente als solcher und durch die Verschiedenheit der Klangfarbe das specifische Moment des Orchesters bilde, das wußten die früheren Meister doch ebenso gut, und daß sie ihr Wissen auch zu verwerthen verstanden, bezeugt jede Seite ihrer Partituren. Das ist gewiß wahr und wird auch von Wagner trotz seiner bekannten Prätensionen nicht in Abrede gestellt, wenn er auch wiederholt zu verstehen und zu beherzigen gibt, daß das Orchester nach seiner sinnvollen Eigenthümlichkeit bisher noch lange nicht genug erkannt war. Diese Erkenntniß — meint er — „kann uns allerdings erst dann kommen, wenn wir dem Orchester eine innigere Theilnahme am Drama zuweisen, als bisher der Fall ist, wo es meist nur zur luxuriösen Zierrath verwendet wird“ (S. 284). Also auch hier ist außer dem Kunstwerke der Zukunft kein Verstand und kein Heil. — Spricht nun Wagner dem Orchester eigentlich keine neuen, bisher unbekannten Kräfte zu, so will er doch mit diesen neue, höhere, weitere Wirkungen erzielen. Dazu soll das Orchester zunächst selbständiger auftreten. Seine Tongebilde sollen nicht bloß die Träger des Gesanges sein und durch diesen der Absicht des Dichters dienen, sondern sie sollen selbständig und unabhängig vom Gesange diese Absicht zu verwirklichen, die Ideen des Dichters auszudrücken suchen. Die Vereinigung von Gesang und Orchester soll gewissermaßen eine ideale sein. Sie sollen Eines werden, indem jedes von beiden nach seiner Natur und Fähigkeit die eine Idee des Dichters zum Ausdrucke bringt. Nachdrücklich wird darum hingewiesen auf „die vollkommene Unterschiedenheit des Orchesters in seiner rein sinnlichen Kundgebung von der ebenfalls rein sinnlichen Vocaltonmasse“ (S. 284). Das Vermögen, Ton und Melodie und Vortrag des Sängers zur entsprechenden Wahrnehmung zu bringen, erlangt das Orchester als ein vom Gesangstone und der Melodie des Sängers losgelöster, theilnehmend sich ihm unterordnender harmonischer Tonkörper (S. 285). Wenn Wagner bald darauf die Versmelodie als das bindende und verständlichende Band

zwischen Wort- und Tonsprache hinstellt (S. 289), so widerspricht er diesen Aufstellungen dadurch nicht. Denn, wie wir sehen werden, ist die von ihm so benannte Versmelodie gerade dasjenige, was der Wortsprache jenes musikalische Element gibt, ohne welches eine Vereinigung zwischen ihr und der Tonsprache zum gemeinsamen Ausdruck der Dichterabsicht im Kunstwerke der Zukunft unmöglich wäre.

Deßungeachtet leidet aber die ganze Idee Wagners an einer inneren Unrichtigkeit, welche Worte wohl zu verbergen, nicht aber zu heben vermögen. Die theilnehmende Unterordnung des orchestralen Tonkörpers ist in der Wirklichkeit doch keine eigentliche Subordination, sondern eine maskirte Coordination. Gesang und Orchester werden als Ausdrucksmittel neben einander gestellt. Das kann aber nur geschehen im Widerspruche mit der richtigen Annahme, welche der Instrumentalmusik nicht die Wirkung einer klaren, bestimmten Vorstellung, sondern nur jene einer Ahnung zuerkennt. Wenn aber dieses der Fall ist, so muß selbstverständlich die Gleichberechtigung beider Ausdrucksmittel von selbst fallen. Die instrumentale Musik kann zum adäquaten Ausdruck der Idee des Dichters des Wortes durch den Gesang unmöglich entbehren. Wir haben schon gesehen, wie Wagner durch die Leitmotive diesen Mangel zu heben und die Sprachfähigkeit des Orchesters zu steigern suchte, dabei aber die natürliche Ausdrucksfähigkeit desselben durch willkürliche Formen ergänzen mußte. Er scheint indessen über das eigentliche Wesen seiner Errungenschaft wenigstens nicht immer sich klar gewesen zu sein. Sonst könnten wir in seinen Werken nicht so oft auf Stellen stoßen, wo er, gleichsam mit der Unmöglichkeit ringend, dem Orchester jene Bestimmtheit des Ausdruckes auspressen will, welche diesem wesentlich versagt ist. Dann erscheinen auch seine Orchestertongewebe in unerquicklicher Breite, in einer gewissen Aufdringlichkeit und Geschwätzigkeit, die der ästhetischen Wirkung sehr störend entgegentritt. Der Hörer soll um jeden Preis gewaltsames Stammeln für mächtige Rede annehmen, und sein schwieriges Auffassen nicht auf Rechnung des ungenügenden Ausdruckes, sondern auf Rechnung seiner spießbürgerlichen Beschränktheit schreiben. Der tönende Wille, sagt einmal Herr Edmund v. Hagen, soll nicht als ein Lebensgenuß geschlürft, sondern als ein unaussprechlich Geheimnißvolles in dem Weltabbilde der Kunst schweigend und andächtig geschaut werden! Damit mag sich Jeder trösten, der in den Werken der Zukunftsmusik ermüdende Längen entdecken will. Er soll den tönenden Willen des Meisters schweigend und andächtig schauen!

Wie wir schon gesagt haben, setzt Wagner die Sprachfähigkeit des Orchesters vorwiegend in die Klangfarbe der Instrumente. Seine Werke mit ihren mannigfachen Klangwirkungen, mit ihren unerschöpflichen Klangreizen bezeugen gewiß Jedem zur Genüge, daß der Philosoph nicht zu fürchten brauche, vom Künstler eines anderen überwiesen zu werden. Hier steht Wagner als der unübertroffene Meister da. Vom ersten Trompetenstoße des „Rienzi" bis zu den letzten schwellenden Klängen im „Parsifal" beherrscht er hier ein wahres Feenreich. Namen wie Feuerzauber und Charfreitagszauber sind vollständig an ihrer Stelle. Ein Zauber von Wohllaut und Klangfülle löst sich in solchen Augenblicken aus dem instrumentalen Gesammtorganismus und zieht das lauschende Ohr in seinen mächtigen Bann. Wie edles, reiches Gestein auf prächtigem Gewebe, wie Sterne auf tiefem Himmelsgrund glitzern und funkeln die lichten Töne der Blechinstrumente aus dem Chor der Saiteninstrumente hervor. Wagners Orchestersatz hatte von Anfang an eine fascinirende Gewalt, und nie ist er gealtert, nie schwach und geschminkt geworden. Das Orchester wurde in seiner Hand förmlich zum Kaleidoskop, unerschöpflich im Zusammenstellen seiner bunten Figuren und Bilder. Aber bei all dem Glanze und Scheine hat die Sache selbst doch ihre ästhetischen Bedenken. Das Wagner'sche Orchester hat seine eigenthümliche Wirkungskraft in der ausgesuchten Wahl der Klangfarben. Selbst im Gebrauche der Leitmotive müssen diese Feinheiten die fatale Eintönigkeit derselben bestmöglich decken und aufheben. Ist aber ein so überwiegendes Vordrängen dieses Kunstmittels künstlerisch gerechtfertigt? Wir möchten fast mit der Antwort zurückhalten, um das Lob, welches wir eben dem Wagner'schen Orchester gespendet, nicht abschwächen zu müssen. Allein bei reiferer Prüfung können wir uns die Antwort nicht ersparen. Sie lautet: Nein! Abgesehen nämlich davon, daß hier Technik und Routine der eigentlichen Erfindung einfachhin das Gebiet streitig machen können und sie scheinbar sogar zu ersetzen vermögen, wie es ohne Zweifel auf mehr als einer Seite der Wagner'schen Partituren nachweisbar ist, verlegt dadurch die Zukunftsmusik den Schwerpunkt oder doch das Hauptgewicht des instrumentalen Ausdruckes mehr in den materiellen Theil der Orchesterkraft. Man hat es mehr mit Agentien zu thun, die nach ihren eigensten Fähigkeiten ganz und gar angethan sind, den Eindruck in den Nervenreiz oder, besser gesagt, in den Nervenüberreiz zu setzen.

Wir möchten die Wagner'sche Kunsttheorie auch nach dieser Seite,

wie wir schon früher angedeutet haben, auf die Feuerbach'schen — materialistischen Grundanschauungen des Meisters zurückführen. Dieselben stechen auch hervor in seinen Bestrebungen, den Ausdruck durch Tonmasse zu erhöhen. Ebenso verrathen sie sich in dem Überwiegen des Orchesters über den Gesang, der, obwohl der eigentliche Träger des Gedankens, durch die „Theilnahme" der Instrumente nicht selten schon im Werden, öfter aber noch im Wirken nahezu um Alles gebracht wird. Wie weit Wagners künstlerischer That in all diesem die eigentliche Reflexion zu Grunde liegt, wissen wir selbstverständlich nicht. Thatsache aber ist es doch, daß er gerade da, wo er der Sinnlichkeit die Schleusen öffnet, wo er ihren ganzen unheimlichen Feuerzauber sprühen läßt, die instrumentale Klangfarbe, mit den üppigsten chromatischen Tonfolgen und Tongebilden verbunden, in's Treffen führt. Keines seiner Werke ist von solch schwülen Momenten ganz frei, wenn sie auch sonst von der tropischen Gluth des „Tristan" wohlthuend mehr oder minder sich abkehren. Die Instrumentirung des Kunstwerkes der Zukunft wird nicht selten zur musikalischen Carnation, und der Meister arbeitet dann mit breitem, farbesattem Pinsel. Das kann nicht geläugnet werden, daß, wenn die Kunstmittel der Zukunftsmusik auf die Principien der competenten Wissenschaften hin geprüft werden, wenn sie etwa nach den Aufstellungen des berufensten Vertreters derselben, des Herrn v. Helmholtz, abgeschätzt werden, bei jedem Unbefangenen von vornherein die Überzeugung Platz greifen wird, die großartige Energie, welche mehrere von ihnen entwickeln, müsse als nächste Wirkung aufweisen — einen kolossalen Nervenreiz [1]. Die Instrumente deuten in solchen Fällen viel weniger die Idee des Dichters, als sie die Leidenschaft des Hörers durch übermäßigen Sinnenreiz erregen. Der alte Plato hätte die Zukunftsmusik jedenfalls

[1] Die Klangfarbe der Instrumente ist bedingt durch die größere oder geringere Zahl ihrer Nebentöne und die Art derselben, wovon wiederum als physiologische Wirkung eine größere oder geringere Erregung der Nerven des Gehörsinnes abhängt. Abgesehen von der Erregungsstärke der einzelnen Nerven, wird die Zahl der erregten Nervenfasern und folglich die Energie des Nervenreizes um so größer sein, je mehr Nebentöne ein Ton mit sich führt und je näher dieselben bei einander liegen. Speciell die von Wagner so eingreifend engagirten Blechinstrumente geben nicht nur eine erkleckliche Reihe von Obertönen, sondern laboriren auch an allseitiger Harmonie derselben. Daher ihr scharfer, schmetternder Klang. Da die künstliche Harmonie der Chromatik wesentlich Töne einschließt, die dem natürlichen Zusammenklingen der Nebentöne fremd sind und überdieß wegen ihrer Lage zum Haupttone nothwendig in die Erregungsfunctionen derselben eingreifen müssen, so ist auch sie wesentlich geeignet, mit größerer Energie auf den Nervenreiz zu wirken.

aus seinem Idealstaate verbannt, weil sie die Gemüther der Bürger in ungeregelte Erregung zu bringen vermöchte. Es wird diese Befähigung der Zukunftsmusik bei Abschätzung ihres ethischen Werthes auch von uns nicht übersehen werden.

Höchst wunderlich, aber ganz bezeichnend für die Kunstphilosophie der Zukunftsmusik ist die Art und Weise, wie der Meister selbst seine That ästhetisch zu rechtfertigen sucht. „Das musikalische Instrument," sagt er (S. 283), „ist gewissermaßen ein Echo der menschlichen Stimme von der Beschaffenheit, daß wir in ihm nur noch den in den musikalischen Ton aufgelösten Vocal, nicht aber mehr den wortbestimmenden Consonanten vernehmen." Dagegen ist, wenn einzelnen Wörtchen, wie: nur noch — nicht aber mehr, keine besondere Bedeutung gegeben wird, nichts einzuwenden. Allein zu dem logischen Nonsens, den der Kunstphilosoph der Zukunftsmusik weiter zum Besten gibt, bedurfte er allerdings der Pioniere Hegel und Feuerbach. Wagner raisonirt nämlich also weiter: „Der Ton des Instrumentes hat aber eine individuelle (soll heißen: specielle) Eigenthümlichkeit, welche durch den consonirenden Charakter des Instrumentes bestimmt wird." Das wäre nun allerdings auf's Haar getroffen, wenn Wagner unter dieser Consonanz das Mitklingen der natürlichen Nebentöne mit dem auf dem Instrumente erzeugten Hauptone verstände; denn die Klangfarbe des Instrumentes wird einzig dadurch bestimmt. Aber davon ist keine Rede; so ordinär dürfen sich die Steine des Zukunftsbaues der Musik nicht präsentiren. Wagner versteht unter Consonanz die Klangfarbe, den Timbre selbst. Er stellt sich den Klang als etwas alle Töne des Instrumentes Begleitendes vor und macht dann, weil das Ding einmal Consonanz oder, da ein Buchstabe am Schlusse des Wortes doch in der Zukunftsmusik nichts bedeutet, ebenso gut Consonant heißt, folgendes merkwürdige Argumentum. Weil der Ton des Instrumentes durch seinen consonirenden Charakter, d. h. durch seinen Consonanten seine besondere Eigenthümlichkeit gewinnt, wird er ähnlich bestimmt, wie die Wortsprache durch den Consonanten. Folglich kann man diesen Instrumental-Consonanten auch als den wurzelhaften Anlaut bezeichnen, der sich für alle auf dem Instrumente zu ermöglichenden Töne als bindender Stabreim darstellt. Nun aber ist der Stabreim im Sprachverse ein Mittel zur Steigerung des Ausdruckes. Also auch der musikalische Stabreim des Instrumentes, das heißt seine Klangfarbe. Also wird die längstbekannte Sache, daß der Klang des Instrumentes ein Mittel künst-

lerischen Ausdruckes sei, philosophisch für das Kunstwerk der Zukunft acquirirt.

Die Klangwirkung des Orchesters wird darum zugelassen, weil 1. der Ton des Instrumentes ähnlich ist der von Wagner entdeckten Tonsprache, dem ursprünglichsten Äußerungsorgane des innern Menschen, der ersten menschlichen Ausdrucksweise, ähnlich der, welche noch heute einzig den Thieren zu eigen ist; 2. weil die Klangfarbe des Instrumentes seine Töne ähnlich verbindet, wie die Anlaute des Stabreimes die Worte des Sprachverses. — In das volle Verständniß dieser sublimen Ästhetik können wir den Leser erst durch die nähere Betrachtung des letzten constitutiven Elementes des Zukunftskunstwerkes einführen — des stabgereimten Sprachverses. Zunächst jedoch müssen wir den Gedankengang Wagners über die Ausdrucksfähigkeit der Instrumentalmusik zu Ende führen. Wir wollen uns hierzu soviel als möglich seiner eigenen Worte bedienen.

Das Orchester besitzt nach dem Gesagten unläugbar ein Sprachvermögen. Letzteres haben wir deutlich dahin zu bezeichnen, daß es das Vermögen der Kundgabe des Unaussprechlichen ist (S. 292). Das ist nun allerdings eine große Vollkommenheit, das Unaussprechliche aussprechen zu können. Der philosophischen Diction Wagners scheint wirklich das Unmögliche möglich zu sein, nämlich im vollen Unsinn Sinnvolles zu sagen. Thatsächlich will er nämlich nur behaupten, daß die reine Instrumentalmusik gewisse, mehr unbestimmte, allgemeine Vorstellungen zum Ausdruck bringen könne. Darum erklärt er, „daß dieses Unaussprechliche nicht ein an sich Unaussprechliches, sondern eben nur dem Organe unseres Verstandes unaussprechlich ist". Das will heißen, daß der Verstand sich daraus noch keine bestimmte Vorstellung bilden könne. Ganz unaussprechlich drollig ist aber die Bemerkung, daß dieses Unaussprechliche „somit also nicht ein nur Gedachtes, sondern ein Wirkliches ist" (S. 283). Das, meint der Kunstphilosoph, thun ganz deutlich die Instrumente kund, von denen jedes für sich im wechselvoll vereinten Wirken mit anderen Instrumenten es klar und verständlich ausspricht. Gerade umgekehrt! Darum müssen die Instrumente sich in's Lange und Breite ergehen und auch vereint wirken, weil sie nicht klar und verständlich ihre Sache aussprechen können.

Wagner kommt nun zur naheliegenden Frage, wie denn der unbestimmte Ausdruck des Orchesters an Bestimmtheit gewinnen könne. „Fassen wir nun das Unaussprechliche in das Auge, was das Orchester mit

größter Bestimmtheit auszudrücken vermag, und zwar im Vereine mit einem andern Unaussprechlichen, — der Geberde." Wagner bemerkt nämlich richtig, daß die Geberde, obwohl sie selbst die Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks auch nicht besitzt, doch die ihr zukommende Ausdrucksfähigkeit mit jener der Instrumentalmusik vereinigen und so sie steigern könne. Ganz sonderbar ist dabei allerdings, daß er hier nicht so sehr an das uns natürliche Geberdenspiel anknüpft, mit dem wir unwillkürlich die Rede begleiten und das eben darum uns bisweilen die Rede ersetzt, als an die Tanzgeberde, die doch immerhin eine künstliche, gesuchte, arbiträre ist. Der Grund liegt aber nur darin, weil er zwischen Musik und Tanz als mezzo termino den „Rhythmos" postiren will. Das genügt für den Wagner'schen Ideengang vollständig. Übrigens verkennt Wagner das menschliche Ausdrucksvermögen ganz und gar. Sonst könnte er doch nicht Sätze schreiben, wie den folgenden: „Der in Erregung zur Melodie gewordene Wortvers löst endlich wohl den Verstandesinhalt der ursprünglichen Sprachmittheilung zu einem Gefühlsinhalte auf: das der Geberde vollkommen entsprechende Moment der Mittheilung an das Gehör ist in dieser Melodie aber noch nicht enthalten; gerade in ihr, als erregtestem Sprachausdrucke, lag erst die Veranlassung zur Steigerung der Geberde als eines verstärkenden Momentes, dessen die Melodie noch bedurfte, eben weil das ihm — dem verstärkten Momente der Geberde — vollkommen Entsprechende noch nicht in ihr enthalten sein konnte" (S. 294). Wie einfach ist doch die Wahrheit und Wirklichkeit gegen solchen Bombast! Je mehr der Mensch sich — subjectiv — gedrängt fühlt, seine Ideen mitzutheilen, desto mehr greift er nach den ihm zu Gebote stehenden Mittheilungsmitteln. So wird das Wort durch die Geberde gesteigert. Die Mittheilung wendet sich so an zwei Sinne, Ohr und Auge. Der Andere, dem dieser psychologische Vorgang nicht fremd ist, der seinen Grund aus seinem eigenen Seelenleben kennt, deutet diesen doppelten Appell auch richtig auf die höhere Willensintensität des Ersteren. Das Wort hingegen macht die Geberde wirklich bestimmter. Es macht sie zur eigentlichen Rede. So steigert es die Geberde qualitativ, während umgekehrt die Geberde das Wort nur quantitativ zu steigern vermag. Das liegt in unserer Natur. So haben es die Menschen immer gehalten. Das ist nicht erst eine Errungenschaft des Kunstwerkes der Zukunft.

Gehen wir nun einen Schritt weiter und fragen wir, wie sich im Kunstwerke der Zukunft das Verhältniß zwischen Instrumentalmusik und

Gesangsmusik, oder — wie der Meister sagt — zwischen Orchester und Versmelodie zu gestalten habe, so wird uns zur Antwort: Das Orchester habe durch die Leitmotive die Sprache der Erinnerung zu führen. Wir brauchen darauf nicht weiter einzugehen, da wir schon früher den ästhetischen Werth dieser Orchesterfunction besprochen haben. Nur Eines haben wir hier zu berühren. Wagner selbst und die Wagnerianer gefallen sich in dem Gedanken, das Orchester übernehme im Musikdrama des Kunstwerkes der Zukunft die Stelle des Chores in der classischen Tragödie der alten Athener. Wenn man die Kunstwerke eines Aischylos und Sophokles mit aller ihrer Schönheit und Würde schätzen und lieben gelernt, so möchte man sich solche Zumuthungen an den guten Glauben allerdings rundweg verbitten. Allein wir haben ja schon früher bemerkt, daß Wagner die Erinnerungen seiner classischen Jugendbildung immer frisch behielt. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch die Erinnerungen an den antiken Chor zuweilen auftauchen, wie es z. B. im Parsifal der Fall ist, wo es den alten Tempeleisen plötzlich beikommt, auf gut attisch einzumarschiren und ihr Herzeleid sich gegenseitig auszuklagen. Jedoch im Orchester des Wagner'schen Musikdramas die Idee des griechischen tragischen Chores wiederzufinden, vermögen wir nicht. Duo quum faciunt idem, non est idem. Gesetzt also, beide hätten in der Ökonomie der betreffenden Kunstwerke dasselbe oder Ähnliches zu thun, so folgt noch nicht die Berechtigung, sie gleichzustellen. Es kann auch von gleicher Thätigkeit beider keine Rede sein, da beide eine ganz verschiedene Aufgabe haben. Ein gnomisches Element haben zwar beide; aber der antike Chor repräsentirte nach dem scharf zeichnenden Ausdrucke Schlegels den „idealisirten Zuschauer", das motiv-arbeitende Orchester Wagners dagegen idealisirt gewissermaßen den repräsentirenden Künstler. Es erzählt gleichsam immer, was die Handelnden denken und fühlen, suchen und meiden, lieben und hassen. Während der antike Chor die Gefühle des Zuschauers ausspricht, erklärt das Wagner'sche Orchester die Gefühle des Schauspielers. Der alte Chor suchte die Handlung von ihrer objectiven Seite zu deuten, Wagners Orchester subjectivirt dieselbe auf's Äußerste. Der alte Chor erklärt mit dem klaren Worte, Wagners Orchester deutet und düftelt mit seinen willkürlich gewählten Tongebilden. Schließlich: der alte Chor suchte die Objectivität, Wagners Orchester drängt sich selbst auf. Das Kunstwerk der Zukunft hat vor lauterster Consequenz den großen musikalischen Chorsatz vor die Thüre gesetzt: nun soll es uns auch nicht zumuthen, in seinem Instrumental-Organismus

einen Chor zu finden, wenn nicht den neuen, so doch den alten; wenn nicht den Webers und Lohengrin-Wagners, so doch den von Aischylos und Sophokles!

Warum hat Wagner den Vocalchor, wie er in der früheren großen Oper und auch in seinen eigenen Werken als wesentlicher Theil auftrat, auf ein so bescheidenes Maß zurückgewiesen, ja in seiner früheren großartigen Gestalt ganz verbannt? Seine Gründe dafür entwickelt er selbst ziemlich ausführlich. Sie haben im Gesammtgefüge seiner Theorie wirklich eine gewisse Berechtigung, verlieren aber dieselbe gänzlich, sobald jenes in's Weichen gebracht wird. Davon werden wir uns überzeugen, wenn wir unsere Analyse des Kunstwerkes der Zukunft weiter führen und auch sein drittes und tiefstes Element näher untersuchen.

Wir haben schon gesehen, daß das eigentliche Berührungsglied dieses ersten Elementes mit dem zweiten, des gesanglichen Theiles mit dem orchestralen, in der sogen. Versmelodie gegeben ist. Versmelodie nennt sie Richard Wagner, weil er in diesem Worte das ganze Wesen und Sein bezeichnet glaubt. Die Versmelodie hat nämlich ein doppeltes constitutives Element, zuerst das eigentlich musikalische — die Melodie, „wie sie auf der Oberfläche der Harmonie erscheint". Sie gibt sich selbst als horizontale Reihe kund, hängt aber durch den harmonischen Accord als verticale Reihe wie durch eine Kette mit dem Grundtone zusammen. Das andere — sprachliche — Element wird gebildet durch den im Stabreime gefügten Sprachvers, dessen sprachlich-rhythmischer Bewegung die musikalische Melodie folgt, sich über ihn gleichsam ausgießt. „Das verwandtschaftliche Band der Töne, deren rhythmisch bewegte und in Hebungen und Senkungen gegliederte Reihe die Versmelodie ausmacht, verdeutlicht sich dem Gefühle zunächst in der Tonart" (S. 265). Sie ist die engst verwandte, oder, wie Wagner schreibt, eng verwandteste Familie der ganzen Tongattung. „Als wahrhaft verwandt mit der ganzen Tongattung zeigt sie sich uns aber da, wo sie aus der Neigung ihrer einzelnen Ton-Familienglieder zur unwillkürlichen Verbindung mit anderen Tonarten fortschreitet" (S. 265). Geschieht dieser Fortschritt so, daß die musikalische Modulation zur Verwirklichung dichterischer Absicht in verschiedene Tonarten ausweicht, welche in einem genauen verwandtschaftlichen Verhältnisse zur ursprünglichen Tonart stehen, so schließt sich durch die Rückkehr aus jenen in diese die dichterisch-musikalische Periode ab. In dieser aber ist ein wesentliches Glied des Wagner'schen Kunstbaues gegeben — wenigstens erklärt sie der Meister selbst dafür: „Wir können vorläufig das

Kunstwerk als das für den Ausdruck vollendetste bezeichnen, in welchem viele solche Perioden nach höchster Fülle sich so darstellen, daß sie, zur Verwirklichung einer höchsten dichterischen Absicht, eine aus der andern sich bedingen und zu einer reichen Gesammtkundgebung entwickeln, in welcher das Wesen des Menschen nach einer entscheidenden Hauptrichtung hin, d. h. nach einer Richtung hin, die das menschliche Wesen vollkommen in sich zu fassen im Stande ist (wie eine Haupttonart alle übrigen Tonarten in sich zu fassen vermag), auf das Sicherste und Begreiflichste dem Gefühle dargestellt wird" (S. 272). Dieses Kunstwerk ist das Drama. Warum? Weil in ihm die Handlung als letzter, unwillkürlich geforderter, vollkommen verstandener Moment hervorgeht. Was will das heißen? Etwa soviel, daß die dramatische Dichtung die eminenteste Kunstthätigkeit des Menschen sei, und daß ferner ihr eigener Vorzug darin bestehe, daß in ihr die Gesammthandlungen um ein Moment sich gruppiren, welches direct als nothwendig letzte Wirkung, reflex aber als Mittelpunkt aller verwendeten Motive erscheint. Was hat aber dann das Kunstwerk der Zukunft vor der Vergangenheit voraus? Gewiß nichts. Wagner bringt erst alle gesunden ästhetischen Ideen in heillosen Wirrwarr und zieht zuletzt aus dem Durcheinander theils falscher, theils verdrehter, theils richtiger Vordersätze als Schluß einen Satz, den man schon längst wußte, der aber durch seine verschrobene Form sich als neue Wahrheit darstellt, es jedoch ebenso wenig ist, als er aus dem in's Lange und Breite Behaupteten erwiesen wird. Wagner taumelt in seinen Deductionen beständig zwischen Analogien und Äquivocationen hin und her. Er verwechselt, ohne einen Augenblick es zu beachten, die Ordnung des wirklichen Seins mit seiner Vorstellung. So ist ihm, dem gewandtesten Harmoniker, der mit unglaublichem Geschicke jede musikalische Idee in das Gefüge seiner Harmonien zu bringen und im vollen Fluß zu erhalten versteht, mit der Vorstellung des melodischen Satzes — des horizontalen — auch schon die des harmonischen gegeben — des verticalen. Die Melodie taucht ihm aus der Harmonie hervor. Eher ist der Zusammenklang als der Einklang. Ganz ähnlich geht er voran, wenn er, wie wir eben zeigten, seine dichterisch-musikalische Periode im Kunstwerke der Zukunft anordnet. Sein Ideengang läßt sich verständlich so geben: Das vollendetste Kunstwerk ist bedingt durch das kräftigste Ausdrucksmittel. Dieses aber ist gegeben in der dichterisch-musikalischen Periode. Der Obersatz ist wahr, wenn man die Qualität des Ausdrucksmittels in die Schale der Wage legt, nicht aber bloß die Quantität. Nun aber liegt

nach Wagners eigenem Geständnisse die größere Kraft in der größeren Zahl der Ausdrucksmittel, nicht aber in der größeren Kraft derselben. Spricht er ja doch beständig von einer Auflösung des Gedankens in das Gefühl. Der Ausdruck in der dichterisch-musikalischen Periode ist mannigfaltiger, aber darum von selbst noch nicht bestimmter.

Durch Wagners künstlerisches Denken und Schaffen zieht sich ein tiefer Irrthum, worauf wir schon einmal hingewiesen haben. Er verwechselt die Wirkung des Schönen mit der des Wahren. Das Schöne hat seine Zweckwirkung im Gefallen. Schön ist, sagten die Alten, was in seiner Anschauung gefällt. Die Kunst ist die Darstellung des Schönen. Sie kann also keine vom Schönen specifisch verschiedene Zweckwirkung haben. Wagner will mit seiner Kunst nicht bloß gefallen, er will überzeugen. Das Kunstwerk der Zukunft kleidet die Wahrheit nicht in die künstlerischen Formen, damit sie gefalle und sozusagen im Gefallen belehre, sondern die künstlerischen Formen sollen die Wahrheit selbst sein und, weil sie es sind, gefallen und befriedigen. Darum glaubt Wagner, mit Häufen und Stauen seiner Formen die Wahrheit selbst zu steigern. Darum meint er die Fülle des Ausdrucks erreicht zu haben, wenn seine Leitmotive, die er als die unfehlbaren Künder der Idee auserwählt hat, sich möglichst zahlreich, fest und unzertrennbar verschlingen. Für Wagner ist das Wahre nicht nur im Schönen, sondern das Schöne ist die Wahrheit, und diese muß in jenem, eigentlich aber im musikalisch Schönen aufgehen. Darum ist sein Musikdrama die absolute Kunst und die höchste Offenbarung in Einem.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Die moderne Forschung unter dem Joche der scholastischen Philosophie?

Auf Herrn Dr. Th. Bokorny machte das 22. Ergänzungsheft zu dieser Zeitschrift einen solchen Eindruck, daß er es für nöthig erachtete, ihre Wirkung durch eine Gegenbroschüre zu paralysiren und „den im vollen Lichte moderner Naturforschung nach einem Lebensprincip suchenden Schriftgelehrten den geehrten Lesern im Lichte der Wahrheit vorzuführen“[1], das soll wohl heißen, dessen jesuitische Kniffe aufzudecken. S. 4 hebt er ausdrücklich hervor, es sei ihm dabei weniger darum zu thun, seine eigene Aldehyd-Lebenstheorie gegen unsere Angriffe zu vertheidigen, als vielmehr unsere Beweise für die Existenz eines Lebensprincipes und unsere Lebenserklärung unschädlich zu machen. Anfang und Ende der Broschüre lassen uns aber glauben, daß noch ein ganz anderer Grund zu seiner Schrift ihn mächtig angetrieben, nämlich die Angst vor dem dunklen Gespenste „mittelalterlicher Philosophie“. Diese Annahme dürfte am einfachsten erklären, weßhalb er an so bevorzugter Stelle und mit so kräftigen Worten zweimal den Mahnruf an seine Leser richtet, sich vorzusehen, daß nicht jetzt, nachdem „der menschliche Geist die Schranken eines engherzigen, Alles im Voraus wissenden Dogmatismus gebrochen und muthig vorwärts strebend einen unermeßlichen Schatz von positiven Kenntnissen erobert hat, die moderne Naturforschung unter das Joch der scholastischen Philosophie gebeugt werde“, darauf zu achten, „daß die scholastische Philosophie nicht die Naturforschung zu ihrer Dienerin herabwürdige, um so das gefürchtete Ungeheuer zu fesseln und zu besiegen“ (S. 3 u. 15). Oder sollte hierin nur ein strategisches Kunststück liegen? Wollte Herr Bokorny nur die allgemeine Voreingenommenheit gegen die Scholastik in jenen Kreisen, für welche er seine Broschüre abfaßte, benutzen, einmal, um die Leser gleich von vornherein gegen unsere

[1] Ist die Annahme eines Lebensprinzipes nöthig? Entgegnung auf die Schrift: Der belebte und der unbelebte Stoff u. s. w. Von Dr. Th. Bokorny. Kaiserslautern, 1883.

Schrift zu stimmen, dann, um zu guter Letzt, falls die von ihm vorgebrachten sachlichen Gründe versagen sollten, nochmals diesen gewaltigen Sturmbock spielen zu lassen? Das wäre allerdings klug berechnet; ob aber auch ritterlich gekämpft? Von Ritterlichkeit zeugt es ganz gewiß nicht, wenn Herr Bokorny die Sache so darzustellen weiß, daß der Leser seiner Broschüre, welcher unsere Abhandlung nicht gelesen hat, zum Glauben verleitet wird, wir hätten versteckter Weise unter dem Schilde der Naturforschung nur Propaganda für mittelalterliche Philosophie zu machen gesucht, während wir doch in Wirklichkeit mit offenem Visir vorgetreten, unseren Standpunk, unser Ziel und unsere Absicht so klar und deutlich als möglich ausgesprochen haben, daß es wahrhaftig des Scharfblickes eines Herrn Bokorny nicht bedurfte, um dieses erst aufzudecken. Motto, Einleitung und viele Auseinandersetzungen der Abhandlung selbst konnten darüber Niemanden in Zweifel lassen.

Bevor wir nun im Folgenden den Auslassungen des Herrn Bokorny hie und da einige Aufmerksamkeit schenken, dürfen wir, um Mißverständnissen vorzubeugen, eine Bemerkung nicht unterdrücken. Seine Broschüre war für die folgenden Ausführungen wohl theilweise die Veranlassung, nicht aber der Beweggrund. Denn wir geben uns wohl keiner Täuschung hin, wenn wir uns überzeugt halten, seine Broschüre sei so weit entfernt, unserer Schrift über „den belebten und den unbelebten Stoff“ irgend einen gut getroffenen Stoß zu versetzen, daß sie vielmehr dieser einen dankenswerthen Nutzen erwiesen. Und dieses in doppelter Hinsicht: einerseits, indem sie unsere Schrift in Kreisen bekannt gemacht haben dürfte, in welche sie sonst kaum eingedrungen wäre, andererseits — und das schlagen wir höher an — indem der Inhalt seiner Broschüre einen neuen Beitrag zu unseren Beweisen für die Behauptung geliefert hat, es verstoße die scholastische Philosophie im Allgemeinen und die Lehre vom Lebensprincip im Besonderen nicht gegen die Errungenschaften der exacten Forschung. Vermag nämlich letztere unsere Folgerungen in keiner anderen Weise zu entkräften, als Herr Bokorny dieses versucht hat, dann stehen sie fest und haben wir nicht nöthig, weiter eine Lanze für sie einzulegen. So benutzen wir gern die Gelegenheit, Herrn Bokorny unsern Dank auszusprechen für die Unterstützung, die er uns geleistet.

Aus Bokorny's Broschüre, sowie verschiedener Recensionen über unsere Abhandlung vom belebten und unbelebten Stoff, erkannten wir aber von Neuem, wie wenig Verständniß man in gewissen Kreisen für das wahre innige Verhältniß zwischen Naturforschung und Philosophie besitzt

und wie schwer es ist, für sie die nicht stoffliche Seite des Lebens klarzulegen. Vielleicht leiste ich darum Herrn Pokorny und seinen Gesinnungsgenossen einen Gegendienst, wenn ich hier auf diese Punkte in anderer Weise zurückkomme. Für die Leser dieser Blätter aber, die ich hierbei am meisten im Auge habe, dürfte es wohl nicht unerwünscht sein, über diese höchst wichtigen Fragen einige Gesichtspunkte zur richtigen Orientirung eröffnet zu sehen. Wir wenden uns zuerst zur Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Naturforschung und Philosophie.

Naturwissenschaft und Philosophie überhaupt oder doch Naturwissenschaft und scholastische Philosophie sind zwei principiell sich feindlich gegenüberstehende Dinge. Das gilt der Mehrzahl unserer heutigen Naturforscher für ausgemacht. Professor A. Heller setzt an die Spitze seiner preisgekrönten, geistreich und schön geschriebenen „Geschichte der Physik" [1] das Motto: „Nam causarum finalium inquisitio sterilis est et tanquam virgo Deo consecrata nihil parit" (Bacon). Die Vorrede hebt dann mit folgendem Siegesgesang an: „Längst verhallt sind die Schläge der Axt, welche, an die tausendjährige Eiche der aristotelischen Naturwissenschaft gelegt, den stolzen Baum zum Falle brachten. Am Boden liegt nun der Gestürzte, der in seines Falles Wucht so manchen kühnen Axtschwinger zu Boden gerissen und zerschmettert oder wenigstens für Lebenszeit arg verletzt hat. Sein Sturz hat einer jungen Pflanze Licht und Luft verschafft, welche, ihres Hemmnisses befreit, fröhlich heranwachsen und im Laufe von zwei kurzen Jahrhunderten zum Baum erstarken konnte. Es ist unsere heutige Naturwissenschaft." Im Verlaufe des Buches nimmt dann der Verfasser noch öfter die Gelegenheit wahr, auf den argen Hemmschuh hinzuweisen, der durch die Philosophie der freien Forschung früher unterlegt worden sei. Ganz siegestrunken aber ruft Herr Pokorny am Schlusse seiner Broschüre: „Feuer und Wasser lernen sich niemals vertragen, Herr Dressel! Experimentelle Forschung und Dogmatik (d. h. Philosophie) passen nie zusammen. Ein Versuch, erstere unter letztere zu beugen, ist deßhalb von vornherein verfehlt."

Herrn Pokorny möchte ich zunächst vorübergehend zu bedenken geben, daß er seinen Vergleich ungeachtet der Wichtigkeit der Umstände unvorsichtig gewählt. Dem gemeinen Laien repräsentiren allerdings Feuer und Wasser unvereinbare Gegensätze, nicht so dem Naturforscher. Herr Pokorny muß doch wissen, daß Wasser sehr oft aus Feuer geboren wird,

[1] Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neueste Zeit. Stuttg. 1882.

und umgekehrt wieder Wasser oft Feuer gebiert. Nähere ich dem aus einer Röhre strömenden Wasserstoffgas den zündenden Funken, so entflammt sich das Gas, und der Feuerflamme entquillt ein continuirlicher Strom reinsten Wasserdampfes. Ja, das Feuer ist hier nichts Anderes als der sichtbare Ausdruck innerer Erregung des werdenden Wassers. In jeder Gas- und Kerzenflamme, in jeder brennenden Petroleumlampe entsteht in ganz ähnlicher Weise im Feuer und durch Feuer Wasser. — Andererseits kennt Herr Bokorny doch wohl auch das gewöhnliche Schulexperiment, bei dem Kalium, auf Wasser geworfen, sofort ein allerliebstes, violett-rothes Flämmchen auf dem Wasser herumtanzen läßt. Wasser entzündet hier thatsächlich ein Feuer. Wenn Herr Bokorny diesen Versuch so anstellen will, daß er ein Stäbchen aus Kalium ganz langsam in einen mit Wasser gefüllten Cylinder niedersenkt, so wird er finden, daß er eine ganz curiose Wasserkerze in Händen hat, eine Kerze, in welcher nicht bloß das Wasser die Flamme in ähnlicher Weise nährt, wie das Öl in der Öllampe, sondern welche auch bei alleiniger Berührung von Docht und Wasser von selbst sich entzündet. Gerade so wie in diesen Experimenten Feuer und Wasser, so verhalten sich auch Naturwissenschaft und Philosophie, vorausgesetzt, daß beide für das genommen werden, was sie in Wahrheit sind, und nicht nach Vorurtheilen, die bewußt oder unbewußt inhäriren, oder nach verzerrten Phantasiegebilden beurtheilt werden. Die eine ist berufen, der andern dienlich zu sein, und nur aus der harmonischen Verbindung beider kann der solide Fortschritt des wahren, den ganzen Menschen veredelnden Wissens entspringen. Doch lassen wir die Vergleiche, auch die besten hinken. Zur Begründung unseres Satzes verweisen wir zuerst auf eine historische, höchst auffallende Thatsache.

Aus dem ganzen Alterthum leuchtet wohl kein Mann durch seine Wissenschaft derart hervor, wie der große Stagirite, und die gesammte Geschichte der Wissenschaft nennt keinen zweiten Namen, der wie derjenige des Aristoteles durch zwanzig Jahrhunderte hindurch in gleicher Weise bewundert worden wäre. Nun, gerade in dem Träger dieses Namens hatten sich, um mit Herrn Bokorny zu reden, wie in keinem andern, Feuer und Wasser harmonisch verbunden, er war groß als Naturforscher und groß als Philosoph, und letzteres speciell als Vorläufer der Scholastik.

Die Naturforschung des Aristoteles reicht freilich, was Beobachtungsmethode und Beobachtungsergebnisse betrifft, in sehr vielen Fällen nicht an dasjenige heran, was man heute von einem be-

obachtenden Forscher zu erwarten berechtigt ist. Nur ein Thor könnte aber so etwas in jenen ersten Entwicklungsanfängen exacter Empirie suchen. Geradezu lächerlich erscheint es uns, wenn Einige dem Stagiriten die Ehre eines echten Forschers deßhalb streitig machen, weil er Vieles ungenau beobachtet, in vielen Fällen mit oberflächlichen Beobachtungen sich begnügt, weil er oft seine Untersuchungen höchst „naiv und kindisch" angefaßt habe. Dieses trifft, wir läugnen es nicht, zu. Wahr ist aber auch, daß er sehr viele Beobachtungen mit einer Feinheit und Sorgfalt anstellte, die uns heute noch Bewunderung abnöthigen, daß er bei manchen Untersuchungen mit einem Scharfsinn und mit einer Umsicht zu Werke ging, die man in jenen Zeiten noch gar nicht vermuthen sollte. Er hinterließ uns genaue Beobachtungen aus fast allen Gebieten. Als Asklepiade und Arzt sah er sich freilich zunächst auf anatomische, physiologische und zoologische Studien hingewiesen, die er mit solchem Erfolge betrieb, daß sie für alle Zeiten grundlegend und bahnbrechend wurden. Seine zoologischen Beschreibungen bekunden die umfassendsten Specialkenntnisse und, wie A. von Humboldt betont, überall ein sehr aufmerksames, sorgfältig beobachtendes Auge. Er belauscht die geheimsten Vorgänge in der Lebensweise der Thiere, indem er allen verschiedenen Klassen seine Theilnahme gleichmäßig zuwendet, er durchforscht mit der eingehendsten Sorgfalt das gesammte Thierleben des Meeres und sucht die Tiefen des Vorkommens gewisser Formen genau zu bestimmen, er zergliedert nach dem Zeugnisse des großen Anatomen Johannes Müller mit wunderbarer Feinheit die Fische der griechischen Meere, er entnimmt „den feinsten anatomischen Arbeiten" die Unterscheidung der Tintenfisch-Arten, die Beschreibung des Gebisses in den Schnecken und der winzigsten Organe anderer Gastropoden[1]. Er beobachtet die Sternbedeckungen am nächtlichen Himmel, den Regenbogen und Halo bei Tag und bei Nacht.

Gerade die Erklärungen der letzteren zeugen wieder von genauer Beobachtung auch physikalischer Dinge. Bezüglich des Regenbogens verwechselt er allerdings Refraction mit Reflexion, über die Bedingungen der Erscheinung, über ihre geometrischen Verhältnisse entwickelt er ganz richtige Ansichten; er weiß, weßhalb zur Mittagszeit im Sommer in Griechenland kein Regenbogen möglich sei, warum der Mondregenbogen so selten sei, da er nur bei Vollmond erscheine; er führt an, innerhalb 50 Jahren

[1] Vergl. die Einleitung zu J. B. Meyer's „Thierkunde des Aristoteles" (Berlin, 1855) und das Vorwort zur Ausgabe der arist. Schrift: De generatione animalium durch Aubert und Wimmer. (Leipzig, 1860.)

letztere Erscheinung nur zweimal beobachtet zu haben. Auch ist ihm der künstliche Regenbogen wohl bekannt, welcher in den durch das Ruder zerstäubten Wassertröpfchen sich zeigt, wenn man der Sonne, die sich in günstiger Höhe über dem Horizont befindet, den Rücken zuwendet. Dieses sorgfältige, genaue, emsige Untersuchen so vieler Naturgegenstände[1] ist es, was seinen Forscherruhm unbestreitbar begründet und in hellstem Lichte leuchten läßt. Jene naiven Auseinandersetzungen hat er mit allen seinen Zeitgenossen gemein, und sie zu vermeiden, war ihm nicht möglich. Sie können ihm den Werth, der in den gut durchgeführten Beobachtungen liegt, nicht verkürzen. Wie viele ungenaue Beobachtungen und naive Untersuchungen finden wir ja noch bei den Forschern des 17. und 18. Jahrhunderts, nachdem Galilei schon längst der exacten Forschung bessere Wege geöffnet! Für das Kindesalter ist aber Naivität eine selbstverständliche, ja gewinnende Eigenschaft, während sie dem reiferen Alter schlecht ansteht. Die exacte Beobachtung ist eine hohe Kunst, sie braucht wie jede andere Kunst zu ihrer Entwicklung Zeit und Anregung. In den Tagen des Aristoteles lag nun aber diese Kunst noch in der Wiege. Er war es, der dieses Wickelkind zuerst auf die Beine stellte und selbständig gehen lehrte. Denn mit ihm beginnt, wie Alle gestehen, die eigentliche Naturforschung und die Naturwissenschaft, indem er zuerst die exacte Forschung von der Philosophie als besondere Wissenschaft abtrennte, indem er sie gesondert behandelte und gesondert behandeln lehrte. Er hat die hohe Bedeutung der exacten, positiven Beobachtung als Grundlage der Wissenschaft nicht nur selbst in vollem Maße erkannt und kennen gelehrt, sondern wie keiner vor ihm und keiner lange Zeit hindurch nach ihm durch selbstthätige Ausübung eindringlich angeregt. Gewiß ein großartiges Forscherverdienst, in den Augen eines jeden Forschers eine herrliche That. Denn aller Anfang ist schwer, zumal aber, wenn er mit solchem Glanze eintritt. — Zur erfolgreichen Beobachtung gehören ferner genaue, handliche Instrumente und günstige Gelegenheiten. Letztere scheinen dem Stagiriten nicht gefehlt zu haben, wenngleich sein Verhältniß zu Alexander d. Gr., seinem Zögling, sowie dessen große, culturhistorisch so wichtige That der Ausdehnung des griechischen Reiches über Asien, durchaus nicht

[1] Herrn Prof. R. Eucken scheint es geradezu räthselhaft, wie ein Menschenleben und zwar ein nicht eben langes Menschenleben — Aristoteles starb im Alter von 62 Jahren — dazu ausreichen konnte, Beobachtungen in so gewaltigem Umfange zu unternehmen und mit solcher Feinheit und Sorgfalt auszuführen, wie es dem Stagiriten gelungen ist. (Die Methode der aristotelischen Forschung, Berlin 1872. S. 153.)

jenen Einfluß auf die Erweiterung seines Wissens ausübte, welchen man ihnen beizumessen pflegt. Aristoteles war weder Begleiter des macedonischen Eroberers, noch auch boten die Erfahrungen der Gelehrten, welche dieser mit sich führte, seinem Schaffen eine wesentliche Förderung. Als Alexander den Granicus überschritt, ragte das wissenschaftliche Gebäude des Aristoteles schon bis zum Giebelfirste hoch in die Lüfte[1]. Was erstere, die besonders für physikalische und chemische Beobachtungen so bedeutsamen instrumentalen Hilfsmittel anbelangt, so waren diese damals soviel wie gar nicht vorhanden, und dennoch gelang es ihm, Vieles erfolgreich zu ermitteln. Ein Thermometer hatte man damals noch nicht; nichtsdestoweniger entdeckte er, daß Wasser, wenn es durch Asche filtrirt, sich erwärmt! Dieses eine Beispiel aus vielen möge zeigen, wie wenig oberflächlich Aristoteles auch die gewöhnlichen physikalischen Processe betrachtete. — Erwägen wir schließlich den für die damalige Zeit immensen Umfang seiner positiven Kenntnisse über Naturgegenstände aus allen Gebieten, in denen er alle seine Vorgänger und Zeitgenossen weit überholte; bedenken wir, daß er mit seinen eigenen Erfahrungen das gesammte damalige Erfahrungswissen über alle drei Reiche der Natur, über den ganzen Kosmos, über mechanische, physikalische, chemische, meteorologische und physiologische Erscheinungen in sich vereinigte, so werden wir an dem minder Guten und Schlechten, das zwischen dem Guten und Ausgezeichneten vorkommt, keinen begründeten Anstoß mehr nehmen können.

Das Forscherverdienst des Aristoteles liegt indessen keineswegs allein in seinen Beobachtungen, in der exacten Forschung im engern Sinn. Viel mehr noch dürfte sie gesucht werden *in der genialen Verarbeitung des gesammten, ihm bereits vorliegenden und von ihm wesentlich vermehrten Beobachtungsmaterials zu einem einheitlichen, wohlgefügten Systeme exacter Naturerklärung*, zu einer Erklärung der gesammten Erscheinungswelt, die um so mehr unsere Anerkennung herausfordert, je weniger er sich gerade hierbei auf die Schultern seiner Vorgänger stellen konnte, je umfassender er ihre Grenzen gezogen, je tiefer die Fundamente hinabgesenkt, je weniger er mit allgemeinen Ideen und Andeutungen sich begnügt, sondern Alles in allen seinen Theilen aus einander gelegt hat. Fürwahr, wenn wir dieses vor zwanzig Jahrhunderten aufgeführte naturwissenschaftliche Gebäude

---

[1] Vgl. A. v. Humboldt (Kosmos, Bd. II. S. 191), der, gestützt auf Cuvier, speciell für die zoologischen und meteorologischen Schriften des Aristoteles ein höheres Alter nachweist.

studiren und dann ruhig und ohne Voreingenommenheit beurtheilen, so werden wir dessen eben so geistreiche und scharfsinnige als kühne und mühevolle Ausführung nicht genug bewundern können, sowie die erdrückende Größe des gewaltigen Baumeisters von Stageiros staunend eingestehen. Ohne Zaudern werden wir mit Herrn Professor Pflüger, der selbst ein genialer, großer Forscher unserer Tage ist und den gewiß auch Herr Dr. Bokorny als Fachgenossen hochachtet, Aristoteles für den „großen Heros des Alterthums", für „eines der größten Genies aller Zeiten" erklären, „das so gewaltig war, daß sein Name nach zwei Jahrtausenden noch mit solchem Glanze im Gedächtnisse der Besten fortlebt" [1]. Manche heutige Forscher sind indessen anderer Meinung. Sie unterschätzen die Theorien überhaupt und hegen einen ganz besondern Abscheu vor den theoretischen Aufstellungen des Stagiriten. Wir wollen deßhalb näher auf das Einzelne eingehen.

Man kommt in Forscherkreisen immer mehr zur Einsicht, daß die bis vor Kurzem allein beliebte Kleinarbeit, d. h. die möglichst specialisirte und ins Kleine dringende genaue Erforschung einzelner Naturgegenstände und einzelner winziger Theile derselben, nur zu endloser Zersplitterung führen müsse, die über kurz oder lang nicht mehr gestatte, das einigende Band für's Ganze zu finden und so der Naturwissenschaft überhaupt, sowie ihren besonderen Fächern die Gefahr inneren Zerfalles bereite. Zu den Detailforschern müssen, wenn die exacten Wissenschaften kräftig gedeihen und ihres Namens sich würdig erweisen sollen, nothwendig auch Männer sich gesellen, die es verstehen, ihre Arbeit en gros zu betreiben, die, das Gesammte in's Auge fassend, das Vielfältige möglichst wenigen allgemeinen Gesichtspunkten unterzuordnen, zwischen dem Getrennten das Band der innern Verwandtschaft und des ursächlichen Zusammenhanges zu entdecken vermögen. Je mehr Erscheinungen sie einer Grunderscheinung unterzustellen, je mehr Erscheinungen sie aus einer Grunderscheinung herzuleiten im Stande sind, um so schätzenswerther ist ihre Arbeit, um so größer ihre Förderung der Wissenschaft. Ein Beweis hierfür sind das durch Newton entdeckte Princip der allgemeinen Gravitation, das unserer Zeit entsprossene Princip der Erhaltung der Energie und der Äquivalenz zwischen Bewegung, Wärme, Licht und Elektricität, sowie alle anderen großen Generalisationen der modernen Naturwissenschaft. — Beide Arten von Arbeit, das emsige Untersuchen des Einzelnen bis zum kleinsten

[1] Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur. Bonn 1878. S. 9 u. 12.

Theilchen und das Zusammenfassen des hierdurch gewonnenen Materials im Lichte hellstrahlender allgemeiner Principien und Gesetze, sind nützlich und nothwendig, beide bedingen sich gegenseitig: an innerem Werthe aber ist erstere letzterer offenbar untergeordnet. Letztere ist wahre Geistesarbeit, erstere gleicht mehr der Handarbeit, mag sie auch noch so geistreich in Anlage und Durchführung sein. Die verallgemeinernden Theoretiker sind dem Architekten vergleichbar, der den Plan des Gebäudes entwirft, dessen Ausführung bestimmt, regelt und leitet; die exacten Beobachter den Maurern, Zimmerleuten, Schreinern und den sonstigen Werkleuten. Wie der Baumeister ohne diese kein Gebäude aufführen kann, so hat die Feststellung eines Naturgesetzes oder einer zutreffenden, weitreichenden Theorie ausgedehntes Beobachtungsmaterial zur Voraussetzung. Wie nur einer Architekt und Werkführer, sehr viele aber Werkleute sind, so haben auch im Gebiete der positiven Forschung viele Kräfte in den Niederungen der unmittelbaren Beobachtung zu wirken, während einige wenige genügen, um von den Höhen herab die Theorie zu cultiviren. Der eine Architekt und Werkführer leistet beim Aufführen des Gebäudes mehr und Größeres, als alle die Werkleute; an ihn werden auch höhere Anforderungen gestellt: er muß mit der ihn besonders auszeichnenden Fähigkeit der componirenden Kunst auch die Kenntnisse aller verschiedenen Werkleute besitzen, ohne indessen auch ihrer Handfertigkeit zu bedürfen. Ebenso verlangt auch der theoretische Ausbau der exacten Wissenschaft Männer von höherer, universalerer Befähigung, als die Experimental-Untersuchung des Einzelnen. Nur genial angelegte Köpfe passen zum theoretischen Schaffen, indeß in der Detailforschung auch die gewöhnlichen Tüchtiges und Ausgezeichnetes leisten können. Mit der Größe des Genies wächst die Befähigung zum theoretischen Fördern der Wissenschaft; umgekehrt dürfen wir auch nach dem, was Jemand in dieser Richtung geleistet, dessen Genie bemessen. Denn — ausgedehntes positives Wissen vorausgesetzt — sind weiter Umfang, Einheit und hohe Einfachheit der Auffassung ebenso die Vorbedingungen zum Generalisiren in der Wissenschaft, wie sie den unterscheidenden Charakterzug des Genies, des erhabensten Grades menschlicher Intelligenz, bilden. Wahre Genies sind indessen von Natur aus selten, dadurch ist auch von vornherein für das richtige Verhältniß zwischen beiden Arbeitsklassen auf dem Felde der exacten Forschung gesorgt. In der That, befragen wir die Geschichte der empirischen Wissenschaften, so zeigt sie uns nur in großen Abständen jene Männer auf, deren geniales Schaffen wie hellglänzende Sterne erster Größe aus

der Unzahl der übrigen Forscher blendend hervorstrahlen, deren emsiges Mühen und Ringen sich zwar weniger bemerklich macht, für die Continuität der wissenschaftlichen Entwicklung aber nicht minder nöthig war, wie Glanzpunkte, die nicht nur ihre nächste Umgebung in helles Licht setzen, sondern auch weithin über die vorhergehenden und nachfolgenden Generationen, die Erfolge jener erleuchtend, die Leistungsfähigkeit dieser neu entzündend, ihre Strahlen werfen. Auch A. Heller kann nicht umhin, diese Thatsache speciell hervorzuheben. „Die Anzahl der Forscher," schreibt er, „welchen wir in der Geschichte der Physik begegnen, ist eine sehr bedeutende; gering jedoch ist die Anzahl derjenigen, welche auf den Entwicklungsgang unserer Wissenschaft einen entscheidenden Einfluß übten. In der großen Menge jener Forscher, deren Bestrebungen auf die Förderung unseres physikalischen Wissens gerichtet waren, begegnen wir nur wenigen, die der Entwicklung unserer Kenntnisse von den Naturerscheinungen einen frischen Impuls ertheilten. Wenn dieß stattgefunden, dann sehen wir plötzlich eine lange Kette thätiger Hände, welche sich bemühen, das einmal in Bewegung gesetzte Rad im Umschwunge zu erhalten. Jedoch die Bemühungen der großen Menge von wissenschaftlichen Arbeitern kann die allmähliche Verlangsamung und den endlichen Stillstand nicht verhindern, bis eine neue Idee dem Rade neuen Schwung verleiht." (A. a. O. S. 2.)

Zu diesen seltenen Erscheinungen zählt nun auch unser Forscher aus Stageiros; ja er ist der allererste in der Reihe jener bahnbrechenden Genies, ein Umstand, der seine Bedeutung nur erhöhen kann. Wie alle Geschichten der empirischen Wissenschaften, so datiren auch unsere beiden neuesten Werke über die Geschichte der Physik[1] die erste Periode wissenschaftlicher Forschung nach Aristoteles. A. Heller, der nichts weniger als eine besondere Vorliebe für diesen Mann verräth, findet keine Veranlassung, den Arbeiten der vorariſtotelischen Zeit eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken — nur bei Platon, dem unmittelbaren Vorgänger, verweilt er etwas länger — mit der wissenschaftlichen Thätigkeit des Aristoteles aber öffnet sich vor seinen Blicken auf einmal das ganze Feld der Geschichte, mit Früchten aller Art reich bestanden. Er findet hier den Mann, „der gleich einem Leuchtthurme aus der Brandung sich viel=

[1] Das oben angeführte Werk von Professor A Heller und Dr. F. Rosenberger, Die Geschichte der Physik in Grundzügen, mit synchronistischen Tabellen der Mathematik, Chemie und beschreibenden Naturwissenschaften, sowie der allgemeinen Geschichte Braunschweig 1882.

sach widersprechender Meinungen und Ansichten ragt und die Grenzen des festen Landes der systematischen Wissenschaft bezeichnet, dessen Leuchte die geistige Finsterniß zahlreicher Jahrhunderte erhellt".

Doch wie? Wissen wir denn nichts von jenen — um das gelindeste epitheton ornans zu wählen — „höchst naiven" Theorien des Aristoteles, von seinem „horror vacui", von seiner fatalen Annahme des absolut Schweren und des absolut Leichten, von seinen vier Elementen mit dem noch sonderbareren Äther als „quinta essentia", von seiner Lehre über den Einfluß der Gestirne auf das Werden, Ändern und Vergehen der Dinge auf Erden, und noch von so vielen anderen nichts weniger als exacten Vorstellungen und Behauptungen, die alle seine Erklärungen verunstalten und ihm die Einsicht in manche Naturprocesse zum Voraus unmöglich machten? Gewiß kennen wir dieses recht wohl; es ist uns ebenfalls recht wohl bekannt, wie wegen dieser „entsetzlichen Mißgriffe" nicht wenige Gelehrte unserer Tage sich für berechtigt halten, Aristoteles für einen verschrobenen Kopf zu erklären und ihm rundweg alle Befähigung für eine glückliche theoretische Bearbeitung naturwissenschaftlicher Fragen abzusprechen. Bei näherem Zusehen entdecken wir jedoch, daß diese Gelehrten nicht zu jenen gehören, die sich die Mühe genommen, des Stagiriten Werke selbst zu studiren, oder doch wenigstens sich nicht auf den richtigen Standpunkt für deren Beurtheilung zu stellen vermochten. Kleine Geister sind eben nicht im Stande, große Geister zu fassen; indem sie an einzelne Kleinigkeiten sich hängen, die gerade ihnen am meisten in die Augen stechen, beurtheilen sie danach den ganzen Mann. Bei Aristoteles fällt überdieß noch der Umstand schwer in die Wagschale, daß er als Vater der übel beleumundeten scholastischen Philosophie gilt. Dieses aber verleitet Manche, lieber an seinen Fehlern herumzunörgeln, als das wirklich Gute und Große an ihm nach Billigkeit zu würdigen. Haben denn ein Berzelius, ein Lavoisier, ein Leopold von Buch, ein Alexander von Humboldt und andere bahnbrechende Koryphäen unseres neuesten und erleuchteten Forschungszeitalters nicht auch eine Reihe irriger, schiefer, durch das Experiment nicht gestützter Annahmen und allgemeiner Ideen aufgestellt? Versagen wir darum den wahren theoretischen Errungenschaften Newtons unsere volle Anerkennung, weil er auch eine Lichttheorie in Umlauf setzte, die wir heute als falsch erklären? Wenn bei diesen Männern allerdings solche „naive", unhaltbare Anschauungen minder zahlreich vorkommen, so verdanken sie dieses einzig und allein dem Umstande, daß sie zwanzig Jahrhunderte später geboren wurden, was doch gewiß nicht

ihr Verdienst ist. Wir zweifeln sehr, ob diese großen Männer, wenn sie an Stelle des Aristoteles gestanden, fähig gewesen wären, dasselbe, was dieser, zu leisten. Das Generalisiren in den Naturwissenschaften ist immer eine gefährliche Sache; ganz besonders groß ist die Gefahr zu irren aber dann, wenn das Forschungsgebiet noch nicht hinlänglich im Detail bearbeitet ist. War nun Letzteres zur Zeit des Aristoteles thatsächlich ganz und gar nicht der Fall, und lag es nicht in seiner Macht, diesem Übelstande abzuhelfen, so war es ihm auch bei der genialsten Veranlagung in sehr vielen Fällen nicht gegeben, sich vor Irrthum zu sichern. Schauen wir aber, gerade unter Berücksichtigung dieses wichtigen Momentes, hin auf das, was er ohne Irrthum aufgedeckt, auf das, was er diesem so unfruchtbaren Brachfelde an vollwerthigen, kostbaren Früchten abzuringen wußte, dann dürften bei jedem Vorurtheilsfreien alle Bedenken wegfallen.

Aristoteles hat zunächst alle Gebiete der exacten Forschung in einer für damals bewunderungswürdigen Ordnung unter Dach und Fach gebracht. Denn mit ihm beginnt nicht bloß die Abtrennung der Naturwissenschaft von der Philosophie, sondern ebenso die Einfügung der verschiedenen Naturkenntnisse in ein festes System. Hätte er sich hierbei nur mit allgemeinen Andeutungen begnügt, so wäre dieß minder beachtenswerth. Steigt er aber in der That überall bis zum kleinsten Einzelnen herab [1], so steckt schon in diesem einen systematischen Unterfangen eine herkulische Arbeit. Prüfen wir dann die geistige Verarbeitung dieses ungeheuren Materials näher, so springt uns aus der Art der Bewältigung des Ganzen, wie aus der Durchführung einzelner Partien hell der Funken des Alles durchdringenden Genies entgegen. Nach Prof. Hellers Geständniß begegnen wir in den physikalischen Erklärungen des Aristoteles schon „den Anläufen zu den wichtigsten Principien der mechanischen Naturerklärung", finden wir in ihnen schon die „Keime" späterer großen Entdeckungen, wenn auch schwer erkennbar, weil sie, „rudimentären Sprößlingen" gleich, mit noch wenig bestimmtem Gepräge auftreten. Wer denkt beispielsweise nicht an die Principien der modernen mechanischen Wärmetheorie, wenn

[1] Um nur ein Beispiel anzuführen, verweisen wir darauf, wo er im vierten Buch der Meteorologie auf die Eigenschaften der Körper im Allgemeinen zu sprechen kommt. Er handelt hier von der Härte, Gerinnbarkeit, Schmelzbarkeit, Streckbarkeit, Hämmerbarkeit, Biegungsfähigkeit, Erweichungsfähigkeit, Zerreibbarkeit, Brechbarkeit, Plasticität, Zusammendrückbarkeit, Dehnbarkeit, Spaltbarkeit, Theilbarkeit, Viscosität, Brennbarkeit, Verdampfungsfähigkeit.

er im II. Buche der Schrift über das Himmelsgebäude die merkwürdige Stelle liest: „Die von den Gestirnen ausgehende Wärme aber und das Licht entsteht, indem die Luft durch die Bewegung derselben an ihnen in Reibung kommt; denn von Natur aus setzt die Bewegung sowohl Hölzer, als auch Steine und Eisen in Feuerhitze; noch mehr wohlbegründet also ist es, daß sie dieß bei demjenigen thue, was dem Feuer näher ist. Näher aber demselben ist die Luft, wie ja z. B. auch bei den Geschossen, während sie in Bewegung sind. Denn diese werden von selbst so in Feuerhitze versetzt, daß die Bleimassen schmelzen, und sobald sie selbst in Feuerhitze versetzt sind, muß nothwendig auch der Luft rings um sie herum das Nämliche widerfahren. Diese also nun werden von selbst erhitzt, weil sie in der Luft bewegt werden, welche durch Schlagen vermöge der Bewegung Feuer wird." Schon Aristoteles betont hier das innige Verhältniß zwischen Bewegung, Wärme und Feuer und weist speciell schon auf das Schmelzen bleierner Geschosse hin, die auch uns am eclatantesten die Verwandlung der Bewegungsenergie in Wärme nahe legen. Im dritten Kapitel der Schrift über die Sinne vergleicht er die Farben mit den Tonmischungen der Musik. Diejenigen Farben, die nach einfachen Verhältnissen gemischt sind, scheinen ihm so, wie in der Musik die harmonischen Töne, angenehme Mischungen zu geben. Dann sagt er wörtlich: „Zu sagen, wie die Alten, daß die Farben Ausflüsse seien, und daß man einer solchen Ursache wegen sehe, ist unstatthaft; denn die Solches behaupten, müssen annehmen, daß Alles durch Berührung empfunden werde, während es besser sei, zu sagen, die Empfindung des Sehens erfolge durch die Bewegung eines Mittels zwischen dem Gesichte und dem Gesehenen, als durch Berührung und Ausflüsse." Hieraus mit Wilde zu folgern, Aristoteles habe der Vibrationstheorie den Vorzug vor der Emanationstheorie gegeben, und dabei an unsere moderne Lichttheorie zu denken, hieße allerdings weit über das Ziel schießen. Solche Erklärungen sind aber auch ohnedieß ein herrliches Zeugniß für den Adlerblick des Erklärers. Trotz des vielen kindlich Naiven in den Ansichten des Aristoteles über die Farben hat es im ganzen Alterthum keinen gegeben, der eine so klare Vorstellung über Gegenstände der Optik entwickelt hätte, als er[1]. — Im zweiten Kapitel der „mechanischen Probleme" versucht

---

[1] Vgl. A. Heller, a. a. O. S. 69. — Es ist in neuester Zeit von mehr als einer Seite versucht worden, Aristoteles und scholastische Philosophen zu Entdeckern der modernen Theorien der Physik, Chemie und anderen exacten Wissenschaften zu stempeln. So wohl gemeint ein solches Unterfangen auch offenbar gewesen ist, so war es

er die Beantwortung der Frage, warum eine Wage mit längerem Balken genauer zu wägen gestatte, als eine solche mit kürzerem, und bringt dann in der Lösung das Grundprincip der heutigen Statik, das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten, wenn auch unklar, so doch erkennbar zum Ausdruck. Heller steht daher nicht an (a. a. O. S. 63), das Vorgehen des Aristoteles in mechanischen Fragen über dasjenige des großen Mechanikers Archimedes zu stellen. Bei dieser Gelegenheit mag auch darauf hingewiesen werden, daß Aristoteles wohl der Erste gewesen, der seine mechanischen Beweise durch Zeichnungen zu veranschaulichen suchte und zur kürzeren Bezeichnung von Größen, und zwar nicht bloß von Längen, sondern auch von anderen Größen, Buchstaben verwendete. Es war diese Methode, so unscheinbar an sich, wieder der erste Schritt zu einer mathematischen Symbolik, der wir den ganzen jetzigen Stand der mathematischen Wissenschaft zu verdanken haben (Heller a. a. O. S. 67). — Das wissenschaftliche Genie des Stagiriten leuchtet endlich hervor aus der Art und Weise, naturwissenschaftliche Probleme zu behandeln. „Er hat häufig geirrt, oft das „punctum saliens" einer Frage ganz anderswo gesucht, als wo sich dasselbe befindet; er hat aber auch mit bewunderungswürdiger Geistesschärfe die Principien der wissenschaftlichen Forschung aufgestellt und den logisch-dialektischen Apparat, den er sich zu diesem Zweck erst schaffen mußte, mit staunenswürdigem Erfolge gehandhabt" (Heller a. a. O. S. 74). Näheres hierüber später!

Aristoteles war somit unläugbar in Veranlagung und im originellen Schaffen, im Beobachten und genialen Erklären einer der größten Forscher; er war aber auch, wenn nicht der allergrößte, so doch gewiß einer der größten aller Philosophen. Wir können über diesen Punkt kurz hinweggehen, da wir hier den Naturforschern gegenüber für die philosophische Größe des Aristoteles eintreten, diese aber — wenn sie überhaupt die Philosophie einiger Beachtung werth halten — seine Bedeutung nach dieser Seite hin nicht beanstanden. Er ist ihnen im Gegentheile nur zu viel Philosoph gewesen. Es genüge daher, das kurze Zeugniß zu verzeichnen, das A. Heller ihm ausstellt. „Bewunderung," sagt er (a. a. O. S. 74), „erweckt die Schärfe seiner Begriffsbildung, seines Urtheilens

doch höchst übel angebracht Man suchte der aristotelisch-scholastischen Lehre Unmögliches anzudichten und machte sich und Andere in den Augen der Gegner lächerlich. Was Aristoteles betrifft, so sind gewiß Andeutungen der verschiedensten Art vorhanden, die seinen genialen Blick den richtigen Erklärungen unvermuthet nahe kommen ließen; zu einer wirklichen Erkenntniß der großen Principien und Entdeckungen unserer modernen Naturwissenschaft gelangte weder er, noch spätere Scholastiker.

und Schließens überall dort, wo es sich um die Gegenstände intuitiver Auffassung und die höchsten Principien des Denkens und Erkennens handelt." Auch für F. Rosenberger (a. a. O. S. 25) hat der Stagirite als Philosoph „seine größten Leistungen vollbracht." [1]

Feuer und Wasser waren also in Aristoteles thatsächlich beisammen; Herr Bokorny wird diese Thatsache nicht umstoßen. — Wenn wir jetzt, einen Schritt weiter gehend, sagen, daß Aristoteles deßhalb ein so großer Forscher, weil er auch ein großer Philosoph gewesen, und daß er umgekehrt eine so solide, fest gefügte, gegen alle Angriffe glänzend bewährte Philosophie inaugurirte, weil echter Forschergeist und echte Forscherweisheit ihm dabei zu gute kam, so werden über eine so „abgeschmackte" Behauptung mit Herrn Bokorny so ziemlich alle Forscher verächtlich die Achseln zucken. Werden sie uns aber das Gegentheil beweisen können? Wir bezweifeln es. Wir wollen ihnen das nächste Mal einige Gründe für unsere Behauptung vorlegen. Sie werden daraus vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß wir uns viel weniger mit ihnen im Widerspruch befinden, als obige Behauptung auf den ersten Blick vermuthen lassen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

L. Dressel S. J.

[1] Über die ganze Größe des Aristoteles können wir uns heute unmöglich mehr ein genaues Urtheil bilden. Wie es ganz natürlich ist, bemessen wir seine Größe nach seinen Leistungen, diese aber entnehmen wir seinen Schriften. Es steht nun aber fest, daß die aristotelischen Schriften, schon so wie ihr Verfasser sie beim Tode hinterließ, unvollständig geblieben waren und deßhalb nicht sein ganzes Wissen uns offenbaren; ferner daß später ein Theil derselben ganz verschwunden ist, während der Rest vielfache Corruptionen erlitt. Seine Manuscripte wanderten im Laufe der Zeit durch verschiedene Hände und in verschiedene Länder, ein Theil zunächst nach Skepsis in Kleinasien, ein anderer nach Alexandrien in die große Weltbibliothek. Nur von dem ersteren stammen unsere aristotelischen Bücher. Anderthalb Jahrhunderte lagen sie ganz vergessen in unterirdischen Gewölben in Skepsis, wo Nässe und Würmer ihnen arg zusetzten, bis zu theilweiser Vernichtung. Nachdem die Überbleibsel 86 v. Chr. von Athen aus nach Rom gebracht worden, übernahm es Tyrannion, ein Freund Cicero's, die Manuscripte wieder zu ordnen und zu sichten, während Andronikos aus Rhodos sie abschreiben und in zahlreichen Exemplaren verbreiten ließ (vgl. A. Heller, S. 46 ff.). Unser Urtheil über Aristoteles, das auf den Inhalt seiner bis zu uns gelangten Schriften sich gründet, wird deßhalb immer unter dem wahren Werthe bleiben. Dieses wäre noch mehr der Fall, wenn wirklich, wie der berühmte Philologe J. Bernays in seiner „Politik des Aristoteles" (1872, S. 212) behauptet, „kein von Aristoteles allseitig ausgearbeitetes und veröffentlichtes Werk vorliegen" sollte, „sondern nur eine Reihe vorläufiger Aufzeichnungen, deren Bestimmung zum Gebrauch bei seiner mündlichen Lehrthätigkeit von vornherein wahrscheinlich war und durch die neueren, der aristotelischen Literärgeschichte zugewandten Forschungen immer deutlicher hervortritt".

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

Wenn wir uns in der folgenden Studie mit dem classischen Komödiendichter Frankreichs beschäftigen, so liegt der letzte Grund dieser Wahl nicht so sehr in dem Interesse, das der Stoff nothwendig jedem Gebildeten abgewinnt, sondern in der Zeitgemäßheit einer Besprechung desselben. In der That, ein ruhiges, sachgemäßes Wort über Molière von katholischer Seite ist gerade jetzt in Deutschland gewiß sehr am Platze.

Die Literatur über den französischen Komiker ist seit den letzten Jahren in unserem Vaterland beständig im Steigen begriffen. Nicht genug mit einzelnen kleineren Studien über den Dichter und seine Hauptwerke, wie Paul Lindau, Wilhelm Mangold, A. Laun, Fritsche u. s. w. sie gaben, beschenkten uns zwei andere Literarhistoriker, Mahrenholtz und Lotheißen, rasch nach einander mit ausführlichen Molière-Biographieen, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, begann Dr. Heinrich Schweitzer nach dem Vorbild des französischen „Molièriste" eine eigene Zeitschrift oder ein Sammelwerk zur Förderung des Molière-Studiums in Deutschland unter dem Titel „Molière-Museum". Dadurch tritt Molière in die kleine Zahl der Universalgenies, denen man in unserem kosmopolitischen Deutschland die Ehre wirklicher Fachstudien und eines krankhaft übertriebenen Cultus zu Theil werden läßt. Daß Molière die Aufmerksamkeit jedes Literaturfreundes verdient, ist unbestreitbar, daß der augenblickliche Molière-Oestros viel Gemachtes und Zopfhaftes hat, ist ebenso sicher; da aber Molière nur zu leicht als Vorwand genommen wird, um über kirchliche und religiöse Fragen zu sprechen, ja der Dichter des Tartüff geradezu als Feind der katholischen Kirche und des überall gehaßten Jesuitismus gepriesen wird, so ist es nicht ohne Nutzen, daß auch der gebildete Katholik wenigstens in etwa über Molière und die neueste Molière-Bewegung orientirt sei. „Jedesmal," sagt L. Veuillot, „wenn es den Freidenkern aus einem oder dem anderen Grunde gelungen ist, die öffentliche Meinung gegen die Kirche aufzureizen, erscheint auch sofort auf den Bühnen von Paris und der Provinz Molière's Tartüff. Man führt ihn auf, man verbreitet Volksausgaben desselben mit Anmerkungen und Illustrationen. In den letzten Zeiten Louis Philippe's hatte Tartüff zugleich mit dem Ewigen Juden die Ehre, Haupt-Antwort der officiellen Philosophie auf die Forderung der Katholiken gegen das Schulmonopol des Staates zu sein. Unter der Restauration war derselbe Tartüff das gesuchte Gegengift gegen die Volks-Missionen. Der ‚intellectuelle' Theil des ehrsamen Philisterthums drängte sich in den Theatern, um die Satire gegen die Frömmler und Adeligen zu hören, welche es wag-

ten, den Predigern zu folgen." Diese Mission des Tartüff und seines Dichters ist noch lange nicht erfüllt, und auch der deutsche Molièrist würde kein echter Gläubiger des Propheten sein, wenn er nicht in gerechtem Abscheu gegen Frömmler und Jesuiten die hohe sittliche Bedeutung Molière's und seines Tartüff gebührend darthäte und priese. Gegenüber diesen antikatholischen Tendenzen des Molière-Cultus ist es bisweilen schwierig genug, das ruhige Urtheil über den Dichter und seine Werke zu bewahren und weder in dem Verlangen, Molière dem Katholicismus zu vindiciren, noch in dem Bestreben, Dichter und Dichtung um ihr übertriebenes Ansehen zu bringen — nun ebenfalls weiter zu gehen, als es mit den erwiesenen Thatsachen und der ruhigen Kritik vereinbar ist. Wenn wir uns demnach an diese schwierige Aufgabe wagen, so geschieht es in dem festen Bewußtsein, daß wir einerseits eine wirkliche Achtung vor der Kunst Molière's in uns fühlen, andererseits aber auch überzeugt sind, daß tausend Tartüffe und tausend Molière auch nicht das Mindeste gegen die katholische Moral und jesuitische Frömmigkeit *beweisen*. Daß sie der öffentlichen Sittlichkeit *schaden* können und auch wirklich schaden, ist leider nur allzu wahr; indeß glauben wir, daß gerade die antichristliche Tendenz bisweilen mehr in die Stücke hineingetragen, als vom Dichter bewußter Weise hineingelegt wurde — kurz, wir vermeinen gegen Autor und Werke vorurtheilslos genug zu sein, um der Wahrheit gebührend Rechnung zu tragen, wie immer sie nach dem strengen Quellenbefunde lauten mag. Wir wollen nicht Veuillot rechtfertigen, noch Molière und seinen Tartüff retten, sondern die Wahrheit erforschen und aussprechen — ganz und unverblümt.

1. Elternhaus und Schulen.

Dort, wo ehedem die Rue St.-Honoré und die Rue des vieilles étuves (heute Rue de Sauval) zusammenstießen, lag das Eckhaus „zum güldenen Affen", so benannt nach seinem Wahrzeichen, einer kunstvollen Holzschnitzerei am Erker, welche eine Affenfamilie unter einem Apfelbaume darstellte. Hier gründete gegen das Jahr 1620 ein ehrsamer Bürger der guten Stadt Paris ein eigenes Geschäft als Tapezierer und führte bald nachher (27. April 1621) die Tochter eines anderen wohlhabenden Tapezierers, Marie Cressé, als Gattin und mit ihr eine Mitgift von 2200 Livres in sein aufblühendes Heim. Das junge Paar war rührig und geschäftstüchtig, und der kleine Wohlstand mehrte sich fast zusehends. Im Erdgeschoß des schmalen Hauses befand sich der Laden mit den zum Verkauf ausgestellten Möbeln, hinter dem Laden die auch als Speisezimmer dienende Küche. Die Familie lebte tagsüber auf dem Entresol, welcher ein großes Schlafzimmer und daneben ein kleineres Gemach enthielt. Als Magazine dienten die Räumlichkeiten des ersten Stockes. Die ganze Einrichtung der Wohngemächer und des Ladens machte den Eindruck der „Deftigkeit", wie der Niederländer das Echte, Behäbige und einfach Reiche einer wohlhabenden Bürgerfamilie bezeichnet. Damit auch der Glanz nicht fehle, wußte sich der junge Geschäftsmann von einem Bruder die Stelle eines Hoftapezierers und bald darauf diejenige eines königlichen Kammerdieners zu

verschaffen, so daß er den in dem Frankreich Ludwigs XIV. so wohlklingenden Titel eines „tapissier-valet de chambre du roi“ führen konnte.

Am 15. Januar 1622 wurde das erste Kind des jungen Paares, ein Knabe, Johann Baptist, in der Kirche des hl. Eustachius getauft [1]. Ihm folgten dann im Laufe von zehn Jahren noch fünf oder sechs weitere Geschwister, von denen jedoch nur drei — zwei Knaben und ein Mädchen — heranwuchsen.

Die Mittheilungen über den Charakter und den Bildungsgrad der Mutter sind zu spärlich, als daß sie uns einen Schluß auf die erste Erziehung der Kinder unter ihrer Leitung gestatteten, wenn auch die zu ihrem Besitz gehörenden Bücher, unter anderen eine Biblische Geschichte und ein Amyot, wenigstens eine gewisse Bildung vorauszusetzen scheinen. Jedenfalls war die mütterliche Wirksamkeit nicht anhaltend genug, um selbst bei dem ältesten Sohne einen entscheidenden oder später nachweisbaren Eindruck zu hinterlassen. Sie starb schon im Jahre 1632, wie es scheint an einem Brustübel, dessen Keim sie auch ihren Kindern vererbte. Dem Vater war es unmöglich, die Erziehung der Kleinen und seine Geschäfte allein zu besorgen; nach einem Jahre der nöthigen Trauer führte er darum als zweite Mutter und Verwalterin eine neue Gattin, Cathérine Fleurette, in das verwittwete Haus. Catharine brachte ihm so viel Baarvermögen, daß er damit seine bisherigen Ersparnisse zu der nöthigen Summe ergänzen konnte, um ein eigenes Haus in der Nähe der großen Markthallen — in der Gegend der heutigen Rue Rambuteau — zu kaufen. Auch über den Einfluß der Stiefmutter auf die Kinder haben wir keinerlei geschichtliche Nachrichten. Andeutungen will man freilich sowohl im Charakter als in den Dichtungen des späteren Molière gefunden haben. So sagt Paul Lindau: „Hans, als der Älteste seiner sieben Geschwister, ist vermuthlich (?) schon von Kindsbeinen an viel sich selbst überlassen gewesen. Daraus erklärt sich (?), daß das eigentliche Familiengefühl, wenigstens das Verhältniß des Sohnes zu den Eltern, nicht tief in ihm zu wurzeln scheint. In keinem seiner Stücke finden wir eine Mutter, welche uns durch die Tiefe ihres Gefühls zu wahrer Sympathie zwingt. Und, bezeichnend (?) genug, einer seiner liebenswürdigsten Frauencharaktere, Elmire, ist Orgons zweite Gattin und die Stiefmutter der reizenden Marianne und des leidenschaftlichen Damis. Dagegen schlagen in seinen Lustspielen die Söhne gegen ihre Eltern einen Ton an, der oft verstimmt, bisweilen verletzt, mitunter geradezu empört.“ [2]

Der Mangel jeglichen Gefühls für ein geordnetes Familienleben nach jeder Richtung ist in den Lustspielen Molière's nicht zu läugnen; wir besitzen indeß historisch sichere Thatsachen genug, diese Eigenheit der Dichtungen zu

[1] Den Tag der Geburt weiß man nicht zu bestimmen. Auch den Namen Johann Baptist findet man nicht im Taufact; er wurde aber dem Erstgeborenen später zum Unterschied von dem ebenfalls Johann getauften jüngeren Bruder gegeben.

[2] Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken, von Paul Lindau. Leipzig 1872. S. 5.

erklären, ohne einen Stein auf die Eltern des Dichters werfen zu müssen. Im Gegentheil spräche die Gestalt Elmira's im Tartüffe eher für die Güte der Stiefmutter, wenn überhaupt solche Schlüsse einen inneren Werth für die Geschichte besäßen. Auch auf den Charakter des Vaters hat man den Verdacht geleitet, als ob dieser einseitig und engherzig gewesen. Erwiesen ist dagegen durch Thatsachen, daß der Hoftapezierer seinem Erstgeborenen eine Erziehung und Ausbildung zudachte, welche eher eine Überschätzung des Sohnes und zu große Güte des Vaters, als übergroße Strenge und Engherzigkeit voraussetzen. Obgleich es zu jener Zeit ein Grundsatz bei den Kaufleuten war, ihre Söhne nicht durch eine falsche Erziehung dem väterlichen Stande zu entfremden, also die eigentlich classischen Studien und liberalen Künste außerhalb des Rahmens der Ausbildung junger Kaufmannssöhne lagen, so wich doch Vater Poquelin zu Gunsten seines Ältesten von diesem Grundsatz ab, und übergab den Knaben der ersten und vornehmsten Studienanstalt der damaligen Hauptstadt. Im Collége de Clermont zählte der junge Poquelin die Söhne der Fürsten und Adeligen zu seinen Mitschülern und durchlief in fünf Jahren (1636—1641?) die Klassen der humanistischen Studien, wie sie an den Jesuitengymnasien üblich waren. Auch über diese Collegienzeit, den Einfluß der Lehrer und ihr Verhältniß zum Schüler, dessen Anlagen und Fortschritte u. s. w. liegen uns keinerlei Aufzeichnungen vor. Einige wollen, daß er bei den Jesuiten auch Philosophie studirt habe. Dann würde es aber in etwa auffallen, daß er sich beim Austritt aus dem Collegium behufs Aneignung derselben Wissenschaft zu Gassendi gewendet haben soll.

Eine andere Annahme scheint uns daher wahrscheinlicher. Es steht fest, daß der Vater nach damaligem Herkommen seinen Sohn schon bei Lebzeiten als künftigen Nachfolger in seinem Hof-Amt bestimmen lassen wollte. Dazu aber war erforderlich, daß der Sohn seine Befähigung nachweise, also vorher unter Aufsicht eines Meisters arbeite. Wahrscheinlich hat nun der alte Poquelin den Studenten nach der Rhetorik aus dem Jesuitencolleg genommen, und ihm durch Privatstudium bei dem Professor Gassendi am Collége royal de France und durch gleichzeitige Arbeit in der väterlichen Möbelwerkstätte die doppelte Möglichkeit gegeben, sich als Philosoph und künftiger Hoftapezierer zugleich auszubilden. Der Doppellehrling scheint mehr Geschmack an der epikuräischen, poetisirenden Philosophie des Digner Canonicus, als an dem Polstern von Sesseln und Füllen von Betten gefunden zu haben. Seine Mitschüler waren übrigens danach angethan, ihn jedem philisterhaften Handwerk zu entfremden. Der lustige Chapelle (1616—1686) und der übermüthige Junker Cyrano Bergerac (1619—1655) sind ja später die Typen zweier Literaturzweige geworden — der Erstere jenes bekannten witzigen, oft schmutzigen Epikuräismus in der Lyrik oder vielmehr Gesellschaftspoesie, der Andere in der gesellschaftsfähigen Posse, welche freilich erst Molière hoffähig machen sollte. Zwei andere Schulfreunde, Franz Bernier und Hesnault, haben sich ebenfalls später einen Namen erworben, der Eine durch seine Reisen, der Andere durch seine jetzt vergessenen Verse.

Der Lehrer richtete sich in seinen reformatorischen Bestrebungen nicht

bloß gegen die Scholastik und Aristoteles, sondern fast noch mehr gegen Des Cartes und dessen speculativen Rationalismus. Der durch das Christenthum in etwa gemilderte Epikuräismus Gassendi's verlegte aber den Schwerpunkt des Glückes und das Ziel menschlichen Strebens noch hinreichend in die Welt der Sinne, um selbst während des philosophischen Studiums den Keim der Poesie bei seinen Schülern zu wecken und besser zu entfalten, als es die gegnerische Schule gethan. Wenn in dem Jahrhundert des Gemachten, des Abgezirkelten und Unnatürlichen Molière sich eine gute Dosis Ungeschminktheit, Natur und Freiheit in seinen Schöpfungen bewahrt und in einem seiner Meisterwerke das alte Volkslied dem zeitgenössischen Unsinn in Reimen vorzuziehen wagte, so will man diese Erscheinung dem Einflusse der Gassendi'schen Lehre zu Gute schreiben. Sicher ist, daß der Schüler mit seinem Freunde Hesnault eine Übersetzung des Lucrezischen Gedichtes: de rerum natura versuchte. Den beschreibenden Theil gab Poquelin in Versen wieder, den philosophischen in Prosa [1].

Auch wissen wir durch einen Mitschüler Poquelins, daß Gassendi seinen Zöglingen häufig sowohl lateinische als französische Verse vorführte, die er in größter Auswahl auswendig wußte, weil er der Ansicht gewesen, diese Schätze des Geistes verliehen der Seele eine gewisse Erhebung über das Alltagsleben und flößten nicht bloß dem Stil, sondern auch den Gesinnungen einen gewissen Adel ein. Eine solche Hochschätzung der Poesie durch den Lehrer der Philosophie konnte die jungen Leutchen natürlich nur in ihren literarischen Velleitäten bestärken. Zur größten Genugthuung theilte Cyrano den Lucrezübersetzern seine bereits fertige Komödie „Le pédant joué“ mit, welche er als Gymnasiast des Collegs zu Beauvais über den dortigen Director Grangier gemacht hatte. Die Einzelheiten dieser Komödie blieben Molière so gut

---

[1] So nimmt man wenigstens an. Auch soll Molière noch in seinem späteren Leben an dieser Übersetzung gearbeitet und seiner Wittwe das fertige Manuscript hinterlassen haben Als diese dasselbe dann an die Thierry'sche Buchhandlung verkaufen wollte, weigerte sich — so erzählt man — der Drucker, ein Werk zu verbreiten, in dem die Unsterblichkeit der Seele in Frage gestellt werde. „Ob die Wittwe den ‚Lucrez‘ wieder an sich genommen und ihn selbst vernichtet, oder das den Buchhändlern überlassen oder gar den Jesuiten aufgespart hat, die, um ihr Müthchen an des Dichters Werken, nach dessen Tode, erst recht zu kühlen, später den Thierry'schen Verlag an sich rissen, ist bisher nicht festgestellt worden“ (M.-M., I. 35). Warum also die Jesuiten verdächtigen? Übrigens hat Niemand die Übersetzung ganz gesehen oder gehört, und in den übrigen Werken findet sich nur das sehr frei gehaltene Bruchstück von 20 Versen, welches im Misanthropen (Act II. Scene 5) die Verblendung der Liebenden schildert. Was den Ankauf der Thierry'schen Druckerei durch die Jesuiten anlangt, sei nur bemerkt, daß noch von 1709—1710 in eben dieser Druckerei die große Molière-Ausgabe mit der Grimarest'schen Biographie und den Auszügen aus verschiedenen Erklärern veröffentlicht wurde, die Jesuiten also jedenfalls sich erst später besinnen wollten, den über 30 Jahre verstorbenen Molière um seine Übersetzung zu bringen. Allein was beweist die Geschichte gegen eine Verdächtigung, wenn diese die Jesuiten betrifft?

im Gedächtniß, daß er später zwei ganze Scenen des „Pedanten“ in seine **Fourberies de Scapin** aufnahm[1].

Als der Vater glaubte, sein Sohn habe nun genug der Philosophie und des Unterrichtes im Polstern, ließ er ihn sein Meisterstück im Handwerk machen, um ihm auf alle Fälle die Zukunft zu sichern, und schickte ihn dann an die Hochschule, damit er Rechtswissenschaft studire. So glaubt man wenigstens nach einigen Andeutungen, hauptsächlich aber nach Pasquillen auf Molière, annehmen zu sollen. Die jungen Rechtsbeflissenen mußten damals nach einem zwei- bis dreijährigen Studium das sogen. Licentiat der Rechte erwerben, welches die Befähigung verlieh, sich in die Liste der Advokaten eintragen zu lassen. Aber wie heute, so gab es auch dazumal Doctorfabriken, d. h. willfährige Facultäten, welche gegen gebührende Entschädigung bereit waren, jedem Candidaten zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ein Diplom des Licentiates auszustellen. Orléans soll sich durch die Nachsicht seiner gelehrten Professoren gegen reiche Studenten besonders ausgezeichnet haben, und so scheint denn auch der junge Poquelin zu dieser guten Stadt hilfesuchend gepilgert zu sein. In einer Schmähschrift gegen Molière heißt es:

„Im Jahre vierzig oder etwas früher
Verließ er, dummer als zuvor, die Schule.
Sein Vater hörte, daß in Orléans
Ein jeder Esel sich für blanke Batzen
Die Doctorwürde kurzweg kaufen könne,
Und schickte darum auch den seinen hin ...
So ward er Advokat, wie er erzählt,
In Kleidern, die er nicht bezahlt, stolzirend.“[2]

Als zwanzigjähriger Jüngling muß der junge Poquelin wieder in Paris gewesen und entweder als Kammerdiener des Königs oder als junger Advokat thätig gewesen sein. Geschichtlich steht weder das Eine noch das Andere fest, ebenso wenig, daß er an Stelle seines Vaters dem König im Frühjahr 1642 zu der Belagerung von Perpignan gefolgt ist.

Vollends sagenhaft klingt die Behauptung, Hans Poquelin sei der junge Kammerdiener gewesen, welcher den Landesverräther Cinq-Mars vor dem verdienten Tode dadurch zu retten suchte, daß er ihn in einem dunkeln Gemach des Schlosses von Narbonne verbarg. Von einer Berufsthätigkeit als Advokat ist ebenfalls nur in einer Satire auf den Dichter Rede.

„Doch hört, wie undankbar er sich benahm,“

heißt es in dem ebengenannten „Elomire“ weiter,

---

[1] So ist die 9. Scene des 2. Actes der **Fourberies** ganz der 4. Scene des 2. Actes des „Pedanten“ entliehen und hat die 2. Scene des 3. Actes des Letzteren Molière als Vorlage für Act 3 Scene 3 des Scapin gedient.

[2] „**Elomire hypocondre ou les médecins vengés.**“ **Paris 1670** (4. Act, 2. Scene). Der **Elomire** (Anagramm von Molière) ist eine Komödie von Boulanger de Chalussay, welche noch bei Lebzeiten des Dichters erschien und von bitteren nicht immer ganz unwahren Anklagen gegen Molière voll ist.

„Statt zu studiren, eifrig zu plädiren,
Und sei es nur aus Liebe zu dem Vater,
Erschien er einmal nur vor dem Gericht.
Und wollt ihr wissen, was das Bürschchen trieb?
Als Possenreißer lernt' er seine Rolle
Bei jenem großen Charlatan, dem Bary,
Und bei dem Orvietaner; glaubte sich
Schon fest in deren Gunst" u. s. w.

So ganz Unrecht wird die Satire wohl nicht haben. „Mag nun der junge Poquelin die paar Jahre nach seinen Schulstudien als Rechtsgelehrter und Advokat oder als Vertreter des Vaters im Dienste des Königs verbracht haben, es scheint sicher," sagt Lotheißen, „daß er sich in leichtsinniger Gesellschaft umhertrieb, und ohne ein höheres Ziel in's Auge zu fassen, die Wege eines jungen, dem Vergnügen und Genuß ergebenen Menschen wandelte." [1]

Aus dem Nebel des Ungewissen und Legendenhaften tritt für die Geschichte Molière's plötzlich mit dem Jahre 1643 eine bestimmte und zugleich höchst wichtige Persönlichkeit hervor, und zwar bezeichnend genug: in der Person einer Schauspielerin.

Aus einem Document, das nebst anderen Unterschriften auch diejenige des jungen Poquelin trägt, erfahren wir, daß eine Schauspielergesellschaft, „l'Illustre théâtre" genannt, im November 1643 in Rouen Vorstellungen gab [2]. Was war denn eigentlich geschehen, daß wir plötzlich den vermeintlichen Pariser Advokaten als Schauspieler in einer Theatertruppe der Provinz treffen?

Der junge Poquelin scheint von jeher eine große Vorliebe für das Theater besessen und derselben auch möglichst nachgegeben zu haben. Als Stutzer trieb er sich mit den Alters- und Gesinnungsgenossen in den Theaterkreisen herum, und so geschah es eines Tages, daß der Zauber einer Schauspielerin ihn gefangen nahm und „mit dämonischer Gewalt fesselte".

Madeleine Béjart war die Tochter eines Pariser Huissier, der bei seinem Tode (1643) eine zahlreiche Familie tief verschuldet hinterlassen hatte. Die Tochter war indeß schon vor des Vaters Tode aus dem elterlichen Hause geschieden und bald als Schauspielerin mit Glück aufgetreten. Es dauerte übrigens auch nicht lange, und das leichtsinnige Geschöpf war in sein Unglück gerannt. Im Sommer 1638 gebar sie ihrem gräflichen Liebhaber eine Tochter, und nun hoffte sie, ihr Verführer werde endlich das Verhältniß durch eine nachträgliche Ehe regeln. Der Graf von Modène, Kammerherr des Herzogs von Orléans, verschob diesen Schritt aber immer wieder, bis er sich 1640 in einen Aufstand gegen den König einließ und in Folge dessen zum Tode verurtheilt nach Brüssel fliehen mußte. Als er dann später wieder

[1] S. 38. Molière, sein Leben und seine Werke. Von F. Lotheißen. Frankfurt, Literarische Anstalt, 1880.

[2] „Le Molièriste." Juin 1879. p. 79 sqq.

zurückkehrte, fand er Madeleine bereits mit einem neuen Liebhaber versehen und ließ es daher an einem freundschaftlichen Verkehr mit der ehemaligen Geliebten genug sein. Man sieht, wir sind vollständig in die Gepflogenheiten des Theaterlebens gerathen und werden leider noch wiederholt mit der leichtlebigen Moral der Coulissenwelt zu rechnen haben. Ohne solche Zwischenfälle zu erwähnen, läßt sich nun einmal das Leben Molière's nicht schreiben.

Als sich beim Tode des Vaters die Vermögensverhältnisse der Béjart in der gründlichsten Zerrüttung befanden, schlug der junge Liebhaber Madeleine's, Hans Poquelin, zur Aufbesserung derselben vor, in Gemeinschaft mit ihrem älteren Bruder Joseph, einer jüngeren Schwester Geneviève und einigen anderen jungen Kräften ein selbständiges Theater zu unternehmen, dem dann auch er anzugehören gesinnt sei. Und so trat denn eines Tages der junge Advokat vor seinen Vater hin und kündigte ihm den Entschluß an, den Beruf eines Schauspielers ergreifen zu wollen. Man mag sich nur allzu leicht den Schrecken des armen Vaters ausmalen, als er aus dem Munde seines Ältesten eine solche Rede vernahm. Mochte auch Ludwig XIII. verfügt haben, daß der Stand der Schauspieler in gesetzlicher Beziehung nicht mehr als ehrlos gelten solle, die Kirche hatte von ihrer Strenge gegen die Komödianten nichts gemildert, und mit ihr dachten und fühlten auch noch die besten und vernünftigsten Theile der Nation. Während sich Hofleute und junge Schöngeister mit dem Coulissenvölkchen gemein machten, lebte in dem guten Bürgerstande und beim echten Adel die Verachtung der Schauspieler noch recht lebhaft fort, und bei den Meisten galt es als eine Familienschmach, wenn ein Mitglied sich auf die Bretter verloren hatte. Und dieses Unglück sollte jetzt den königlichen Hoftapezierer Poquelin treffen! Man nimmt an, der Vater habe sich nach bitterem Widerstreben endlich in das Unvermeidliche gefügt; aber die Quittung über 630 Livres, welche der Sohn am 6. Januar 1643 von seinem Vater erhalten, kann ebenso gut beweisen, daß der alte Poquelin seinem mißrathenen Erstgeborenen den Rest des mütterlichen Vermögens ausgezahlt und ihn dann mit seinem neuen Beruf vor die Thüre gesetzt habe. Von den anderen Verwandten steht es fest, daß sie den Komödianten aus der Zahl der Ihrigen ausstießen und ihn sogar nicht mehr in dem Familienstammbaum aufführten.

Unterdessen hatte aber auch der junge Schauspieler seine Familie verläugnet und betrat als Sieur de Molière die Bretter des „hochberühmten Theaters", dessen Leitung der schon mehr sachkundigen Madeleine anvertraut wurde [1], während sich der junge Poquelin doch bald als die eigentliche Seele des Ganzen erwies.

Die neue Gesellschaft eröffnete nach einigen Versuchen in der Provinz

---

[1] Der Namenwechsel für Schauspieler war dazumal allgemeine Sitte. Warum Poquelin den Namen Molière oder de Molière nahm, ist nicht berichtet. Dieser Name war dazumal schon ein vielgetragener und sehr bekannter. Es gab einen Romanschreiber und einen königlichen Tänzer und Musiker, die sich de Molière nannten.

im December 1643 ihr erstes Theater in Paris, und zwar in einem Ballspielhaus der Vorstadt Saint-Germain. Um den nackten, meist nicht einmal genügend geschlossenen Raum des Spielsaales in ein auch nur annähernd anständiges Theater zu verwandeln, bedurfte es kostspieliger Arbeiten und daher vor Allem Geld. Und als das wenige, welches man besaß, verausgabt war, machte man Schulden in Erwartung der reichen Erträgnisse und des vornehmen Publikums. Wirklich wurde auch durch den ehemaligen „Freund" Madeleine's der Herzog von Orléans als Gönner gewonnen, der eine bescheidene Subvention gewährte, und so überließ das leichte Künstlervölkchen sich der Gunst des Tages und den goldenen Hoffnungen der Zukunft. Man eröffnete das Haus — und als der Anfang den Erwartungen nicht allzu sehr entsprach, tröstete man sich mit der Schwierigkeit jedes Anfangs. Da wurde im Sommer 1644 auch noch der Herzog von Orléans zur Armee in die Picardie gerufen, und nun eilten von allen Seiten drängend und drohend die Gläubiger herbei. Die Kasse wurde regelmäßig von ihnen in Beschlag genommen, und die Künstler sahen sich zum Äußersten getrieben. Endlich gelang es ihnen, Bürgschaft aufzubringen, und nun begann man mit neuem Muth. Vielleicht war die Lage des bisherigen Hauses nicht günstig; also frisch hinüber auf den Quai des Ormes, und dort wieder die Umwandlung mit einem Ballspielsaal vorgenommen. Aber der Ortswechsel (1645) that es nicht, die alte Noth dauerte fort. Molière hatte schon längst der leichtsinnigen Madeleine die Verwaltung aus den Händen genommen; aber auch er vermochte dem drohenden Ruin nicht thatkräftig vorzubeugen. Man versetzte, was man entbehren konnte, selbst kostbare Costüme, Geschenke des Herzogs von Guise; und als man Alles versetzt und doch noch immer Schulden hatte, kam der Tag, an dem Molière als verantwortliches Haupt der Truppe in den Schuldthurm abgeführt wurde, weil er die Talglichter nicht bezahlen konnte, die man verbraucht hatte. Molière protestirte dagegen, daß man ihn allein als haftbar betrachtete, und er wurde wieder auf freien Fuß gesetzt, um wenige Tage später von anderen Gläubigern unbarmherzig dem Thurm überantwortet zu werden. In dieser äußersten Noth fand sich ein Freund, der für ihn bürgte. Elomire (Molière) hatte also wohl Recht, auszurufen:

„Es drückte damals uns das Geld nicht wund.
Wir hätten stets vor leerem Haus agirt,
Wenn wir nicht reichlich Freibillets verschenkt
Und den Verwandten hätten vorgespielt.
Wir schrieben alles Unheil, wie ihr wißt,
Dem Platz zu, der nicht paßt für ein Theater;
So packten wir denn unsre Siebensachen
Und zogen von Sanct Paul auf's linke Ufer.
Jedoch der gleiche Grund hat gleiche Folgen.
Auch dort pries ich vergebens unsre Kunst,
Man pfiff uns aus und hieß uns weiter wandern."

In der That, nachdem man vom Quai des Ormes (Saint-Paul) ein zweites Mal in die Vorstadt Saint-Germain, aber in ein anderes Lokal, über-

gesiedelt und auch dort auf keinen grünen Zweig gekommen war, hieß es „das Ränzel schnüren und weiter wandern".

Aber das Wandern ging nicht so leicht; erst mußte der Bürge befriedigt sein, der die losen Vögel vor dem Schuldthurm gerettet hatte. Molière wandte sich an seinen Vater, und der gute Poquelin blieb wirklich gut für eine Summe von 320 Livres; auch die anderen Truppenmitglieder fanden Bürgen, und so konnten sie denn endlich ungehindert abziehen — in die Provinz. Der Leiter einer bekannten wandernden Truppe, Dufresne, kam nach Paris und warb den Rest des arg zusammengeschmolzenen Personals vom Illustre théâtre, unter Anderen die Béjarts und Molière, an, und im Jahre 1647 begannen nach den Lehr- die Wanderjahre des Dichters, die ihrerseits wiederum nur eine neue Schule für den Komiker werden sollten.

Nach all den Pariser Ernüchterungen und bei der Kenntniß, die der 25jährige Bürgersohn von der Realität des Coulissenlebens hatte, muß man nothwendig annehmen, daß er eine wirklich ungewöhnliche Liebe zur darstellenden Kunst besessen hat, um trotz dieser Ernüchterungen dem einmal erfaßten Beruf nach all dem Mißlingen und mit der Aussicht auf neues Fehlschlagen treu zu bleiben. Aber verschweigen wir Eines nicht: ein anständiger Jüngling wäre trotz dieser Liebe vor dem Letzten und Äußersten zurückgeschreckt, und jetzt wenigstens, nachdem die erste Romantik und ideale Begeisterung der erbärmlichen Wirklichkeit Platz gemacht, reumüthig zu seinem Vater und zu seiner Berufsthätigkeit zurückgekehrt. In der That, war schon das Leben damaliger städtischer Schauspieler ein verachtetes und meist auch wegen der begleitenden Unsittlichkeit verachtungswürdiges, so stand doch der wandernde Schauspieler der Provinz noch um einige Stufen tiefer, sowohl in dem gezollten als in dem verdienten Ansehen. Es ist keineswegs der „Zelot" Veuillot, sondern der gute Kenner und begeisterte Verehrer Molière's, F. Lotheißen, welcher über die Wandertruppen damaliger Zeit folgendes Urtheil fällt: „Ein Stück Zigeunerthum barg sich in den Kreuz- und Querzügen einer solchen Künstlergenossenschaft, und in der Unruhe und Hast der Wanderungen verlor sich nur zu leicht das Verständniß für den Werth dauernder, fester Verbindung. Der Wechsel wurde zum Bedürfniß, und im Wirbel der Abenteuer stumpfte sich das moralische Gefühl ab. Nur ein starker Charakter konnte längere Zeit in diesem Treiben leben, ohne sittlichen Schiffbruch zu leiden oder wenigstens schwere Wunden davonzutragen."[1] An einer anderen Stelle heißt es weniger verblümt: „Das feinere (!?) Gefühl für sittliche Reinheit war gefährdet, das stete vertrauliche Leben der Schauspieler und Schauspielerinnen mit einander führte leicht zu absonderlichen Verhältnissen und begründete wohl etwas, das der Güter- und Weibergemeinschaft ähnlich sah. Andere Liebesabenteuer gingen daneben her; jedes Städtchen brachte Abwechslung auch in dieser Hinsicht — und Molière hatte seinen reichen Antheil an den Erlebnissen solcher Art. Er hat alle Wonnen der

[1] Lotheißen, Molière, S. 50.

Liebe gekostet, wie er auch alle Stürme derselben über sich hat ergehen lassen müssen."[1]

Wahrlich, wir können in all dem nichts erblicken, was anständige Leute hätte bewegen sollen, eine besonders hohe Achtung vor dem sittlichen Werth der „Bühnenkünstler" und der sittigenden Wirkung ihrer Thätigkeit zu hegen. Übrigens scheint für Molière der Hauptmagnet noch immer die „Béjart" gewesen zu sein, ohne die er nicht leben zu können glaubte. Und so stürzte er sich denn kopfüber in das „Zigeunerthum" für elf lange Jahre. Was er auch in diesen Zeiten von Menschen und Leben kennen gelernt hat, Eines dürfen wir nicht vergessen — der Standpunkt des Beobachters war ein falscher. Aus den Niederungen einer Komödiantentruppe müssen sich die Höhen des wirklichen Lebens seltsam ausnehmen. Nur was sich in allernächster Nähe befindet, steht im rechten Gesichtswinkel für den Zeichner; je höher und entfernter sich aber etwas hält, um so mehr müssen die seltsamsten Verkürzungen und falschen Schlaglichter zunehmen. Molière hätte in literarischer Beziehung nicht weniger vollendete Meisterwerke geschrieben, wenn er ein edler, reiner Mann gewesen; in ethischer Beziehung aber würden wir in eine ganz andere Ideensphäre geführt worden sein, als in der wir uns jetzt bei der Lesung Molière'scher Komödien von A bis Z bewegen müssen. Man lebt nicht ungestraft elf ganze Jahre der wichtigsten Lebenszeit keimender Manneskraft in einer solchen Sumpf-Atmosphäre, und das ganze übrige Leben wird nicht mehr genesen von dem zehrenden Krankheitsstoff, den es so lange Zeit hindurch mit jedem Athemzug eingesogen hat. Das ist kein zu strenges Urtheil über den Dichter. Vom Dichter ist der Mensch unzertrennlich, und als Mensch steht Molière unter den allgemeinen Sittengesetzen.

Wenn er diese aber mit dem Spott und Hohn eines Pierrot oder Sganarelle mit Füßen trat, so hat jeder anständige Mensch das Recht, dieß für schlecht und bedauernswerth zu halten und auch mit nackten Worten auszusprechen. Eben weil heute bei den Literarhistorikern sich immer mehr die Meinung Bahn bricht, als sei dem Genie Alles erlaubt, um sich in den Stand zu setzen, des Lebens tiefste Hefe und höchsten Schaum kennen zu lernen oder sich zu neuen Werken zu begeistern, und als beständen in diesem Falle die allgemein giltigen Normen der Sittlichkeit nicht mehr, weil es sich um die „höhere Sittlichkeit" eines Romans oder einer Komödie handele: ebendeßhalb muß der gesunde Menschenverstand und das christliche Bewußtsein immer und immer wieder dagegen protestiren, daß der Zweck auch hier keineswegs das Mittel heiligt. Muß das eine schöne Sittlichkeit sein, die nur an den Winkelschulen der Unsittlichkeit gelernt werden kann! Wir sagen daher mit L. Veuillot: „Hätte der ehrsame Bürger unter den Hallen, der Tapezier-Kammerdiener des Königs, Poquelin, sich einen Haftbrief erwirkt, um seinen Taugenichts von Sohn auf dem ersten Schritt seines Vagabundenlebens zurückzuhalten, so hätte er vielleicht drei oder vier Meisterwerke im Keime erstickt — aber er hätte gethan, was jeden Tag andere Familienväter thun,

[1] A. a. O. S. 58.

welchen man mit Recht das Lob spendet, daß sie über die Ehre ihres Namens und über das Wohl ihrer Kinder wachen." [1]

Wir sehen nicht ein, warum man dieser Ansicht nicht beistimmen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Ein Besuch in Upsala.

Die hochberühmte schwedische Universitätsstadt kann man von Stockholm aus sowohl zu Lande als zu Wasser erreichen. Der letztere Weg ist unbedingt der schönere. Er führt von Riddarholm hinaus auf den mit Hunderten von Inseln und Inselchen bedeckten Mälarsee, entwickelt sich erst zum stattlichen Wasserspiegel, verengt sich wieder zum engen Sund, breitet sich wieder aus und verengt sich abermals, läßt in reizender Abwechslung Fels und Wald, Villen und Gehöfte, Gärten und Parke, ernste Natureinsamkeit und belebte Landschaft am Ufer vorüberziehen und krönt das bunte Schauspiel mit dem Anblick einiger höchst bedeutsamer Stätten. Da wird Drottningholm sichtbar, die „Königin-Insel", so genannt nach Johanns III. Gemahlin, welche den Grund zu dem Schlosse gelegt, das aber später unter Hedwig Eleonora, der Wittwe Karls X. Gustav, völlig umgebaut und zu dem jetzigen Sommerpalaste gestaltet wurde. Später zeigen sich der Platz und einige Reste der sogen. Erichsburg, welche Nikolaus Razvaldi, dem Erzbischof von Upsala, zur Wohnung diente, 1517 aber von Sten Sture dem Jüngeren im Kampf mit Bischof Trolle eingenommen und zerstört wurde. Weit merkwürdiger noch sind die Überbleibsel von Sigtuna, das einst eine der prächtigsten Städte Schwedens war. Doch schon 1187 wurde es von den Esthen zerstört und gelangte niemals mehr zur früheren Bedeutung, da Macht, Handel und Geld nach Stockholm hinüberzogen. Nur etwa 500 Einwohner leben zwischen den Trümmern seiner altehrwürdigen Kirchen, welche durch ihre Namen (Petrus — Laurentius — Nikolaus — Olaf) noch an das katholische Mittelalter erinnern. Wo der Mälarsee sich zum Erichssunde erweitert, steht das stattliche Skogkloster, d. h. „Waldkloster" (jetzt gewöhnlich „Skokloster" geschrieben), dessen vier Flügel, von schönen Eckthürmen begrenzt, je 43 m lang, einen viereckigen Hof einschließen. Es wurde einst von Dominicanern, später von Cisterciensern bewohnt, zur Zeit der Kirchentrennung aber von

---

[1] Molière et Bourdaloue, par L. Veuillot. 6e édit. Paris, V. Palmé, 1877. p. 13.

Gustav Wasa annectirt. Gustav Adolf schenkte es dem Feldmarschall Hermann Wrangel, der es nach dem Vorbilde des Schlosses von Aschaffenburg umbauen ließ und es mit der reichen, glänzenden Siegesbeute ausschmückte, die er „um des reinen Evangeliums willen“ während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland zusammengelesen hatte. An Gemächer von königlicher Pracht reiht sich eine Bibliothek von 30 000 Bänden und eine sehr reiche Waffensammlung mit allerhand Curiositäten. Es wird unter diesen Reliquien auch das Schwert des böhmischen Revolutionshelden Ziska gezeigt und ein Schild, der Kaiser Karl V. zugehört haben soll und der früher dem ausgezeichneten Ciseleur Benvenuto Cellini zugeschrieben wurde.

Weniger um dieser „Reliquien“, als um der herrlichen Naturscenerien willen, welche dieser Weg bietet, wünschte ich sehr, diese Fahrt zu machen. Ein Herr aus Finnland, der in China und Japan gewesen und jetzt eben wieder auf dem Weg über Paris nach Ober-Ägypten war, empfahl sie mir auf's Wärmste und wußte namentlich das Skogkloster nicht genug zu rühmen. Allein leider bin ich schon viel zu tief in den Herbst hineingerathen. Der Mälar ist nicht mehr wie im Hochsommer von Hunderten von Schiffen und Booten belebt. Die zahllosen Landhäuser und Landhäuschen an seinen Ufern sind öde und verlassen. Die Birke steht falb und trauernd zwischen dem dunkel ernsten Tannenbusch. Das Moos an den Felsen ist abgeblaßt. Ein scharfer Nordost scheucht die gelben Blätter vor sich her und macht eine stundenlange Seefahrt zu einem sehr zweifelhaften Vergnügen. Da ich den Mälarsee ohnehin schon kannte, zog ich es vor, den Schnellzug nach Upsala zu nehmen. Er geht von der Centralstation aus und erreicht Upsala in einer Stunde und 25 Minuten.

Von Stockholm bekommt man beim Hinausfahren nicht viel zu Gesichte. Rasch eilt der Zug von der Centralstation durch die Geleise der Nordstation, am Fuße des Sabbatberges vorbei zur Nordstadt hinaus. Links liegt das Schloß Carlsberg, das seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts als Cadettenschule dient, rechts sieht man ein Stück der ausgedehnten Friedhöfe, in deren dunklem Schooß alles Leben der nordischen Königsstadt seinen Abschluß findet. Sie sind sehr weit von der Stadt weg und machen das Begraben zu einer sehr kostspieligen Sache. Ein Wagen hinaus ist unter fünf Kronen nicht zu haben — und eine eigene Ruhestätte kommt auf wenigstens 200. Der Besuch der Gräber erfordert einen langen Spaziergang oder eine Spazierfahrt und dürfte darum weniger häufig sein, als in andern Städten, wo die Lebendigen den Ueberresten ihrer Todten noch näher sind.

Mit diesen Kirchhöfen beginnt einförmige, flache Landschaft, zum Theil gut bebaut, aber in ihrem herbstlichen Gewande ziemlich öde. Eine Zeit lang kommt rechts ein Stück Meeresarm in Sicht und der See Norrviken. Den reizenden Ufern des Mälar entrückt sich die Bahn vollständig; selbst das Schloß Rosersberg, dem eine eigene Station gewidmet ist, bleibt dem Vorübereilenden entzogen. Für den Touristen mag das ein Nachtheil sein; geschäftlich und technisch wird diese Lage der Bahn wohl ihre guten Gründe haben. Unschön war die Gegend nicht. Dabei dauert die Fahrt nur kurz. Ich war am

Ziel, ehe ich mich dessen versah, und traf auf dem Perron einen Führer bereit, wie ich keinen liebenswürdigeren hätte treffen können.

Es war Herr Doctor N., wie ihn wenigstens die Leute nannten. Er selbst nannte sich noch cand. phil. und schien, nach seinen Gesprächen zu urtheilen, obwohl ein tüchtiger philosophischer Fachmann, seine akademischen Studien noch nicht abgeschlossen zu haben. Ich hatte ihn bei der Rückfahrt von Island auf dem Schiffe kennen und schätzen gelernt, und er war so freundlich, mich schon damals einzuladen, ihn in Upsala zu besuchen, falls der Weg mich einmal dahin führen sollte. Mit der Zuvorkommenheit eines Freundes kam er selbst an die Bahn, um mich abzuholen und mir Upsala zu zeigen. Ich überließ mich seiner freundlichen Führung.

Die Stationsgebäude sind ansehnlich, comfortabel und geschmackvoll gebaut, am Westende der Stadt, aber ziemlich weit ab vom Mittelpunkte des akademischen Lebens. Ein weiter Platz trennt sie von der nächsten Häuserreihe, und setzt sich nach beiden Seiten fort; ein Theil desselben ist mit Parkanlagen geschmückt, und umgibt die „Vakshall“, ein sehr schönes, größeres Gewächshaus und das Stadttheater. Letzteres hat kein ständiges Personal, sondern wird nur zeitweilig von wandernden Truppen besorgt und von Zeit zu Zeit durch Gastspiel bedeutender Stockholmer Künstler unterstützt.

Auf einem nichts weniger als glatten Straßenpflaster gelangten wir von dem eleganten Bahnhofplatz in die Südstadt hinein, welche sich in Form eines Rechtecks dem kleinen Flusse Fyrisa entlang zieht, während die Nordstadt sich ungefähr in Gestalt eines Dreiecks daran lagert, dessen längste Seite dem Flusse folgt. Durch ein paar Straßen kreuz und quer gelangten wir bald in die Drottning Gatan, welche in gerader Linie bergauf zu der berühmten Bibliothek „Carolina Rediviva“ führt. Den Dom sahen wir erst seitwärts durch eine Straße und dann oben von dem Bibliothekplatz seiner ganzen Länge nach, als Hauptmonument und Mittelpunkt der Stadt. Es freute mich, daß mein Führer, als ob er meine Gedanken errathen hätte, auf dem geradesten und kürzesten Wege auf dasjenige losmarschirte, was mir schon in früher Jugend zuerst von Upsala bekannt geworden war, d. h. zur Bibliothek und zu dem berühmten Codex argenteus.

Es ist eine ehrwürdige Urkunde, diese Übersetzung der Evangelien in gothische Sprache, das älteste Literaturdenkmal des Bundes, den die germanische Welt mit dem Christenthum einging, um durch dasselbe zur blühendsten Culturentwicklung und zur gewaltigsten Weltstellung zu gelangen. Der massive Silbereinband war an einem solchen Denkmal nicht verschwendet, das mit solchen Erinnerungen in die Stürme der Völkerwanderung hinaufreicht. Markig und kräftig, dem Charakter des gewaltigen Wandervolkes entsprechend, hebt sich die gothische Schrift in Gold und Silber von dem rosafarbenen, ursprünglich wohl purpurrothen Pergamentgrunde ab. Die kostbare Handschrift, am Schluß des dreißigjährigen Krieges aus Prag entführt, von der Königin Christine dem Holländer Vossius geschenkt, später von dem Universitätskanzler de la Gardie um 400 Riksdaler für die Bibliothek erworben, wird heute sehr sorgfältig in einem brandfesten Eisenschrein aufbe-

wahrt, in den sie nach jedem Gelehrten- oder Touristenbesuche wieder zurückwandert. Über die Conjectur, daß der Codex nicht geschrieben, sondern mit beweglichen Lettern gedruckt sei, ist mir kein Urtheil specieller Sachkenner bekannt. Mir ist auf den paar Blättern, die uns gezeigt wurden, keine Gleichheit der Lettern aufgefallen, welche mich zu einer solchen Conjectur veranlaßt hätte.

Unter den andern Schätzen, welche den Fremden gezeigt zu werden pflegen, sind zwei Incunabeln, wahrscheinlich die ältesten Druckwerke, welche in Schweden zu Stande kamen. Das eine Buch ist eine Vita S. Catharinae, das Leben der hl. Katharina, einer Tochter der hl. Birgitta. Es soll um das Jahr 1475 in Stockholm gedruckt worden sein. Das andere, mit ziemlich rohen Holzschnitten illustrirt, ist der Dyalogus creaturarum moralizatus und ging aus der Officin eines gewissen Johann Snell hervor, der von Deutschland oder Dänemark nach Schweden herüberkam. Neben Autographen verschiedener schwedischer Könige und großer Männer lag in dem Schaukasten auch die Handschrift von Tegners Fritjofsage und eine Menge anderer Curiositäten.

Die Säle der Bibliothek sind hoch und geräumig, dabei sehr hell und freundlich. Das Gebäude selbst stammt aus der Zeit Karl' XIV. Johann (Bernadotte), der den Grundstein legte und 30 000 Riksdaler zum Baue schenkte. Unter Leitung des Architekten Sundvall wurde derselbe 1819 begonnen und 1826 vollendet. Seine Hauptzier ist das schöne Treppenhaus in der Mitte, sehr akustisch angelegt und deßhalb nicht selten zu Gesangproductionen benutzt.

Wie manche anderen Bibliotheken Europas ist auch die Upsalenser ihrer Entwicklungsgeschichte nach ursprünglich kein Bienenstock, den stiller Fleiß unmerklich von Jahr zu Jahr erweitert und mit den köstlichsten Schätzen bereichert hat. Die Gründung der Universität fällt erst in das späteste Mittelalter, und dieselbe hatte nicht die Zeit, vor den Stürmen der Glaubensspaltung noch so viel Bücherreichthum zusammenzubringen, als ihn manches Kloster im Laufe der Jahrhunderte aufgespeichert hatte. Erst als Gustav Adolf ihr seine eigne Bücherei schenkte, gelangte sie zu einem ansehnlichen Grundstock. Derselbe wuchs rasch an, einerseits wie die Biblioteca Vittorio Emmanuele in Rom durch Einverleibung annectirter Klosterbibliotheken, anderseits durch literarische Siegesbeute, welche der königliche Feldherr während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland zusammenraffte. Die gelehrte Christine sowie Karl X. verschafften der Bibliothek weiteren Zuwachs. Spätere Schenkungen und in neuerer Zeit eine wohlgeordnete Verwaltung thaten das Übrige, so daß sie heute — außer ihrem Handschriftenschatz von 7000 Bänden — auf etwa 230 000 gedruckte Bände geschätzt wird. Der Zuwachs in den letzten Jahren soll jährlich ungefähr 2000 Bände betragen haben. Was der gewaltthätige Arm des Eroberers stürmisch erbeutet, das mehrt und verwerthet jetzt der geduldige Fleiß der Gelehrten in stiller Thätigkeit.

Im obern Geschosse des Baues zieht sich ein großer Saal die ganze Länge der Front entlang, dessen obere Gallerien ebenfalls noch Bücher

schränke enthalten. Eine untere Gallerie aber ist mit der Skulptursammlung der Universität geschmückt, während der Saal selbst, weit und hell, als Aula für Universitätsfeierlichkeiten dient, wenigstens noch vorläufig; denn ein neues Universitätsgebäude mit einer viel glänzenderen und größeren Aula ist im Bau begriffen und der Vollendung nahe.

Aus den mittleren Fenstern der alten Aula genossen wir eine vorzügliche Aussicht über die ganze Stadt. Wenn man von Stockholm kommt, ist es allerdings schwer, dabei in Entzückung zu gerathen. Keine malerischen Buchten trennen da die vornehmen großen Häusercomplexe, kein lebendiger Seeverkehr dringt da hinein in das bunte Gewühl der unruhigen Straßen, kein Königsschloß krönt in stiller Majestät das malerische Stadtbild. Statt der 175 000 Einwohner von Stockholm zählt Upsala deren nur 15 000. Der Mälar liegt schon zu weit, um die Stadt zu umrahmen, der kleine Fluß verschwindet zwischen den meist niedrigen Häuserreihen, Leben und Verkehr sind sehr gering gegen das bunte Treiben der Großstadt. Aber während über den Mastenwald und das Häusermeer von Stockholm kein einziges Denkmal emporragt, das in bedeutsamer Großartigkeit den Gemeinsinn und die religiöse Lebenskraft des Mittelalters verewigte, gruppirt sich Upsala heute noch in ächt mittelalterlicher Weise um seinen altersgrauen Dom. Das materielle Leben der Stadt, Handel, Gewerbe und Verkehr, ordnet sich ihrer intellectuellen Bedeutung als Universitätsstadt unter; die Universität verräth sich deutlich genug als eine Schöpfung der katholischen Kirche. Als lebendiger Mittelpunkt ragt zwischen ihren Collegien und Stiftungen, Nationshäusern und Studirsälen, Bibliothek, Sternwarte, Laboratorien, Klinik, Spital, der altehrwürdige Dom empor, der Metropolitansitz der Kirche von Schweden, und am Hochaltare im Dome ruhen noch in kostbarem Silberschrein die Gebeine König Erichs des Heiligen — Schwedens ehrwürdigste Wallfahrtsstätte und das monumentale Zeugniß, daß die christliche Cultur und ihre weltbeglückenden Segnungen hier wie überall dem fruchtbaren Saatkorn des Martyriums, der verwirklichten Lehre des Kreuzes, entsprossen. Wie der Kölner Dom, ist auch der von Upsala zugleich ein Denkmal der freundlichen Liebe und Verbrüderung, welche die katholische Kirche zwischen den getrennten Nationen Europa's ins Leben rief. Wäre es auch nicht bekannt, daß ein Franzose, Stephan v. Bonneuil, ihn gebaut, so würde doch seine ganze Anlage und Durchführung bezeugen, daß er mit den nordfranzösischen Kathedralen in innigster Verwandtschaft steht, und daß derselbe religiös-künstlerische Geist diese edeln und erhabenen Formen gestaltet hat.

In seiner vollen innern und äußern Harmonie hat sich das Bild allerdings nicht bewahrt. Wiederholte Brände, besonders einer im Jahre 1702, haben ansehnliche Theile der Kathedrale zerstört. Die Strebepfeiler sind ihres einstigen Schmuckes entkleidet, die Strebebogen, welche dieselben mit dem Mittelschiff verbanden, fehlen. Der Thurm, der sich an der Kreuzung des Lang- und Querhauses erhob, ist nicht wieder aufgebaut. Die beiden Thürme der Westfaçade sind nicht wieder stilgemäß erneuert worden, sondern enden ihre karggeschmückten Mauern in einem höchst prosaischen Kupferhut. Doch

ist von den drei Schiffen, dem Chor und den Chorkapellen genug erhalten, um die ursprüngliche Großartigkeit des Baues beherrschend über die ganze Stadt hervortreten zu lassen. Kein anderes Gebäude kommt in seiner imposanten Länge, in seiner festen und edeln Höhenentwicklung, in seiner feinen symmetrischen Gliederung der alten Kathedrale gleich. Ohne Herrschsucht strebt sie dominirend über die flachere Gegenwart empor, wie der Gedanke, der sie geschaffen, über die wogenden Meinungen und Strömungen des Tages.

Ganz nahe am Dome steht eine kleinere gothische Kirche, der heiligen Dreifaltigkeit geweiht, in ihrem Äußern wenig bedeutend, doch immerhin ein sprechendes Zeugniß des einstigen Glaubenslebens, das an dieser Stätte blühte. Zwischen ihr und dem Dom steht das „Seminarium“, westlich vom Dom das „Gustavianum“, nördlich das „Consistorium“, lauter Bauten aus nachreformatorischer Zeit, südwestlich an einem Hügel das neue im Bau begriffene Universitätsgebäude. Um diese Gebäude schließen sich allerwärts andere Universitäts- und Privathäuser an. Jenseits des Flusses entwickelten sich rechts und links die Quartiere der bürgerlichen und industriellen Stadt. In einiger Entfernung nach Norden ragen die drei Hügel von Alt-Upsala (Gamla Upsala) auf, noch mehr markirt durch eine thurmlose Kirche mit sehr hohem und steilem Dach.

Hier sind unzweifelhaft die ältesten, heidnischen Anfänge von Upsala zu suchen. Wie Johann Eenberg in seiner alten Beschreibung Upsala's (1704) meint, hat Rudbeck sogar bewiesen, daß der Tempel, der an Stelle der jetzigen St. Lars (Laurentius) -kirche stand, ganz genau der zweitälteste der gesammten Welt war. Wie dem auch sein mag, die drei Hügel werden nach den drei Hauptgestalten der nordischen Mythologie benannt: Odin, Thor und Freja, und neuere archäologische Untersuchungen haben wenigstens Funde erzielt, welche in die letzten Zeiten Alt-Roms und vielleicht noch höher hinaufreichen. In dem östlichen der drei Königshügel fand man in den Jahren 1846 und 1847 ungefähr in der Mitte einen großen Steinhaufen, und in diesem hinwieder eine Menge Steinwaffen, welche ein fest zusammengepreßtes Lager von Asche, Kohlen und verbranntem Torf bedeckte. In der Masse befanden sich Schmucksachen von sehr fein gearbeiteten Goldbracteaten, nach Ansicht von Archäologen wahrscheinlich orientalischen Ursprungs. Unter diesem Lager war auch eine Urne, 0,18 m hoch und 0,22 m weit und bis zum Rande mit verbrannten Knochen gefüllt. In dem westlichsten der drei Hügel dagegen fanden sich unter einer Thonschicht, eingehüllt in einen Steinhaufen, nicht nur Gegenstände aus Golddraht, die sehr von Feuer beschädigt waren, sondern auch ein Relief von spätrömischer Arbeit, das einen in's Horn blasenden Amor darstellte, sowie Beinstücke mit altnordischen Schlangenfiguren.

Der älteste Name von Upsala war Aros oder Åros, was Flußmündung bedeutet, d. h. im gegebenen Fall die Mündung des Fijris-Flusses in den Mälarsee. Der isländische Geschichtschreiber Snorre Sturleson erwähnt den Platz zuerst anläßlich der Streitigkeiten zwischen dem norwegischen König Olaf dem Heiligen (Haraldson) und dem Schwedenkönig Olaf Erichson, welch letzterer, an dem mit Norwegen eingegangenen Vertrag bundesbrüchig,

es für räthlich fand, sich von Upsala (d. h. dem alten Upsala) nach Aros und von da auf seine Schiffe zurückzuziehen, bis es seinen Rathgebern gelänge, den ihm drohenden Schlag abzuwenden. Snorre nennt die Stadt auch Upsala, Gen. von Upsalir = die hohen Säulen. Später wurde Åros im Gegensatz zu Vasterås „Östra Åros" genannt, und nahm beständig zu, während Vasterås an Bedeutung sank. Zur geheiligten und hochverehrten Stätte ward es aber erst durch den König Erich den Heiligen, der daselbst wohnte und 1160 auch von dem dänischen Prinzen Magnus Henrikson überfallen und getödtet wurde. Schon vier Jahre später wurde Upsala als Metropolitansitz errichtet und ihm die Bisthümer von Skara, Linköping, Strengnäs und Westerås zugetheilt. Nachdem bereits 1243 der letzte König aus dem Stamm des hl. Erich seine Hochzeit in dem heutigen Upsala gehalten, kam der Erzbischof um das Jahr 1250 beim Papst um die Bewilligung ein, den Metropolitansitz von Alt-Upsala nach Östra-Åros, dem heutigen Upsala zu verlegen. 1258 genehmigte Papst Alexander IV., 1270 König Waldemar den Vorschlag und bald darauf ward er ausgeführt. Gegen Ende des Jahrhunderts (1289) wurde der Bau der jetzigen Kathedrale begonnen, um dieselbe Zeit oder schon früher eine Domschule errichtet. Während der Dom 1435 zur Vollendung gelangte, dauerte es aber noch mehrere Jahrzehnte länger, bis die Metropole von Schweden zugleich Universitätsstadt ward. Die Gründung der Universität war das Werk des katholischen Erzbischofs Jakob Ulfsson, der von 1470 bis 1515 die schwedische Kirche regierte. Ein einfaches Denkmal hinter dem Hochaltar des Domes ehrt sein Andenken.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

---

1. **Die biblischen Frauen des Alten Testamentes.** Von Dr. **Hermann Zschokke,** o. ö. Professor der Theologie an der k. k. Universität in Wien. Mit fürsterzb. Approbation. 8°. VIII u. 469 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 6.
2. **Das Weib im Alten Testamente.** Von Dr. **Hermann Zschokke,** o. ö. Professor u. s. w. 8°. VII u. 141 S. Wien, Kirsch, 1883. Preis: *M.* 2.

Zwei Frauenbücher, die aber nicht für Frauen geschrieben sind. Als exegetische Hilfsbücher wenden sie sich nämlich in erster Linie an theologisch gebildete Leser; durch diese freilich kann dann ihr reicher Inhalt bei homiletischer Behandlung, welche die rechte Auswahl zu treffen weiß, auch für weitere Kreise mit dem größten Nutzen verwerthet werden.

Beide Schriften des Wiener Exegeten bekunden eine große Vertrautheit wie mit der biblischen Textkritik, so mit der gesammten einschlägigen Literatur. Die Ausführungen lehnen sich mit steter Berücksichtigung des Urtextes an die Vulgata an und lassen bei Büchern wie Tobias und Judith auch die mannigfach abweichenden Fassungen des chaldäischen, griechischen und lateinischen Textes nicht außer Acht. Flavius Josephus, die Rabbinen, der Talmud, die Apokryphen werden herangezogen; sogar der altclassische Mythus und der Koran kommen gegebenen Falls zu Worte. Überall aber bildet die Lehre der heiligen Väter und der Kirchenschriftsteller die Hauptstütze für die Erklärung. Und es verdient rühmend hervorgehoben zu werden, daß der hochw. Herr Verfasser in beiden Werken mit dem exegetischen Programm vollen Ernst gemacht hat, welches er in der Vorrede zu Nr. 1 mit den Worten vorlegt: „Damit dem Werke ein bleibender Werth gesichert sei, habe ich bei der Erklärung der biblischen Stellen nicht so sehr das eigene subjective Urtheil, als vielmehr die Ansichten der heiligen Väter und Kirchenschriftsteller in den Vordergrund gestellt, und zu diesem Behufe habe ich mit nicht geringer Mühe aus der Patristik das betreffende Material herbeigeschafft, gesichtet und verwerthet.... In dieser Beziehung könnte man das Werk als eine patristische Encyklopädie für die Erklärung der Frauenpartien des Alten Testamentes auffassen." In den Anmerkungen zu Nr. 1 liegt in der That ein patristischer Commentar vor, der an Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Es wurde für beide Werke die Form wissenschaftlicher Abhandlungen gewählt; doch tritt überall eine wohlthuende Einfachheit hervor, welche alles Lob verdient.

In Nr. 1 werden der Reihe nach die einzelnen Frauengestalten des Alten Testamentes nach ihrem Charakter und ihren Lebensumständen geschildert, dann aber auch ihre symbolische Bedeutung in ein helles Licht gesetzt. So lernen wir jene erlauchte Frauenwelt nicht nur in ihrer geschichtlichen Erscheinung genauer kennen, sondern wir werden in Stand gesetzt, sie auch von jener Seite eingehender zu betrachten, welche für den christlichen Theologen wohl die anziehendste ist — in ihrer typischen Bedeutung für die neue messianische Ordnung. Die gründliche Einleitung über die „Typik des Alten Testamentes" soll von vornherein den Einwand beseitigen, eine solche Typik und Mystik sei erst nachträglich von einer schwärmerischen Andacht willkürlich in die Bibel hineingetragen worden. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die allseitige Berücksichtigung der Typik, wie sie hier vorliegt, durchaus nicht der geschichtlichen Wahrheit ihr Recht schmälert oder derselben auf andere Weise zu nahe tritt. Nein, wir sehen die biblischen Frauen vor uns, wie sie leibten und lebten, mit all' den Tugenden, aber auch mit all' den Fehlern, von denen die heilige Schrift zu berichten weiß. Gerade die charakteristischen Züge der Einzelnen erscheinen in hellster Beleuchtung, und jene Ereignisse ihres Lebens, bei denen ihr Inneres gleichsam hervorbricht, sind auf dem geschichtlichen Hintergrunde ihrer Zeit mit den kräftigsten Farben ausgeführt.

Wie der Stoff es mit sich bringt, kommt im Verlaufe der Darstellung eine Reihe der interessantesten Lehrpunkte und Streitfragen zur Sprache, von denen manche vom Gebiete der Exegese auch auf das der Dogmatik und der Moral hinübergreifen. So wird bei Zeichnung des Bildes unserer Stammesmutter auch der Paradieseszustand unseres Geschlechtes geschildert und der Proceß der Erbsünde in seinen Bedingungen, Entwicklungen und Folgen ausführlich erörtert. Unter den „Söhnen Gottes", welche vor der Sündfluth mit den „Töchtern der Menschen" sich vermischten, müssen Sethiten und nicht gefallene Engel verstanden werden. Rationalistischen Verwässerungsversuchen gegenüber wird dem Berichte von der Verwandlung des Weibes von Loth in eine Salzsäule sein buchstäblicher Sinn gewahrt. Die Vielweiberei der Patriarchen wird auf ihre sittliche Erlaubtheit geprüft. Abraham und Sara finden Entschuldigung, wenn sie in Ägypten sich Bruder und Schwester nennen. Dagegen steht der Verfasser mit Achselzucken den Versuchen gegenüber, den Jakob von jeder Schuld rein zu waschen, wenn er sich vor dem blinden Isaak für seinen Erstgeborenen Esau ausgibt und so den Verheißungssegen gewinnt. Jephta hat seine Tochter nicht geschlachtet, sondern als geistiges Brandopfer in lebenslänglicher Jungfräulichkeit dem Herrn geweiht.

Das Buch hat mit der ersten Eva begonnen; es endet mit der zweiten, in der das israelitische Frauenthum seine köstlichste Blüthe getrieben. Nachdem bereits zuvor in der ersten Eva, in Rebekka, Rachel, Judith, Esther u. A. ihre vorbildliche Beziehung zur Gebenedeiten unter den Weibern sorgsam nachgewiesen worden ist, werden hier am Schlusse noch in einem glänzenden Rahmen alle Sinnbilder, Andeutungen, Weissagungen zusammengefaßt, in

welchen der heilige Geist durch das ganze Alte Testament hindurch die Züge seiner auserwählten Braut gezeichnet hat. Alle diese Beziehungen sind hundertfach ausgesprochen und entwickelt von den heiligen Vätern und Lehrern, deren Wort hier in eine lange, glänzende Perlenschnur aneinandergereiht werden. Diese Partie ist wohl die am besten gelungene des ganzen Werkes.

Wenn wir, um den uns zugemessenen Raum nicht zu überschreiten, einige Einwendungen, welche wir gegen einzelne Erklärungen des Verfassers zu erheben hätten, hier mit Stillschweigen übergehen, so wollen wir doch bezüglich eines Punktes unsere Bedenken nicht unterdrücken. Es ist wahr, die Natur des Buches bringt es mit sich, daß in ihm bestimmte höchst heikle Verhältnisse zur Sprache kommen müssen, ja daß Erörterungen über gewisse widernatürliche Vergehungen, die wir sogar in einem schulgerechten Moralbuche lieber lateinisch als deutsch gekennzeichnet sehen, nicht vermieden werden können; aber dennoch meinen wir, die betreffenden Ausführungen und insbesondere die Benützung der Apokryphen und ähnlicher Erzeugnisse hätten sich in engeren Schranken bewegen sollen. Manches hätte ganz wegfallen, Anderes umkleidet werden können, ohne daß dem wissenschaftlichen Interesse, welchem allein der hochw. Herr Verfasser durch jene Dinge dienen will, Abbruch geschehen wäre.

Nr. 2 faßt das alttestamentliche Weib im Allgemeinen in's Auge und bringt Alles, was die heiligen Schriften über die Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes berichten oder andeuten, in eingehender und zugleich übersichtlicher Weise zur Darstellung. Wie in Nr. 1 die einzelnen Frauengestalten selbst in ihrer geschichtlichen Abfolge den Gang und die Eintheilung des Buches bestimmen, so bilden hier den Eintheilungsgrund die einzelnen Lebensstufen der Frau, um die in leichter und ungezwungener Weise der ganze Stoff gruppirt wird. Indem wir das Mädchen, die Jungfrau, die Gattin, die Mutter, die Geschiedene u. s. w. auf ihrem Lebenswege begleiten, erhalten wir zugleich über die Jungfräulichkeit, die Ehe, die Kinderzucht und überhaupt über alle wichtigen Fragen, welche mit dem Leben der israelitischen Frau im Zusammenhange stehen, alle nur wünschenswerthen Aufschlüsse. Die Vergleichung, bezw. die Gegenüberstellung der einzelnen Verhältnisse, Gebräuche und Anschauungen mit denen der heidnischen Völker läßt die Eigenthümlichkeiten des altjüdischen Frauenlebens erst recht hervortreten. Aus der einläßlichen Berücksichtigung des sogen. mosaisch-talmudischen Eherechts erwächst dem Buche ein besonderer Werth.

Hinter den Satz: „Im Allgemeinen war bei allen heidnischen Völkern das Recht über Leben und Tod der Frau und des Kindes dem Gatten und Vater gesetzlich zuerkannt“ (S. 61), möchten wir ein Fragezeichen machen, und so noch das eine und andere Mal. Umgekehrt scheint es uns nicht „zweifelhaft“, daß aus Verwandten-Ehen schwächliche Kinder hervorgehen; die statistischen Angaben reden hier zu laut.

Zum Schlusse noch eine Frage. Sollte es sich nicht der Mühe lohnen, wenn der verdienstvolle Verfasser der zwei Frauenbücher entweder selbst oder durch einen Andern aus Nr. 1 mit Weglassung des rein Wissenschaftlichen eine Art von alttestamentlicher Frauenlegende herausschälen würde? Die

christlichen Frauen haben zwar schon ihre christliche Heiligengallerie; aber es ruht auch wiederum ein eigener Reiz und eine besondere Weihe auf Bildern, welche im Ahnensaale des Alten Testamentes hängen und gemalt sind auf dem Goldgrunde des geheiligten Schriftwortes.

Aug. Langhorst S. J.

Principes de la Critique Historique, par le P. *Ch. de Smedt* S. J., Bollandiste. 12°. p. IV et 292. Liège, Librairie de la Société Bibliographique Belge, 1883. Preis: *M.* 2.40.

Wenn es schon bisher die Meinung der größten katholischen Gelehrten war, daß gerade in unserer Zeit eine kritische Behandlung der Geschichte für die Katholiken von der weittragendsten Bedeutung sei, so hat diese Meinung durch das Schreiben des Statthalters Christi über die Nothwendigkeit der objectiven Geschichtsforschung ein größeres Ansehen und eine höhere Weihe erhalten. Wir haben den Wächterruf von der Hochwarte der Zeit vernommen, und an uns Katholiken ist es nun, dafür zu sorgen, daß dieser Weckruf nicht wirkungslos in der Brandung der sich überstürzenden Tagesbegebenheiten verhalle. Schon aus diesem Grunde dürfen wir nicht unterlassen, unsere Leser auf das obige Werk des durch seine historischen Arbeiten weithin bekannten Bollandisten aufmerksam zu machen. Denn, wie keine Wissenschaft eines soliden Fundamentes entrathen kann, so nützt auch alles noch so mühsame historische Forschen nichts, wenn dasselbe sich nicht von erprobten Principien der Kritik leiten und lenken läßt. Diese Principien nach allen Seiten hin klar zu stellen, ist die dankenswerthe Aufgabe, welche sich der hochwürdige Verfasser gestellt hat. Statt jeder weiteren Empfehlung begnügen wir uns, einige Punkte aus dem interessanten Inhalte der „Principes“ herauszugreifen.

Im ersten Kapitel zeigt uns der Verfasser den Nutzen, welchen das nähere Eingehen auf die Regeln der historischen Kritik mit sich bringt, und bespricht dann im folgenden Abschnitte die dem Kritiker nothwendigen Eigenschaften. „Die erste und wesentlichste Eigenschaft ist eine unwandelbare, leidenschaftliche Liebe für die historische Wahrheit. Nichts kann diese Gesinnung ersetzen. Sie ist dem Kritiker ebenso nothwendig, wie dem Künstler die Begeisterung für das Schöne. Diese Gesinnung muß seinen Muth aufrecht halten in seinen mühevollen Studien; sie muß ihn kräftigen gegen die Verführungen von Seiten seiner Vorurtheile; sie muß ihn trösten über Verachtung und Verleumdung ... Die Wahrheit opfern ist in seinen Augen eine Feigheit, ein Verrath, den er mit der ganzen Energie seines Charakters zurückweisen wird. Er kann wie jeder Andere und in hohem Grade stolz auf sein Vaterland sein; aber er wird diesen Stolz sich beugen lassen vor dem Urtheilsspruch der Geschichte: nichts wird ihn hindern, die Sprüche dieses unbestechlichen Richters zu verkündigen, und er wird großherzig bei ihrer Vertheidigung dem Zorne verletzten Nationalgefühls die Stirne bieten.“ Schließlich werden die Erfordernisse für den Historiker in die Worte zusammengefaßt: „Glühende Wahrheitsliebe, Herrschaft über seine persönlichen

Neigungen, Abscheu vor unhistorischen Urtheilen a priori, gewissenhaftes Studium der Quellen, Unabhängigkeit des Urtheils und möglichst vollständige Kenntniß der über den jedesmaligen Gegenstand bereits erschienenen Studien: alles das ist dem Historiker nothwendig, um sich auf der Höhe seiner Aufgabe zu finden."

Über den Charakter der historischen Gewißheit, über die Art und Weise, wie der Neuling historische Fragen studiren soll, über die Authenticität, das Verständniß und die Auctorität der Texte (Bücher und Manuscripte) wird man in den folgenden Kapiteln ebenso interessante wie belehrende Aufschlüsse finden. In Bezug auf die Auctorität verlangt der Verfasser mit Recht die genaue Beantwortung der folgenden Fragen: „Hat der vorgeführte Zeuge genaue Kenntniß von der Thatsache, über welche er aussagen soll? Ferner, ist er vollkommen aufrichtig gewesen in der Ablegung seines Zeugnisses?" Ferner „von der unparteiischen Lösung dieser beiden Fragen wird die Gradbestimmung des Vertrauens abhängen, welches dem Zeugniß zu schenken ist." Die erste Frage wird genauer dahin präcisirt: „Hat der Zeuge in der Zeit oder auf dem Schauplatze des Ereignisses gelebt, und hat er sich in Umständen befunden, die für eine vollständige Kenntnißnahme desselben günstig waren? Oder ist man wenigstens sicher, daß er seine Berichte aus guter Quelle geschöpft hat?" Vorsicht ist deßhalb geboten bei der Benutzung von Reiseberichten, Memoiren und Berichten der diplomatischen Agenten. Hätte der Verfasser zunächst für Deutsche geschrieben, so würde er den Werth der letzteren Quelle wohl etwas eingehender behandelt haben. Denn es ist ja bei uns, besonders seit Ranke, Mode geworden, auf Gesandtschaftsberichte wie auf Orakel zu bauen. Man verstehe uns recht. Auch wir geben zu, daß solche Berichte als zeitgenössische Quellen in jedem Falle Beachtung verdienen, wenn freilich hier und da auch nur als Beweise zeitgenössischer Verblendung; aber auf diplomatische Berichte wie auf ein unerschütterliches Fundament, ohne eingehende kritische Untersuchung des Auctors, seines Charakters, seiner Tendenzen und seiner Informationen, die Geschichte ganzer Perioden aufzubauen, scheint uns durchaus verfehlt. Ein Beispiel möge dieß klar machen. Ein Historiker will nach Jahren die Geschichte des Vaticanischen Concils schreiben. Er hat das Glück oder Unglück, das Geheimarchiv des Berliner Auswärtigen Amtes benutzen zu dürfen, und er findet hier vielleicht ausführliche Concilsberichte von Arnim. Das Werk wird sicher in der Nachfolgerin der Sybel'schen Historischen Zeischrift als „unwiderleglich" bezeichnet werden, weil es sich im Wesentlichen auf die Berichte des „geistreichen, gewandten, selbst aus den Kreisen der Curie wohl informirten Diplomaten" stützt. Und doch müßte man vom Standpunkte der historischen Kritik ein solches Werk mit solchem Fundament für unwissenschaftlich halten, wenn man den Beweis führen könnte, daß der Berichterstatter ein verschlagener Feind der Kirche und des Concils gewesen, der dem Papste schöne Worte gab, hinter dessen Rücken aber mit den Feinden der Kirche conspirirte, daß derselbe zudem von pflichtvergessenen, eidbrüchigen, papstfeindlichen Theologen bedient worden.

Ein Zeuge — so führt der Verfasser u. A. weiter aus —, der einmal auf einer flagranten Lüge ertappt worden, hat kein Recht, sich zu beklagen, wenn man ihm für immer mißtraut. Um wie viel weniger darf sich nun nach diesem durchaus richtigen Grundsatze ein Mann wie Voltaire beklagen, der sich nicht entblödet, am 21. October 1736 an Thiérot zu schreiben: „Die Lüge ist ein Laster, wenn sie Schaden, eine sehr große Tugend aber, wenn sie Nutzen bringt. Seien Sie deßhalb tugendhafter als je. Man muß lügen wie ein Teufel, nicht furchtsam, nicht eine Zeit lang, sondern kühn und zu jeder Zeit ... Lüget, meine Freunde, lüget; ich werde es euch bei Gelegenheit vergelten.“ [1]

Als eine Anwendung der Theorie über den Werth des historischen Zeugnisses gibt P. de Smedt (S. 137—159) eine kritische Untersuchung der Zeugnisse für die Taufe Konstantins am Ende seines Lebens, indem er sich gegen den Abbé Darras wendet, der den Bericht des Eusebius als eine arianische Interpolation zu erklären versuchte.

Bei der Besprechung der mündlichen Tradition (auf geschichtlichem Gebiete) wird die Frage aufgeworfen: „Wie soll man sich erklären, daß ungefähr 20 Kirchen sich rühmen, einen der Nägel zu besitzen, mit denen Christus an's Kreuz geheftet wurde, während außerdem Notre-Dame in Paris drei dieser Nägel in ihrem Schatze bewahrt?“ P. de Smedt folgert aus diesem und ähnlichen Beispielen, wie wenig entscheidend manchmal die Auctorität von Traditionen einer Particularkirche allein sei. Um diese Auctorität zu einer entscheidenden zu machen, müßte man, was oft schwer zu beweisen ist, annehmen, daß in der betreffenden Kirche „der Klerus immer auf der Höhe seiner Mission geblieben ist, daß er es verstanden, in den Zeiten fast allgemeiner Barbarei und Unwissenheit sich von der Leichtgläubigkeit und Thorheit des Volkes fern zu halten, daß er immer Sorge getragen, solchen Fehlern den Eintritt in das Heiligthum zu verwehren“. Uns scheint besonders auch der Gegenstand einer solchen Particular-Tradition in Betracht gezogen werden zu müssen. Denn wie leicht ist da oft eine Alteration der ursprünglichen Wahrheit erklärlich! Der hl. Karl Borromäus ließ bekanntlich Nägel verfertigen nach dem Muster eines der echten Kreuznägel und sandte solche, nachdem sie an den wahren Nagel angerührt waren, verschiedenen Kirchen. Sie wurden ohne Zweifel dem Volke als das gezeigt, was sie wirklich waren. Wie leicht konnte aber doch hier von dem Volke allmählich die Auslegung verbreitet werden: Wir haben in unserer Kirche einen der wahren Kreuznägel!

Wir kommen hiermit schon zu der eigentlichen Volkstradition, über welche das vorliegende Werk ein eigenes Kapitel enthält. Praktische Beispiele erläutern auch hier wieder die Theorie. Die Fabel von dem Grafen von Gleichen mit den zwei Frauen, die sich auf einen Grabstein eines Ritters zwischen zwei Frauen stützt, und andere Beispiele dienen dem Verfasser dazu, klar zu machen, wie wenig verläßlich die Volkstraditionen sind. Für die Wahrheit einer solchen wird vor Allem die gleichzeitige Erfüllung von drei

[1] Oeuvres complètes de Voltaire. Paris 1826. t. 63. p. 109—110.

Bedingungen gefordert. Zuerst muß ihr Gegenstand eine eclatante öffentliche Thatsache sein, die nothwendig eine große Zahl Zeugen gehabt hat; ferner muß diese Thatsache während eines beträchtlichen Zeitraums allgemein angenommen worden sein, und drittens darf während dieser ganzen Zeit kein Widerspruch dagegen erfolgt sein. Obgleich diese Bedingungen eher streng als mild erscheinen, gibt es dennoch als historisch falsch erwiesene Traditionen, in welchen dieselben erfüllt sind. Es wird dieß zuerst nachgewiesen an der jetzt auch von den Protestanten aufgegebenen Fabel von der „Päpstin Johanna“. Hier dreht sich die Frage sicher um eine eclatante Thatsache: Zeuge mußte ja ganz Rom sein; die vorgebliche Päpstin hatte die Tiara mehr als zwei Jahre getragen; die Katastrophe, welche ihrer Regierung ein Ziel gesetzt, sollte bei einer feierlichen Procession eingetreten sein. Es bedurfte da keiner sehr anstrengenden Untersuchung, um die vollständige Falschheit dieser ekelhaften Geschichte darzuthun. Und dennoch dachte Niemand daran vor der Mitte des 15. Jahrhunderts. Und selbst dann trifft man nur erst bei zwei oder drei Auctoren einen furchtsam ausgedrückten Zweifel in Betreff der Glaubwürdigkeit dieser Thatsache. Ja noch mehr, es waren gut katholische Schriftsteller, insbesondere Mitglieder der beiden dem Heiligen Stuhl so sehr ergebenen großen Orden, welche als Kinder ihrer Zeit die Geschichte verbreiteten. Huß konnte sich auf dem Concil von Konstanz dieser Fabel als eines Argumentes gegen die päpstliche Auctorität bedienen, ohne daß einer der Concilstheologen seine Stimme dagegen erhoben hätte. Der Cardinal Torquemada, einer der gelehrtesten und begeistertsten Vertheidiger des Heiligen Stuhles im 15. Jahrhundert, trug kein Bedenken, in seiner Summa de ecclesia zu schreiben: „Da es sicher ist, daß ehemals eine Frau von allen Katholiken als Papst betrachtet wurde, so ist es nicht unmöglich, daß ein Häretiker eines Tages für einen solchen gehalten wird, obgleich er es in Wahrheit nicht sein kann.“ Endlich erscheint die gehässige Fabel noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts in zu Rom unter den Augen des Papstes erschienenen Büchern[1]. Weil also das gleichzeitige Zusammentreffen der oben angeführten drei Bedingungen für die vollkommene Glaubwürdigkeit einer Volkstradition nicht genügt, verlangt P. de Smedt als weitere Bedingung, „daß die Personen, welche der Tradition hätten widersprechen können, zu einer Zeit lebten, in welcher der Sinn für Kritik hinreichend entwickelt war, und daß dieselben genügende Mittel besaßen, sich von der Wahrheit zu über-

[1] In eben demselben 16. Jahrhundert wurde es den Jesuiten von protestantischen Schriftstellern zu schwerem Verbrechen angerechnet, daß sie die Geschichte von der Päpstin nicht gelten lassen wollten. „Ursinus Eybenhold, der Historien und Wahrheit Liebhaber“, ließ 1596 eine Schrift erscheinen: „Confirmatio gegen und wider die Jesuiter, auß vielen alten Chronicis gezogen, darinnen erwiesen wirdt, daß sie als der Römischen Bäpst außkundtschaffter mit verschwigener Warheit dörffen fürgeben, Johann diß Namens der Achte sey kein Weibsbildt gewesen“. „Die Jesuiter, der Römischen Bäpst Hetzhundt, die papistischen Bauchdiener und Suppenfresser“ werden in dem Schandbüchlein apostrophirt (S. 56): „Ihr Esauiten wie könd ihr doch so stoltz unnd vermessen seyn, daß ihr so freſſentlich und unverschampt, den Kräen, wie man

zeugen". Die Anwendung aller dieser Bedingungen auf die Tradition vom römischen Episkopate des hl. Petrus ergibt als Resultat, daß dieselbe alle nur wünschenswerthe Sicherheit bietet.

Auch das sogenannte negative Argument, d. h. das Argument, welches aus dem Stillschweigen bei gleichzeitigen oder fast gleichzeitigen Schriftstellern und Documenten genommen wird, findet eine eingehende Untersuchung. Unser Auctor wendet sich gegen die Ansichten von Baronius, Launoy und Mabillon und hält die Beweiskraft des negativen Argumentes unter zwei Voraussetzungen aufrecht. Erstens: Der Schriftsteller, dessen Stillschweigen als ein Beweis für die Falschheit der fraglichen Thatsache angerufen wird, hätte diese Thatsache wissen müssen, wenn sie wirklich geschehen. Zweitens: Wenn er sie gewußt hätte, würde er nicht unterlassen haben, sie in dem Werke zu citiren, welches wir von ihm besitzen. Mit Recht wird aber die Schwierigkeit der Anwendung dieser Regel in Bezug auf die älteren Zeiten betont. Für die aus Mangel an Mittheilungs- und Verkehrsmitteln hervorgehende Unwissenheit von bedeutenden Ereignissen, und dieß auch bei den hervorragendsten Männern, führt P. de Smedt einige erstaunliche Beispiele aus dem Leben des hl. Augustin an. Eines dieser Beispiele möge hier eine Stelle finden. Unter die hervorragenden Thatsachen des kirchlichen Lebens im vierten Jahrhundert muß man ohne Zweifel das im Jahre 343 abgehaltene Concil von Sardika rechnen, welches den großen Athanasius und andere von den Arianern vertriebene Bischöfe wieder einsetzte. Unter Vorsitz von päpstlichen Legaten betheiligten sich an diesem Concil ungefähr 100 Bischöfe von verschiedenen Kirchen, außerdem noch an 80 arianische Bischöfe. Letztere trennten sich von dem allgemeinen Concil und hielten ein Conciliabulum in Philippopolis, einer von Sardika wenig entfernten Stadt. Das Concil nahm

---

im gemeinen Sprichwort sagt, die Augen verbinden dörffst!" und zum Schluß werden die Armen mit einem classischen Gedicht regalirt, aus dem ich der Curiosität halber einige Verse hierher setze:

> Der Bapst ist unverschämpt gewesen,
> Und nicht recht in der Bibel glesen ..
> Dannoch viel unverschampter ist,
> Der Jesuit, ein böser Christ.
> Ach Jesu deins Namens verschon,
> Laß ihn den nicht mißbrauchen thon.
> Sag noch einmal, gar unverschampt
> Seynd Jesuiter alle sampt.
> Die alles das verläugnen dörffen
> Mit schweren, plerren und mit gelffen.
> Was alt Scribenten in einer Summ,
> Auch die Feindt selbst nicht laugnen thun.
> So in Rom der weitbrhümpten Statt,
> An brhümptem orth sich begeben hat.
> Solchs in offner Procession,
> Da viel Volcks auch darbey thet stohn ...

aber seinen Fortgang und richtete eine Encyclika an die ganze Christenheit. Die gefaßten Beschlüsse wurden später auch von vielen nicht anwesenden Bischöfen unterzeichnet; darunter befanden sich 27 Oberhirten aus Afrika. Im Jahre 405 schreibt nun der hl. Augustin gegen den Donatisten Cresconius: „Du citirst den Anfang des Sendschreibens von Sardika, wo der Name eures Donat mit dem Titel eines Bischofs von Carthago erwähnt ist. Erfahre also, was du nicht weißt. Das Concil von Sardika war ein Concil der Arianer, welches hauptsächlich zur Verurtheilung des Athanasius versammelt wurde." Aus einem Briefe Augustins vom Jahre 397 oder 398 erfahren wir, daß er von dem Sendschreiben des Conciliabulums von Philippopolis erst in Folge einer Unterredung mit einem donatistischen Bischof Kenntniß erhielt. Augustin konnte damals, wie er selbst sagt, das Schreiben nur flüchtig durchsehen; hätte er es später mit Aufmerksamkeit gelesen, so würde er da sicher erfahren haben, daß es wirklich ein katholisches Concil von Sardika gab, weil der Brief des Conciliabulums dasselbe hinreichend klar erwähnt.

Doch wir müssen abbrechen; das Angeführte genügt ja auch, eine Idee von dem reichen Inhalt des Werkchens zu geben. Dasselbe wird, wie wir hoffen, dazu beitragen, daß die Wünsche Leo's XIII. für die Behandlung der Geschichte: „gründliche Untersuchung", „wohlerwogenes Urtheil", „gediegene Sachkenntniß", in immer weiteren Kreisen Beachtung finden. Man muß nur nicht fürchten, durch scharfe wissenschaftliche Kritik könne die Kirche zu Schaden kommen: es gibt keine Macht auf Erden, die so wenig die schärfste Kritik zu fürchten braucht, die im Gegentheil so viel gewinnt durch kritische Behandlung der Geschichte, wie die katholische Kirche. Möchten sich nur Manche dieser kritischen Behandlung zuwenden, „denn" — sagt unser Heiliger Vater in dem oben genannten Schreiben — „da die Geschichte vorzugsweise den Gegnern ihre Pfeile liefert, so muß die Kirche mit gleichen Waffen entgegentreten, und dort, wo der Feind am heftigsten anstürmt, um so eifriger zur Gegenwehr sich rüsten."

B. D.

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg, 1882 und 1883.

1. **Assyrien und Babylonien.** Nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. **F. Kaulen,** Professor der Theologie zu Bonn. Zweite, erweiterte Auflage. Mit 49 Illustrationen, 1 Inschrifttafel und 2 Karten. Gr. 8⁰. VIII u. 222 S. Preis: *M.* 4; in elegantem Originaleinband *M.* 6.
2. **Der Amazonas.** Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien. Von **Damian Freiherrn v. Schütz-Holzhausen.** Mit 31 Holzschnitten und 10 Vollbildern. Gr. 8⁰. XVI u. 243 S. Preis: *M.* 4; in elegantem Originaleinband *M.* 6.
3. **Unsere Erde.** Astronomische und physische Geographie. Eine Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde. Von **A. Jakob,** königl. Real-

schulrector. Mit 100 Holzschnitten, 26 Vollbildern und einer Spektraltafel in Farbendruck. Gr. 8⁰. XI u. 485 S. Preis: *M.* 8; in elegantem Originaleinband *M.* 10.

Die Popularisirung der Beobachtungswissenschaften, das Bestreben, die großen Fortschritte auf den vielverzweigten Gebieten positiver Forschung in die weitesten Kreise hineinzutragen, gehört heute zum guten wissenschaftlichen Ton. Die Koryphäen der Fachwissenschaft verschmähen es nicht mehr, vom hohen Katheder herabzusteigen und zu dem profanum vulgus sich herabzulassen, um dasselbe in die tiefsten Geheimnisse ihres Wissens einzuweihen. Wir sehen einen du Bois-Reymond, einen von Helmholtz, von Pettenkofer, Quenstedt, Pfaff, Häckel, K. Vogt, einen Tyndall, Thompson, Huxley, Tait, einen Würtz, Berthelot und so viele Andere miteinander wetteifern im Streben, Laien durch populär-wissenschaftliche Vorträge und leicht verständliche Schriften über die Ergebnisse ihrer und anderer Experimental-Untersuchungen aufzuklären. Das herrliche Licht der Natur, welchem der Forscherfleiß unseres Jahrhunderts, die verhüllenden Schleier lüftend, überall mehr und mehr freien Durchpaß gewährt, möglichst weithin leuchten zu lassen, ist ohne Zweifel etwas ganz Gutes. Ist aber das Licht, in welchem uns die popularisirenden Schriften unserer Tage die Natur erscheinen lassen, wirklich auch das reine, volle, unverfälschte Licht der Natur? Ist es nicht vielmehr in den meisten Fällen ein auf Sümpfen hüpfendes Irrlicht oder ein ungesundes, pechschwarz qualmendes Öllichtlein, das nicht aus der Natur, sondern aus dem Kopfe eines Gelehrten oder Forschers düstere Strahlen sendet? Ja, wäre es das reine, wahre Licht der Natur, das Gott der Herr für uns angezündet, jenes schöne Licht, das, hell und ungetrübt aus jeder vorurtheilsfreien, allseitig sich vertiefenden Forschung springend, mit dem übernatürlichen Lichte, welches uns durch eine unmittelbarere und darum leichter zugängliche Offenbarung mitgetheilt worden, eben so harmonisch zusammenschwingt, wie die Natur selbst harmonisch mit dem Übernatürlichen sich verbindet, dann müßten wir eine solche Popularisirung der exacten Wissenschaften aus vollem Herzen freudig begrüßen. Wer immer aber unsere populäre Literatur über diese Gegenstände genauer prüft, wird finden, daß sie stracks dem entgegengesetzten Ziele zusteuert. Man überschwemmt die Welt mit naturwissenschaftlichen Zeitschriften, Büchern und Broschüren, um die Menschen mehr und mehr dem Übernatürlichen zu entfremden, um, die Natur vergötternd, Gott, ihren Urheber, aus den Herzen und aus dem Geiste der Menschen nach Möglichkeit zu verbannen. Mit einem Worte: unsere populär-naturwissenschaftliche Literatur ist nicht nur indifferent und ungläubig, sondern auch antireligiös und antigläubig.

Liegen nun andererseits die Sachen heute so, daß sie an Gebildete die Anforderung stellen, mit den Resultaten der Experimentalwissenschaften im Allgemeinen sich bekannt zu machen, so sehen Viele sich gezwungen, in Ermanglung anderer gesunder Lectüre zu diesen vergifteten Schriften zu greifen, und das Gift wird dann nicht verfehlen, über kurz oder lang seine Wirkung

zu thun. Energische Abhilfe war schon lange geboten. Diese darf sich aber nicht auf die Widerlegung der durch die Naturforscher verbreiteten Irrthümer und Angriffe beschränken. Es muß vor Allem eine selbständige naturwissenschaftliche Literatur geschaffen werden, die, auf christlicher Basis ruhend, in Bezug auf wissenschaftlichen Gehalt und ansprechende Form mit den besten Producten der ungläubigen Gegner den Vergleich aushalten und so einen Ersatz für letztere bieten kann. Wenn wir sagen, sie müsse auf christlicher Grundlage stehen, so sind wir weit davon entfernt, hiermit ein unzeitiges Hereinziehen religiöser Discussionen, eine unpassende Verquickung von Naturwissenschaft und Offenbarungsglauben zu befürworten. Nein, wie jede andere Wissenschaft, steht auch die Naturwissenschaft auf eigenen Beinen und kann eine ganz selbständige Behandlung finden. Das christliche Fundament liegt in erster Linie in der christlichen Überzeugung des Schriftstellers und in dem entschiedenen Bestreben, von jeder unchristlichen Tendenz, von allen Lehren und Behauptungen, die mit der geoffenbarten Wahrheit direct oder indirect in Widerspruch stehen, sich ferne zu halten; sie liegt ferner in jenem geläuterten Streben nach Wahrheit, das nicht Alles in der unmittelbaren Beobachtung aufgehen läßt, sondern neben der Experimentalforschung noch aus anderen und zwar wichtigeren und übergeordneten Quellen der Erkenntniß schöpft, das Alles nur nach der Wahrheit und Wirklichkeit messend, weder durch den blendenden Schein sogenannter „Forschungsresultate", neuer Theorien und Hypothesen, noch auch durch das Gewicht und die Zahl der Gelehrten, die für sie eintreten, sich berücken läßt, sondern, sorgfältig zwischen objectiver Wahrheit und rein subjectiver Behauptung unterscheidend, Alles nach den inneren Gründen taxirt.

In diesem Sinne dürfte auch das Unternehmen aufzufassen sein, das die für jede gute Sache so eifrig thätige Herder'sche Verlagshandlung mit der illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde in Angriff genommen. Mit den drei bis jetzt vorliegenden Schriften hat sie einen guten Anfang gemacht.

1. Die an erster Stelle namhaft gemachte Schrift führt uns zu asiatischen Völkern der grauesten Vorzeit. Nach einer allgemeinen Orientirung über die Bedeutung und die Lage Babyloniens und Assyriens werden dann die denkwürdigen Entdeckungen, die man seit Kurzem erst in den unscheinbaren Schutt- und Ruinenfeldern dieser Gegenden gemacht hat, in einfacher, aber schöner und anziehender Form dem Leser geschildert und ihm ein ebenso überraschender als belehrender Einblick gewährt in die heutigen Überbleibsel einer großartigen Civilisation und Cultur, die vor viertausend Jahren schon in Vorderasien am Euphrat und Tigris blühte. Zahlreiche, höchst interessante Denkmale der Bauart und bildenden Künste, bewunderungswürdig bald durch die kolossale Masse, bald durch die schöne, seltsam stilisirte Form, bald durch das Mysteriöse der Darstellung voll symbolischer und geschichtlicher Andeutungen, werden ihm der Reihe nach in Wort und Bild klar beleuchtet vor Augen gestellt, während gleichzeitig eingestreute Notizen über die Umstände ihrer Auffindung, sowie über ihre Beziehung zu dem Volke, das sie geschaffen,

die Aufmerksamkeit noch mehr steigern. Hiernach wird der Leser in geschickter Weise, soweit eine derartige populäre Schrift es gestattet, in die Geheimnisse der Keilschrift eingeweiht und mit der Geschichte der mühseligen Entzifferung bekannt gemacht. Dann folgen werthvolle Mittheilungen über und aus der babylonisch-assyrischen Literatur, welche den mit Keilen übersäten Ziegeln, die als Schreibblätter dienten und deren heute schon über 40 000 Stück im Britischen Museum zu London liegen, sowie den Keilinschriften auf Sculpturen zu entheben, bereits gelungen ist. Gerade diese Mittheilungen sind es, die ein ganz unverhofftes Licht über die Sitten und Gebräuche der einstigen Babylonier und Assyrer werfen, sowie in ihr Geistesleben, in ihre socialen und politischen Beziehungen zu den gleichzeitigen Völkern. Dieses aber ist deßhalb von überaus hoher Bedeutung, weil die Geschichte der Juden mit der ihrigen oft sich berührt und mischt, und weil diese babylonischen und assyrischen Ziegel berufen sind, die Bücher des alten Testamentes der heiligen Schrift vielfach zu beleuchten und zu bestätigen. Das Schlußkapitel ist das inhaltschwerste. Es gibt eine kurze Zusammenfassung und zieht die Resultate aus dem Ganzen.

„Der Rückblick auf alles das, was Gegenstand der vorausgegangenen Mittheilungen gewesen ist, läßt uns eine ganz eigenthümliche Beobachtung machen. Die Arbeitskraft des thatlosen Geschlechtes, welches jetzt auf dem uralten Culturboden Vorderasiens wohnt, hat der Intelligenz fernher gekommener Europäer dienen müssen, um Laufgräben aufzuwerfen, in denen eine seit mehr als zwei Jahrtausenden untergegangene Civilisation wieder sichtbar wurde. Aber Schachte aus noch tieferer Vergangenheit hat die Geisteskraft der gelehrten Männer aufgeschlossen, welche den todten Buchstaben der Keilinschriften wieder wachgerufen und uns damit in das geistige Leben einer viertausend Jahre entschwundenen Zeit zurückversetzt haben. Was im Schooße des assyrischen und babylonischen Bodens herausgelesen worden, das ist Alles so reich und mannigfaltig, daß nach Aufzählung des Einzelnen eine Zusammenfassung noththut, aus der manches schon Erwähnte erst sein volles Licht empfangen kann."

In diesem Lichte werden mit wenigen, aber kräftigen und vielsagenden Zügen Geschichte und Chronologie, Religion, Wissenschaft und Gesittung der Assyrer und Babylonier geschildert, ganz besonders eingehend aber das Verhältniß der babylonisch-assyrischen Documente zu unserem heiligen Texte ermittelt. Bezüglich des letzteren kommt der gelehrte Herr Verfasser zu folgendem Endergebniß:

„Schon jetzt dürfen wir uns Glück wünschen zu Allem, was die assyrische Wissenschaft bisher geleistet hat. Angesichts dessen, was die Trümmer von Ninive und von den babylonischen Städten uns gelehrt, können wir den Zweiflern wohl die Worte entgegenhalten: ‚Ich sage euch, wenn diese schweigen, so werden die Steine rufen' (Luc. 19, 40). ‚Denn der Stein schreit aus der Wand und die Sparren antworten aus dem Holz' (Hab. 2, 11). Indeß hat auch die Erfahrung, daß die assyrische Wissenschaft nicht allen von ihr gehegten Erwartungen entsprechen kann, eine große Bedeutung für uns. Wir scheiden von der Betrachtung des alten Assyrien und Babylonien mit der Überzeugung, daß diese Kenntniß ebenso wenig als irgend eine andere menschliche Wissenschaft den heiligen Schriften den Werth und die Wichtigkeit sichern kann, welche dieselben als ein Mittel zur Erreichung unseres höchsten Zweckes in An-

spruch nehmen. Die hohe Würde und der wunderbare Einfluß der heiligen Schrift ruht auf dem Zeugniß eines vollkommeneren Reiches, als des assyrisch-babylonischen."

Die Zugabe einer 16 Seiten starken Literaturübersicht, „welche die Entwicklung der assyriologischen Forschung veranschaulichen soll", vervollständigt das Ganze.

Indem wir unser Gesammturtheil kurz zusammenfassen, sagen wir, der Verfasser hat in seinem Buche in hohem Maße den Wünschen entsprochen, die man an dasselbe zu stellen berechtigt ist. Es steht da als ein in sich abgeschlossenes, wohl abgerundetes, gut gegliedertes Ganzes, reich und gediegen an Inhalt, schön in Sprache und Stil, leicht verständlich, anziehend und belehrend in Allem und für Alle.

2. Diese Wanderbilder enthalten das letzte literarische Vermächtniß, welches der Verfasser, „ein treuer Sohn seiner Kirche und ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung", uns hinterlassen. Denn wie der vorgedruckte Nekrolog uns berichtet, ereilte ihn der Tod am 23. Juni 1883, kurz, nachdem er seine Wanderbilder noch einer Durchsicht unterzogen. Dieselben versetzen uns auf einen Fleck des Erdenrundes, der den Gefilden Ninive's und Babylons diametral gegenüberliegt, mitten in die tropischen Regionen Südamerika's; nicht zwischen öde, kalte Ruinenhügel, düstere Zeugen vergangener Größen, sondern zwischen Völker im Kindesalter politischer Entwicklung inmitten einer jugendfrischen, vollwüchsigen Natur. Mit größtem Interesse haben wir diese Bilder betrachtet und dabei alte Erinnerungen wieder ihre ursprüngliche Frische gewinnen lassen. Soviel unser fünfjähriges Verweilen unter dem Erdgleicher in Südamerika das Einzelne zu beurtheilen gestattet, können wir den Wanderbildern das Zeugniß geben, daß sie zwar mit einfachen und bescheidenen Farben aufgetragen, aber durchaus klar und wahr sind. Die Fülle und Mannigfaltigkeit des Mitgetheilten ist außergewöhnlich groß und bekundet neben reicher und reifer Erfahrung ein richtiges, ruhiges Urtheil, so wie wir es nur bei solchen finden können, die viele Jahre hindurch Gelegenheit fanden, mit dem, was sie beschreiben und schildern, allseitig und gründlich bekannt zu werden. Vermißt der Leser einerseits an mehreren Stellen auch ungern etwas mehr Schwung der Darstellung, und einen mehr gehobenen Stil, so entschädigt ihn doch auf der anderen Seite reichlich die wahrheitsgetreue, Alles mit größter Objectivität und Genauigkeit wiedergebende Schilderung des Erlebten und Wahrgenommenen. Letzteres ist ein um so größerer Vorzug, je seltener er in unseren Reisebeschreibungen angetroffen wird. Meist nur auf eine einmalige Durchreise durch die beschriebenen Gegenden sich stützend und dann unter den flüchtigen, in buntem Wechsel sich überstürzenden, so leicht einseitigen und irrigen Eindrücken einer einmaligen, gelegentlichen Beobachtung abgefaßt, suchen sie außerdem, um wirkungsvoller zu malen, das Sonderbare, Außergewöhnliche, Pikante allzusehr in den Vordergrund zu drängen und in übermäßiger Breite darzustellen, das minder Auffallende dagegen entweder zu übergehen oder doch nicht im richtigen Verhältniß zum Ausdruck zu bringen. Das Einzelne mag dann wohl noch richtig sein, das Gesammtbild aber ist nicht mehr naturgetreu und

der Leser gewinnt darüber eine unrichtige Vorstellung. Wie leicht ist aber der Mensch geneigt, gerade bei Schilderung des Außergewöhnlichen zu übertreiben! Gewiß hat sich mit uns schon Mancher getäuscht gefunden, als er dem Rheinfall bei Schaffhausen gegenüberstand, nachdem er von ihm bereits aus Beschreibungen sich eine Vorstellung gemacht hatte. Noch mehr aber pflegen übertriebene Schilderungen in Berichten über weit entlegene, zumal tropische Naturscenen und Naturgegenstände sich einzuschmuggeln. Wer eine richtige Vorstellung von den Tropengegenden gewinnen will, der möge die Wanderbilder des Herrn von Schütz zur Hand nehmen, sie sind wahr und getreu im Ganzen und Einzelnen. Gerade von Letzterem wird in ihnen, was Verschiedenartigkeit und Allseitigkeit angeht, mehr als in einem anderen derartigen, uns bekannten Buch geboten. Es hängt dieses auch mit den ganz eigenthümlichen Verhältnissen, unter denen der Verfasser vierzehn Jahre lang mit Land und Leuten zwischen dem stillen Ocean und der Atlantis in vielfache Berührung kam, zusammen. Er berichtet über Hoch und Nieder, über Indianer, Schwarze, Weiße und ihre Mischlinge, über Klerus und Laienwelt, über das Wechselverhältniß der Einzelnen, über Regierung, staatliche und politische Zustände, über religiöse, commercielle und culturelle Verhältnisse; neben dermaligen Zuständen, die in erster Linie berücksichtigt werden, weist er auch hin auf frühere Entwicklungsstufen bis hinab zu den Inka-Zeiten und auf die günstigen oder ungünstigen Aussichten in der Zukunft. Er schildert das Cordillerengebirge wie die zu beiden Seiten angefügten Niederungen mit ihren gewaltigen Wasseradern, die Städte, Dörfer und sonstigen Niederlassungen längs seines Weges, die verschiedenen Bodenverhältnisse, die wechselnden Vegetations- und Faunengebiete mit den tausenderlei ihnen eignenden Producten, Alles am Faden einer gleichmäßig voranschreitenden Reiseerzählung, ausgehend vom pacifischen Hafen Huanjaco bei Trujillo bis Pará an der Mündung des südamerikanischen Stromriesen in das Meer. Ganz besonderes Interesse bieten die Mittheilungen über die Missionsthätigkeit in den unabsehbaren Waldrevieren am Marañon und Amazonas, sowie über die bereits gemachten und noch zu machenden Colonisationsversuche. Über Colonisation konnte Freiherr von Schütz, wie nicht leicht ein Anderer, uns kundige Aufklärung geben. Hat er ja selbst am Pozuzo, einem Zuflusse des Marañon, eine heute noch blühende deutsche Colonie gegründet. Was so vielen Andern in Centralamerika, in Ecuador, Peru und anderwärts in Südamerika mißglückte, obwohl Einige über mehr Mittel verfügten, wußte seine Umsicht, seine Thatkraft, sein Opfergeist trotz der größten Hindernisse in's Werk zu setzen. Hunderten von Tyrolern und Rheinländern hat er ein glückliches Heim versorgt, selbst aber dafür die besten Jahre seines Lebens, seine Habe und seine Gesundheit in die Schanze geschlagen. Einer der Gründe, die den Verfasser veranlaßten, sein Buch zu schreiben, scheint gerade das Verlangen gewesen zu sein, der deutschen Colonisation in Südamerika, speciell im Gebiete des oberen Marañon, das Wort zu reden. — Wie im Buche „Assyrien und Babylonien", so tragen auch in den von Schütz'schen Wanderbildern die sehr passend gewählten, naturwahren, schönen, zum Theil pracht-

vollen Holzschnitte und Bilder nicht allein zur glänzenden Ausstattung, sondern ganz wesentlich auch zur Belehrung bei.

3. Sicher hat unter den drei vorliegenden Werken der illustrirten Bibliothek „Unsere Erde" sich die schwerste Aufgabe gestellt. Will es uns ja über die Erde nach allen Richtungen hin wissenschaftlich, kurz und klar orientiren. Der erste Abschnitt: „Ein Blick in das Reich der Sterne, — die Erde ein Stern unter den Sternen" (S. 1—104), gibt einen Abriß der populären Astronomie, Astrophysik und Kosmogenie; der zweite Abschnitt: „Die Lufthülle der Erde" (S. 105—187), erläutert die Hauptgrundlagen und Erscheinungen der Meteorologie, einschließlich der Gletscher und Eisberge, sowie der Wettervoraussage; der dritte Abschnitt: „Das Meer" (S. 188—243), vermittelt einen Überblick über die in den letzten Jahrzehnten so sehr erweiterten und vervollkommneten Kenntnisse der Oceanologie; der vierte Abschnitt: „Die Continentalwelt (S. 244—419), erklärt die Grundfragen aus der allgemeinen physikalischen Geographie und Geologie, sowie diejenigen über die Vertheilung der Lebewesen. Der fünfte Abschnitt (S. 420—476) endlich ist ausschließlich dem Menschen gewidmet, dem Gipfelpunkt und Ziel der ganzen übrigen Körperwelt; er berichtet erst über die Zahl und Verbreitung, über Unterschiede und Eintheilung des Menschengeschlechtes, über die Abhängigkeit der Veranlagung des Menschen von äußeren Einflüssen, über die Abstammung, die Entwicklung und das Alter des Menschengeschlechtes. Diese kurze summarische Inhaltsangabe wird hinlänglich erkennen lassen, wie Vieles und Wichtiges das Buch lehren soll, da es nichts Geringeres bezweckt, als die Quintessenz aller jener zahlreichen eingehenden Forschungen der jüngsten Vergangenheit, in welche eine ganze Reihe verschiedener Fachwissenschaften sich getheilt haben, in einheitlichem Bilde einfach, leicht verständlich und übersichtlich dem Leser vor Augen zu stellen. Der Schwierigkeit des Gegenstandes haben wir es daher auch hauptsächlich beizumessen, wenn dieses Werk weniger gut ausgefallen, als die beiden anderen, wenn wir ihm weniger des Lobes zu zollen, Manches aber daran auszusetzen haben. — Die ganze Anlage des Buches ist gut, die Art der Auseinandersetzung und Erklärung ist faßlich, anschaulich und lebendig, der Inhalt ist überaus reich, dabei anregend und belehrend, die Ausstattung glänzend. Wir stehen deßhalb nicht an, es warm zu empfehlen. „Ein geographisches Haus- und Lesebuch im besten Sinne des Wortes" scheint es jedoch nicht zu sein. Um dieses Urtheil zu begründen und für eine zweite Auflage vielleicht Anhaltspunkte zu Verbesserungen zu bieten, wollen wir mit unseren Aussetzungen nicht zurückhalten. Für's Erste hätten wir gewünscht, daß im Allgemeinen weniger die Vielheit, dagegen mehr die Einheit der Mittheilung angestrebt, daß mehr auf zusammenhängende Schilderung und Beschreibung als auf registrirende Aufzählung Bedacht genommen worden wäre, daß der Herr Verfasser weniger durch wörtlich herübergenommene Citate erklärt, sondern die Angaben, Ansichten und Auffassungen Anderer sich selbst angeeignet, selbständig verarbeitet und, nachdem er die einzelnen Abschnitte in einem Guß und Fluß dargestellt, am Ende derselben den Leser kurz auf die Quellen verwiesen hätte, aus denen er geschöpft. Durch das

registermäßige, trockene Aneinanderreihen so verschiedenartiger, dabei manchmal zu sehr in's Kleine gehender Angaben und Erklärungen mit eigenen und fremden Worten ohne hinreichendes Band innerer Einigung, ohne Verschmelzung zu einem organischen Ganzen kommt eine gewisse störende Unruhe, eine ermüdende Zersplitterung in die Darstellung. Dieß wird noch dadurch gesteigert, daß die Bilder und Gedichte, durch welche der Verfasser das Ganze zu heben beabsichtigt, manchmal eher das Gegentheil bewirken. Mehrere der Gedichte scheinen uns schon deßhalb unpassend, weil sie zu lang sind. Beide, Bilder und Gedichte verfehlen aber besonders deßhalb öfters ihren Zweck, so ausgezeichnet sie auch an und für sich sind, weil sie unvermittelt auftreten und den Geist auf etwas hinlenken, worüber er im Text keine genügende Aufklärung erhält. Der eine oder andere Holzschnitt, so S. 257, 265, 368, ist zudem nicht glücklich ausgewählt. Für's Zweite wollte uns bedünken, der Verfasser hätte manchmal mehr auf solidere Waare als auf deren billige Beschaffung sehen müssen. War er auch sichtlich bemüht, Alles nach dem neuesten Stande zu berichten und aus guten und zuverlässigen Quellen zu schöpfen, so hat er doch hie und da Veraltetes mit unterlaufen lassen und einigemale aus längst überholten Sammelwerken die Angaben entnommen. So paßt die exaltirte Beschreibung Kochs der brennenden Quellen in Baku schlecht zur heutigen Wirklichkeit, so wie dieselbe durch neuere Berichte (vgl. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft [Berlin] Bd. 26 S. 257) dargestellt wird. Er hat auch zuviel auf Humboldts Auctorität gehalten und manche aus dessen Angaben verwerthet, obwohl sie heute als ungenau erkannt sind. Für die Vegetationszonen der Erde hätte er z. B. nicht mehr Humboldts Schriften, sondern eher Griesbachs „Vegetation der Erde" oder ein ähnliches neueres Werk benützen müssen. Endlich hätten wir eine etwas mehr gleichmäßige Berücksichtigung der Gegenstände je nach ihrer wirklichen Bedeutung für das Erdganze gewünscht. So scheint uns dem astronomischen Theile zu viel Raum gegeben worden zu sein, während die allgemeine Verbreitung der Pflanzen und Thiere zu kurz kömmt. Im vierten Theile hätte die sogen. „historische" Geologie, zumal ihr paläontologischer Theil, besser veranschaulicht werden sollen. Dadurch wäre auch eine bessere Grundlage gewonnen worden für die späteren Kapitel über die heutige Vertheilung des organischen Lebens auf der Erde. — Am besten durchgeführt, einheitlich und organisch ausgearbeitet ist die Erklärung der physikalischen und mechanischen Ausgestaltung der Erdoberfläche und der sogen. „vulkanischen" Wirkungen in und auf derselben, in den Kapiteln 7—15 des vierten Abschnittes. Sie schließt sich der neueren Theorie vom Gewölbeschub der Erdkruste an und stützt sich speciell auf die Ausführungen des P. Kolberg, die er in dieser Zeitschrift und in der zweiten Auflage seiner Reisebilder „Nach Ecuador" veröffentlicht hat. Auf sie finden auch obige Ausstellungen keine Anwendung. Nur das Eine könnte vielleicht auch hier eingewendet werden, daß sie zu viel in der Theorie sich bewegen und in einzelnen Punkten mit mehr Bestimmtheit vorgetragen werden, als es die Bedenken erlauben dürften, die man mit Grund gegen sie erheben kann.

Trotz dieses noch Wünschenswerthen ist dennoch des Guten im Buche so viel, daß wir bei unserer obigen Empfehlung unbedenklich verbleiben können. In mehr als einer Hinsicht übertrifft es andere derartige Werke über denselben Gegenstand, und es ist zu wünschen, daß es dieselben verdränge, weil sie nicht selten gegen gute Sitte und religiöses Gefühl verstoßen. Möge es sich mit seinen beiden Gefährten zusammen in recht viele Familienbibliotheken einbürgern! Nur dadurch, daß in christlich gesinnten Kreisen dem ebenso zeitgemäßen als richtigen Unternehmen der Herder'schen Verlagshandlung eine wirksame Theilnahme entgegengebracht wird, kann es gedeihlich sich entfalten und großen Nutzen stiften.

L. D.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Der Liberalismus in der Theologie und Geschichte. Eine theologisch-historische Kritik der „Kirchengeschichte" des Professors Dr. Fr. X. Kraus. Von Joseph Schröder, Doctor der Theologie und der Philosophie, Professor der Philosophie am bischöflichen Seminar in St. Trond. 8°. VIII u. 181 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1883. Preis: *M.* 2.

Ein ganzes Buch zur Kritik eines anderen Buches, ist das nicht zuviel? Unter gewöhnlichen Umständen allerdings — hier, glauben wir, nicht. Wenn ein Professor der Theologie für katholische Studirende ein Lehrbuch herausgibt, welches sich durch manche formelle Vorzüge empfiehlt und in Folge derselben auch eine zweite Auflage erlebt hat, welches dabei aber von einem Geiste durchweht ist, den man einen kirchlichen nicht nennen kann: so muß offenbar auf das Nachdrücklichste vor demselben gewarnt werden. Diese Warnung aber wird um so wirksamer auftreten, je ausführlichere Nachweise für die Schädlichkeit des Buches beigebracht werden. Darum begrüßen wir den in Rede stehenden Anti-Kraus als ein Werk, verfaßt im Interesse der großen Anzahl jener Studirenden, welche von Gott berufen sind, dereinst das „Salz der Erde" zu werden. Allein wir würden der Schrift des Herrn Professor Schröder nicht vollkommen gerecht werden, wollten wir in ihr bloß ein Gegengift wider ein einzelnes Buch erblicken. Der gelehrte Herr Verfasser hat sein Concept weiter gefaßt, indem er jene liberale Strömung in Theologie und Geschichte, welche an Kraus einen hervorragenden Vertreter hat, in ihren Erscheinungen, in ihren Ursachen, in ihrem Zusammenhange mit Janus und den Altkatholiken und in ihren verheerenden Wirkungen genauer verfolgt und wahrheitsgetreu schildert. Mag auch das Vaticanum eine große Scheidung der Geister vollzogen haben, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß auch auf katholischer Seite die Einbildung, als ob die katholische Theologie, um „wahre Wissenschaft" zu werden, ihr Heil von der „großen historischen Schule" zu erwarten hätte, noch nicht aus allen Köpfen geschwunden ist — gerade die „Kirchengeschichte" des Freiburger Professors bietet dazu die schlagendste Illustration. Es war also wohlgethan, hier Klarheit zu schaffen. Professor Schröder hat sich dieser Aufgabe durchaus gewachsen gezeigt.

1. **Exercitia spiritualia S. Ignatii de Loyola.** Meditationibus illustrata ad usum cleri tam regularis quam saecularis. Auctore F. X. Weninger S. J. SS. Theologiae Doctore. Cum permissu Superiorum. 8⁰. p. VI et 319. Moguntiae, Kirchheim, 1883.
2. **V. P. Nicolai Lancicii** e Societate Jesu **De meditationibus rerum divinarum** recte peragendis, praesertim in recollectione octiduana. Editio recens emendata. 8⁰. p. XII et 427. Cracoviae, Kluczycki, 1883.

Seitdem der hochw. P. Roothaan durch seine wortgetreue Übersetzung und seine Erklärungen des Exercitien-Büchleins das richtige Verständniß desselben so wesentlich gefördert hat, dauern die Bemühungen, den echten, ursprünglichen Geist der Exercitien immer mehr an's Licht zu ziehen und in diesem Geiste die Exercitien wirken zu lassen, ununterbrochen fort. Beide Bücher, die wir hier zur Anzeige bringen, verfolgen dieses gleiche Ziel — freilich in ganz verschiedener Weise. Nr. 1, welches den unermüdlichen Missionär in Nordamerika zum Verfasser hat, gibt für sämmtliche Betrachtungen der sogen. vier Wochen ausführliche Betrachtungspunkte mit entsprechenden Präludien und Colloquien. Den Kern bilden jedesmal die Betrachtungspunkte des Exercitien-Büchleins selbst, in der Roothaan'schen Übersetzung. Auf diese Weise gewinnt namentlich die dritte und vierte Woche eine solche Reichhaltigkeit, wie sie uns in anderen Erklärungen des Exercitien-Büchleins selten begegnet. — Nr. 2 bringt uns in neuer Ausgabe eine Einführung in die Exercitien aus der Feder eines der geschätztesten Asceten der Gesellschaft Jesu. Wenn Einer über den wahren Geist der Exercitien und über die rechte Art und Weise, sie zu machen, gehört zu werden verdient, so ist es gewiß der ehrwürdige P. Lancicius, der noch ganz inmitten der lebendigen, vom hl. Ignatius kommenden Tradition stand. Das Werkchen faßt vorzüglich die praktische Seite der Exercitien in's Auge und birgt einen Schatz von werthvollen Anweisungen für die Pflege und Förderung des geistlichen Lebens. Für achttägige Exercitien werden noch kurze Betrachtungspunkte vorgelegt. Der Text der neuen Ausgabe ist einer genauen Revision unterzogen worden; insbesondere wurde auf die Richtigstellung der Citate eine große Sorgfalt verwandt. Die Ausstattung ist sehr gefällig. Aus der Vorrede des Herausgebers ersehen wir zu unserer Freude, daß in ähnlicher Weise von den ascetischen Schriften des P. Lancicius bald noch andere diesem Werkchen folgen sollen.

Die Bitte der Königin. Biblisches Schauspiel von Ferdinand Ludwigs. Mit Gesangchören von Fr. Koenen. Düsseldorf, Schwann, 1883.

Der hochw. Verfasser — dessen zwei größere Schöpfungen demnächst zur ausführlicheren Besprechung kommen sollen — überrascht uns mit einem allerliebsten biblischen Schauspiel zum Fest der Unbefleckten Empfängniß. Er tritt mit keinem Geringeren, als mit dem Meisterwerke Racine's in die Schranken, indem er die Geschichte Esthers zum Vorwurf nahm. Ohne an dieser Stelle auf eine Vergleichung der classisch-französischen und dieser neudeutschen Behandlung einzugehen, heben wir an der letzteren nur den so warmen, frommen Ton hervor. welcher dem französischen Stücke in gleichem Grade nicht eignet. Ludwigs hat mit großem Glück die Vorbildlichkeit Esthers aufgegriffen und zur consequenten Durchführung gebracht. Im Übrigen nähert sich auch seine Bearbeitung durch hohe Einfachheit, edle Ruhe und Adel der

Sprache den classischen Mustern des Alterthums. Die Verse sind gereimt, bisweilen in künstlicher Verschlingung, und schließlich muß der Leser sich gestehen, daß er Ludwigs Vorbild weder im Alterthum noch in Frankreich zu suchen hat, sondern in den geistlichen Spielen des großen Spaniers. Wir empfehlen sowohl dieses als die anderen dramatischen Schöpfungen des Dichters aus vollster Seele dem weitesten Leserkreis und besonders den Vereinen zur Aufführung. Wir sind überzeugt, daß unter den neueren Dichtern, welche praktisch für die katholischen Liebhaber-Bühnen schreiben, Ludwigs unbestritten eine der ersten Stellen einnimmt, und daß, wenn er gleichmäßig in der strengen Selbstkritik und geistigen Vertiefung zunimmt, die an den einzelnen Schöpfungen bisher wahrzunehmen sind, wir noch Vorzügliches von ihm zu erwarten haben.

Die zwei kleinen Robinsone der Großen Chartreuse. Von Jules Taulier. Illustrirte Ausgabe mit Holzschnitten von E. Bayard und H. Clerget. In's Deutsche übertragen von Heinrich Flemmich. 12°. VIII u. 191 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: elegant geb. *M.* 2.50.

Schloß de la Taudière und seine Bewohner. Von Vicomtesse de Pitray (Gräfin Ségur). Nach dem Französischen von Philipp Laicus. Mit 75 Illustrationen von A. Marie. 12°. VIII u. 295 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 2.50.

Zwei neue und schöne Bändchen der Sammlung reich illustrirter Jugendschriften, welche seit einer Reihe von Jahren bei Herder erscheint! Beide schließen sich in jeder Beziehung vollkommen ebenbürtig den früheren, in diesen Blättern besprochenen Erzählungen an: dieselbe schöne, jetzt noch durch elegante Einbände verbesserte Ausstattung, dieselbe wirklich prachtvolle, von berufenen Zeichnern besorgte Illustration, derselbe sittlich reine, spannende und belehrende Inhalt.

„Die zwei kleinen Robinsone“ werden von jüngeren Lesern gewiß mit großem Interesse gelesen. Es ist eine allerliebste Kinderidylle; aber sie hat einen ungemein düstern und traurigen Hintergrund. Die Handlung spielt in den Tagen der Schreckensherrschaft. Die Truppen des Conventes haben Lyon eingenommen; Collot d'Herbois und Fouché lassen seine Bürger zu Tausenden durch die Guillotine und durch Kartätschensalven hinschlachten. Da bittet Graf von Meylan seine Gattin, mit den beiden Kindern einen Fluchtversuch nach Grenoble zu wagen, während er selbst sich den Getreuen anschließt, welche sich durch das republikanische Heer nach der Schweizergrenze durchschlagen wollen. Die Gräfin macht sich mit den Kindern auf den Weg; allein sie erliegt dem Kummer und den Strapazen. Vor ihrem Tode übergibt die Mutter dem zwölfjährigen Albert einen Brief an seinen Oheim, welcher der Obere der Karthäuser in der Großen Chartreuse ist, und befiehlt dem Knaben, sein zehnjähriges Schwesterchen nach dem abgelegenen Bergkloster zu führen. Die Sterbende meint nämlich, der Convent in Paris werde die Karthäuser, welche sich um Politik durchaus nicht kümmern, in Ruhe lassen. Sie täuschte sich; als die beiden Waisenkinder nach manchen beschwerlichen Tagen endlich an der Pforte der Großen Chartreuse anlangen, steht das weitläufige Kloster vollkommen verlassen, und weit und breit in der furchtbaren Einöde ist keine lebende Seele, die sich der Kleinen angenommen hätte. Nothgedrungen übernachten sie in der Pförtnerstube; es erhebt sich ein schrecklicher Schneesturm, und am nächsten Morgen ist die Karthause völlig eingeschneit. Nun beginnt das Robinson-Leben Alberts und Mathildens in dem

Labyrinthe von Kreuzgängen, Zellen und Sälen. Die jugendlichen Leser werden mit großer Freude den Schicksalen und Entdeckungen der guten Kinder folgen, welche in Gefahr sind, Hungers zu sterben, bis es ihnen endlich gelingt, eine wohlversehene Speisekammer aufzufinden. Dann kommen noch manche spannende Zwischenfälle, die wir nicht zum Voraus verrathen wollen, und zum guten Schlusse finden die Kinder ihren Vater wieder; freilich ist auch dieses Wiedersehen ein thränenreiches, aber vom Glauben verklärtes. Die Ortsbeschreibung der Großen Karthause und ihrer Umgebung ist sehr eingehend, vielleicht zu sehr, wenigstens für deutsche Kinder.

Die zweite Erzählung, das „Schloß de la Taudière und seine Bewohner", ist schon mehr für die reifere Jugend geschrieben. Gräfin Ségur führt uns in ein seltsames Familienleben. Da ist ein Graf, ein herzensguter Mann, der aber von seinen Studien und Geschäften so in Anspruch genommen wird, daß er an der Erziehung seiner Kinder sich eigentlich gar nicht betheiligt; eine Gräfin, fromm, aber so leidend, daß jede aufregende Scene sie in Todesgefahr bringt, und dieses Ehepaar hat fünf Kinder: den scheuen und verschlossenen Yvo, den aufbrausenden Hervé, die stolze und eifersüchtige Regina, die leichtfertige Bathilde und die kleine verhätschelte Claire. Zu diesem siebenfarbigen Regenbogen kommt dann noch eine alte treue Magd, die „liebe Babet", die allen Kindern das Wort redet und abwechselnd auch wieder gegen alle wetterleuchtet. Wer soll nun Ordnung bringen in dieses Schloß „Kunterbunt", wie es mit Fug und Recht genannt wird? wer die vernachläßigte und ganz verfehlte Erziehung der Kinder nachträglich gutmachen? — Dieses Wunder bringt ein 14jähriges Mädchen zu Stande, eine Cousine, welche als Waisenkind in's Schloß genommen wird gerade an dem Tage, da die Gräfin einem ihrer Anfälle erliegt. Freilich ist Marie-Ange (so heißt das Wunderkind) ein wahres Musterbild von Sanftmuth, Güte, Bescheidenheit, Fleiß, Talent, Frömmigkeit; aber sie hat doch einen harten Stand in dem fremden Hause gegenüber den verzogenen Vettern und Basen und namentlich auch gegen die bärbeißige „liebe Babet". Die Art und Weise nun, wie Marie-Ange ihre Aufgabe löst, alle Kinder an sich fesselt, sie an Ordnung, Fleiß und Selbstüberwindung gewöhnt, bildet den Hauptgegenstand der Erzählung, und dabei mangelt es gar nicht an humoristischen und ergreifenden Vorfällen. Sie löst ihre Aufgabe so glänzend, daß sogar die stolze und widerwärtige Regina am Ende der Erzählung sich in einen Engel voll Demuth und heroischer Selbstentsagung verwandelt hat. Freilich muß die Gnade Gottes mächtig dabei helfen. Alles ist sehr gut und mit viel Seelenkenntniß geschrieben und enthält zudem manchen beherzigenswerthen Gedanken — nur Eines will uns durchaus nicht gefallen: die Heirath Hervé's mit seiner Cousine Marie-Ange; einmal weil wir grundsätzlich gegen solche Heirathen unter nahen Verwandten sind, und dann auch, weil diese Heirath in der Erzählung durchaus nicht vorbereitet ist. Nie vernimmt man die Andeutung einer solchen Liebe zwischen den beiden Kindern, die wie Bruder und Schwester zusammen im Hause leben. Wozu also dieser unvermittelte und unerquickliche Abschluß, der uns wenigstens den guten Eindruck des Ganzen etwas geschwächt hat! — Sonst ist, wir wiederholen es, Alles sehr gut, und namentlich gelungen ist die treffliche Charakterschilderung der Kinder, Babet's und endlich der alten giftigen Spinne de la Grincharderie und ihres unglücklichen Ehegemahls.

Die Übersetzung in's Deutsche ist bei beiden Erzählungen sehr fleißig besorgt.

Miscellen.

Zur neuesten Luther-Literatur hat die „Deutsche Rundschau" in ihrer letzten (November-) Nummer einen Artikel gebracht, der auch über die dazu gehörigen katholischen Schriften orientiren soll, aber statt dessen in Tiraden über die Künste und Lügen der Jesuiten seine eigene Armseligkeit enthüllt. Der Verfasser unterschreibt sich X.; aber weß Geistes Kind dieses unbekannte Wesen ist, zeigen schon seine ersten Zeilen mit dem Schimpfen gegen die protestantischen Conservativen, „jene treuen Jünger Luthers, die sich auf sein Bekenntniß verpflichten lassen, welches lehrt, nicht Muhammed, sondern der Papst sei der 2 Thess. 2, 4 geweissagte Antichrist, und die dennoch trotz dieses ‚Ordinationsgelübdes' in Parlament und Presse mit diesem Antichrist Hand in Hand gehen". Sollte es wirklich schon so weit gekommen sein, daß die Protestanten nicht einmal im Parlamente, in politischen Dingen mit den Katholiken als Jüngern des Antichristen einträchtig zusammenwirken dürften? Wir sagen entschieden nein, trotz aller Excesse der Jubelfeier. Dem Lutherrausche wird bald die Ernüchterung folgen. Die Welle, sie hebt sich, sie senkt sich; sie kann nicht immer in ihrer höchsten Hebung verbleiben.

Wir hatten gedacht, daß eine große Revue, wie die „Deutsche Rundschau" sein will, wenn sie über die neueste, auch die katholische Luther-Literatur berichten wollte, doch einen Überblick über die hervorragendsten katholischen Erscheinungen dieses Jubeljahres geben müßte. Aber nichts von dem. Der Berichterstatter hält sich, abgesehen von dem bereits mehrere Jahre erschienenen zweiten Bande der Geschichte Janssens, zumeist an ein anonymes, längst verschollenes Pamphlet aus dem Anfang der vierziger Jahre und dann an das bereits vor zehn Jahren verfaßte Buch Schöns: „Dr. M. Luther auf dem Standpunkt der Psychiatrie." Das ist der Berliner Rundschau die erste Kategorie der neuesten katholischen Luther-Literatur. Zur Charakteristik einer „weiteren Kategorie" skizzirt sie dann eine kleine Frankfurter Broschüre, um schließlich in dem Titelbild und einem photographischen Facsimile aus dem reichhaltigen Buche Evers' stecken zu bleiben. So macht man in Berlin Rundschauen über die neueste Literatur. Obwohl Janssen dem Herrn X. viel Kopfzerbrechens macht, so scheint diesem doch jenes Gelehrten im Jubeljahr erschienenes „Zweites Wort an meine Kritiker" ein X geblieben zu sein; ein X sind ferner dem X. die berühmten „Hamburger Briefe", die geistreiche Arbeit Wohlgemuths über „Dr. Martin Luther", die sehr instructive Schrift Westermayers: „Luthers Werk im Jahre 1883" [1]. Trotz aller ungelösten X orakelt

---

[1] Die bedeutenden Werke: Kirche oder Protestantismus, von einem deutschen Theologen; Balan's Monumenta Reformationis Lutheranae, und die Re-

aber Herr X. über die neueste katholische Literatur, und zwar mit einem Scharfsinne, welcher Dinge sieht, die kein Kenner dieser Literatur darin entdeckt hatte. Zeigen wir das an seiner Kritik Janssens.

Der katholische Geschichtschreiber bringt in seiner Schrift „An meine Kritiker" einige krasse Aussprüche Zwingli's und Luthers über die Unmöglichkeit jungfräulicher Keuschheit. Diese Meinung nennt er materialistisch, und um ihre Verderblichkeit zu zeigen, weist er auf die pornographische Literatur Frankreichs und die Verbrecherstatistiken der modernen Culturländer hin. Die „Rundschau" faßt dieß so auf, als ob Janssen Luther für die jetzige pornographische Literatur Frankreichs verantwortlich mache, und setzt hinzu: wie Janssen das thun könne, „verstehen wir nicht". Freilich, sie hat die ganze Beweisführung nicht verstanden, und doch war dieselbe so leicht. Wenn ein Vater seinen Sohn auf einer neidischen Handlung ertappt und nun, um ihm die Abscheulichkeit dieses Lasters zu zeigen, auf den Brudermord Kains hinweist, welches Kind wird da den Vater mißverstehen, welches Kind glauben, daß der Vater ihn für den Brudermord Kains verantwortlich mache? Und doch scheint diese Art Beweisführung für die Gelehrten der Berliner Revue zu schwer verständlich zu sein. Wir kommen nun zum zweiten Punkt, auf die Anklage der Perfidie, weil Janssen, was er nicht offen Luther zu beschuldigen wagt, zwischen den Zeilen lesen läßt. Derselbe hatte erzählt, Luther habe in dem Hause der jungen Wittwe Cotta das Leben von einer anderen Seite kennen gelernt, Laute und Flötenspiel geübt und den bekannten Spruch gehört: Es gibt kein lieber Ding u. s. w.; ebenso als Student an der Saujagd, am Spielen und Musiciren theilgenommen. Wegen dieser Darstellung macht Herr X. ihm den Vorwurf, als ob er „ungeheuerlich" das Verhältniß zwischen Luther und Frau Cotta als eine Liebschaft habe darstellen wollen. Er setzt hinzu, daß „alle Züge dieses Bildes (von der Jugend Luthers) Fälschungen sind . . . Die Flöte spielte (Luther) überhaupt nicht, aber Janssen brauchte die Flöte, um das Schäferspiel vollständig zu machen. ‚Und sie sagte: blase wieder, und der gute Junge blus.'" So geht es weiter, bis zum Vorwurf der „Fälschungen" noch der der Perfidie kommt. Janssen hat indessen schon im Voraus die „ungeheuerliche" Anklage auf ihr Nichts zurückgeführt, indem er in seinem Zweiten Worte, S. 67 u. 68, gegen die ähnlichen Vorwürfe Köstlins bemerkt, er hätte die Erzählung einschließlich des Flötenspiels und der Sauhatz aus Protestanten Thiersch („Luther", Nördlingen 1869, S. 9 und 11) entlehnt. Wie konnte darum die Rundschau dieses längst widerlegte Geschreibsel zu der Inzicht von Fälschung und Perfidie gegen einen der angesehensten Gelehrten Deutschlands gebrauchen? Dieselbe Anklage auf perfide Verdächtigung wiederholt Herr X. aber wegen des Berichtes Janssens über den bekannten Brief, den Melanchthon nach der Heirath Luthers an Camerarius geschrieben. Er motivirt seine Beschuldigung also: „Einen erbitterten Brief Melanchthons über die Verlobung, zu der man

---

formatorenbilder von Germanus kamen so spät heraus, daß sie dem Artikelschreiber vielleicht aus diesem Grunde unbekannt blieben.

ihn nicht eingeladen, beutet Janssen aus, um Einstreuungen zu machen. Melanchthon schreibt in seiner gereizten Stimmung seinem Freunde Camerarius, Luther habe sich von den Nonnen beschwatzen lassen, wie er ja außerordentlich zugänglich sei. Ἔστιν ὁ ἀνὴρ ὡς μάλιστα εὐχερής, heißt die Stelle. Janssen übersetzt das: ‚Luther ist ein äußerst leichtfertiger Mensch‘. Melanchthon erwartet, das eheliche Leben werde Luther gemessener (σεμνότερον) machen, so daß er die Possenreißerei von sich werfe. Janssen läßt ihn hoffen, die Ehe werde Luther ‚sittsamer‘ machen und läßt den erläuternden Gegensatz der Possenreißerei einfach weg, so daß der Leser sich den Satz so ergänzen muß, als habe Melanchthon geschrieben, Luther werde hoffentlich, wenn er verheirathet sei, seine bisherige Unsittlichkeit ablegen, während Melanchthon nur an Luthers angebliche Neigung zu Mönchsgeschichten und Junggesellenanekdoten gedacht hat.“ Wie doch die Katholiken die harmloseste Sache perfid ausbeuten! Melanchthon ist um einen Verlobungsschmaus gekommen, ist deßhalb erbittert und legt in seiner gereizten Stimmung dem Luther mit Unrecht („angeblich“) Neigung zu Junggesellen-Anekdoten bei; da Luther mit der Heirath aufhörte, Junggeselle zu sein, so konnte sein Freund hoffen, auch die Junggesellen-Anekdoten würden aufhören. Aber so harmlos ist der Brief nicht. Er zeigt den höchsten Schmerz Melanchthons über den „Fehltritt“ seines Freundes, der „in dieser unglückseligen Zeit, wo alle wackern Männer allüberall in Trauer versenkt sind, kein Mitleid hegt, sondern, wie es scheint, noch lustiger lebt“. Von der andern Seite offenbart der Brief tiefes Mitleid mit Luther, der selbst über den Wechsel traurig und verwirrt ist, und den er in jeglicher Weise zu entschuldigen sucht. So äußert sich nicht der Ärger um den Verlust eines Hochzeitsschmauses. Was nun die Übersetzung des Wortes εὐχερής mit „leichtfertig“ betrifft, so haben schon die „Hamburger Briefe“ aus Pape's Lexikon gezeigt, daß dieß die gewöhnliche Bedeutung des Wortes sei, welche ganz mit dem Context harmonire. Nach Pape wird nämlich das Wort besonders im tadelnden Sinne gebraucht, für „leichtsinnig“ und für „nachgiebig“, d. i. leicht verführbar. Der Thesaurus von Stephanus bringt für Beides viele Belegstellen; nach demselben erklärt ein griechischer Lexikograph den ἄνθρωπος εὐχερής geradezu als denjenigen, „der leicht verführt wird“. Was ist das aber, wenn es vom Verhältnisse eines Mannes zu Frauenzimmern gebraucht wird, anders als „leichtsinnig“? Janssen verdient also für seine Übersetzung nicht den Vorwurf der Fälschung oder Perfidie. Noch unbegreiflicher ist der Vorwurf, er habe „den (das Wort σεμνότερον) erläuternden Gegensatz der Possenreißerei weggelassen“. Melanchthon hat gar nicht das Wort, welches die „Rundschau“ ihm beilegt, geschrieben, sondern nur etwas Unaussprechliches mit β . . λ . . ια angedeutet. Offenbar ließ Janssen den Zusatz aus, um nicht Ungewisses vorzubringen; deßhalb wird ihm perfide Verdächtigung vorgerückt. Die „Hamburger Briefe“ machten sich an die Deutung und werden deßhalb von einem Schweriner Oberlehrer mit groben Schimpfworten tractirt. Was sollen wir Katholiken also thun? Einfachhin annehmen, was von Berlin aus decretirt wird; das Wort steht freilich nicht im Briefe des Melanchthon, aber wer es wegläßt, ist der Perfidie schuldig.

Doch wir lassen uns durch solche Kraftsprüche nicht bange machen. Untersuchen wir also ruhig, wer Recht hat: die „Rundschau“, welche das β..λ..ια als βωμολοχία deutet, oder die „Hamburger Briefe“ und Wohlgemuth, welche βδελυρία (Unsittlichkeit) wollen? Ich denke, eine ruhige Überlegung muß sich für letztere Deutung entscheiden: denn 1) entsprechen die Buchstaben des zweiten Wortes genau der Zahl und Ordnung der von Melanchthon gemachten Punkte, was mit dem ersten Worte nicht der Fall ist; 2) will Melanchthon etwas sagen, das er nicht einmal in einem vertrauten Briefe mit einem griechischen Wort auszudrücken wagt; dieß ist offenbar etwas Schlimmeres als Possenreißen; 3) ist es etwas, wovon man hoffen darf, daß es durch die Ehe gebessert wird; das ist wiederum die Unsittlichkeit, nicht das Possenreißen; denn wenn Jemand bis zum 42. Lebensjahr trotz Priester- und Ordensstandes und trotz des „häufigen Tadels“ das Possenreißen nicht abgelegt hat, wird auch die Heirath seine Zunge nicht bessern; 4) harmonirt die letzte Deutung sehr gut zu der wiederholten Bemerkung Melanchthons, daß nach seiner Meinung der Drang der Natur Luther unwiderstehlich zur Heirath gezogen habe („ich meine, er ist von der Natur zum Heirathen gezwungen worden“). Woher diese Meinung? Offenbar, weil Luther „trotz des häufigen Tadels“ von Seiten seiner Freunde sich von der Leidenschaft besiegen ließ. Hätte derselbe erfolgreich widerstanden, so wäre das vierzigjährige keusche Leben die beste Widerlegung jener Meinung gewesen. Die vorurtheilsfreie Erwägung der Worte Melanchthons läßt demnach keine andere Deutung zu, als daß Luther damals in seinem Privatleben unsittlich gewesen sei, und wenn Janssen das hätte andeuten wollen, so würde er sogar in diesem Fall keine perfide Verdächtigung vorgebracht haben.

Aber die Berliner Rundschau wird uns vorrücken, was Janssen und andern Katholiken fortwährend vorgerückt wird, daß die „jesuitische Polemik“ an „der Verunglimpfung der Persönlichkeiten“ und am Schmutze sich erfreue.

Wir erwiedern darauf: Im Vorstehenden haben wir nichts Anderes gethan, als einen Ehrenmann gegen die Anklage von Perfidie und Fälschung vertheidigt, und haben es gethan nicht durch Zeugnisse der Feinde Luthers, sondern durch Worte seines besten Freundes. Fiel das übel für den Reformator aus, nun, so ist das für ihn und seine Anhänger um so schlimmer. Uns trifft keine Schuld. Ebenso scheint es uns eine Prüderie zu sein, sich nicht zu ärgern an dem Manne, der das Schmutzige in Wort und Leben vorbrachte, aber Zeter über den Kritiker und Richter zu schreien, der Einiges davon anführt, um es zu verurtheilen und zu brandmarken.

Nun zu den „Lügen“, dem zweiten „recht charakteristischen“ Merkmal „für die Kampfweise der Jesuiten“. Nur schade, daß von den beiden hierfür von der „Rundschau“ angeführten Schriftstellern weder der eine noch der andere Jesuit ist und weder der eine noch der andere gelogen hat. Doch hören wir den Herrn X.: „Eine weitere Kategorie von katholischen Parteischriften (für die Kampfweise der Jesuiten recht charakteristisch) lügt schon auf dem Titelblatt, indem der jeweilige Verfasser sich als ‚protestantischer Theolog‘ oder als ‚früher lutherischer Pastor‘ bezeichnet, um die Leser auf das

Eis zu führen." Zur Begründung dieses Satzes wird dann angeführt, daß der Verfasser von: „Auch eine Jubiläumsgabe", sich „protestantischer Theologe" nennt, obwohl er ganz katholisch schreibe. Aber Letzteres ist kein Beweis der pia fraus. Es gibt protestantische Geistliche, die ganz katholisch denken und doch den großen Schritt in die katholische Kirche nicht wagen. Was aber Evers betrifft, so war er wirklich „früher lutherischer Pastor". Warum sollte er also lügen, wenn er dieses sagt? Die Rundschau antwortet: er „ist katholischer Convertit". Nun wohl; macht denn die Conversion die Thatsache ungeschehen, daß er „früher lutherischer Pastor" gewesen?

So schimpft die „Deutsche Rundschau", welche der Sammelplatz für die großen deutschen Schriftsteller sein wollte, in frivolster Weise sechs Seiten hindurch mit Perfidie, Lügen, jesuitischen Künsten gegen unbescholtene Ehrenmänner, anstatt, wie sie sollte, einen kritischen Überblick über die katholische Luther-Literatur des letzten Jahres zu geben. Dennoch sind wir der Rundschau nicht gram. Sie macht unfreiwillig köstliche Eingeständnisse. Nicht nur, daß ihr Janssens Werk neben Möhlers Symbolik und Döllingers Reformation der bedeutendste und wirksamste Angriff auf den Protestantismus in unserm Jahrhundert zu sein scheint, sondern sie setzt hinzu: es fehle zwar an Kämpfern für die Sache Luthers und seiner Kirche nicht, aber wissenschaftlich betrachtet, könnte es auch Wohlmeinenden oft scheinen, als ob die Überlegenheit auf Seiten des katholischen Culturhistorikers zu suchen sei. Köstlin, Kolde und Kawerau ausgenommen, habe die deutsche evangelische Theologie in diesem Kampfe nur gezeigt, wie schwach es um sie bestellt sei (S. 195). Ebrard mag hieraus sehen, daß selbst Gesinnungsgenossen sein starkes Poltern nur für eine s c h w a c h e Polemik halten. Aber sogar über den tüchtigsten der Kämpen urtheilt die Rundschau: „Die großen Inconsequenzen (Luthers) bei Beginn des Streites, die revolutionären Anwandlungen beim Fortschritt, das Gewaltsame bei der Abwendung von den langjährigen Verbündeten, die Härte gegen die Schweizer und das Dictatorische und Streitlustige, was in Luthers Natur lag, hat K ö s t l i n n i c h t in seinem vollen Umfange s e h e n w o l l e n und darum auch den Lesern nicht zum Bewußtsein gebracht. Darum hat es diesen großen Eindruck gemacht, wenn nun Janssen sich auf die v o n d e n P r o t e s t a n t e n s o l a n g e v e r s c h l e i e r t e n Stellen im Leben des Reformators wirft und Luther ganz als dämonischen Agitator und treulosen Revolutionär darstellt." Das ist wirklich die Ursache der gewaltigen Macht, die Janssens Geschichtschreibung auf protestantische Kreise ausübt: die bisherige Verschleierung der Wahrheit von Seiten der protestantischen Geschichtschreibung und die Enthüllung der Wahrheit durch eine ganze Wolke gleichzeitiger Zeugen im Werke Janssens. Und die Wahrheit wird schließlich triumphiren, man mag nun dagegen schreien oder sie vornehm ignoriren. So wird auch das neueste Manöver gegen Janssen nicht verfangen. Man hat diesen widerlegen wollen, es hat nicht gezogen, es blieb „die Überlegenheit auf Seiten des katholischen Culturhistorikers". Nun hat Sybels Zeitschrift die Parole ausgegeben, so unwissenschaftlich und unkritisch sei Janssens Werk, daß es „außerhalb der wissenschaftlichen Discussion" (Band 50, S. 284)

stehe. Sofort klatscht Zarncke's Centralblatt Nr. 44, S. 1538 Beifall dem weisen Manne, der diesen Rath gegeben. Aber nur zu! Ihr möget schreien oder schweigen, die „von den Protestanten verschleierte“ und von Janssen enthüllte Wahrheit wird sich unaufhaltsam Bahn brechen.

„Ein großartiges nationales Werk“. Die Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, welche seit 1878 in Lieferungen à 3 Mark für die Subscribenten (à 6 Mark für Nichtsubscribenten) erscheint, also bei den circa 100 in Aussicht gestellten Lieferungen die Kleinigkeit von 300 bezw. 600 Mark kosten wird, kündigt sich laut Prospect an als „ein großartiges nationales Werk, das, zu Nutz und Frommen unseres Volkes geschaffen, sich allgemeinen Anklang zu erringen hofft“. Fürwahr ein selbstbewußtes Auftreten! Hand in Hand damit geht die brillante Ausstattung: fein satinirtes Papier, splendider Druck, reiche Illustration. Letztere will durchaus nicht dem Schmucke allein dienen: das „großartige nationale Werk“ steckt sich höhere Ziele. Sein Bilderschmuck führt sich ein als eine „instructive, nach wissenschaftlichen Principien zusammengestellte culturhistorische Illustration“. „Wissenschaftlich“ sogar die Bilder: was haben wir da nicht erst von der „Wissenschaftlichkeit“ des Textes zu erwarten? In der That wird uns diese in allen Tonarten gepriesen. Als Beispiel folgende Sätze: „Nach jahrelanger Vorbereitung ist es gelungen, einen Verein von Gelehrten zu gewinnen, welche die Fähigkeit bewährt haben, die Ergebnisse eigener aus den Quellen geschöpfter Forschung in allgemein fesselnder und lebendig anregender Weise darzustellen. Nur durch einen Verein zusammenwirkender Fachmänner ist es möglich, jedes Sondergebiet der allgemeinen Geschichte mit der eingehenden Sachkunde, welche die heutige Wissenschaft verlangt, zu behandeln und in der unabsehbaren Fülle insbesondere der urkundlichen Ermittelungen, das Sichere vom Unsicheren zu scheiden. Die durchgängige Anwendung der neueren quellenkritischen Forschungsmethode auf alle Theile der Geschichte hat das Gesammtbild derselben jetzt schon in einer Weise umgestaltet, von der der Laie sich keine Vorstellung macht; ein Umbau der Geschichtsanschauung ist im Gange, dessen gewaltigem Fortschreiten eine Einzelkraft, wie groß und ausdauernd sie auch sei, nicht mehr zu folgen vermag. Die Nation aber hat ein Recht, von den gesicherten Erträgen dieser bedeutsamen Umgestaltung rascher, vollständiger und zuverlässiger Kenntniß zu erhalten, als das bisher möglich war, und kein unedler Ehrgeiz hat die Männer zusammengeführt, welche diesem Recht Genüge verschaffen wollen.“ Und die Namen dieser Männer, welche auf jedem Hefte prangen, sollen offenbar die Erwartungen über die „Wissenschaftlichkeit“ des Unternehmens noch höher spannen. Sie lauten: Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörfer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, R. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Fr. Kapp, B. Kugler, S. Lehmann, W. Oncken, M. Philippson, S. Ruge, Th. Schiemann, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf. Als Herausgeber figurirt W. Oncken. Es läßt sich nicht

läugnen, manche dieser Namen haben einen guten Klang, so daß von vornherein für die Gründlichkeit einer Anzahl von Arbeiten eine gewisse Garantie vorhanden ist. Aber wie sieht es aus, wo diese Garantie fehlt? Da wird trotz jener volltönenden Anpreisung der „Wissenschaftlichkeit" eine Prüfung hoffentlich noch erlaubt sein.

Wir nehmen die neueste (75.) Lieferung zur Hand, in welcher das „Zeitalter der Restauration und Revolution" weiter geführt wird. Da steht ein Kapitel, welches „Die Kirche" betitelt ist und die Geschicke der Kirche in diesem Zeitraume darstellen will. Der Stoff interessirt uns; so wollen wir denn einmal sehen, was es mit jenem „Umbau der Geschichtsanschauung" auf sich habe, dessen „gewaltiges Fortschreiten" so sehr gerühmt wurde, ja „von dem der Laie sich keine Vorstellung macht". Das Kapitel handelt in zwei Abtheilungen 1. über den „Ultramontanismus" und 2. über den „Protestantismus". Daß hier der Verfasser die ganze in unser Jahrhundert fallende „kirchliche Bewegung, die 1870 auf dem vatikanischen Concil ihren höchsten Triumph feiern sollte", als Ultramontanismus behandelt, wollen wir ihm nicht übel auslegen; im Gegentheil, dieses Verfahren, welches zwischen katholischer Kirche und Ultramontanismus nicht unterscheidet, gefällt uns im Grunde noch besser, als jene tendenziöse Trennung der „Ultramontanen" von den „wahren, gemäßigten Katholiken". Auf die Überschrift folgt die Angabe der führenden Quellen. Aber ist es möglich? Lesen wir richtig? Ja, da steht es: „Friedrich, Geschichte des vatikanischen Concils. — v. Sybel, Clericale Politik im 19. Jahrhundert." Friedrich und Sybel, und nur Friedrich und Sybel! Ja, jetzt beginnt es uns zu dämmern. Das muß wohl die gepriesene „Anwendung der neueren quellenkritischen Forschungsmethode" sein. Allerdings sehr einfach. Die von Haß gegen die katholische Kirche strotzenden Erzeugnisse erbitterter Katholikenfeinde läßt man frischweg als Quellen der Geschichte auftreten, und dann — wehe dem, der gegen diese „Ergebnisse eigener aus den Quellen geschöpfter Forschung", gegen diese „gesicherten Erträge ‚wissenschaftlicher' Arbeit" noch ein Wort zu sagen sich erkühnte! Gewiß, das Mittel ist probat. Wir freilich hatten in unserer Einfalt immer geglaubt, daß auch bei historischen Ermittelungen die erste Forderung laute: Audiatur et altera pars. Nicht so der „Fachmann" des Oncken'schen Kreises. Das sind eben Dinge, „von denen der Laie sich keine Vorstellung macht".

Man sollte nun meinen, diese gewissenhafte Quellenangabe habe wenigstens das eine Gute, daß sie dem Katholiken von vornherein begreiflich mache, was er zu gewärtigen habe. Eitel Täuschung! Sehr bald überzeugt man sich, daß unser Gelehrter um jeden Preis seinen Gewährsmännern noch die Palme abringen will: so zahlreich und so haarsträubend sind die Versündigungen gegen die Wahrheit, die hier „zu Nutz und Frommen unseres Volkes" begangen werden. Wir glauben, es kann nicht schaden, „zu Nutz und Frommen unseres Volkes" einige derselben etwas niedriger zu hängen. Es soll jedoch genug sein mit zehn Unwahrheiten, wie sie auf etwa zehn Seiten (399—409) brüderlich beisammenstehen.

Erste Unwahrheit: „Nach langem Widerstreben ließ sich Droste (es ist der Erzbischof Clemens August gemeint) von ihm (v. Reisach) überreden, den Kampf gegen die Regierung zu eröffnen." Zweite Unwahrheit: „Der Wortbruch", „die Wortbrüchigkeit des Erzbischofs". Hier wird aus „der unabsehbaren Fülle der urkundlichen Ermittelungen" ein Beweis angetreten. Er ist entnommen einem Schreiben Bunsens und lautet: „Der Erzbischof," schreibt Bunsen, „stößt mir auf wie ein schlecht verdautes Lieblingsgericht. Ein gläubiger Mann, und der die Unwahrheit sagt! ein frommer Mann, und der seinen König zu betrügen sucht! und doch der Lügner und Betrüger ein frommer Mann! o unvertilgbarer Fluch der Menschheit, der durch die Herrschaft Roms deutschen Herzen ein Gewissen setzt außer sich! der auf eines Erdenwurms Gebot Treue und Glauben vergißt, Gott zu Ehren selbst den König täuschen zu können glaubt! Denn das ist das Geheimniß — er hat einen Befehl aus Rom bekommen, der wie ein Sparren in das Zünglein seines Gewissens gefahren ist." Bunsen ist längst gerichtet. Man weiß, daß er der bitterste Feind des Erzbischofs war, und daß es für ihn keine Schranken des Anstandes mehr gab, wenn es galt, seinen Haß gegen jenen auszuschütten. Ebenso bekannt ist, daß Bunsen weil er zu viel „gebunst"[1] hatte, seiner Stelle als preußischer Unterhändler enthoben werden mußte. Und nun kommt der „gelerte" Mitarbeiter des Oncken'schen Geschichtswerkes und läßt jene unqualificirbaren Auslassungen des sauberen Diplomaten abdrucken, um die schwere Anklage des Wortbruches, welche er gegen einen Ehrenmann erhoben, zu — beweisen. Gut, wenn er durchaus der elementärsten Forderung historischer Kritik Hohn sprechen will: habeat sibi! Die dritte und vierte Unwahrheit gilt wieder dem Erzbischof Clemens August: „Die Raschheit des Eingreifens hatte den Plan des neuen Thomas Becket vereitelt, sich in den Dom vor den Altar zu flüchten, die Thüren öffnen zu lassen und die Gewalt herauszufordern, aber die Absicht, ihn unter der Anklage des Hochverraths vor Gericht zu stellen, vereitelte sein Secretär durch rechtzeitige Vernichtung der Schuldbeweise." Fünftens: „Der gefangene Erzbischof aber hatte für jedes freundliche Entgegenkommen der Regierung nur den doppelten Trotz des Westphalen und des hierarchischen Fanatikers." Fassen wir uns kurz. Unwahr ist die Behauptung, daß „eine Gräfin Stolberg in Münster Gnadenheller und Wunderpfennige, die gegen alle Krankheiten helfen, vertrieb", unwahr, daß „der stigmatisirten Nonne zu Dülmen übernatürliche Aufschlüsse über den Heiland und das gelobte Land genau soweit reichten, wie des Dichters (Brentano) Bibliothek"; unwahr, daß die Zöglinge des Collegium Germanicum „auch dort (in ihrem Vaterlande) dem Ordensgeneral durch Eid

---

[1] „Bunsen hatte das Lügenhandwerk in Rom so stark getrieben, daß er als preußischer Gesandter in Rom unhaltbar geworden war. Für das Wort lügen kam allgemein das Wort ‚bunsen' in Gebrauch. Wer log, der ‚bunste'. Ein tüchtiger Lügner hieß ‚Bunsen' oder ‚Bunsemann'." (Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von einem alten Münsteraner. Münster 1880. S. 116.)

verhaftet und unter einander wohl organisirt blieben"; unwahr, daß „König Ludwig den wissenschaftlichen Ruf der Münchener Universität opferte, indem er sie ihnen (den Jesuiten, deren es in München gar keine gab!) ausantwortete"; unwahr, daß eine „Partei dem greisen Bischof von Trier, v. Hommel, auf dem Sterbebette einen reuigen Widerruf seines Berichtes an den Papst, in welchem er die Vortrefflichkeit der neuen kirchlichen Praxis anerkannt hatte, abpreßte"; unwahr, daß die Conversion des herzoglichen Paares (von Cöthen) „unsauber" war.

Doch genug und übergenug! Daß die Wahrheit hier schmählich mißhandelt wird, darüber brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren. Und die auf dem Prospect mit Fettdruck hervorgehobene „allgemein fesselnde und lebendig anregende Darstellungsweise"? Bei der ganzen Lectüre empfängt man durchaus den Eindruck, man lese einen Culturkampf-Artikel irgend einer liberalen Zeitung oder auch das Stenogramm einer Rede des Herrn von Eynern oder des Herrn Götting.

Zum Schlusse schulden wir es unsern Lesern, ihnen nun auch den Namen des „Fachmannes" mitzutheilen, mit dessen Leistungen wir sie einigermaßen bekannt gemacht haben. Der Herr schreibt sich Theodor Flathe, hat den Doctorgrad erworben und ist Professor in Meißen. Hätte er doch daran sein Genüge gefunden! Jetzt, wo er als Mitglied des „Vereines von Gelehrten" vor die „Nation" hintritt, wirft er ein eigenthümliches Licht sowohl auf diesen Verein als auf die Gelehrsamkeit seiner Mitglieder, und läßt das „großartige nationale Werk" selbst, zu dessen Aufbau der Verein zusammengetreten, in seltsamer Beleuchtung erscheinen.

Das Unternehmen appellirt an die „Unterstützung der Nation". Bei uns Katholiken nun — die wir doch auch noch sozusagen zur „Nation" gehören — kann von Unterstützung natürlich nicht mehr die Rede sein. Oder will man uns im Ernste die naive Zumuthung machen, daß wir grobe Unwahrheiten, dazu angethan, unsere heilige Kirche und ihre ehrwürdigsten Vertreter zu verunglimpfen, auch noch mit schwerem Gelde bezahlen sollen?

Der Sklavenhandel in Marokko wird, wie aus Tanger dem „Ausland" berichtet wird, in der Gegenwart so lebhaft betrieben wie je. Seit der zweiten Woche im April sind 71 Sklaven auf dem Marktplatze verkauft worden und viele andere privatim. Ein Berichterstatter in Kasablanka theilt mit, daß dort unlängst ein Sklavenhändler ankam, der eine „Heerde" Sklaven wie Vieh durch die Straßen trieb und sie zum Verkaufe ausbot. Es befanden sich darunter Knaben und Mädchen von acht Jahren an aufwärts, sowie Männer und Frauen im Alter von 18 bis 40 Jahren. Es wurde festgestellt, daß sieben der Kinder aus ihren heimischen Dörfern geraubt worden waren. Für die Herren, welche stets die Cultur und den Kampf für die Cultur im Munde führen, eröffnet sich hier ein weites Feld lohnender Thätigkeit.

Die Handwerkerfrage und der staatliche Schutz.

Die sociale Frage ist liberalerseits und zu Gunsten des wirthschaftlichen Liberalismus lange niedergehalten worden. Der „Culturkampf" mußte heraufbeschworen werden, um die Geister zu erregen und Alles außer Athem zu halten: so wurde Zeit gewonnen, nicht bloß um einen Schleier zu werfen über die Wunden, welche eine verderbliche Wirthschaftspolitik einer großen Masse des Volkes schon geschlagen hatte, sondern um noch weiter und ungestörter die Lebenskraft der Menge von einigen Wenigen in selbstsüchtiger Bereicherungssucht aufsaugen zu können. — Die Zeit ist vorbei. Die Noth und der Ruf nach Abhilfe wird auf allen Seiten so laut, die Forderung einer Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse bricht auf so vielen Punkten hervor, daß es jeder Partei unmöglich geworden ist, den Gegenstand gewaltsam unter Wasser zu halten oder die Inangriffnahme eines Aufbesserungsversuches abzuweisen. Die sociale Frage drängt sich gebieterisch der Politik auf.

Es ist ein Ruhm der katholischen Partei, daß, wie sie unbesiegt und ungebrochenen Muthes für die religiösen und kirchlichen Rechte gekämpft hat und bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen sich bereit zeigt, so auch gerade sie am entschiedensten und klarsten auftritt für die Hebung der wirthschaftlichen Lage des Volkes. Mag eine kirchenfeindliche Partei immerhin, um nur ja ihrem Gegner kein Zugeständniß zu machen, den Nothanker der Verdächtigung ergreifen, als ob in den großen politischen Fragen die katholischen Männer nichts in Angriff nähmen oder beförderten, was sie nicht zum Schacherpreis machten, um für die Kirche Vortheile zu erhandeln und Übergriffe kirchlicher Rechtsansprüche sich staatlich legalisiren zu lassen: solche Anschuldigungen müssen vor den hellen Thatsachen in ihr Nichts zerstieben. Dem Katholiken stehen die kirchlichen und religiösen Fragen an erster Stelle; ihnen gegenüber sind ihm die anderen Fragen von untergeordneter Bedeutung; so viel Glaube und Vernunft hat er eben noch, daß er die Interessen seiner unsterblichen

Seele nicht in dem Bettel irdischer Dinge aufgehen läßt. Aber so viel Verstand besitzt er auch noch und so viel Herz für die Nöthen des Volkes, daß er nicht Alles durcheinandermengt, und daß er auch für rein wirthschaftliche Fragen ein offenes Auge zu behalten weiß. Gerade weil er nichts loslöst von den ewigen unwandelbaren Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit, deßhalb ist er mehr als Andere geeignet, sich einen ungetrübten Blick auch in rein wirthschaftlichen Fragen zu bewahren.

Bekannt ist ja, wie gerade zur Hebung der socialen Zustände die katholische Partei des Centrums in Berlin und die conservative österreichische Partei in Wien die entscheidendsten Anträge einbrachten oder unterstützten; bekannt, wie die socialpolitischen Arbeiten der sogen. Haider Beschlüsse und der Düsseldorfer Katholikenversammlung von den Gegnern zwar mit Argusaugen betrachtet und nicht ohne Schadenfreude als ein Ausgangspunkt tiefgreifender Differenz begrüßt wurden, schließlich aber als eine durchaus von gleichen Principien getragene Arbeit anerkannt werden mußten. In dieser Richtung haben soeben zwei rühmlichst bekannte katholische Socialpolitiker weiter gearbeitet und dem Publikum zwei Schriften geboten, welche von keiner Partei unbeachtet bleiben können. Wir meinen „Die Handwerkerfrage" von Franz Droste (Bonn, Hanstein, 1884) und „Schutz dem Handwerk" von Franz Hitze, Landtagsabgeordneter (Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1883).

Mit Anlehnung an diese beiden Schriften wollen wir es versuchen, dem Leser für die Handwerkerfrage, welche nicht minder brennend als die Arbeiterfrage geworden ist, einige Winke zur Orientirung zu geben. Wir behandeln darum kurz 1. die Rechtsfrage, 2. die Vorschläge einer thatsächlichen Lösung des Gegenstandes.

I.

Die Rechtsfrage dreht sich eigentlich um diesen Punkt: Wie weit kann und darf der Staat zum Schutze des Handwerkes und zur Hebung der Nothlage eingreifen, auch mit etwaiger Gefahr oder sicherer Voraussicht der Schädigung anderer Klassen von Staatsbürgern? Dieser Frage und ihrer Antwort verschaffen wir jedoch nur dann eine greifbare Unterlage, wenn wir uns über die wirkliche Noth, welche gehoben, über die wirkliche Gefahr, welcher vorgebeugt werden soll, Rechenschaft geben, und wenn wir uns klar werden, von welcher Seite her diese Noth oder Gefahr geschaffen wird.

Droste führt im dritten Kapitel seiner Schrift in sehr zurückhaltender, fast möchte man sagen, in ängstlich besorgter Weise, auf daß ja nicht dem Urtheil des Lesers vorgegriffen werde, die Folgen der Gewerbefreiheit allseitig aus, wie sie durch die deutsche Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 ihren Höhepunkt erreichte. Er ist sorgfältig bedacht, für die Consumenten, für die Handwerker, für die ganze Gesellschaft die Vortheile sowohl wie die Nachtheile aufzudecken: keinenfalls kann ihm der Vorwurf gemacht werden, die etwaigen Vortheile verschwiegen oder mit blassen Farben gezeichnet zu haben; dennoch treten die Nachtheile besonders für die Handwerker selbst im Vergleich zu den Vortheilen in einer so langen Reihe auf, daß ihre Zahl allein auf ein starkes Übergewicht schließen läßt. Es würde zu weit führen, auch nur skizzenhaft sie einzeln namhaft zu machen. Wir begnügen uns, das Endergebniß mit den Worten des Verfassers im vierten Kapitel anzugeben: „Wir haben an der Hand der Erfahrung nachgewiesen, daß das moderne System der freien Concurrenz seine großen Licht-, aber auch seine großen Schattenseiten hat: Lichtseiten, insofern es den Gesammtbedarf des Volkes an wirthschaftlichen Gütern auf das Beste und Billigste befriedigen kann und vielleicht auch befriedigt, — Schattenseiten, insofern es eine höchst ungleiche Vertheilung der wirthschaftlichen Güter im Gefolge hat; Lichtseiten, indem es den Tüchtigsten und Begabtesten das Aufsteigen in eine höhere sociale Klasse ermöglicht, — Schattenseiten, indem es die große Masse zur Unselbständigkeit und Unsicherheit in ihrer wirthschaftlichen Existenz führt; Lichtseiten, indem es den Wohlhabenden die Mittel gewährt, ideale Ziele anzustreben, — Schattenseiten, indem es den viel zahlreichern Ärmern diese Mittel versagt und ihre Ausbildung nur einseitig fördert; große Schattenseiten endlich, indem es die Unsittlichkeit sich breit machen läßt, Unzufriedenheit der großen Massen hervorruft, welche Staat und Gesellschaft in ihrer Existenz ernstlich bedrohen." — Bei diesem Endergebniß klingt uns aus den folgenden Worten desselben Verfassers eine gar schüchterne Sprache entgegen, wenn er in einer noch etwas schwankenden Weise sagt: „Wägen wir die Vortheile und Nachtheile der von der deutschen Gewerbeordnung gewährten Gewerbefreiheit gegen einander ab, so möchten wir die Nachtheile derselben für das Gesammtwohl und die Mehrzahl der Staatsbürger größer als ihre Vortheile schätzen."

In entschiedenerer und drastischerer Sprache schildert Hitze die Noth und die Gefahr, falls nicht alsbald dem Handwerkerstande Schutz und

Hilfe gebracht werde. „Setzen wir der Entwicklung des kapitalistischen Großbetriebes keine Schranken, dann sind die Tage der bedeutendsten Handwerke gezählt — dann ist und bleibt es einzige Aufgabe noch, denselben ein anständiges Begräbniß zu sichern... Freilich sind ja nicht alle Handwerkszweige in gleicher Weise bedroht... Allein die Masse des historischen Handwerkerstandes, und zwar gerade die dürftigsten Elemente desselben, gehen, wenn nicht die Gesetzgebung Einhalt gebietet, unaufhaltsam der Auflösung entgegen" (S. 16 u. 17). Eine handgreiflichere Schilderung gibt der Verfasser S. 102, zum Theil wiederholend, was er in seiner früheren Schrift „Kapital und Arbeit" ausgeführt hatte: „Welche Zukunft uns bevorsteht, wenn wir die Entwicklung der Dinge sich selbst überlassen, das zeigen uns die durch den mechanischen Webstuhl freigesetzten Handweber in Schlesien und Sachsen." Es ist haarsträubend, bis zu welch tiefem Grad von Armuth und Entbehrung der Stand der Arbeiter herabsinkt, welche sonst als selbständige Handwerker ihren mäßig ausreichenden Verdienst hatten. Ziffermäßig nachgewiesen beläuft sich der wöchentliche Verdienst, von welchem eine ganze Familie leben muß, auf ungefähr sieben Mark bei normalen Verhältnissen; kommen Krisen und Absatzstockungen, dann kann der Verdienst bei fortgesetzter Arbeit auf weniger als die Hälfte herabgedrückt werden, so daß das tägliche Einkommen für Mann und Familie 40 bis 50 Pfennige beträgt (S. 105). Solches sind freilich düstere Aussichten, welche ihre Schatten in die nahe Zukunft werfen, wenn immer mehr Zweige des unabhängigen Handwerkerstandes von der Großindustrie gefällt und zur großen Masse der Lohnarbeiter geworfen werden, denen man kaum den kärglichsten Lohn reicht. Aber selbst wenn ein hoher Verdienst für die Lohnarbeit gezahlt wird, höher als ihn durchschnittlich der unabhängige Handwerker gewinnen würde: so stimmen wir dem hochw. Verfasser auch darin gerne bei, daß damit selbst der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter noch gar nicht aufgeholfen ist, gerade weil unsere heutigen Verhältnisse einer Leichtlebigkeit und einem Leichtsinn Vorschub leisten, wie diese bei der consolidirteren Lage eines freien Handwerkers nicht so ausgedehnt zu Tage treten würden. Lehrreich, weil ganz nach dem Leben geschildert, ist in dieser Beziehung das Kapitel: „Sociale Bedeutung der Ordnung des Lehrlings- und Gesellenwesens" (S. 68 ff.).

Also materielle Verarmung und moralisches Verkommen das sind die beiden großen Hauptübel, welche als schwarze Klagepunkte gegen die

ungebundene Gewerbefreiheit auftreten, insofern diese beiden socialen Übel von der Gewerbefreiheit in hohem Grade in ihrem Wachsthum gefördert wurden. Die entfesselte Gewerbefreiheit entreißt, wie gesagt, immer mehr Arbeit dem eigentlichen Handwerk und macht aus Handwerkern maschinenmäßig arbeitende Fabrikarbeiter. Selbst wo Maschine und Fabrik die Geschicklichkeit persönlicher Arbeit noch nicht lahm legen, auch da zieht die ungebundene Concurrenz und die Möglichkeit, ohne eigene technische Fertigkeit und Kenntniß durch bloßen Reichthum und durch Speculation sich zum Herrn einer ganzen Schaar von Handwerkern zu machen und durch sie auf Lager arbeiten zu lassen, diese in ein beständiges Abhängigkeits- und Dürftigkeitsverhältniß, welches den eigentlichen Mittelstand ausmerzt. Manchem wird es gefallen, statt mit mühsamer Erlernung eines Handwerkes sich doch für beständig zum Dienststand eines Lohnarbeiters verurtheilt zu sehen, sofort sein Glück in einer Fabrik zu versuchen und die von den ersten Jahren jugendlicher Kraft an winkenden Fabriklöhne, vielleicht gar hohen Löhne zu wählen. Wo also die Fabrik dem Handwerk auch nicht direct die Arbeit entzieht, entzieht sie ihm indirect die Arbeiter. Der materielle Gewinn ist nur scheinbar, der moralische Schaden, wenigstens die moralische Gefahr nicht bloßer Schein. — Der Fabrikarbeiter, dem von Jugend auf, bevor er noch erzogen ist, die Taschen gefüllt werden, lernt ein flottes, vergnügungssüchtiges Leben; er entwöhnt sich der natürlichen Auctorität und vergißt nur zu leicht die kindlichen Pflichten der Ehrfurcht und Fürsorge für die Eltern in den Tagen ihrer Dürftigkeit; an eigene Sparsamkeit gewöhnt er sich nicht; wird er selbständig, Familienvater, dann reicht bald — besonders bei den schon angenommenen Lebensgewohnheiten — der Verdienst nicht mehr aus; Armuth und Dürftigkeit tritt ein. Mag auch die materielle Lage mehrmals wieder Hebung erfahren: die Senkung folgt nur zu bald — die Masse der Armen und Mittellosen und, was das Schlimmste ist, die Masse derer, die ohne sittlichen Halt sind, wird wieder vermehrt. Das ist nicht der nothwendige, aber doch ein für den leidenschaftlichen Menschen sehr natürlicher Gang, den eine große Zahl der Fabrikarbeiter bei der Voraussetzung eines erheblichen Lohnverdienstes macht — was erst, wenn auch dieser karg und überkarg bemessen ist!

Dem gegenüber bietet das eigentliche selbständige Handwerk bei mäßigem Verdienst eine weit größere Garantie für ein dauerndes Auskommen, wenn wir nicht Wohlstand sagen wollen, und für moralischen

Halt, besonders wenn in den jungen Jahren der Lehrlings- oder Gesellenzeit eine erziehende Leitung und Aufsicht die Ungebundenheit einschränkt. Das Bewußtsein einer durch Fleiß und Geschick sich zu erringenden Selbständigkeit leitet schon frühe zur Vorsorge und Berechnung an; es lehrt Mäßigung und Entsagung, führt in späteren Jahren zu sorgenfreier Existenz und gesichertem Familienwohlstande. Daß in einem solchen Mittelstande, sei es der Handwerkerstand oder der bäuerliche Stand, welcher, ohne die Bedürfnisse des Luxus und der Üppigkeit zu kennen, ein bequemes und reichliches Auskommen für die Bedürfnisse des Lebens hat und auch den Nachkommen ein sorgenfreies Auskommen in Aussicht stellen kann, daß in einem solchen Stande die eigentliche Kraft des Volkes liegt, lehrt Vernunft und Geschichte. Aus ihm rekrutiren sich am leichtesten die höheren Berufsstände, welchen die Pflege der geistigen Güter zufällt und in mehr als einer Rücksicht das Loos der Nation in die Hände gelegt wird. Die natürliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit eines Volkes war erfahrungsmäßig dann am größten, wenn Verarmung und unmäßiger Überfluß gleich weit entfernt waren, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu beherrschen. In der Zeit seiner Kraft war das heidnische Rom weder ein Sammelplatz für mittel- und arbeitslose Bettler, noch eine Lusthalle für Krösusse und Epikuräer. Ähnliches ließe sich an anderen Völkern und Staaten nachweisen.

Aber auch vom übernatürlichen christlichen Standpunkte aus ist für das sittliche, tugendhafte Leben der zuträglichste Boden ein mäßiger Mittelstand. — Es ist sehr richtig zwar, die christliche Lehre preist die Armuth, sie stellt uns im Erlöser, als dem Lehrer und dem Vorbilde aller Tugenden, die Armuth, selbst mit ihrer bittersten Noth, in einem ganz verklärten Lichte übernatürlichen Glanzes hin; die christliche Lehre, die christliche Kirche kann das Wort aus dem Munde ihres Gottes nicht verschweigen, sie verkündet es laut alle Tage: „Selig sind die Armen"; sie wiederholt die goldene Verheißung des Herrn: Wer all seinen Besitz verläßt um meinetwillen, der wird das Hundertfache in diesem Leben und das ewige Leben besitzen. — Aber dennoch, trotz dieses göttlichen Lobes, ist es wahr: die Durchschnittszahl der Menschen wird es praktisch nicht erfassen; sie wird sich zum Heroismus der christlichen Armuth, die aus Liebe zum Heilande erwählt wird, nicht erschwingen. Für sie bleibt wahr, was der Geist Gottes ebenfalls in der heiligen Schrift niedergelegt hat: „Drückende Armuth oder Reichthum gib mir nicht (o Gott), sondern nur das, was zu meinem Unterhalte erforderlich ist, verleihe mir" (Sprüchw. 30, 8).

Das nach der einen oder der andern Seite über das Mittelmäßige Hinausliegende kann Anlaß zu großer und glänzender Tugend werden; es birgt aber auch den Stachel von Versuchung in sich, den nicht Alle zu ertragen die Kraft oder den Muth finden.

Liegt nun in einem tüchtigen Mittelstande die Kraft eines Volkes und ist gerade der Handwerkerstand ein großer Theil dieses Mittelstandes, so ist dessen Bestehen jedenfalls ein Gegenstand des allgemeinen Wohles. Daß aber die Gegenstände des allgemeinen Wohles, soweit sie der natürlichen und zeitlichen Ordnung der Dinge angehören, innerhalb des Gebietes der staatlichen Fürsorge und Macht liegen, kann Niemand anzweifeln, welcher sich nur ein wenig über die Aufgaben des Staates Rechenschaft zu geben sucht, wenn auch damit die Grenzen dieser Fürsorge und ihrer Befugniß noch nicht festgestellt sind.

Um diese Grenzen festzustellen, ist es nöthig, Rücksicht zu nehmen einerseits auf die Schädigung, welche die etwaigen Maßnahmen für die eine Klasse einer andern eintragen, andererseits auf die Leistungsfähigkeit zum Selbstschutz und zur Selbsterhaltung, welche ohne staatlichen Eingriff in der Kraft der Einzelnen oder deren freien Vereinigung liegt. Durch beide Rücksichten können der Aufgabe und der Befugniß des Staates Grenzen gezogen werden. Die voraussichtliche Schädigung der Einen hindert ihn vielleicht an Maßnahmen zum Nutzen der Anderen, doch nur dann, wenn es sich um eine *ungerechte* Schädigung handelt. Ist dieß Letztere der Fall, dann kann keine Nützlichkeitstheorie über die Schranke hinüberhelfen; ist es aber keine ungerechte Schädigung, dann kann bezw. muß der praktische Nutzen und das allgemeinere Wohl entscheiden. Die hinlängliche Leistungsfähigkeit der freien Initiative der Einzelnen hindert den Staat nicht an jedem Eingriff; sie hindert ihn nur an Zwangsmaßregeln, kann aber dennoch die Befugniß und die Pflicht zur wirklichen Ergreifung solcher Maßregeln bestehen lassen, welche jene persönliche Initiative befördern, erleichtern und wirksamer machen.

Wir legen ein entschiedenes Gewicht darauf, daß auch praktische Socialpolitiker, und gerade sie am meisten, sich durchaus klar werden über die Rechte des Staates und ihre Grenzen; hier ist eine Arbeitstheilung nicht möglich. Es kann Jemand wohl Theoretiker sein in der Socialpolitik wie in manchen anderen Zweigen der Wissenschaft, allein Praktiker kann er in diesen großen Aufgaben nicht sein, wenn er nicht zugleich ein guter Theoretiker ist. Um so mehr heben wir diesen Punkt hervor, weil auch in gutgemeinten Schriften Ansichten ausgesprochen

werden oder durchblicken, welche nach unserer Überzeugung die richtigen Grenzen der staatlichen Befugniß nicht ziehen und darum verhängnißvollen Irrungen Vorschub leisten können.

Solch ein verhängnißvoller Irrthum wäre es, wollte man vom Staate alles und jedes öffentliche Recht herleiten, oder wollte man bei irgend einem fraglichen Gegenstande aus der Zuträglichkeit für das allgemeine Wohl sofort auf die Befugniß und das Recht des Staates schließen, denselben anzuordnen. Das wäre nur dann richtig, wenn vom Staate alle Ordnung und Gliederung der menschlichen Verhältnisse und der zeitlichen Dinge ausginge, wie von der Kirche die Ordnung und Besorgung der übernatürlichen Güter; allein dieß ist eben eine Unmöglichkeit. Vor dem Staate und ohne ihn bestehen wirklich schon viele Rechtsverhältnisse und Befugnisse, theils solche, die er unangetastet lassen muß, theils solche, die er unter Umständen sich unterordnen und beschränken kann. Zum Schutz und zur Weiterbildung dessen, was ohne ihn nur dem Ansatz nach vorhanden sein würde, hat der Staat seine Existenz und seine Rechtsbefugnisse. Was zum öffentlichen Wohle nöthig ist, das kann er zwangsweise anordnen; selbst mit Opferung der Sonderinteressen kann und soll er das allgemeine Wohl in seinem nothwendigen Bestande schützen. Was aber bloß zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt ersprießlich sein könnte, das kann er nicht rücksichtslos mit Beschränkung und Verletzung der Freiheit oder der Privatrechte in's Leben rufen und zwangsweise befördern; er muß sich darauf beschränken, Mittel zu schaffen, welche unter Wahrung der Freiheit die Verwirklichung solch einer reicheren Wohlfahrt ermöglichen. Es kann kaum genug betont werden, wie wichtig es ist, daß man bei Berathung einzelner staatlicher Anordnungen sich jener Grenzen der staatlichen Befugniß recht bewußt bleibe. Der Wahn, welcher heutzutage so Viele beschleicht, als brauche beim Staate, als der obersten Quelle des Rechts, nach Rechtsbefugniß nicht gefragt zu werden, als sei mit der Nützlichkeit sofort die Berechtigung gegeben, führt leider nur zu oft zu solchen Übergriffen, daß schon durch diese Makel, welche den etwaigen Bestimmungen anhaftet, dieselben inhaltlos und unverbindlich werden.

Doch gehen wir nach diesen mehr allgemein gehaltenen Bemerkungen zu unserem eigentlichen Gegenstande, dem Schutze des Handwerkes, über. Der verlangte Schutz soll stattfinden gegen die Feinde des Handwerkes, von welchen demselben der Untergang droht. Ein solcher Feind ist vor Allem die Gewerbefreiheit, welche in der Concurrenz der Großindustrie,

besonders des Fabrikwesens, dem selbständigen Handwerke den Todesstoß zu versetzen droht. Die Großindustriellen bilden einen verschwindend kleinen Bruchtheil der Nation, wenn sie verglichen werden mit der großen Zahl des von ihnen bedrohten Mittelstandes. Daß also ein so wichtiger, für die Kraft der Nation so nothwendiger Stand jener geringfügigen Minderheit gegenüber erhalten bleibe, ist jedenfalls eine Forderung des öffentlichen Wohles. Aber sind denn zur Erreichung dieses Zieles auch solche Mittel statthaft, welche eine Schädigung der Großindustrie oder vielmehr der Großindustriellen enthalten? Wir unterscheiden nicht ohne Grund zwischen der Großindustrie und den Großindustriellen. Die Großindustrie bietet nach mehreren Seiten hin sociale Vortheile, welche nicht mit einem Federstrich ausgemerzt zu werden brauchen; die Großindustrie kann bestehen bleiben, wenn auch ihre Betreibung nicht so unbeschränkt in denselben Händen ruhen bleibt, sondern in andere Hände, und zwar zum großen Theil in die Hände der Handwerker selbst übergeht. Dadurch würde freilich eine Schädigung derjenigen, welche jetzt zu den Großindustriellen zählen, herbeigeführt. Darf unter solcher Aussicht der Staat seine Mittel zum Schutze und zur Hebung des Handwerkes ergreifen? Mit anderen Worten, darf er dem jetzigen Stande der Großindustriellen die Wege versperren oder doch einengen, auf welchen sie, von der Freiheit in Gewerbe, Industrie und Handel Gebrauch machend, ihren reichen Erwerb erzielen, um dem andern Stande der Handwerker Wege zu bahnen, auf denen diese einen gewinnreicheren Erwerb betreiben können?

Herr Hitze beruft sich S. 39 auf das „Expropriationsrecht" des Staates, welches, wie z. B. für Zwecke eines Eisenbahnbaues, so auch doch wohl zur Aufrechthaltung der vitalsten Interessen des Staates statthaft sein müßte. Das müsse um so mehr dem Staate zugestanden werden, da es sich um die Wiedergutmachung eines Unrechtes handle, welche der Handwerkerstand durch Expropriation seines Eigenthums von Seiten der Großindustrie erlitten habe. — Wir wollen hier sofort zugeben, daß wir das bezweckte Ergebniß bezüglich des staatlichen Rechtes, wie es der hochw. Verfasser aufstellt, gerne zugeben, und daß wir nicht einmal all die Einschränkungen, welche derselbe zur möglichsten Verhütung einer erheblichen Schädigung der bestehenden Großindustrie zieht, für unbedingt nöthig erachten. Allein gegen die Begründung dieses Rechtes, wenigstens gegen den Wortlaut dieser Begründung, müssen wir unser Bedenken aussprechen. Wir gestehen es gerne, daß der Herr Verfasser keine Expropriation im eigentlichen Sinne will; allein es ist uns ein zu

bedenkliches Wort; wenn die Machtsphäre des Staates einmal durch dieses Wort und folglich auch durch den begrifflichen Inhalt dieses Wortes begründet wird, dann werden die wahren Grundsätze über staatliche Machtbefugniß gar leicht verschoben.

Würden die bestehenden Fabriken und Maschinen als Eigenthum des Staates erklärt oder ihr Eigenthumsbesitz auf Andere übertragen, so wäre das freilich Expropriation. Würde ohne wichtigen Grund oder auch nur ohne eine entsprechende Vergütung der Betrieb der bestehenden Maschinen — soweit sie gemeinnützige Fabrikate liefern — einfachhin verboten, so wäre das eine der Expropriation gleichkommende Ungerechtigkeit und Vergewaltigung des Privatrechtes. Allein ein aus wirthschaftlichen Gründen erlassenes Verbot von etwaigem Neubau oder von Errichtung neuer Maschinen und Fabriken wäre weder Expropriation noch Ungerechtigkeit; eine aus wirthschaftlichen Gründen angeordnete Beschränkung der Fabrikation wäre, selbst den schon bestehenden Fabriken gegenüber, weder Expropriation noch Ungerechtigkeit. Eine durch Auflagen, Schutzzölle u. s. w. herbeigeführte Verminderung der Abnehmer der Fabrikate enthielte weder Expropriation noch Ungerechtigkeit; so viel Recht ein Fabrikbesitzer haben mag auf Herstellung seiner Erzeugnisse, auf Absatz oder auf Kunden hat er dadurch noch kein Recht. Diese hat er zu suchen und anzunehmen, wenn sie sich vorfinden; finden dieselben es vortheilhafter, sich jener Erzeugnisse zu enthalten oder sie sich von anderswoher zu verschaffen, dann ist das eben das Risiko des Fabrikbesitzers. — Sollte daher die Staatsraison es erfordern, zur Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse eine der bezeichneten Einschränkungen des Betriebes der Großindustrie zu machen, dann braucht er davor nicht zurückzuschrecken aus dem Grunde, als ob es sich um eine Ungerechtigkeit handle. Production, Betrieb, Verkauf kann er, wenn das öffentliche Wohl es erheischt, nicht bloß zu Gunsten der Einen erleichtern, sondern auch erschweren; er kann gewisse Seiten des Betriebes gesetzlich regeln, Rechts- und Gerechtigkeitsnormen schaffen, oder aber — wenn auch schwieriger — bestehende aufheben. Jene Vergütung oder Entschädigung, welche Herr Hitze S. 40 ff. in Vorschlag bringt, dürfte daher übergenug der Gerechtigkeit entsprechen, insofern an eine Arbeitsentziehung den bestehenden Fabriken gegenüber gedacht wird.

Wenn wir nun nicht geneigt sind, in der Beschränkung der Großindustrie seitens des Staates so leicht eine eigentliche Rechtsverletzung zu finden, so können wir aber auch nicht so leicht eine Expropriation oder

Rechtsverletzung annehmen, welche durch die Einführung und durch die Benützung der Gewerbefreiheit dem damals bestehenden Handwerk gegenüber begangen worden sei und welche daher eine Schadloshaltung des gegenwärtigen Handwerkerstandes fordere. Wir beanstanden das im Interesse der von Herrn Hitze selbst befürworteten Vorschläge. Er will (S. 45) eine Entschädigungssumme für die geschädigten (H. Hitze sagt: die zu expropriirenden) Großbetriebe, Fabriken und Magazine. Diese Entschädigungssumme soll — wenn auch unter staatlicher Beihilfe und Erleichterung — den betreffenden Handwerkern als Bürde zufallen, weil jene Schädigung zunächst zu ihren Gunsten stattfinde. Eine solche Belastung der Handwerker ist aber nur dann nicht ungerecht, wenn ihnen von Seiten der Großindustrie kein Unrecht zugefügt worden. Wäre es richtig, daß die Handwerker wirklich in ihrem eigentlichen Arbeitsrechte geschädigt, einer ungerechten Expropriation verfallen wären, so würde in der That eine zweite Ungerechtigkeit begangen, wenn man schließlich ihnen eine Wiedergutmachung des erlittenen Unrechtes nur unter der Bedingung gewähren wollte, daß sie dafür eine neue Last auf sich nähmen; die eine Ungerechtigkeit würde dann durch eine zweite Ungerechtigkeit gegen die Geschädigten gesühnt werden.

Nun glauben wir aber in der glücklichen Lage zu sein, dieß verneinen zu dürfen. Mit dem „Recht" auf Arbeit und Absatz hat es doch seine eigenthümliche Bewandtniß. Der Mensch hat ein Recht auf Arbeit, *wenn* er sie findet, auf Kunden, welche zu ihm kommen *wollen*; d. h. ich begehe ein Unrecht, wenn ich gewaltsamer oder trüglicher Weise Jemand seine Kunden abwendig mache, oder wenn ich ihn hindere an der Arbeit, die er zu verrichten Gelegenheit hat und verrichten will. Aber daß irgend Jemand Kunden *verschafft* werden, daß ihm Arbeit *geboten* werde, ist nicht eine Forderung der strengen Gerechtigkeit, deren Verletzung Ersatzpflicht mit sich brächte. Die Staatsleiter und Gesetzgeber verletzen ihre Pflicht, wenn sie nicht darauf achten, solche wirthschaftliche Verhältnisse anzustreben, in welchen, soweit es geht, Arbeits- und Erwerbsquelle für Alle so geöffnet sind, daß mit gutem Willen die Einzelnen ihr genügendes Auskommen haben; allein ist es auch ein Verkennen und ein Verletzen der Aufgaben der öffentlichen Gewalt, eine Verletzung der strengen Gerechtigkeit ist es noch nicht. Durch Einführung und Benützung der Gewerbefreiheit, sei es durch Concurrenz unter den Gewerbetreibenden selber, sei es durch Erweiterung und Erleichterung der Production seitens der Fabrik, konnte mithin nur insofern eine Ungerechtigkeit

begangen werden, als es sich etwa um den rechtlichen Besitz eines Ausschlußrechtes betreffs der Anfertigung und des Verkaufes gewisser Erzeugnisse handelte. Doch ein solches Ausschlußrecht, welches zur Zeit der mittelalterlichen Zünfte bestand, war längst durchbrochen, nicht immer ohne Schuld der Zünfte selbst. In dieser Beziehung ist nicht ohne Interesse, was Droste in seiner Schrift im ersten Kapitel „Geschichtliches" in gedrängter Kürze angibt. Es handelte sich längst nicht mehr um ein eigentliches Monopol der Handwerker, sondern um mehr oder minder ausgedehnte Schranken, welche der unbeschränkten Freiheit der Etablirung eines gewissen Erwerbszweiges gezogen wurden; es wurde als Befugniß der öffentlichen Gewalt angesehen, behufs des allgemeinen Wohles in dieser Hinsicht Verordnungen und gesetzliche Regelungen zu treffen; ein undurchdringliches Recht der einzelnen Arbeiter- oder Handwerkerklassen bestand nicht mehr. Wenn daher die Niederreißung aller Schranken, wenn das Hineindringen der Fabrik in die Arbeitssphäre des Handwerkes, wenn das Aufsaugen des Kleinbetriebes durch die Großindustrie noch so sehr ein grober und bedauernswerther politischer und wirthschaftlicher Fehler war: eine Ungerechtigkeit im strengen Sinne des Wortes liegt an sich darin nicht vor, wohl aber die Pflicht, den verderblichen Gang der Dinge zu hemmen und durch weise gesetzliche Vorschriften rückläufig zu machen, soweit es ohne wirkliche Ungerechtigkeit und ohne Schädigung höhern allgemeinen Wohles geschehen kann.

An ein absolutes Zurückgreifen auf die frühern Verhältnisse, an ein Brachlegen oder Abschaffen aller Maschinen und Fabriken denkt natürlich Keiner; das hieße auf den Vortheil von Grund aus verzichten, den die durch die neuere Wissenschaft flüssig gemachte Benützung der Naturkräfte der menschlichen Gesellschaft bietet, und der, wenn richtig vertheilt, Allen zu Gute kommen kann und soll. Aber eine Beschränkung, eine naturgemäßere Vertheilung, welche nicht dem Kapital den ausschließlichen oder doch den Löwenantheil an allen Vortheilen der Ausbeutung der Naturkräfte zufallen läßt und die menschliche Arbeit entwerthet, sondern welche auch gerade der letztern einen guten Theil jener Vortheile ermöglicht, ist nicht nur eine der staatlichen Gewalt zuständige Aufgabe, sondern auch eine Frage, welche eine entschiedene und rasche Lösung erwünscht und nothwendig erscheinen läßt.

Wir haben hier nur erst die materielle Seite des Problems in's Auge gefaßt, welches sich auf einen so ausgedehnten Theil der ganzen Bevölkerung erstreckt. (Nach der jüngst veröffentlichten Berufsstatistik,

Statistische Zeitschrift 1883, Heft 4 und 5, repräsentiren den karg zugeschnittenen Handwerkerstand gegen 6 Millionen Staatsbürger des deutschen Reichs, den Fabrikarbeiterstand fast 4½ Millionen, den Handel mit seinen Hilfsgewerben ebenfalls ungefähr 4½ Millionen Köpfe; Hitze, S. 85.) Noch brennender wird die Frage, wenn zugleich die sittliche Hebung eines so starken Bruchtheils unseres ganzen Volkes, welche mit der Aufbesserung des Handwerkerstandes in so enger Verbindung steht, in Anschlag gebracht wird. Um so mehr muß es sich darum auch als Pflicht des Staates herausstellen, dort Wandel zu schaffen, soweit es ohne Verletzung der Gerechtigkeit gegen Andere und ohne Schädigung höherer allgemeiner Güter geschehen kann. Selbst wenn nach irgend welcher Seite ein partieller Rückschritt in Benützung der Errungenschaften modernen Wissens und Erfindens eintreten müßte, so dürfte das allein nicht Grund sein, um vor Maßregeln zurückzuschrecken, welche solch scheinbaren Rückschritt im Gefolge hätten. Der wahre Fortschritt besteht einmal nicht in bloßer Ausnützung der Materie zu Gunsten einer verschwindenden Minorität. Im Allgemeinen ist aber nicht ein derartiger Rückschritt erforderlich, sondern nur eine vernünftigere und mehr überwachte Benützung. Um jedoch dieß auch nur in allgemeinen Umrissen darlegen zu können, müssen wir zu den Vorschlägen einer praktischen Lösung der Handwerkerfrage übergehen. Hier sind wir bei dem Punkte angekommen, wo die beiden mehrmals genannten Verfasser, Hitze und Droste, größere Differenzen in ihren Anschauungen aufweisen. Wir gedenken eine eigentliche Kritik weder von dem Einen noch von dem Andern zu liefern; ein kurzes Referat, an welches wir einige eigene Bemerkungen anknüpfen können, verschieben wir auf eine folgende Nummer dieser Zeitschrift.

(Schluß folgt.)

A. Lehmkuhl S. J.

Zur Geschichte des elektrischen Lichtes [1].

Von den gewaltigen Industriegebäuden und Anlagen der Wiener Weltausstellung ist uns zwar nur ein Theil, aber der Haupttheil, das Meisterstück des Ganzen, nämlich das Centrum, erhalten geblieben — zum fortdauernden Andenken an eine Ausstellung, welche, Österreichs und seiner Kaiserstadt würdig, selbst die weltberühmte Pariser Ausstellung von 1867 in Vielem übertraf, wiewohl die ungünstigsten Intermezzos in ihre Zeit hineinfielen. Jener Theil des Industriepalastes, das sogenannte Rotundengebäude, war für die vorigjährige elektrische Ausstellung ausersehen. Im Hofraume eines quadratischen Baues von 200 m Seitenlänge, 15 m Breite und etwa 20 m Höhe erhebt sich die eigentliche Rotunde, ein riesiger Rundbau von 135 m Durchmesser und 105 m Höhe, welcher nach Art eines flach abgestumpften Kegels in zwei Absätzen (Kranzgallerien) je 24 und 48 m über dem Parterre bis zur höchsten Laternengallerie sich verjüngt. Der Bau hat vier Portale, je in der Mitte der Seiten; die Seite mit dem Südportal, dem Hauptportal, bildet die Arkaden; die drei andern Seiten sind die sogenannten Gallerien. Von den Portalen führen ebenso viele Transepte, 25 m breit, durch den Hofraum zur Rotunde. Zahlen mögen einen Begriff von den Dimensionen des noch jetzt vorhandenen Raumes geben. Die Bodenfläche der Rotunde, eine einzige freie Kreisfläche, hat 12 000 qm, übertrifft also jene des ganzen Münchener Glaspalastes noch um 2000 qm; der über ihr vom Rundbau bis hinauf zur Krone eingeschlossene Raum faßt an 400 000 cbm. Rotunde mit Gallerien, Arkaden und Transepten bietet 25 000 qm gedeckten Ausstellungsraum und zwar ganz Parterre. Dazwischen liegen vier freie Hofräume mit 15 000 qm, welche sich für Werkstätten, Restaurationen, Gartenanlagen vortrefflich eignen. Nehmen wir dazu die herrlichen Prateranlagen rings um das Gebäude, seine freie Lage und eine elektrische Eisenbahn vom Nordportal zum Prater-

[1] Zugleich Fortsetzung des Aufsatzes: „Die Anwendungen der Elektricität in der Technik“ (Bd. XXIV. S. 126 ff.).

stern, so haben wir ein Bild der Rotunde und der Räumlichkeiten, welche der letzten internationalen elektrischen Ausstellung zur Verfügung standen.

Fiel schon auf den früheren elektrischen Ausstellungen der Hauptantheil dem elektrischen Lichte zu, und übte dasselbe insbesondere auf die Menge stets die eigentlich anziehende Macht aus: glanzvoller und erfolgreicher als in Wien ist das elektrische Licht nirgends aufgetreten. Hier waren ihm Räume zur Verfügung gestellt wie nie zuvor. Was konnte auch zu einer vollkommenen Entfaltung der elektrischen Beleuchtungsarten geeigneter sein, als der ungeheure Rotundenraum, die hohe Kuppel mit ihren Gallerien, das Carré mit Theater und Bühne, Kunsthallen und Wintergarten, die Hofräume mit Anlagen und Restaurationen? Die elektrische Beleuchtung selbst aber hatte in der letzten Zeit so große Fortschritte gemacht, daß sie in Wien gewissermaßen den Eindruck des Fertigen und Vollendeten machte. Darin liegt gewiß eine Aufforderung, in kurzem Rückblick uns die Hauptphasen der Entwicklungsgeschichte des elektrischen Lichtes zu vergegenwärtigen und dieselbe von ihren Anfängen durch die zahllosen Hindernisse und Schwierigkeiten hindurch bis zu den Fortschritten unserer Tage zu verfolgen.

I.

Das achtzehnte Jahrhundert sollte nicht scheiden, ohne dem folgenden in der soeben entdeckten galvanischen Elektricität ein reiches Vermächtniß zu hinterlassen. Die hohe Bedeutsamkeit dieser neu auftauchenden Kraft mit ihren gewaltigen Wirkungen erhellt schon aus dem Umstande, daß dieselbe leichter als irgend eine andere in alle Formen der Energie, in Wärme, Licht, Magnetismus, chemische und mechanische Arbeit sich umsetzen läßt.

Kaum hatte Volta in der Berührung ungleicher Metalle, sowie in der Berührung von Metallen mit Flüssigkeiten, die Quelle dieser neuen Elektricität erkannt und so Galvani's denkwürdigen Versuch von 1786 erklärt, als er auch bereits um 1800 das erste galvanische Element (Volta's Becherelement — Zink und Kupfer in verdünnter Schwefelsäure —) herstellte und bald darauf durch geeignete Verbindung vieler Elemente die erste galvanische Kette oder Batterie zur Erzeugung eines starken elektrischen Stromes bildete. Nachdem schon in den nächsten Jahren nicht nur Wasser, sondern selbst Alkalien durch den elektrischen Strom in ihre letzten Bestandtheile zerlegt worden waren, wozu bis dahin noch keine Kraft ausgereicht hatte, gelang es Davy im Jahre 1813, die

Welt mit einer neuen Wirkung des galvanischen Stromes zu überraschen. An seinen Namen knüpfen sich die Anfänge des elektrischen Lichtes. Er setzte eine Batterie von 2000 Elementen zusammen und leitete dann den positiven und negativen Strom durch Drähte in zwei Holzkohlenstifte, deren Spitzen sich berührten. Sobald nun der elektrische Strom durch die Kohlen geführt wurde, geriethen die sich berührenden Spitzen in helles Glühen [1]. Davy entfernte sodann die Kohlenstäbe langsam von einander. Bei den damaligen Kenntnissen über die geringe Spannung der galvanischen Elektricität mußte man erwarten, der elektrische Strom werde unterbrochen und das Licht erlöschen. Das Gegentheil geschah. Die Kohlen begannen noch intensiver in höchster Weißgluth zu strahlen, und zwischen denselben bildete sich ein etwas gewölbter Flammenbogen, welcher einen unerträglich hellen Glanz verbreitete. Das war das erste elektrische Licht, oder, wie man es heute zu nennen pflegt, das erste Bogenlicht. Eine solche Lichtfülle auf einen so geringen Raum concentrirt, wie der des Flammenbogens es ist, war ein niemals gesehenes Ereigniß.

Bald wurden in allen Hörsälen und Laboratorien der Physik Davy's Versuche wiederholt, um Form und Gesetze dieses Wunderlichtes zu untersuchen. Die wissenswerthesten Resultate seien hier kurz verzeichnet. Die Kohlen glühen nicht nur, sondern verbrennen auch, und zwar an der positiven Spitze doppelt so schnell, als an der negativen. Vorherrschend von der positiven Kohle treibt der elektrische Strom glühende Kohlentheilchen durch die Luft zur negativen Kohle, in Folge dessen diese zugespitzt bleibt, während die positive Kohle sich abstumpft und ein kraterförmiges Aussehen erhält. Diese weißglühenden Kohlentheilchen scheinen es zu sein, welche dem elektrischen Strome den Durchgang durch die sonst nicht leitende Luft vermitteln, so lange wenigstens, als der Abstand der Spitzen eine gewisse Grenze nicht überschreitet. Sie auch müssen es wohl sein, welche dem elektrischen Flammenbogen die hohe Leuchtkraft geben, wie ja gleichfalls jede gewöhnliche Gasflamme ihr Licht festen, in ihr

[1] Ein solches Licht nennt man jetzt Contactlicht, d. h. Licht an der Berührungsstelle der Kohlen, oder Glühlicht (Incandescenzlicht) mit Contact; es wurde erst seit 1878 als solches verwerthet, kann aber an Leistungsfähigkeit keinen Vergleich aushalten mit dem Bogenlicht und dem eigentlichen Glühlicht. Das Entstehen des Contactlichtes erklärt sich daraus, daß die Elektricität in den dünneren Spitzen, sowie in deren unvollkommener Berührung einen großen Widerstand in ihrer Bewegung findet, so daß sie sich zum größten Theil in Wärme und Licht umsetzt. Auf solche Weise erwärmen sich die Kohlen bis zur Weißgluth; sie verbrennen leicht an der Luft, wodurch Hitze und Leuchtkraft noch erhöht werden.

glühenden Kohlentheilchen verdankt. Bei ganz bestimmter Entfernung der Kohlenspitzen, welche von der Stärke des Stromes und der Art der Kohlen abhängt, erreicht das Bogenlicht seinen größten Glanz; eine größere Entfernung würde das Licht schwächen und bald auslöschen. Soviel über die Haupteigenschaften des elektrischen Lichtes.

Wie kommt es aber, daß mehr als 60 Jahre vergehen mußten, bis man allen Ernstes daran denken konnte, die vorhandenen Beleuchtungsarten, wenn nicht ganz, so doch zum größten Theil durch elektrisches Licht zu verdrängen? Zahlreiche Schwierigkeiten ließen den Gedanken nicht aufkommen. In erster Linie machten sich die folgenden geltend. Davy's Kohlen verzehrten sich zu rasch; es war daher auch schwierig, sie stets in der gleichen und zwar der günstigsten Entfernung zu erhalten. Das Licht war in Folge dessen sehr unruhig und unbeständig. Ferner entwickelten Volta's Elemente verhältnißmäßig wenig Elektricität; durch Zahl mußte ersetzt werden, was an Güte fehlte. Endlich ist es gerade diesen Elementen eigen, daß ihre elektromotorische Kraft schon nach kurzer Zeit bedeutend abnimmt. Diese Hemmnisse wurden Anfangs der vierziger Jahre zum größten Theile überwunden. Es gelang nämlich, dauerhaftere und bessere Kohlenstäbe herzustellen. Und um dieselbe Zeit bereicherten Grove und Bunsen die Laboratorien mit neuen galvanischen Elementen, welche stundenlang mit gleicher Kraft wirken. An elektrischer Kraftfülle ließen diese Elemente die Volta'schen so weit hinter sich, daß eine sechsfach geringere Zahl als die Dove's dieselbe Lichtwirkung hervorzubringen im Stande war. Noch mehr. Es wurden sogar Apparate, Regulatoren genannt, ausgedacht, in welchen der elektrische Strom selbst die Regulirung des Abstandes der Kohlenspitzen besorgte. Doch kamen diese erfreulichen Fortschritte zunächst nur den physikalischen Laboratorien zu statten. Hier waren sie insofern von praktischer Bedeutung, als das elektrische Licht in den schönen Versuchen mit dem Sonnenmikroskop, dem Polarisations-, Beugungs- und Spectralapparat das unsichere Sonnenlicht vollständig zu ersetzen im Stande war. Kommt ja doch das Licht von 50 Bunsen-Elementen dem concentrirten Licht von über 1000 Kerzen gleich. Indessen tauchten auch bereits hier und dort Gedanken an eine elektrische Beleuchtung auf; doch waren es mehr Phantasien begeisterter Dilettanten, als eine reife Frucht fachmännischer Überlegung.

Die galvanischen Batterien waren wohl bei Weitem besser geworden, aber noch viel zu unhandlich und kostspielig, als daß im Ernste an eine allgemeine elektrische Beleuchtung hätte gedacht werden dürfen. Der elek-

trische Strom erhält sich nur dadurch in seiner Kraft, daß er Metalle und Flüssigkeiten in den Batterien zersetzt und zerstört; denn aus Nichts wird Nichts, das gilt auch hier. Zink, Quecksilber und Säuren sind aber kostspielige Handelsartikel im Vergleiche zur Steinkohle, aus welcher Gas fabricirt wird. Man stelle sich nun die Unzahl jener Elemente vor, welche in einer auch nur mittelgroßen Stadt zur Beleuchtung von Straßen, Plätzen, Gebäuden von Nöthen gewesen wäre. Dazu nehme man die unendlich mühevolle und langwierige Arbeit — sie will auch bezahlt sein —, welche mit der Einrichtung der Elemente und deren Zersetzung durch den Strom von selbst gegeben ist: das Zusammenkuppeln der Hunderte von Elementen zu einer geschlossenen Batterie, das Wiederauslösen nach dem Gebrauch, das Reinigen der Contactstellen, das Einsetzen neuer Platten und Flüssigkeiten u. s. w.

So konnte das elektrische Licht allerdings in glanzvoll ausgeführten Experimenten innerhalb der Hörsäle und Cabinete seine Reize und Zauber entfalten; allein weiter durfte es sich nicht vorwagen. Der Schritt hinaus in's volle Leben war ihm so lange verwehrt, als es noch an einer reinlichen, bequemen und, was die Hauptsache war, einer billigeren Elektricitätsquelle fehlte. Diese wurde erst geschaffen in den magnet- und dynamo-elektrischen Maschinen oder, wie man sie nach einem ihrer Hauptzwecke auch zu nennen pflegt, in den Lichtmaschinen der letzten zwei Jahrzehnte.

Bereits im Anfange der dreißiger Jahre waren die Gesetze bekannt, von denen die gewaltigen Lichtmaschinen unserer Tage nur eine sehr vollkommene und möglichst rentable Anwendung sind. Zu diesen Gesetzen muß hauptsächlich die Induction, sowie die gleiche Wirksamkeit von Magneten und elektrischen Drahtrollen gerechnet werden.

Das Gesetz der Induction verdanken wir Faraday, welcher 1831 dasselbe entdeckte. In der Induction besitzen wir ein Mittel, durch elektrische Drahtrollen (Hauptrollen) in benachbarten unelektrischen und geschlossenen Drahtrollen (Inductionsrollen) neue elektrische Ströme (Inductionsströme) hervorzurufen. Das kann auf dreifache Art geschehen: erstens durch Bewegung der Rollen gegen und von einander, zweitens durch Verstärken und Schwächen oder drittens durch Schließen und Öffnen des Stromes der Hauptrolle, welcher durch eine galvanische Batterie erzeugt wird. Annäherung der Rollen oder Verstärken und Schließen des Hauptstromes bewirken in der Inductionsrolle elektrische Ströme, deren Richtung derjenigen des Stromes in der Hauptrolle entgegengesetzt ist,

während die durch Entfernung der Rollen oder durch Schwächen und Öffnen des Stromes der Hauptrolle hervorgebrachten Ströme mit diesem gleichgerichtet sind. Kommen aber die Rollen wieder in relative Ruhe oder findet in der Hauptrolle keine elektrische Unterbrechung oder Veränderung statt, so gibt die Inductionsrolle keinen Strom. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß durch Induction nur Ströme von abwechselnd entgegengesetzter Richtung entstehen können, ein Umstand, welcher wesentlich dazu beitrug, auf die Verwerthung der Induction für elektrische Beleuchtung hemmend einzuwirken.

Da nun die durch Induction erhaltene Elektricität bei Anwendung von Inductionsrollen mit vielen tausend Windungen sehr dünnen Drahtes zwar nicht durch Quantität, wohl aber durch hohe Spannung, durch energische Wirkungen auf die Nerven und durch Bildung langer Funken sich auszeichnete, so begann man bald mit der noch heute fortdauernden Verwerthung dieser Art Elektricität in den medicinischen Inductionsapparaten, besonders aber in den sogenannten Funkeninductoren für die schönen Versuche mit Geißlers und Crooke's Röhren. Für elektrische Beleuchtung dagegen erwies sich diese, mit hoher Spannung ausgerüstete Elektricität des Funkeninductors als unbrauchbar. Und wenn auch bei Anwendung dickerer Drähte und stärkerer Batterien die Inductionsströme für Bogenlicht geeigneter werden, so fiel es doch keinem ein, sie dafür wirklich zu verwerthen; denn, abgesehen davon, daß die Menge der entwickelten Elektricität verhältnißmäßig gering ist, mußte ja der Strom der Hauptrolle selbst wieder von einer galvanischen Batterie geliefert werden, auf deren Beseitigung es doch vorzüglich ankam, sollte die elektrische Beleuchtung bequemer und billiger und dadurch ihre Anwendung in größerem Maßstabe überhaupt möglich werden.

Die Gleichheit der Wirksamkeit von Magneten und elektrischen Strömen war schon wenige Jahre vor Faraday's Entdeckung von einem anderen Physiker nachgewiesen worden, nämlich von Ampère. Dieser fand, daß bewegliche elektrische Drahtrollen unter einander dieselben Erscheinungen gegenseitiger Anziehung und Abstoßung aufweisen, wie sie bis dahin nur unter Magneten bekannt waren. Er zeigte, daß überhaupt eine bewegliche elektrische Rolle und ein Magnet sich gegen einander genau so verhalten, als wäre die elektrische Rolle ein Magnet oder als wäre der Magnet eine elektrische Rolle. Sogar von der erdmagnetischen Kraft wurden beide in gleicher Weise beeinflußt. So mußte sich also an Stelle der Hauptrolle mit der lästigen galvanischen Batterie ein Magnet setzen

lassen, um durch diesen denselben Erfolg zu erzielen, wie durch jene. Bewegung und Magnetismus — in ihnen war ein neues, höchst einfaches Mittel gefunden zur Erzeugung elektrischer Ströme. Es mußte genügen, einen Magneten in der Höhlung der Inductionsrolle schnell hin und her zu schieben. Je schneller die Bewegung, um so mehr Ströme, um so mehr Elektricität in derselben Zeit. Weit vortheilhafter ist es jedoch, den Rollendraht fest um einen Cylinder von weichem Eisen zu wickeln und den auf diese Weise hergestellten Inductor nahe an den positiv und negativ wechselnden Polen starker Magnete vorbeizuführen. Diese Art der Inductoren hat sich in der That trefflich bewährt, weßhalb dieselben auch unter den verschiedensten Formen zur Anwendung gekommen sind. Weiches Eisen nimmt nämlich, wenn es einem Magnetpole sich nähert, schnell und in hohem Grade Magnetismus an, verliert ihn aber ebenso schnell wieder, wenn es von demselben sich entfernt. Daher lassen sich im Eisenkern der Rolle per Sekunde bequem 10—100 magnetische Wechsel, mithin in der Rolle 10—100 elektrische Ströme erzeugen, welche dadurch noch an Stärke gewinnen, daß die Windungen der Rolle unmittelbar auf dem Eisenkern aufliegen, dessen magnetische Veränderungen die Ursache der elektrischen Ströme sind. Sodann wird bei diesen Inductoren die Bewegung, welche die magnetischen Wechsel des Eisenkernes hervorruft, viel einfacher und wirksamer, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

Wie hat man nun diese Gedanken und Erfahrungen technisch verwerthet? Statt uns hier auf eine Beschreibung aller einzelnen stromerzeugenden Maschinen einzulassen, wollen wir zunächst nur das Wesentliche der Einrichtung, wie es in vielen Maschinen zur Anwendung kam, in's Auge fassen.

Eine starke, kreisförmige Messing- oder Holzscheibe von etwa einem Fuß Durchmesser steht in verticaler Richtung fest und unbeweglich auf der Platte eines Tisches; am Rande der Scheibe und senkrecht zu ihrer Fläche ist eine Reihe von Magneten mit abwechselnden Polen so befestigt, daß ihre Polflächen nur ein wenig über die Scheibe hervorragen. Eine zweite, gleich große Scheibe, welche von der ersten einen nur geringen, in allen Theilen gleich großen Abstand hat, ist um ihre Achse in der Weise drehbar, daß die beiden Scheiben sich stets ganz decken. An der Peripherie dieser Scheibe sind Inductoren — kleine Eisencylinder mit Drahtrolle — in ähnlicher Weise befestigt, wie jeder der Magnete an der festen Scheibe. Betrachten wir der Einfachheit wegen zunächst

die Wirkungen eines einzigen Inductors. Wird die Scheibe um ihre Achse gedreht, so bewegt sich die Polfläche des Inductors der Reihe nach dicht an den sagen wir zehn Polflächen der Magnete vorüber; das Eisen wird daher an dieser Seite fünfmal süd-, fünfmal nord- und zehnmal unmagnetisch, weil es zehnmal mitten zwischen zwei entgegengesetzt wirkende Pole zu liegen kommt. Rotirt die Scheibe auch nur einmal in der Sekunde, so gibt das schon zehn Magnetwechsel im Eisen, also in der Rolle zehn elektrische Ströme per Sekunde — gewiß eine wirksame und doch höchst einfache Bewegung. Die gewonnenen Ströme werden nun von den Enden der Rolle auf isolirte Theile der Achse geleitet, dort von darüberschleifenden Metallfedern oder Metallbürsten aufgenommen und durch Drähte weiter in die Apparate befördert, wo sie verwendet werden sollen.

Es lassen sich aber auf der beweglichen Scheibe ebensoviele Inductoren anbringen, als auf der festen Magnetpole sind, von denen der erste, dritte, kurz die ungeraden stets im gleichen Zustand sich befinden, z. B. alle vor den Nordpolen der Magnete, während der zweite, vierte, kurz die geraden, gleichzeitig vor den Südpolen stehen. Schließlich kann man alle ungeraden Inductoren unter sich verbinden oder sammeln — neben einander auf Quantität oder hinter einander auf Spannung —, ebenso alle geraden unter sich: und eine magnetelektrische Wechselstrom-Maschine ist fertig. Ich sage magnetelektrische Maschine, weil neben Bewegung feste Magnete die Ursache des Stromes sind; Wechselstrom-Maschine, weil ja die Inductionsströme, wie bemerkt, abwechselnd entgegengesetzte Richtung haben, so daß von jeder der Metallbürsten bald positive, bald negative Elektricität in die Apparate gelangt.

Soll aus dieser Maschine eine Gleichstrom-Maschine werden, so muß an der Achse noch ein Wechsler (Commutator) angebracht werden, welcher automatisch bewirkt, daß die Ströme mit stets gleicher Richtung aus den Metallbürsten austreten.

Nach den soeben vorgelegten Ideen sind auch wirklich die ersten magnetelektrischen Maschinen gebaut, angefangen von den kleineren Gleichstrom-Maschinen Pixii's (1832) mit zwei Magnetpolen, zwei Inductoren und Wechsler, Stöhrers mit sechs Polen, ebenso vielen Inductoren, Wechsler und Pachytrop (um nach Belieben auf Quantität oder Spannung zu verbinden), bis zu den großen Wechselstrom-Maschinen der Gesellschaft l'Alliance (1862), den ersten, mit welchen das elektrische Licht in größerem Maßstabe dargestellt wurde. Das kleinste Modell

dieser Maschinen hat 8 Hufeisenmagnete (16 wirkende Pole) und 16 Inductorrollen und gibt bei 400 Touren in der Minute wenigstens 100 Stromwechsel in der Sekunde; der elektrische Strom gibt ein Licht von über 300 Kerzen. Größere Modelle haben 64 Rollen und 32 Magnete (64 Pole) auf 4 Scheiben oder 96 Rollen und 48 Magnete (96 Pole) auf 6 Scheiben mit über 1800 Kerzen Lichtstärke.

Diese Maschinen, die ersten eigentlichen Lichtmaschinen, fanden großen Beifall und wurden vielfach auf Leuchtthürmen verwerthet; deßgleichen bei nächtlichen Bauten von großem Umfang, z. B. bei den Brückenbauten in Paris und Kehl, bei dem Bau des neuen Louvre u. s. w. Eine interessante Rolle spielten sie bei der letzten Belagerung von Paris, indem sowohl auf dem Mont Valerien als auf dem Montmartre Alliance-Maschinen in Thätigkeit waren, damit man mittelst des von ihnen erzeugten und durch Hohlspiegel concentrirten Lichtes die nächtlichen Arbeiten der Belagerungsarmee beobachten könne.

In Folge der vielen Magnete und Inductoren war jedoch die Maschine sehr complicirt und leicht Störungen unterworfen. Die zahllosen Stahlmagnete reißen gewaltig in's Geld, und doch ist ihre Tragkraft im Verhältniß zur Größe gering und nimmt mit der Zeit mehr und mehr ab. „Einfacher und billiger", das blieb noch immer die Losung. Von großer Bedeutung für die weiteren Fortschritte wurde der bereits 1857 von Dr. W. Siemens construirte Cylinder-Inductor. Er unterscheidet sich vom bisherigen Inductor, um es kurz auszudrücken, durch vollständiges Vertauschen von Länge und Breite. Der Eisenkern ist der Länge nach mit zwei gegenüber stehenden breiten Einschnitten versehen, so daß der Querschnitt des Cylinders die Form eines doppelten großen lateinischen T erhält; die Einschnitte werden wieder ausgefüllt durch den Inductionsdraht, welcher hier der Länge nach ringsherum in vielen Windungen aufgewickelt wird; die vom Draht nicht bedeckten Längsstücke werden hier die Polflächen des Eisenkerns, da sie ja, wie bei jedem Inductor, parallel zu den Drahtwindungen liegen müssen. Der Inductor dreht sich um seine eigene Längsachse dicht zwischen den Schenkeln eines einzigen großen und breiten Hufeisenmagnetes oder einer Reihe kleinerer derartiger Magnete.

Siemens' Inductor und die magnetisirende Kraft des elektrischen Stromes benützte Wilde in Manchester (1866), um eine neue magnetelektrische Maschine zu bauen; an Stelle der vielen Rollen der Alliance-Maschinen nahm er einen einzigen großen Siemens-Inductor und statt

der vielen Stahlmagnete einen einzigen großen Elektromagneten, d. h. ein großes, breites, hufeisenförmiges Stück Eisen, um dessen beide Schenkel dicker Kupferdraht aufgewickelt ist. Sobald durch die Drahtrollen ein elektrischer Strom geschickt wird, erhält das Eisen eine magnetische Kraft, wogegen die Kraft eines gleich großen Stahlmagneten geradezu verschwindet.

Neben dieser Maschine steht noch eine kleinere, die Hilfsmaschine, deren Inductor aber nicht zwischen den Schenkeln eines Elektromagneten wie bei der Hauptmaschine, sondern zwischen Stahlmagneten sich um die Achse dreht. Beide Inductoren werden durch dieselbe Kraft, etwa einer Dampfmaschine, in Rotation versetzt. Da die Hilfsmaschine mit einem Wechsler versehen ist, gibt sie einen gleichgerichteten Strom, welcher durch die Windungen des Elektromagneten geleitet wird und diesem — das ist der einzige Zweck der Hilfsmaschine — die enorme Tragkraft von über 100 Centner ertheilt. Man mag sich nun vorstellen, welche Massen von Elektricität in einer Inductionsrolle entstehen müssen, welche mit rasender Fahrt, 1500 Touren in der Minute, zwischen den Polen eines solchen Kraftmagneten vorbeisaust. In der That wurden mit einer dreifachen Wilde-Maschine Versuche gemacht, welche Alles in Schatten stellten, was bis dahin geleistet worden war. Das elektrische Licht, berichtet ein Augenzeuge, war von solchem Glanze, daß von dem hellen Licht der Gasbrenner des großen Versuchsraumes nichts als braune Flammen übrig blieben. Lange eiserne Drahtschlingen waren in wenig Minuten weißglühend und fielen in Stücken zu Boden. Ein kurzes Stück Eisen von der Dicke des kleinen Fingers wurde geschmolzen und verbrannt. Aber alle diese Versuche wurden überstrahlt von dem Schmelzen des schwerflüssigsten Metalles, eines Platinstabes von mehr als ¼ Zoll Durchmesser und zwei Fuß Länge. Wilde's Maschine fand anfangs mannigfache Verwendung in der Galvanoplastik, zur Beleuchtung von Leuchtthürmen, von umfangreichen photographischen Ateliers u. s. w. Allein gerade sie hatte auch ihre bedeutenden Mängel, und so ist sie weniger durch eine allgemeine Verbreitung als vielmehr dadurch berühmt und interessant geworden, weil sie ein so natürliches Übergangsglied von den Magneto- zu den Dynamo-Maschinen bildet.

Lassen wir die Hilfsmaschine ganz weg, machen wir die Hauptmaschine mittelst eines Wechslers zu einer Gleichstrom-Maschine und leiten wir den Strom von den Metallbürsten durch die Rollen des Elektromagneten und dann erst durch die Apparate, in denen er wirken soll:

so ist Wilde's Magneto-Maschine in eine Dynamo-Maschine umgewandelt. Jeder Elektromagnet behält auch dann, wenn der Strom nicht mehr um ihn kreist, eine Spur von jenem Magnetismus, den er durch den Strom erhalten hat. Dieser rückständige Magnetismus wird im Inductor schwache Ströme erzeugen, welche, durch die Windungen des Elektromagneten geleitet, dessen magnetische Kraft erhöhen; der bereits kräftigere Magnet gibt stärkere Ströme, und indem derselbe Proceß sich wiederholt, bringen die entstehenden Inductionsströme in wenig Sekunden den Elektromagneten zum Höhepunkt seiner magnetischen Kraft und die Maschine selbst zur vollen stromgebenden Thätigkeit. In dieser Erklärung liegt das dynamo-elektrische Princip, wie es von Siemens Ende 1866 klar und bestimmt ausgesprochen wurde und sodann in den Dynamo-Maschinen seine Anwendung fand. Der Name dieser Maschinen ist ohne Zweifel sehr zutreffend, da ja bei ihnen Bewegung so zu sagen die ganze Ursache der erzeugten Elektricität ist [1].

Schon im nächsten Jahre (1867) auf der Pariser Weltausstellung erregten Siemens' kleine Dynamo-Maschinen für elektrisches Läutewerk, ganz besonders aber Ladds zweicylindrige Dynamo-Maschinen für elektrisches Licht allgemeine Bewunderung, nicht weniger durch die Neuheit des Gedankens als durch die Einfachheit der Mittel.

Einen vollständigen Umschwung in der Technik der Dynamo-Maschinen brachte seit 1871 der sogenannte Gramme'sche Ring hervor. Zwar hatte Pacinotti schon 1860 den Ringinductor construirt, dessen Wirkung klar durchschaut und zur Herstellung eines neuen Elektromotors verwerthet. Gleichwohl hat Gramme, wie es scheint, ganz unabhängig davon seinen Inductor construirt. Jedenfalls gebührt ihm das große Verdienst, den Ringinductor zur Vereinfachung der Magneto- und Dynamo-Maschinen benutzt zu haben, welche damit bald zu einem solchen Grade principieller Vollendung gelangt sind, daß sie nur noch praktische Verbesserungen erfahren konnten. Gramme's Inductor ist ein Ring aus weichem Eisen, um welchen viele Drahtrollen gewickelt sind, welche jedoch

[1] Gibt eine Maschine nur Wechselströme, so können diese natürlich nicht dazu gebraucht werden, um zugleich den Elektromagneten der Maschine zu speisen, weil der folgende Strom den Magnetismus vernichtet, den der vorhergehende hervorgerufen. Dazu verwendet man daher in diesem Falle den Gleichstrom einer kleineren Dynamo-Maschine, der sogenannten Erregungsmaschine. Die Hauptmaschine selbst verdient dann nicht mehr den Namen einer Dynamo-Maschine, sondern muß zur Kategorie der Magneto-Maschinen gerechnet werden.

so unter einander durch Drähte verbunden werden, daß sie eine einzige Inductionsrolle ohne Ende bilden. Der Ring liegt zwischen den Polen eines Hufeisenmagneten in gleicher Ebene mit dessen Schenkeln; dreht sich der Ring um seine Achse, so bleibt der am Nordpol des Magneten liegende Theil stets südmagnetisch, der andere stets nordmagnetisch. Es ist also genau so, als wenn der Eisenkern in Ruhe wäre und die Rollen sich drehten; in Folge dessen müssen in diesen elektrische Ströme entstehen. Von jeder Drahtspule zweigt sich ein Draht ab gegen die Achse hin. Dort wird die Elektricität von Metallbürsten aufgenommen und durch Drähte weiter geleitet. Ohne Figuren und lange Erklärungen ist es unmöglich, in die Einzelheiten der Wirkungsweise dieses Ringes einzuführen. Wir heben nur hervor, daß die elektrischen Ströme in stets gleicher Richtung aus den Metallbürsten austreten, ohne des lästigen Stromwechslers zu bedürfen. Und darin liegt einer ihrer Hauptvorzüge. Gramme's erste Dynamo-Maschine wog 20 Centner, hatte drei rotirende Ringe und sechs Elektromagnete; sie gab ein Licht von über 6000 Kerzen. Mit noch größeren Modellen konnte er elektrische Lichter von 14 000 und 35 000 Kerzen darstellen. Am beliebtesten war ein kleineres Modell mit zwei Ringen, sechs Elektromagneten und 4000 Kerzen Licht. Die Erfolge befriedigten so sehr, daß sofort fast alle Staaten Europa's für Marine und Festungsdienst zum Zwecke der Beleuchtung Gramme's Maschinen adoptirten. Man sah die neuen Lichterzeuger bald überall in voller Thätigkeit — auf Arbeitsplätzen, in großen Fabrikräumen, bei nächtlichen Wasserbauten u. s. w. Dichte Menschenmassen drängten sich voll Staunen um die nächtlichen Sonnen. Für Hunderte von Arbeitern ward durch ein einziges Licht die Nacht in Tag verwandelt; man sah sie messen und cirkeln, hauen und meißeln, bauen und zimmern, laufen und klettern wie bei hellem Tag. Im Glanze dieses Lichtes gaben die Gasbrenner nur mattrothe Flammen. Mit einer gewissen Verachtung wandte man den Blick von dem herrlichen Bogenlicht zu den armseligen Gasflammen hin. Das elektrische Licht fing an populär zu werden. Ein Kampf zwischen Gas und Elektricität war eingeleitet, ein Kampf auf Leben und Tod.

Nun folgten sich in kurzer Zeit ganze Schaaren von Gleich- und Wechselstrom-Maschinen, meist sinnreiche Modificationen und Combinationen von Gramme's Ring- und Siemens' Cylinder-Inductor. So entstanden Siemens' Gleichstrom-Maschinen mit Hefner-Altenecks Trommelinductor, die Gleichstrom-Maschinen von Bürgin, Edison, Fein, Gülcher,

Schuckert, Weston u. s. w.; die Wechselstrom-Maschinen von Brusch, Gramme, Jablochkoff, Lontin, Siemens, Weston u. s. w.

Welches ist in all diesen Maschinen das Verhältniß der Arbeit zu der durch sie gewonnenen Elektricität? Die Beantwortung dieser Frage ist zu einem volleren Verständnisse der in Rede stehenden Maschinen durchaus nothwendig. Die Arbeit der Elektricität erzeugenden Kraft besteht darin, daß der Inductor, heiße er wie er wolle, in rasche Rotation versetzt werde. Je größer nun die Maschine, je mehr Elektricität durch sie erzeugt werden soll, um so mehr Kraft muß aufgewendet, um so mehr Arbeit geleistet werden. Die erforderliche Kraft ist weit größer, als man erwarten sollte. In Gramme's erster Großmaschine wog jeder der drei Ringe nicht viel über einen Centner. Hätte aber ein solcher Ring auch ein Gewicht von drei und mehr Centnern, so genügte an und für sich doch eine geringe Kraft, ihn rasch rotiren zu lassen, ähnlich wie bei einem gewaltigen Schleifstein. Und in der That findet die Rotation des Inductors erst dann ein Hinderniß, wenn nach Verbindung der Drahtenden des Inductors zu einem geschlossenen Drahtkreis elektrische Inductionsströme entstehen können. Dann reichen aber je nach Größe der Maschine zwei, fünf, selbst zehn Pferdekräfte nicht mehr hin, den plötzlich so widerspenstigen Inductor auch nur um einen Zoll weiter zu bringen. Woher diese Erscheinung? Jeder Inductionsstrom wirkt als Hinderniß auf die Bewegung ein, durch welche er hervorgebracht wird. Dieselbe Erscheinung zeigt sich schon an zwei einfachen geschlossenen Drahtringen und ergibt sich aus bekannten Gesetzen. Nimmt man zwei solcher Ringe, von denen der eine von einem elektrischen Strome durchflossen ist, der andere nicht, und nähert man die beiden Ringe einander, als sollten sie sich decken, so entsteht nach Faraday im unelektrischen Draht ein Inductionsstrom; die Ströme in den beiden Ringen haben aber, wie die Wirkung auf die Magnetnadel zeigt, entgegengesetzte Richtung. Nun stoßen sich nach Ampère's Gesetzen der Elektrodynamik entgegengesetzte Ströme ab. Der durch Annäherung entstandene Inductionsstrom wirkt demnach derjenigen Bewegung entgegen, welcher er seine Entstehung verdankt. Ähnlich, wenn durch Entfernung der Drähte ein Inductionsstrom erzeugt wird. Und weil, wie früher hervorgehoben, elektrische Drahtrollen durch Magnete sich ersetzen lassen, so ergibt sich das allgemeine Gesetz: Wenn durch Bewegung (mechanische Arbeit) mit Hilfe von Stahl- oder Elektromagneten elektrische Ströme erzeugt werden, so wirken diese stets hemmend gegen die Bewegung, durch welche sie

hervorgebracht werden, und zwar um so wirksamer, je stärker sie sind. Daher die Nothwendigkeit von Dampf-, Wasser- und Gasmotoren zur Überwindung dieses Widerstandes.

Aus dem Gesagten erhellt, daß einer bestimmten Arbeit ein Strom von bestimmter Kraft, also auch ein elektrisches Licht von bestimmter Stärke entsprechen müsse. Zahlreiche Versuche haben für diese Wirkungen genauere Maße festgesetzt. Es kann nämlich die Arbeit einer Pferdekraft (welche in einer Sekunde $1^1/_2$ Centner 1 Meter hoch hebt) in ein Bogenlicht von nahe 1000 Kerzen (oder in Glühlicht von nahe 150 Kerzen) umgesetzt werden.

Wie in Paris, London und München, so war auch auf der Wiener Ausstellung den neuen Lichterzeugern eine hervorragende Rolle zugedacht. Der Gesammtaufwand von Leuchtkraft wird auf ungefähr 650 000 Kerzen geschätzt, eine Lichtmenge, welche jene der Pariser Ausstellung fast um das Doppelte übertrifft. Zur Speisung der 300 Bogenlampen von 350 bis 30 000 Kerzen Stärke, sowie der 3400 Glühlampen dienten allein schon 85 Dynamo-Maschinen mit 870 Pferdekräften, während im Ganzen über 160 Dynamo-Maschinen auf der Ausstellung für verschiedene Zwecke vertreten waren. Die größte Maschine der ganzen Ausstellung, wahrscheinlich die größte der Welt, eine Wechselstrom-Maschine von Ganz & Comp. (Budapest), gibt den elektrischen Strom für 1200 Glühlampen zu je 20 Kerzen Lichtstärke.

Gewaltige Maschinen mit einem Verbrauch von je 150 Pferdekräften werden auch von Edison gebaut; sie scheinen besonders dort sich zu bewähren, wo es sich um Errichtung von Centralstationen für elektrische Beleuchtung handelt. Eine einzige dieser Dynamo-Maschinen speist an 2400 Glühlampen à 8 Kerzen und würde ein elektrisches Bogenlicht von 150 000 Kerzen geben, ein Licht, von welchem man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Würde man diese ungeheure Lichtmenge in 500 Lampen zu je 300 Kerzen theilen, so ließe sich eine Straße von zwei Stunden Länge fast taghell erleuchten. Nach Art der gewöhnlichen Straßenbeleuchtung verwerthet, würde sie sogar für eine 20 Stunden (100 Kilom.) lange Straße ausreichen, indem zu beiden Seiten der Straße auf je 20, also im Ganzen auf je zehn Meter eine Gasflamme à 15 Kerzen käme. Würde endlich dieses enorme Bogenlicht mittelst eines Hohlspiegels nach einer Richtung hin zu einem einzigen, sich schwach erweiternden Lichtkegel concentrirt, so ließe sich die Wirkung leicht um das 50fache erhöhen; es wäre ein Bogenlicht von über sieben Millionen

Kerzen erforderlich, um nach allen Richtungen hin dasselbe Licht zu werfen, welches jetzt nur nach einer Richtung hin gesendet wird. Und zu einer solchen Leistung bedarf es nur einer einzigen Dynamo-Maschine und eines Dampf-Motors von etwa 150 Pferdekräften, wenn nicht eine noch billigere, etwa eine Wasserkraft vorhanden ist. Die ganze von Menschen zu leistende Arbeit besteht in der Heizung und Besorgung der Dampfmaschine; bei Wasserkraft ist diese Arbeit fast Null. Und ob das Licht eine Stunde, ob Tage oder Monate lang dauern soll, macht außer Heizung und Heizmaterial kaum einen Unterschied. Das Licht per Stunde wird um so billiger kommen, je seltener die Dampfmaschine außer Thätigkeit gesetzt wird. Dafür kann aber leicht gesorgt werden, da die Dampfkraft den Tag über auch für andere Zwecke dienen kann; selbst die Dynamo-Maschine kann über Tag zum Laden der sogenannten Accumulatoren oder für Kraftübertragung verwendet werden. Wahrlich eine einfachere, bequemere und für den Betrieb im Großen billigere, dennoch aber so gewaltige Elektricitätsquelle, wie sie in den Dynamo-Maschinen gefunden ist, kann man sich kaum vorstellen. Man denke nur an alle Mühen und Unbequemlichkeiten, sowie an das den Kohlen gegenüber theure Material von Zink und Säuren einer Batterie von über 5000 Elementen, wie sie für ein solches Licht vonnöthen wäre.

Wenn nun trotzdem seit Gramme's Erfindung noch fast ein Decennium verging, bis man an eine allgemeine Einführung der elektrischen Beleuchtung im Ernste dachte, so lag der Grund theils in den elektrischen Lampen, theils in der Natur des Bogenlichtes, der einzigen Art von elektrischem Licht, welche bis dahin bekannt und verwerthet war. Darüber Näheres im folgenden Artikel.

(Schluß folgt.)

F. X. Rüf S. J.

H. Schliemanns Ausgrabungen in Troja.

1. Wer ist H. Schliemann und wie hat er seine Entdeckungen gemacht?

Bereits im Jahre 1881 gedachten wir, unsere Leser über die epochemachenden trojanischen Ausgrabungen unseres deutschen Landsmannes Heinrich Schliemann näher zu belehren, als gegen Ende des Jahres 1880 sein herrliches Werk „Ilios"[1] erschienen war. Aber so manche Partie seiner Forschungen schien uns noch zu wenig begründet, Anderes so verbesserungsbedürftig, daß wir ein weiteres Zuwarten für rathsamer hielten.

Wir täuschten uns nicht. Der glückliche Wiederentdecker Troja's selbst dachte ebenso, wie wir; nochmals durchforschte er vom 1. März 1881 an den Boden der alten Ilios fünf Monate lang, setzte das Jahr darauf mit Anbruch des Frühlings seine Arbeiten bis Ende Juli fort[2] und beschenkte uns gegen Ende November 1883 mit seinem neuesten Werke: „Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im Jahre 1882" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884).

Er selbst erklärt sein Werk nun für abgeschlossen: „Meine Arbeit in Troja ist jetzt für immer beendet; sie hat mehr als zehn Jahre gedauert, eine Zeitperiode, die mit der Legende der Stadt in einem gewissen Verhältnisse steht. Wie viele Jahrzehnte lang ein neuer Streit darüber hinwüthen mag, überlasse ich den Kritikern: das ist ihr Werk; das meinige ist vollendet." — Seinen Gegnern, deren Zahl täglich kleiner

---

[1] Der vollständige Titel: „Ilios, Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von R. Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow. Mit ca. 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881). Preis: *M.* 42; geb. *M.* 45.

[2] Über diese Forschungen hielt Schliemann einen Vortrag auf dem XIII. Anthropologen-Congreß. S. das Stenogramm im „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" Nr. 34 vom 20. August 1882.

wird, sagt er: „Gegenüber denjenigen, die mir und meinen Werken stets mit einer gewissen Animosität entgegentreten, hoffe ich fortan sehr wohl gleichgiltig bleiben zu dürfen“ (Troja, S. 316).

Der einzige Zweck seiner Ausgrabungen war von Anfang an der, Troja aufzufinden, jene Stadt, „über deren Baustelle von hundert Gelehrten hundert Werke geschrieben worden sind, die aber noch niemals Jemand versucht hat durch Ausgrabungen an's Licht zu bringen“.

Diese Schliemann'schen Ausgrabungen sind so wichtig für die älteste Geschichte, daß Virchow nicht ansteht zu schreiben: „Mit dieser Ausgrabung ist für die Arbeiten der Archäologen ein ganz neuer Schauplatz eröffnet, gleichsam eine Welt für sich. Hier beginnt ein ganz neues Wissen.“ [1]

Also wäre der trojanische Krieg, der um 1210 vor Christus, oder etwa 200 Jahre vor dem Könige David, begonnen hatte, doch kein griechisches Märchen, wozu ihn die Gelehrten machen wollten; also ist die Ilias des alten Homer, seit drei Jahrtausenden ein Lieblingsbuch der gebildeten Welt, keine bloße Erdichtung; es hat eine Stadt Ilios gegeben, die in einer schauerlichen Feuersbrunst zu Grunde gegangen! Und ist dieses fortan nicht mehr zu bezweifeln, so muß noch manches Andere wahr sein, was uns der unsterbliche Homer erzählt und was uns in unserer Jugend am Gymnasium entzückt hat. In jahrelangem Forschen und Graben hat uns der Dr. Schliemann 33 Fuß unter dem heutigen Boden des Burgberges Hissarlik das alte Troja bloßgelegt, einst des Priamos stolze und goldreiche Veste, heute nur noch eine zehn Fuß tiefe Schicht von Asche, verglasten Steinen und Trümmern des Brandes.

Da nun unsere Zeitschrift für gebildete Kreise überhaupt bestimmt ist, so werden wir in unseren Darlegungen alles dasjenige übergehen, was zunächst den Fachgelehrten interessirt oder was, wie verschiedene archäologische Fragen und die Völker-Genealogie, noch zu sehr auf Vermuthungen beruht. Wir bieten unseren Lesern lieber die Frucht der Schliemann'schen Bemühungen und ganz besonders, was er über die Homerische Ilios zu Tage gefördert hat.

Bevor wir nun von Troja sprechen, müssen wir die Sagen, halb Geschichte und halb Dichtung, in's Gedächtniß zurückrufen, jene Sagen, die in reicher Fülle um die „windige Ilios“ schwirren und von Homer zum schönsten Epos aller Zeiten, zur Ilias, verarbeitet wurden.

[1] Schliemanns „Ilios“, Vorrede S. xvi.

In der nordwestlichsten Ecke Kleinasiens, am Ausgange der Dardanellen, liegt die Troas, das alte Land der Troer oder Trojaner, mit der Hauptstadt Troja oder Ilios, und den zwei Vorgebirgen Sigeion im Westen und Rhoiteion im Norden. Durch zwei Meerengen steht das schwarze Meer in Verbindung mit dem ägäischen; die Fluthen des Pontus wälzen sich zuerst durch den Bosporus, an dessen westlichem Gestade Konstantinopel liegt, und der so schmal ist, daß man von Europa aus die asiatischen Hähne krähen hört. Dann erweitert sich die Meerenge zu der Propontis oder dem heutigen Meere von Marmara, verengt sich aber wieder zu den Dardanellen (Hellespont), aus welchen endlich in rascher Strömung die nordischen Fluthen in das ägäische Meer sich ergießen. Diese Strömung vom schwarzen in's ägäische Meer hat eine Geschwindigkeit von zwei englischen Meilen (etwas über 3 km) in der Stunde und rührt daher, daß der Spiegel des Pontus höher liegt, als jener des Mittelmeeres. Dort am östlichen Gestade der Dardanellen und des beginnenden Archipels liegt das Land der Troer, im Süden desselben die in der neueren Geschichte so vielgenannte Bai von Besika. Die zwei Hauptflüsse der Troas sind der Skamander und sein Nebenfluß Simoeis; in der Landzunge zwischen beiden erhebt sich ein Ausläufer des „vielzackigen, quellenreichen und waldigen" Idagebirges, und auf demselben lag die sagenreiche Stadt Ilios oder Troja.

Daselbst herrschte in der Zeit, die uns hier angeht (ungefähr 1200 v. Chr.), der König Priamos mit seiner Gemahlin Hekabe (lat. Hecuba). Von ihr und von anderen Frauen hatte er 50 Söhne und 12 Töchter; unter den Söhnen ragten Hektor und Paris, unter den Töchtern Kreüsa und Kassandra hervor. Paris wurde das Verhängniß der Vaterstadt; furchtbare Vorzeichen gingen seiner Geburt voraus: Hekabe träumte, sie bringe einen Feuerbrand zur Welt, und die Wahrsager verkündeten dem erschreckten Priamos, daß der Sohn, welchen man erwarte, der Untergang Troja's sein werde. Der kleine Paris wurde deßhalb nach der Geburt auf dem Gebirge Ida ausgesetzt, von Hirten aufgezogen, endlich von den Eltern erkannt und wieder aufgenommen. Ausgezeichnet durch Schönheit und Stärke, war er ein muthiger Vertheidiger der Hirten und Heerden, weßhalb er den Namen „Männerbeschützer, Alexandros" erhielt. Zu dem schönen Hirten auf dem Ida kamen die drei Göttinnen: Here, Aphrodite und Athene, um ihren Streit, welche von ihnen die schönste sei, entscheiden zu lassen. Der Aphrodite erkannte der Hirte den Preis der Schönheit zu, und sie versprach ihm dafür das schönste Weib zur Ge=

mahlin. Aber die zwei hintangesetzten, Here und Athene, waren fortan Troja's Todfeindinnen. Paris baute hierauf Schiffe und ging zum Besuche nach Sparta in Süd-Griechenland, wo er beim Könige Menelaos gastliche Aufnahme fand. Unter dem Schutze der Aphrodite entführte er dessen Gattin Helena, die schönste unter den Frauen, zugleich mit großen Schätzen an Geld und Kostbarkeiten, und segelte über Ägypten und Phönicien wieder heim. Aber der schnöde getäuschte Menelaos fand Theilnahme in ganz Griechenland; zum Rachezuge machten sich 100 000 Griechen mit 1186 Schiffen gegen Troja auf und eroberten nach zehnjähriger Belagerung die Stadt. In Feuer und Flammen ging die stolze, goldreiche Veste des Priamos auf. Den zehnjährigen Kampf um die Mauern von Ilios, genauer das Schmollen des Achilleus gegen den griechischen Oberfeldherrn Agamemnon, schildert uns der alte Homer in seiner Ilias, die zehnjährigen Irrfahrten des heimkehrenden Odysseus in seiner Odyssee, den zwei herrlichsten Heldengedichten aller Länder und Zeiten.

Aber wie schlecht war es den beiden unsterblichen Kunstwerken unter den Händen einer nergelnden Kritik ergangen!

Der revolutionäre Geist, welcher seit mehr als einem Jahrhundert die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse Europa's zerätzt, ist auch in die Wissenschaft, speciell in die Philologie, gedrungen, hat an Allem gezweifelt, Vieles zerschlagen, die schönsten Farben mit Scheidewasser übergossen und den Kunstwerken der classischen Literatur ihre Reize geraubt. Diese Herren wirthschaften mit den alten Schätzen, wie die Mäuse in einer Vorrathskammer: sie zernagen die schönsten Sachen und ziehen sich triumphirend in ihre Schlupfwinkel zurück.

So war es auch den Heldengedichten Homers und ihrem Gegenstande, dem trojanischen Kriege, ergangen. Die sogenannte Kritik hatte den alten Dichter, die beiden Epopöen, den Kampf um Troja's Mauern und die Stadt selbst in sagenhaften Dunst aufgelöst, so daß am Ende ein nordischer Gelehrter erklärte, die Ilias sei ein bloßes Gleichniß, eine Parabel: der Kampf des Winters gegen den Sommer (Peter Wilhelm Forchhammer).

Da trat in neuester Zeit ein Nicht-Gelehrter, aber desto besserer Forscher auf, der die Brandfackel an der Asche des alten Troja anzündete und lodernd unter die Schaar der zünftigen Philologen warf, so daß sie anfänglich brausend gegen den angeblichen „Krämer" auftraten, jetzt aber alle wie fromm-lauschende Kinder zu seinen Füßen liegen und beschämt eingestehen, daß sie zuviel zernagt hatten.

Dieser Mann ist Dr. Heinr. Schliemann. Noch im Jahre 1875 wurde er wegen seiner Ausgrabungen in der alten Ilios auf's Widerlichste von deutschen Gelehrten verlästert. Ohne Gymnasial- und Universitätsstudien gemacht zu haben, ein Autodidakt vom reinsten Wasser und obendrein ehemals langjähriger „Krämer“, hatte er es gewagt, auf eigene Faust den privilegirten Alterthumsforschern in's Handwerk zu pfuschen und ihre gesammte Papierweisheit wie ein Kartenhaus der Kinder über den Haufen zu werfen. Der Missethäter! Am ärgsten polterten gewisse deutsche Gelehrte [1], weniger die Franzosen; die Briten dagegen unterstützten beifällig den glücklichen Entdecker. Aber schon im Sommer 1876 änderte sich die Scene. Damals machte Schliemann, wiederum gegen die Voraussetzungen der Gelehrten, die vielbewunderten Entdeckungen in der Königsburg von Mykenä, wo einst Atreus und Agamemnon gehaust hatten; er grub die alten Gold- und Kupferschätze der Atriden aus. Als der glückliche Finder im September 1880 auf dem Anthropologen-Congresse zu Berlin erschien, wurde er gerade von der deutschen Gelehrtenwelt mit Huldigungen empfangen, wie sie lange kein Berliner Gelehrter erhalten hatte. Wie mochten manche Philologen, die ehedem auf ihn so geschmäht hatten, sich geärgert, sagen wir lieber: geschämt haben!

Doch — die Leser werden fragen: Wer ist denn dieser Schliemann und wie hat er seine Entdeckungen gemacht? Sie haben Recht, selbst dann, wenn sie mit einiger Ungeduld diese beiden Fragen stellen; und wir beeilen uns, ihnen im folgenden Artikel darauf zu antworten.

Später lassen wir einen zweiten Aufsatz folgen über die Frage: Was hat Schliemann insbesondere auf Hissarlik ausgegraben?

I.

Wer ist der Dr. Heinr. Schliemann? Das Räthsel seines Lebens und Ringens wird uns am deutlichsten an einer arabischen Parabel. Als Gott die Erde mit ihren Pflanzen und Thieren erschaffen hatte, erzählen die Araber, da erblickte der Beelsebub mit Neid und Ärger die herrlichen Anlagen der jugendlichen Palme. Um die Pflanze zu verderben, bedeckte er sie mit einem schweren Steine. Aber siehe da!

[1] Noch kürzlich trat als einer der bittersten Gegner auf: Dr. E. Brentano, Troja und Neu-Ilion (Heilbronn 1882). Derselbe legte im Wahnsinne Hand an sich selbst am 25. März 1883. — In England kämpfte mit wenig Glück gegen Schliemann der Professor Jebb, zugleich Redacteur des Hellenic Journal.

mit Riesenkraft stemmte sich die Palme empor; die Last, die ihr auferlegt war, trug nur dazu bei, daß der Stamm desto sehniger, der Blätterturban desto weiter wurde; und so erwuchs der herrliche Baum zum stattlichen Riesen der heißen Wüste. — So erging es auch dem Dr. Schliemann. Die Centnerlast bitterster Armuth drückte auf seine Jugend, bis er sich endlich durchrang zu einem Wissen, um das ihn der Gelehrteste beneiden dürfte, und zu einem Vermögen, das ihm eine Jahresrente von 200 000 Mark abwirft, von welchen er Jahre lang die Hälfte zu den Ausgrabungen verwendete. Ein neuer Beweis für die alte Erfahrung, daß der Charakter sich zu höchster Energie desto nachhaltiger entwickelt, je mehr man in der Jugend kämpfen, ringen und entbehren muß.

Schliemann ward geboren am 6. Januar 1822 in dem Städtchen Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Vater ein armer protestantischer Prediger war, und von wo derselbe das Jahr darauf an die Pfarre des Dorfes Ankershagen versetzt wurde. Die lebhafte Phantasie des Knaben beschäftigte sich am liebsten mit Geheimnißvollem und Wunderbarem. In der Nähe des Dorfes lag die Ruine eines alten Raubschlosses, wo fabelhafte Schätze vom Raubritter vergraben sein sollten, und der junge Heinrich schmiedete Pläne, wie er, einmal stärker geworden, die Schätze heben und der Geldnoth seines Vaters abhelfen wolle. Aber am meisten glühte ihm das Herz, wenn er den Vater vom trojanischen Krieg und den Homerischen Helden erzählen hörte; und als er gar eine Weltgeschichte für Kinder mit dem Bilde des brennenden Troja erhielt, als er die Feuerlohe über der Stadt, die starken Mauern und den fliehenden Äneas darauf erblickte, da glaubte er dem Vater nicht, daß dieß ein bloßes Phantasiebild sei, sondern behauptete als achtjähriger Knabe: „Wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sie sind wohl unter dem Schutte von Jahrhunderten begraben.“ Und schließlich kam der kleine Heinrich mit dem lächelnden Vater überein, daß er dereinst Troja ausgraben werde. Ein Kindeswort, aber ein Schicksalswort!

Als der Knabe neun Jahre alt war, starb die Mutter von ihren sieben Kindern weg, und nun begann erst recht die Noth.

Der Vater und nachher ein Verwandter unterrichteten den Knaben im Latein mit solchem Erfolge, daß derselbe schon in einem Jahre seinem Vater auf Weihnachten 1832 einen lateinischen Aufsatz über die Hauptereignisse des trojanischen Krieges liefern konnte. Mit elf Jahren kam

er auf dem Gymnasium von Neu-Strelitz sofort in die Tertia; aber da ihm alle Mittel fehlten, mußte er seine Studien aufgeben, an eine Realschule gehen, mit 14 Jahren als Lehrling in einen Krämerladen eintreten und $5^1/_2$ Jahre lang Häringe, Butter, Kartoffeln, Salz, Öl ꝛc. den Kunden abwägen; von Morgens 5 bis Abends 11 Uhr mit solchen geistreichen Arbeiten beschäftigt, fand er keine Minute für die heißgeliebten Studien. Durch Hebung eines zu schweren Fasses an der Brust verletzt, so daß er Blut auswarf, verlor er seinen Dienst, konnte auch in Hamburg keinen dauernden Posten auftreiben und wurde endlich als Kajütenjunge auf der Brigg „Dorothea“ im November 1841 zur Fahrt nach Venezuela angenommen. Er selbst schreibt darüber (Ilios, S. 9): „Ich war immer schon arm gewesen, aber doch noch nie so gänzlich mittellos, wie gerade zu jener Zeit: mußte ich doch meinen einzigen Rock verkaufen, um mir eine wollene Decke anschaffen zu können.“ Aber er sollte noch tiefer in's Elend sinken. Bei einem schrecklichen Sturme in der Nacht vom 11./12. December litt er auf der Höhe der holländischen Insel Texel Schiffbruch und rettete sich nach neunstündiger Todesgefahr mit der übrigen Mannschaft auf's holländische Festland. Aber das Anerbieten, nach Deutschland heimzukehren, nahm er nicht an, er wollte in Amsterdam sein Glück versuchen. Jedoch die wenigen Gulden, die er von mitleidigen Seelen erhalten hatte, waren trotz spärlichsten Lebens in der holländischen Hauptstadt bald auf; der Ärmste mußte Krankheit simuliren, um wenigstens im Hospital aufgenommen zu werden.

Jetzt trat die Wendung in seinem Schicksal ein. Er hatte von Texel aus dem wohlwollenden Schiffsmakler Wendt in Hamburg Nachricht von seinem Schiffbruche gegeben und mitgetheilt, daß er in Amsterdam sein Leben zu fristen versuchen wolle. Das Walten der gütigen Vorsehung fügte es, daß der Brief in Hamburg abgeliefert wurde, als eben Wendt mit mehreren Freunden bei einem fröhlichen Mahle saß; hier erweckte derselbe solche Theilnahme, daß eine sofort eingeleitete Collecte die Summe von 240 Gulden ergab, welche durch den Consul Quack dem bettelarmen Hospitaliten eingehändigt wurde. Aber, was noch kostbarer war, dabei folgte eine warme Empfehlung des 19jährigen Mannes an den preußischen Generalconsul in Amsterdam, so daß sich ein Commisposten mit 800 Franken per Jahr für ihn aufthat. Die Hälfte dieses Einkommens verwendete Schliemann für Studien; dafür bewohnte er eine unheizbare Dachstube, frühstückte Brei aus Roggenmehl und sein Dîner kam nie höher als auf 16 Pfennig zu stehen. So aber lernte er

Holländisch, Englisch und Französisch, Spanisch, Italienisch und Portugiesisch. Bald errang er in Amsterdam eine Stelle als Correspondent und Buchhalter in einem Großhandelshause mit 1200 und bald mit 2000 Franken jährlicher Besoldung; und da er seinem neuen Herrn durch Kenntniß des Russischen nützlich zu werden hoffte, so lernte er, wieder ganz für sich, mit ungenügenden Hilfsmitteln, diese nordische Sprache so gut es eben ging. Und das Russische wurde sein Glück.

Die Chefs seines Hauses schickten ihn als ihren Handelsagenten nach Petersburg und Moskau, wo er das Russische vollständig bemeisterte und in seiner unabhängigen Stellung den Principalen zu Amsterdam unentbehrlich wurde. Bereits 1847 ließ er sich in die Petersburger Gilde der Großhändler einschreiben; und da er in Holland eine gründliche Kenntniß des Indigo sich erworben hatte, beschränkte er seinen eigenen Großhandel fast nur auf diesen Artikel, etablirte, nach einer Reise nach Californien, in Moskau ein Zweiggeschäft für seinen Großhandel in Indigo, konnte aber wegen der vielen Geschäfte erst 1854 seine Studien durch Erlernung des Schwedischen und Polnischen fortsetzen. In 8½ Jahren hatte er in Petersburg ein Vermögen von 150 000 Thalern erworben. Da nun auch beim Reichwerden bloß der Anfang schwer ist, nahmen seine Schätze rasch zu. Wie er früher vom Elende heimgesucht wurde, so überschüttete ihn fortan das Glück mit seinen Segnungen. Er selbst erzählt, wie er 1862 in sechs Monaten nur an Thee 140 000 Mark, an Indigo jährlich 200 000 Mark Reingewinn hatte. Kein Wunder, daß der Mann bald mehrfacher Millionär wurde.

Jedoch über seinen Millionen vergaß Schliemann weder seinen Homer noch Troja. Im Jahre 1856 lernte er das Neu-Griechische mit gewohnter Leichtigkeit, dann das Alt-Griechische, und las volle zwei Jahre die altgriechischen Classiker cursorisch, Homers Iliade und Odyssee aber mehrmals. Auf seine lehrreiche Methode, Sprachen zu erlernen, können wir hier nicht eingehen, müssen uns vielmehr mit der Bemerkung begnügen, daß dieselbe jener der alten Jesuitenschulen sehr ähnlich ist. Zwei Jahre später nahm der unermüdliche Mann seine lateinischen Studien wieder auf; sie machten ihm wenig Mühe, bald war er auch im Latein zu Hause.

Im nämlichen Jahre (1858) glaubte Schliemann reich genug zu sein, um fortan als Forscher in Ruhe zu leben; aber äußere Verhältnisse zwangen ihn, bis Ende 1863 den Großhandel fortzusetzen. Doch be-

reiste er 1858 Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien, Ägypten bis zu den zweiten Nil-Katarakten in Nubien, Jerusalem, Syrien und Griechenland — eine Reise, auf welcher er sich das Arabische vollkommen zu eigen machte.

Aus den letzten Jahren seines Geschäftslebens schreibt er: „Da der Himmel fortfuhr, allen meinen kaufmännischen Unternehmungen ein wunderbares Gelingen zu schenken, befand ich mich schon gegen Ende des Jahres 1863 im Besitze eines Vermögens, das an Größe Alles übertraf, was ich in meinen kühnsten Träumen je zu erstreben gewagt hatte. Inmitten allen Gewühls des geschäftlichen Lebens aber hatte ich nie aufgehört, an Troja zu denken und an die 1830 mit meinem Vater getroffene Übereinkunft, es dereinst auszugraben.“ Und wirklich nahte dieser Tag.

Im December 1863 liquidirte Schliemann sein Handelsgeschäft, machte eine Reise um die Erde, wobei er auf dem Schiffe sein erstes Werk schrieb: „La Chine et le Japon“ (Paris 1866), und ließ sich endlich im Frühjahr 1866 in Paris zu archäologischen Studien nieder. Der Enthusiasmus der Jugend blieb ungeschwächt auch noch dem Manne. Wir verdanken dieser Begeisterung eine der wichtigsten Entdeckungen; ohne sie läge heute noch Troja unter einem Berge von Schutt.

So sind wir zum zweiten Punkte unserer Darlegung gelangt: Wie hat Dr. Schliemann seine Entdeckungen gemacht?

II.

„Endlich war es mir möglich,“ schreibt der gefeierte Mann (Ilios, S. 22), „den Traum meines Lebens zu verwirklichen, den Schauplatz der Ereignisse, die für mich ein so hohes Interesse gehabt, und das Vaterland der Helden, deren Abenteuer meine Kindheit entzückt und getröstet hatten, in erwünschter Muße zu besuchen.“ — Der 46jährige Mann brach im April 1868 zu einer Reise auf, die wir passend eine bloße Einleitung zu seinem späteren Schaffen, eine Recognoscirungsreise nennen können. Über Rom und Neapel fuhr er nach Korfu, Kephalonia und Ithaka. Beim Aufenthalte auf der letztgenannten Insel fand er, daß die Localität der Insel mit den Angaben der Homerischen Odyssee vollkommen übereinstimmte — eine Wahrnehmung, die ihm als Leitstern in allen folgenden Forschungen diente. Seine Überzeugung war nämlich, daß Homer in allen Dingen, die nicht offenbar dichterische Ausschmückungen

sind, unseren Glauben verdient, und daß auf die kritische Zweifelsucht der Stubengelehrsamkeit nichts zu halten sei.

Gott bewahre uns davor, ernstes wissenschaftliches Forschen herabsetzen zu wollen; aber der verneinende Geist der nordischen Gelehrsamkeit treibt es doch mitunter zu stark. Als ich noch die Vorlesungen über Philologie zu Tübingen besuchte, sagte mir ein damals berühmter Professor eines Tages: „Hier im Norden haben wir nur Papier zu den Studien; wenn Sie ein tüchtiger Philolog werden wollen, müssen Sie in den Süden gehen, dort sehen Sie in einem Tage mehr, als Sie hier in einem Jahre lesen." Der Mann hatte Recht, wovon ich mich allerdings erst nach 25 Jahren überzeugte. Wenn z. B. ein Hirte bei Horaz einen Genossen auf den Abend zu Lupinen mit Brod und Salz einladet, so erklärte ich die Stelle meinen Schülern, es sei hier nicht an eigentliche Wolfsbohnen, sondern an gekochte Schneidbohnen zu denken. Aber wie schämte ich mich, als ich später in einem armen Gäßchen Roms, nahe bei San Pietro in Vincoli, einen armen Knaben sah mit einer Schnitte Brod, auf welcher eine dicke Schicht leibhaftiger roher Lupinen, mit Salz überstreut, lag; der Knabe aber biß darein mit nicht geringerer Lust, als der Bettelknabe Murillo's in seinen Melonenschnitz. „Wärest du früher nach Italien gekommen," sagte ich zu mir selbst, „so hättest du deine armen Schüler nicht hinter's Licht geführt." Wir studiren in unseren Gegenden viel zu viel bei Nacht: die Außenwelt liegt im tiefen Schlummer, sie existirt für den studirenden Nachtfalter gar nicht mehr; desto kräftiger leben in ihm die höchsteigenen Ideen auf, denen schließlich der Sieg über die wirkliche Welt zufällt, der Sieg über die ideale wie über die reale, über die alte und die neue Welt — das Ich ist dann Alles in Allem. Darum mußte ein Mann des praktischen Lebens auftreten, um uns Menschen an der Neige des 19. Jahrhunderts von der Zweifelsucht wieder zum festen Wissen zu führen.

Schliemann ging von Ithaka nach dem Peloponnes, um die Ruinen von Mykenä zu besuchen. Er fand sofort, daß eine Stelle des Pausanias über die Königsgräber der Atriden bisher von den Gelehrten falsch ausgelegt worden war, und daß jene Gräber nicht in der unteren Stadt, sondern in der Akropolis zu suchen seien — eine Vermuthung, welche durch seine imposanten Entdeckungen im Jahre 1876 glänzend bestätigt wurde. Damals veröffentlichte er sein Aufsehen erregendes Werk: „Mykenä. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenä und Tiryns. Mit einer Vorrede von W. E. Gladstone. Nebst

zahlreichen Abbildungen ꝛc.“ (Leipzig, Brockhaus, 1878)[1]. Die großartigen, in Mykenä ausgegrabenen Schätze, deren geschichtlicher Werth noch viel größer ist, als der Metallwerth, übergab er dem Museum zu Athen, wo sie von jedem Reisenden angestaunt werden (Catalogue des trésors de Mycènes au musée d'Athènes. Avec un plan de l'Acropole de Mycènes. Leipzig, Brockhaus, 1882). Von Mykenä reiste er nach Athen, dann nach den Dardanellen in die Troas, die Landschaft, in welcher die Homerische Ilias spielt.

Bisher hatte fast allgemein das türkische Dorf Bunarbaschi am Südende der Ebene von Troja als die Stätte der Homerischen Ilios gegolten, wenn es je eine solche Stadt gegeben habe. Aber Homer spricht von zwei Quellen, einer kälteren und einer wärmeren, am Fuße der Stadt, und bei Bunarbaschi sprudeln deren 34—40, jede in einer Temperatur von 17° C. Zudem erzählt Homer, daß Achilleus den Hektor dreimal um die Stadtmauern gejagt habe, was dort unmöglich gewesen wäre. Ferner ist in den Ereignissen des zweiten Buches der Ilias der Weg vom griechischen Lager bis Troja an einem Tage, von 10 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, wenigstens sechsmal zurückgelegt worden, nämlich zweimal vom Herold, welcher ein Lamm zum Opfer holte, und viermal vom Heere, das bald vorrückte, bald zurückging. Nun aber liegt Bunarbaschi 12,8 km vom Hellespont; diese Entfernung sechsmal gerechnet, gibt nahezu 77 km, eine Strecke, die ohne Locomotive in neun Stunden, bei vielfachem Aufenthalte, nicht zurückgelegt werden kann.

Doch wollte Schliemann sich durch den Augenschein überzeugen: er miethete eine Schaar von Arbeitern, die an hundert verschiedenen Orten jener Höhe Löcher in den Boden graben mußten; aber man stieß in geringer Tiefe auf den reinen Urboden, und nur am Südende des Hügels fand man Ruinen einer kleinen Befestigung, wahrscheinlich der alten Stadt Gergis. Hier konnte Troja nicht gestanden haben.

Der Forscher untersuchte dann alle Höhen rechts und links von der Ebene, denn Troja war auf einer Anhöhe erbaut; aber das Suchen war vergeblich. So blieb ihm nur ein Höhenzug übrig, jener, auf welchem Neu-Ilion geblüht hatte, bis es im vierten Jahrhundert n. Chr. verfiel, im fünften ganz aufgegeben wurde. Und an jenem Höhenzuge fiel besonders der heute Hissarlik („Burgberg“) genannte Hügel auf, dessen imposante Lage und natürliche Befestigung sofort das suchende Auge

[1] Auch englisch unter dem Titel: „Discoveries on the site of ancient Mycenae“ (London 1877).

fesselten. Zudem ist Hissarlik vom Hellespont nur 3 englische Meilen = 4,8 km entfernt, was mit 6 multiplicirt bloß 28,8 km ausmacht, also einen Weg, der in neun Stunden auch vom schlechtesten Fußgänger gemacht werden kann. Hissarlik oder der Burgberg ist der letzte Ausläufer einer Bergkette, ca. 20 m höher als der Bergrücken selbst, hat die absolute Höhe von fast 50 m; sein viereckiges Plateau ist 233 m lang und breit. Hier hatte die Burg von Neu-Ilion gestanden; hier — vielleicht! — unter Schutt begraben liegt Homers Troja.

Diese Wahrscheinlichkeit war das Ergebniß der ersten Reise Schliemanns nach dem Troerlande. Er veröffentlichte darüber seine Schrift: „Ithaka, der Peloponnes und Troja" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869. Preis: *M.* 4; die französische Ausgabe Paris 1869). Die Universität Rostock ertheilte ihm dafür die Doctorwürde, während Andere den „phantastischen Krämer" verlachten, wie man einst den Columbus verhöhnt hatte, weil er von einer neuen Welt träumte.

Eine Reise nach den Vereinigten Staaten war schuld, daß Dr. Schliemann erst im April 1870 nach Hissarlik zurückkehrte, dießmal in Begleitung seiner Frau, einer geborenen Griechin und enthusiastischen Verehrerin Homers, die alle Mühen und Strapazen redlich mit ihrem Manne theilte. Derselbe packte den Hügel Hissarlik an der nordwestlichen Seite und stieß in einer Tiefe von 16 Fuß[1] auf eine 6½ Fuß dicke Mauer von gewaltigen Steinen aus der makedonischen Zeit. Hätte er den Graben tiefer und wenige Meter länger gezogen, so wäre er damals schon auf den großen Schatz des Priamos gestoßen, den er erst im Mai 1873 heben sollte.

Wir können das bisherige Schaufeln und Graben am Burgberg von Hissarlik im Jahre 1870 als die Einleitung zu den eigentlichen Entdeckungen bezeichnen: die höchste Wahrscheinlichkeit lag vor, daß hier eine uralte Welt, vielleicht der Brandschutt der „heiligen Ilios", zu entdecken sei. Jedoch waren Schliemanns Ansprüche sehr bescheiden; schrieb er doch (3. November 1871): „Plastische Kunstwerke zu finden, hoffe ich nicht"[2]; aber Troja, die verbrannte Stadt des Priamos, wollte er aufdecken.

Diese Arbeit selbst zerfällt in zwei deutlich geschiedene Perioden: die von 1871—1879 und die von 1881 und 1882.

1. Das Charakteristische der ersten Periode war, daß Schliemann

[1] Wo wir nicht im Metermaße rechnen, sind stets englische Fuß zu verstehen.

[2] Troja, S. 316.

bloß **Pergamos**, die Akropolis von Troja, ausgrub und in der Meinung befangen war, die Burg sei die **ganze** Stadt Ilios gewesen. Daher schrieb er in „Ilios“ (S. 45 f.): „Die Stadt Troja war in der Gestalt eines Dreiecks gebaut und nicht groß: sie ging auf keiner Seite über den Hügel Hissarlik hinaus und hatte Platz für kaum 3000 Einwohner. Man macht die nämliche Erfahrung bei dem ältesten Athen, das nicht über den Felsen der Akropolis sich erstreckte, und bei der alten Urbs quadrata des Romulus, welche nur den nordwestlichen Theil des Palatin (den Hügel Germalus)[1] einnahm.“ Bei so geringem Umfange sei es kein Wunder gewesen, daß der Homerische Achilleus den Hektor dreimal um die Stadt verfolgt habe. Aber auf der anderen Seite könnten auch wir fragen: Wie kam der epische Dichter dazu, einen so nichtssagenden Dauerlauf als besonderes Kraftstück der zwei HauptHelden zu schildern? Schliemann selbst fühlte diesen Widerspruch und suchte ihn (Ilios, S. 576) dadurch zu lösen, daß das unter Schutt begrabene Städtchen der Phantasie der Sänger freies Spiel gelassen habe; „die kleine Ilios wuchs in ihren Gesängen in demselben Verhältnisse, wie die griechische Flotte, die Macht des Belagerungsheeres, die großen Thaten der Helden; die Götter mußten an dem Kriege theilnehmen, und unzählige Sagen gruppirten sich um die verherrlichten Ereignisse“.

Jedoch kehren wir zur Erzählung der Schliemann'schen Entdeckungen zurück. Die bisherigen Ergebnisse ermuthigten den energischen Mann. Aber zu größeren Ausgrabungen bedurfte er eines türkischen Fermans, den er erst am 27. September 1871 herausschlug. Jedoch die von den Unterbehörden gemachten Schwierigkeiten brachten es dahin, daß er vor dem 11. October nicht konnte graben lassen; wegen vorgerückter Jahreszeit mußte er bereits am 24. November seine 80 Arbeiter entlassen.

Wir können freilich nicht in das kleinere geschichtliche Detail der Schliemann'schen Ausgrabungen eingehen, sondern müssen uns mit den **Resultaten** begnügen. Fünf Jahre verwendete der Entdecker Troja's auf seine Lieblings-Idee: 1871, 1872 und 1873, dann 1878 und 1879; er bestand mit seiner Gemahlin Sophie unzählbare Mühen, Staub, Kälte, schneidenden Nordwind und den Mangel an den elementärsten Bequemlichkeiten des Lebens. Aber er hatte auch staunenswerthe Erfolge aufzuweisen[2].

---

[1] Heutzutage zwischen Santa Anastasia und S. Giorgio ansteigend.

[2] Die von 1871—1873 gemachten Entdeckungen veröffentlichte Schliemann in den Werken: „Trojanische Alterthümer, Bericht über die Ausgrabungen in Troja“

Er mußte $52^1/_2$ Fuß hinabgraben, bis er endlich auf den Urboden gelangte; dieser selbst aber besteht aus weichem Kalkstein und ist 8 Zoll hoch mit schwarzer Erde bedeckt, welche zu entfernen die ersten Ansiedler sich nicht einmal die Mühe gegeben hatten: sie ebneten einfach den Boden und erbauten darauf ihre Häuser. Schliemann nahm bis 160 Arbeiter und von 1879 an auch zehn türkische Gensdarmen (Zaptieh) in Sold; an vielen Stellen ließ er Schachte bis auf den Urboden abteufen und an den wichtigsten Stellen Gräben von kolossalen Umrissen ausheben, z. B. einen von 33 Fuß Breite und 141 Fuß Länge. Aber er fand auch eine ganze Weltgeschichte: nicht nur eine Stadt, sondern sieben Städte über einander, deren Schichten deutlich erkennbar waren. Wenn man von dem großen Trichter in der Mitte hinab in die Ausgrabungen sieht; wenn man die Schachte, Gräben und hinausgefahrenen Schuttmassen mit dem Auge mißt, so kann man kaum begreifen, wie ein einziger Mann mit Privatmitteln in kurzen fünf Jahren solch ein Riesenwerk zu Stande brachte. Darum konnte Rud. Virchow von Berlin, der 1879 mehrere Monate bei Schliemann auf Hissarlik zubrachte, in der Vorrede zu Schliemanns „Ilios" die Worte schreiben: „Vorläufig steht der große Trümmerberg, auch objectiv betrachtet, als ein ebenso singuläres Phänomen da, wie dichterisch betrachtet die ‚heilige Ilios'. Er hat nicht Seinesgleichen. Nicht einmal ein Maßstab der Beurtheilung für ihn ist in irgend einer anderen Trümmerstätte gegeben. Darum fügt er sich nicht in das Prokrustesbett der Schematiker. Hinc illae irae."

Jedesmal die folgenden Einwohner der ausgegrabenen Städte warfen den gröbsten Schutt über den Hügel hinab, ebneten den Boden, bedeckten ihn mit großen, halbgebrannten Lehmkuchen (galettes) und errichteten auf solchem Fundamente ihre Häuser. Auf diese Weise wurde der Hügel Hissarlik immer umfangreicher. Sodann hatten die Alten keine Keller, bewahrten vielmehr ihre Vorräthe im Erdgeschoß auf, kamen also nicht auf den Gedanken, tiefer in den Boden zu graben. Endlich war es ein Glück, daß die Türkei das geschäftige Leben der modernen Völker vor orientalischem Phlegma nicht aufkommen läßt; sie gräbt und pocht und stampft nicht, sondern lebt seit Jahrhunderten immer dasselbe Leben.

(Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874); auch französisch: „Antiquités Troyennes. Rapport sur les fouilles de Troie", traduit de l'allemand par Alex. Rizos Rangabé (1874). Ferner: „Atlas trojanischer Alterthümer. 218 photographische Abbildungen zu dem Berichte über die Ausgrabungen in Troja" (ebendas. 1874); und französisch: „Atlas des antiquités Troyennes etc." Preis: *M.* 54.

So blieb das staunenswerthe Archiv von Hissarlik Jahrtausende unberührt und unentweiht, bis der rechte Mann aus dem Abendlande nach dem Ostgestade des Hellespontes kam und uns eine neue Welt enthüllte.

2. Jedoch bald erkannte Schliemann seinen Irrthum, die bloße Akropolis für das ganze Troja gehalten zu haben; und hiermit beginnt die zweite Periode seiner fruchtbaren Forschungen in den zwei Jahren 1881 und 1882.

Er gesteht in seinem neuesten Werke „Troja" (S. 1 ff.), daß ihm gleich nach Veröffentlichung seines „Ilios" Bedenken aufstiegen, nicht über die Lage, sondern über die Ausdehnung der verbrannten Stadt, und daß seine Zweifel mit der Zeit immer größer wurden. Er konnte sich unmöglich denken, „daß Homer, der uns mit der Zuverlässigkeit eines Augenzeugen und so ganz naturgetreu ein Bild nicht bloß von der trojanischen Ebene mit ihren Vorgebirgen, ihren Flüssen und ihren Heroengräbern, sondern von der gesammten Troas mit ihren zahlreichen und mannigfaltigen Stämmen und Städten, ihrem Hellespont, Cap Lekton und Ida, ihrem Samothrake und Imbros ..., und ebenso mit den mächtigen Naturphänomenen entworfen hat, uns Ilios als eine große, anmuthige, blühende, wohlbewohnte, gutgebaute Stadt mit breiten Straßen hätte schildern können, wenn sie in Wirklichkeit nur ein ganz kleines Städtchen war, welches ... kaum 3000 Einwohner gezählt haben kann." Einen solchen Burgflecken hätten wenige Hundert Mann in ein paar Tagen leicht einnehmen können. Warum hätte also neben den viel größeren Städten der asiatischen Küste gerade dieses unscheinbare Städtchen den alten Homer begeistern und zu so riesigen Übertreibungen hinreißen sollen? Dieß wäre undenkbar gewesen.

Sodann berücksichtigte Schliemann die Einmüthigkeit der alten Überlieferung in Betreff des trojanischen Krieges, welchen auch „eine so hohe Auctorität wie Thukydides für wirkliche Geschichte nimmt". Einmüthig verlegte ferner die griechische Überlieferung die Eroberung Troja's achtzig Jahre vor die dorische Einwanderung.

Sogar Ägypten legt Zeugniß ab für Homer. Der in der ägyptischen Priesterschrift abgefaßte („hieratische") Papyrus Sallier im Britischen Museum erwähnt die Dardaner oder Dandaner (Dardanier), das Volk von Iluna (Ilios), die Liku (Lykier), das Volk von Pidasa (Pedasos), die Kerkesch oder Gergesch (Gergithier), Masu (Mysier) und die Akerith (Karier) als Bundesgenossen der Hittiter, welche vom Heere des ägyptischen Königs Ramses II. (etwa 1333—1330 v. Chr.) in ihrer

Stadt Kadesch am Orontes bedrängt wurden. Noch mehr wurde Schliemann durch den Umstand überrascht, „daß dieß genau dieselben Völker sind, welche im zweiten Buche der Ilias als Bundesgenossen der Trojaner bei der Vertheidigung ihrer Stadt aufgezählt werden". Er schloß daher auf die sichere Thatsache, „daß im 14. Jahrhundert v. Chr. in der Troas ein Reich der Dardanier existirt hat, zu dessen bedeutendsten Städten Ilios gehörte; ein Reich, das zu den mächtigsten Staaten Kleinasiens gezählt wurde" und das zum Schutze Asiens gegen Ägypten ein Heer nach Syrien sandte.

Auch die zehn auf Pergamos gefundenen Schätze zeugten für die Macht und Größe des goldreichen („πολύχρυσος") Troja. So entschloß sich der unermüdliche Forscher 1881 zu einer neuen Untersuchung des Bodens von Hissarlik[1]. Schon im Sommer 1881 hatte er sich an den Fürsten Bismarck gewendet, um durch sein in Konstantinopel mächtiges Fürwort einen Ferman zu erlangen, auf dessen Grund die Ausgrabungen vorgenommen werden könnten. Der Ferman langte im October 1881 an und wurde etliche Monate später noch dahin erweitert, daß Schliemann auch noch an anderen Orten der Troas graben durfte. So wurde die Nachforschung am 1. März 1882 wieder begonnen. Dießmal hatte Schliemann zwei Architekten gewonnen, den bei den Ausgrabungen in Olympia bewährten Dr. Dörpfeld aus Berlin und Joseph Höfler aus Wien; außerdem besoldete er 3 Aufseher, 11 Gensdarmen, 1 Kassirer, mehrere Bedienten und durchschnittlich 150 Arbeiter; die noch von früher vorhandenen Baracken und Werkzeuge dienten auch dießmal und wurden wesentlich vervollständigt. Nur wegen der Messungen bekam Schliemann große Schwierigkeiten mit einem türkischen Beamten, die jedoch durch Vermittlung des deutschen Botschafters von Radowitz glücklich gehoben wurden. Nach dem äußerst trockenen Winter 1881/82, wegen dessen der Simoeis und der Thymbrios schon im Mai, der Skamander Anfangs Juli austrockneten, begann sofort im Frühjahr 1882 die Arbeit. Wie groß dieselbe gewesen sei, möge ein Beispiel zeigen: ein 80 m langer, 7 m breiter Graben quer durch den östlichen Theil der Akropolis — ein Graben, der bis in eine Tiefe von 12 m ging, aber auch den Beweis lieferte, daß der östliche Theil der trojanischen Burg steil abfiel und daß die Tiefe zwischen Pergamos und dem jenseitigen östlichen Hügel

[1] Die Ergebnisse seiner Reise in Troas vom Jahre 1881 legte Schliemann nieder in der Schrift: „Reise in der Troas im Mai 1881", mit einer Karte (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881). Preis: *M.* 2.

von den nachtrojanischen Bewohnern durch Schuttmassen geebnet worden war.

Seine Hauptsorge wandte Schliemann der zweituntersten, durch Brand zerstörten Stadt, der Homerischen Ilios, zu; er ließ daher unter großen Anstrengungen den Schutt der fünf obersten Städte abräumen, wobei ihm die späteren römischen Mauern zähen Widerstand leisteten. Schon früher hatte er das südwestliche Festungsthor entdeckt; nun fand er auch ein zweites südliches und ein drittes südöstliches, ja er konnte deutlich den Umbau der Thore in der zweiten Periode der zweiten oder Homerischen Stadt unterscheiden. Das skäische Thor Homers führte aus der Unterstadt in's Freie. Nächstdem handelte es sich um Bloßlegung der Festungsmauer von Troja, wobei sich das Resultat ergab: „Der Zug der ganzen Akropolismauer bildete ein aus geraden Linien bestehendes regelmäßiges Polygon, dessen Ecken durch vorspringende Thürme verstärkt waren; die Distanz dieser Thürme von einander ist annähernd gleich und mißt etwas mehr als 50 m.“[1] In dieser Zahl glaubte Schliemann den Betrag von 100 alt=trojanischen Ellen erkennen zu dürfen.

An die Akropolis — und dieß ist der Haupterfolg der 1882er Ausgrabungen — schloß sich östlich, südlich und südwestlich eine Unterstadt an, während die Festungsmauer gegen Norden und Westen schroff abfiel. Hören wir darüber Schliemann (Troja, S. 68 f.): „Die Existenz dieser Unterstadt wird bewiesen erstens durch die in östlicher Richtung ablaufende Mauer, die nicht, wie die Festungsmauer der Akropolis, geböscht, sondern ganz senkrecht erbaut ist und aus großen, unbearbeiteten Blöcken, die mit kleinen Steinen ausgezwickt sind, besteht. Sie läuft von der Akropolis weiter nach Osten, kann also nicht zu dieser selbst gehören. Zweitens spricht für die Existenz dieser Unterstadt die in den untersten Schichten auf dem Plateau unterhalb des Burgberges vorkommende ungeheure Masse prähistorischer Terracotten, die in Form, Material und Art der Anfertigung mit denen der ersten und zweiten Ansiedelung auf Hissarlik identisch sind.“ Für's Dritte weisen die obengenannten drei Thore der Akropolis auf die Existenz einer Unterstadt hin; denn sonst hätte man sich gewiß mit einem einzigen und daher leichter zu vertheidigenden Thore begnügt.

Außerdem wurde 1882 constatirt, daß oben auf Pergamos nur

[1] Troja, S. 62 f.

sechs Gebäude waren, alle in großem Maßstabe, also nicht für Privatwohnungen angelegt. — Warum aber wurde die Unterstadt erst so spät gefunden? Einfach aus dem Grunde, weil die drei nachtrojanischen Städte sich auf den Hügel Hissarlik beschränkten, höchstens die fünfte, d. h. dritte nachtrojanische, ein wenig über denselben hinausging, so daß die Baustelle mehrere Jahrhunderte in Ruinen lag, ihre Ziegelmauern sich auflösten und die Hausteine ihrer Festungsmauern als Baumaterial von den neuen Ansiedlern auf Pergamos verwendet wurden [1]. Dieß war auch der Grund, warum die früheren, bis auf den Urboden abgeteuften Schachte kaum Spuren von der Unterstadt aufwiesen. Sagt doch Strabo (XIII. 599), der Mitylenäer Archäanax habe mit den Steinen Troja's die Mauern des benachbarten Sigeion gebaut; unter diesen aber können nur die Steine der Unterstadt, speciell ihrer Stadtmauern, gemeint sein. „Es ist somit natürlich," schreibt Schliemann „daß ich trotz meiner vielen und großen Ausgrabungen (in den siebenziger Jahren) keine Trümmer der Mauer der Unterstadt der zweiten Ansiedelung fand, wohl aber an mehreren Stellen den eigens dafür geebneten Fels, auf dem sie gestanden haben muß."

Deutlich erkannte man den Anschluß der Stadtmauern an die der Akropolis im Nordosten und Westen — ein Verdienst, das besonders den beiden Architekten im Dienste Schliemanns zugeschrieben werden muß. Die Ausdehnung der Unterstadt konnte, weil die Grenzen im Süden ganz verwischt waren, nicht festgestellt werden.

Was Schliemann in seinem „Ilios" noch als zweite und dritte Stadt aufgefaßt hatte, das war eine und dieselbe Stadt, die verbrannte, aber in zwei verschiedenen Perioden, wie man besonders an dem Umbau des südwestlichen und südöstlichen Thores wahrnahm, und seine beiden Architekten schlagend nachwiesen.

Es ist klar, daß diese zweite und geschichtlich wichtigste Stadt viele Jahrhunderte gestanden haben muß. Sie war, das wurde 1882 aufgeklärt, groß und reich, mit einer weit auf die troische Ebene hinausschauenden Hochburg; ihre Mauern waren stark und mit Thürmen gekrönt, ihr Herrscher ein mächtiger Fürst, welchem die Goldminen des nahen Astyra zur Verfügung standen, und der zu Wasser und zu Land mit fernen Völkern im Verkehre gewesen sein muß. Diese Stadt war schon in der Zeit des trojanischen Krieges alt, endete aber damit, daß

[1] Troja, S. 69 f.

sie von griechischen Eindringlingen erobert und auf den Grund niedergebrannt wurde. Die Spuren dieses schauerlichen Brandes hat Schliemann auf Hissarlik tief unter dem Schutte von mehreren daraufgebauten, aber auch zerstörten Städten wieder aufgefunden und so der positiven Geschichtsforschung einen unsterblichen Dienst geleistet.

(Schluß folgt.)

M. Pachtler S. J.

Johannes Mauropus[1].

Biographische Studie.

Wer einmal hellenisches Wesen und attische Beweglichkeit des Geistes lieben gelernt hat, der wird seine Bewunderung nicht von Jahreszahlen abhängig machen, noch seine Anerkennung in philisterhafter Engherzigkeit auf ein sogenanntes goldenes oder höchstens noch auf ein silbernes Zeitalter beschränken. Im Gegentheile wird er dieselbe reichlicher und mit mehr Grund einem Schriftsteller zollen, der, nicht von den mächtigen geistigen Strömungen einer literarischen Blüthezeit getragen, ohne viel Anregung von Seite der Zeitgenossen und des herrschenden Geschmackes, das ganze geistige Kapital, wenn ich so sagen darf, als dessen Zinsgefälle die literarischen Productionen eines Autors erscheinen, in seiner eigenen Person beschließt. An Erscheinungen dieser Art ist auch der byzantinische Spätherbst des hellenischen Lebens nicht

---

[1] Quellen. I. Ausgaben: Johannis Euchaitorum Metropolitae, quae in codice Vaticano graeco 676 supersunt . . Johannes Bollig S. J. descripsit, Paulus de Lagarde edidit. Goettingae 1882. Hauptquelle, wie die zahlreichen Hinweise ergeben. Eine Würdigung desselben von Prof. Lambros in Athen siehe in „Deutsche Literaturzeitung“ von Rödiger (Jahrg. 4, Nr. 21). Es bedarf übrigens das Werk mehr des Dankes, als der Empfehlung. — Joannis metropolitani Euchaitensis versus jambici . . editi cura Matthaei Busti Etonensis. Etonae 1610 (ap. Migne PP. GG. CXX. p. 1114 sqq.).

II. Biographisches: Casimirus Oudin, Comment. de Scptt. ecll., II. 606 sqq. — Guilielmi Cave Hist. Lit., II. 139. — Dom Ceillier, Hist. gén. des auteurs sacrés, p. 394 sqq. — Actt. SS. Jun., I. 594 sqq. — Petri Lambeccii Comment. de Bibl. Vindob. (ed. Kollar), V. 66 sqq.; 560 sqq. — Ant. Ballerini, Sylloge monumentt. etc., II. 528. — Alb. Fabricius, Bibl. Graeca (ed. Harl.), VIII. 627. — Ἐγκώμιον des Psellus, veröffentlicht von Sathas im fünften Bande seiner Μεσαιωνικὴ βιβλιοθήκη (Venedig und Paris 1872) S. 142 ff.

arm, jene Zeit, wo die Pulsader dieses Lebens nicht mehr am Pyräus, sondern am goldenen Horn schlug, wo sein Wahrzeichen nicht mehr die Athene Promachos der Akropolis war, sondern das goldene Kreuz der Sophienkirche[1]. Auch im Byzantiner glimmt es noch von jenem Feuer, das sich einst an der „Sonne Homers“ entzündet und das nun in neugriechischer Poesie zu unerwarteter Frische und Volksthümlichkeit sich verjüngt. So scheint sich auch an dem Genius der Völker zu bewahrheiten, was Eichendorff in seiner treffenden Weise von dem Einzelnen sagt: „Wer einmal wahrhaft jung gewesen, der bleibt es zeitlebens.“

Jener Zeit gehört der nicht unberühmte, aber im Grunde wenig gekannte Schriftsteller an, dem die folgende bio-bibliographische Studie dienen will. Auch heute noch gelten die Worte des Matthew Bust, daß die meisten encyklopädischen Werke, an die man sich um Auskunft über ihn wendet, uns entweder ganz im Stiche lassen[2] (z. B. Wetzer und Welte, Herzog u. a.) oder doch nur das denkbar Dürftigste, wenn nicht gar Unzutreffendes berichten. Um so größeren Dank verdienen gewiß die beiden Männer, der verdienstvolle Custos der vaticanischen Bibliothek P. Bollig und der Herr Professor Lagarde, die in der eingangs bezeichneten Publication ihrer freundschaftlichen Begegnung ein bleibendes Denkmal gesetzt haben, das um so mehr Beachtung verdient, als die zu Grunde liegende Handschrift, nach dem gewiß competenten Urtheile des Cardinals Angelo Mai, dem Verfasser gleichalterig anzusehen ist[3]. Mit dieser Veröffentlichung ist ein genügender Ausgangspunkt für das Studium der Geschichte des Johannes Mauropus gewonnen. Suchen wir von ihm aus diese zu überblicken.

Wie für alle Angaben betreffend das Leben des Johannes, genannt Mauropus, d. h. Schwarzfuß[4], so sind auch für die Bestimmung von Zeit und Ort seiner Geburt seine eigenen Schriften unsere Haupt-, ja beinahe die einzige Quelle. Denn die kurze Biographie, die Lambeccius aus einer Wiener Handschrift mittheilt, gibt außer Namen und Amt nur im Allgemeinen die Regierung Konstantins IX. als die Blüthezeit unseres Autors an[5]; auch das Enkomium, welches der jüngere Psellus zum Preise der Wissenschaft und Tugend seines geliebten Lehrers noch zu dessen Lebzeiten verfaßt hat, bietet nur einige wenige bestimmte Daten über seine Lebensumstände. Da aber Johannes bei Antritt seines bischöflichen Amtes, in den vierziger Jahren des

[1] Paulus Silentiarius, Ἔκφρασις τοῦ ναοῦ τῆς ἁγίας Σοφίας, II. v. 78.

[2] De auctore quidem ipso pauca admodum sunt, quae dicenda occurrunt, utpote de quo altum ubique silentium, cujusque nomen nec Gesnerus neque alii, qui bibliothecas nobis concinnarunt, vel fando unquam accepisse videntur (l. c. not. o.). Ähnlich lauten die Klagen des Konrad Janning (Actt. SS. l. c. p. 594), der ihn einen Mann parum Latinis notum nennt.

[3] Ballerini l. c. p. 583.

[4] Lambeccius l. c. I. p. 272. Über Herkunft des Beinamens vgl. die Bemerkung Goars: „Facilia Graecis e corporum defectibus cognomina.“ Annott. ad Cedren (Corp. Sptt. Hist. Byz. Cedr., II. p. 880).

[5] Lambeccius l. c. V. 66.

elften Jahrhunderts, bereits bejahrt war, wofür wir die Beweise uns weiter unten werden vorzuführen haben, werden wir kaum irre gehen, wenn wir seine Geburt in den Ausgang des zehnten Jahrhunderts, des saeculum obscurum, wie es nach Cave [1] gemeiniglich genannt wird, verlegen.

Auch über die Heimath waren wir bisher auf eine Conjectur angewiesen. Anhalt zu einer solchen bietet das von Johannes Mauropus verfaßte Leben des heiligen Dorotheus des Jüngern oder von Chiliokomum [2], dessen Verfasser in der Aufschrift bei den Bollandisten [3] ausdrücklich als geistlicher Sohn des Heiligen bezeichnet wird, und das sich in der That inhaltlich als ein an die Mönche des von Dorotheus gestifteten Klosters gerichteter Panegyrikus erweist. „Denn,“ so heißt es an einer Stelle, „als ihn einst sein Weg an den Fuß dieses Hügels führte, dessen Gipfel nunmehr dieß sein heiliges Kloster trägt, zeigte sich seinen Blicken eine himmlische Erscheinung.“ [4] Im weiteren Verlaufe seines Vortrages äußert der Redner gelegentlich seinen Zweifel, ob wohl die gottesdienstlichen Verrichtungen irgendwo mit größerer Genauigkeit und Erweckung vorgenommen würden „als hier“, und er schließt endlich seine Rede mit den Worten: „Um viele Andere schon hat sich vorhin unser Heiliger verdient gemacht durch thätigen Beistand; wie viel mehr wird er dieß künftig thun und seine freigebige Liebe beweisen gegen uns alle, die er in diesem Leben zurückgelassen, die noch weilen an diesem Orte der Prüfung, bis auch uns sein Zahlmeister zur Ruhe des Jenseits hinüberschlummern, richtiger würde ich sagen, erwachen läßt.“ [5] Die Begeisterung nun, mit der eingangs dieser Rede das Lob des Pontus gesungen wird, legt unwillkürlich den Gedanken nahe, es möchte der Redner die eigene Heimath in der des Heiligen verherrlichen, und man wird geneigt, dieselbe in einem der Länder am Pontus, die nach demselben benannt wurden, zu suchen.

Für letzteres wird nun unsere Vermuthung durch Äußerungen zweier Briefe des Johannes zur Gewißheit. In einem derselben schreibt er einem Freunde, den er ἡγεμών und ἄρχων seiner Heimath nennt: „Anderes zu übergehen, meinen Glückwunsch zu deiner jüngsten Beförderung und der glücklichen Abrundung deines Bezirkes; denn von nun an werden wir dich nicht mehr Statthalter der Paphlagonier sondern der Maryandeni zu tituliren haben. Brauche wohl nicht beizufügen, daß du auch so noch, ganz wie zuvor, für Paphlagonien bleibest, was du warst, einmal wegen der beiden Stämmen gemeinsamen Benennung, und sodann weil wir reinen Paphlagonier die anderen mit uns zu verschmelzen wissen.“ [6] In einem anderen Schreiben legt er, wahrscheinlich bei demselben Beamten, Fürbitte ein für einige Diöcesanen, die, wie es scheint, wegen Schmuggel in unangenehme Berührung

---

[1] L. c. II. 87.

[2] Bollig-Lagarde n. 190. Actt. SS. Jun., I. 605 sqq.

[3] L. c. [4] C. 2. n. 8.

[5] Anders vermag ich das in der localen Bedeutung der Präpositionen liegende Wortspiel: πρὸς τὴν ἐκεῖ κατάπαυσιν, εἴη δὲ εἰπεῖν καὶ ἀνάπαυσιν, nicht wiederzugeben, wenn man nicht lieber bei ἀνάπαυσις an Auferstehung denken will.

[6] Bollig-Lagarde 108.

mit der Gerechtigkeit gekommen; er bittet, das starre und unbiegsame Zünglein an Themis' Wage zu Gunsten der Angeklagten zu neigen, die, sollten sie auch überführt werden, jedenfalls nicht aus Bosheit, sondern in Folge ihrer ländlichen Einfalt in den Fehler gefallen; sie seien „schlichte Paphlagonier", die nicht wüßten, was rechts und was links. So sehr, fügt er bei, „sind wir von Schlauheit und Tücke entfernt, daß ja nun mit den Nachbarstämmen auch unser Volk in Gefahr kommt" [1].

Daß Johannes Mauropus, bevor er den Stuhl von Euchaita bestieg, Mönch gewesen, unterliegt keinem Zweifel. Es beweisen das zahlreiche Aufschriften seiner Werke [2], beweist, wie wir gesehen, das Leben des hl. Dorotheus, beweisen die Akrosticha mehrerer Hymnen, wie z. B. das folgende:

Τὸν Ἄγγελον μέλπω σε τὸν φύλακά μου. Ὠιδὴ μοναχοῦ Ἰωάννου [3].

(Dich besing' ich, den Engel, meinen Wächter; ein Lied des Johannes, des Mönches.)

Ebenso unterliegt es keinem Zweifel, daß er sich mit Jugenderziehung befaßt habe; zu dieser Beschäftigung fühlte er sich lebhaft hingezogen; auf die Früchte derselben blickte er mit berechtigtem Stolze zurück, auf sie beruft er sich zum Beweise, daß er sein Talent nicht müßig vergraben.

Nicht ist die Frucht unedel, die ich zog, noch klein,
Zahlreicher Jugend Geist und Herz bestellt' ich dir . . .
Die Jünglinge, die ich zu edler Art erzog,
Sie sind des anvertrauten Pfundes reicher Zins;
Sie, deren Manchen du bereits als Lehrer schaust,
Umleuchtet hell von wohlverdienter Ehren Glanz [4].

Noch später stand er mit manchem seiner ehemaligen Schüler in brieflichem Verkehr. „Das edle Dreiblatt der Brüder," schreibt er einmal, „die schönste und süßeste Frucht meiner Lehrersorgen, liebe ich wie meine eigenen Kinder, ja wie mein eigen Blut; fast lieb' ich euch zu sehr, das wißt ihr ja selbst." [5]

Es entsteht nun die Frage, ob die Lehrthätigkeit des Mauropus bereits vor oder nur in die Zeit seines Mönchthums fällt. Wir haben die Beweise für die erstere Annahme zu erbringen. Zu derselben zwingt uns jenes seiner Gedichte, dem er die Aufschrift gegeben: „An sein Haus, da er es verkaufte und verließ" [6]. Wir verdanken demselben die folgenden, biographisch wichtigen Angaben. Dieß Haus war sein väterliches Haus:

Denn sehr betrauert er dich, das ihm allzeit werth
Als liebstes Eigenthum, als väterlicher Herd,
Das von den Ahnen ihm als einz'ges Erbe kam (V. 15 ff.).

---

[1] Ibid. 110.

[2] Z. B.: Κανόνες παρακλητικοὶ εἰς τὸν Κύριον καὶ Θεὸν ἡμῶν Ἰησοῦν Χριστόν. Ποίημα Ἰωάννου τοῦ μοναχοῦ τοῦ ἐπίκλην Μαυροπόδος (Lambeccius l. c. 560).

[3] Ibid. 561.

[4] Bollig-Lagarde 92. v. 40 sq.; 47—50.

[5] Ibid. 157. [6] Ibid. 47.

In ihm hat er lange Zeit hindurch (V. 22) neben andern wissenschaftlichen Sorgen sich der Jugendbildung beflissen (V. 29 ff.); nun aber besiegt alle andern Rücksichten λόγος (hier wohl Befehl Gottes) und das Verlangen nach Gott, und als drittes die Furcht vor dem Tode (V. 34 f.). Deshalb zieht er fort, fliehend wohin Gott ihn führt (V. 37), mit Andern zusammenzuwohnen, er, der gestern noch sein eigener Herr war (V. 38).

Damit ist, glaube ich, so viel gewonnen, daß wir unbedenklich dem Ordensberufe des Johannes eine nicht unbeträchtliche Zeit der Lehrthätigkeit im elterlichen Hause dürfen vorausgehen lassen, das er verließ, um sich in's Kloster zurückzuziehen. Ein anderes Motiv zu diesem Schritte, dessen hier keine Erwähnung geschieht, das wir aber anderswo erfahren, war seine körperliche Erschöpfung; besonders hatten seine Stimmorgane so gelitten, daß sie nicht einmal einen schwachen Laut ohne Anstrengung hervorzubringen vermochten[1]. Später erhielt er durch einen Act kaiserlicher Großmuth sein Haus zurück und bezog es wieder[2]; wo wir aber dieß Ereigniß in seinem Leben unterzubringen und wie wir es zu motiviren haben, darüber scheint sich irgend ein Anhaltspunkt nicht zu bieten. Könnte man an Euchaita als an die Vaterstadt des Johannes denken, so ließe sich Alles leicht erklären durch die Annahme, der Kaiser habe dem neuernannten Bischofe sein väterliches Haus zur Residenz anweisen lassen. Allein das verbietet die Antrittsrede des Johannes, in der er sagt, er habe früher schon durch Hörensagen von der Schönheit der Kathedrale von Euchania (Euchaita) gehört[3].

Suchen wir ihm nunmehr in's Kloster zu folgen. Dasselbe kann kein anderes gewesen sein, als das vom hl. Dorotheus dem Jüngern gegründete Dreifaltigkeitskloster in Chiliokomum, das wir jedenfalls nicht weit von Amisus zu suchen haben[4]. Denn bei Amisus lag einmal das Mutterkloster Genna, von dem aus die Gründung erfolgt war, und sodann mußte der Berg, auf dem das neue Kloster lag, von dort aus zu Fuße erreichbar sein, da er dem Dorotheus auf einer seiner apostolischen Wanderungen in der Nachbarschaft wunderbarer Weise bezeichnet wurde. Die Regel, nach der hier die Mönche lebten, war die des hl. Arsenius, jedoch mit zahlreichen Abänderungen und Zusätzen von der Hand des Stifters[5]. Die Mönche lagen daselbst vor Allem dem Gottesdienste, dabei (doch nur nebenbei) der Handarbeit ob; aber auch der Wissenschaft ward ihre Pflege. So sehr gefiel un-

[1] Ibid. 92. v. 25 sqq. [2] Ibid. 48. [3] Ibid. 148.

[4] Külb in seinem Artikel „Johannes Mauropus" in der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" nennt Chiliokomum eine Einöde Thrakiens und beruft sich dafür auf Actt. SS. Jun., I. p. 593. Nun liest man zwar im Index topographicus des gedachten Bandes wirklich Chiliocomum, eremus Thraciae, aber im Texte ist weder p. 593, wie Külb will, noch p. 591, wie der Index angibt, etwas Derartiges zu finden. Wohl aber steht p. 593 zu lesen: „Est autem Chiliocomus locus non admodum dissitus ab urbe Ponti Amiso." In demselben kurzen Artikel von Külb findet sich noch die weitere Unrichtigkeit, die Stadt sei auch Theodosiopolis (statt Theodoropolis) genannt worden.

[5] Bollig-Lagarde, p. 214.

serem Mauropus dieses zurückgezogene Leben im Schatten der klösterlichen Mauern, daß er sich vorkam wie eine Biene, der Christus in den Büchern, wie in ebenso vielen Blüthenzellen, verborgenen Honig weist, oder wie eine Cikade, die er mit dem Thau des Morgens nährt[1].

Indessen es kam der Tag, der ihn seinem Asyle entreißen sollte. Gegen seine Neigung ward er vom Kaiser Konstantin IX. Monomachus auf den bischöflichen Stuhl von Euchaita erhoben. „Zum Rückzug nach der Bischofsweihe", lautet die Aufschrift eines seiner Gedichte. „Schon hielt ich mich," heißt es darin, „der ich allem Ruhme, allen Ehren längst den Abschied gegeben, schon hielt ich mich des Sieges gewiß, schon wollte ich die Siegeszeichen aufpflanzen, da faßt mich der Herr mit der gewaltigen Hand, bändigt den unbändigen Muth und stellt mich mitten hinein in's Leben, mich, der völlig der Welt entronnen zu sein wähnte."[2] Ähnlich in seinen Briefen. Ein Gerücht, er sei zu Ehrenstellen in Aussicht genommen, ist ihm zu Ohren gedrungen; inständig beschwört er den einflußreichen Freund, die Augen nicht auf ihn zu lenken, der wenn irgend einer das Stillleben (τὸ Λάθε βιώσας) liebe, der am wenigsten in dem jetzigen Sturme und Wirrwarr der öffentlichen Angelegenheiten geneigt sei, noch gar Steuermann oder Lootse zu werden, vielmehr hoffe, Wogen und Winden fern (ἔξω σάλου καὶ ζάλης) zu bleiben. „Wir aber kennen unser eigenes Maßrecht wohl und das Joch, dem unser Nacken, und die Last, der unsere Schultern gewachsen sind, und darum räumen wir Stärkeren als wir den Platz; wir für uns ziehen einen leichtern Weg zum Heile vor, der vielleicht unrühmlich, jedenfalls gefahrlos ist."[3]

Die Stadt Euchaita[4] lag in der Provinz Helenopontus[5], eine Tagreise von der Metropole Amasia entfernt, zwischen den Flüssen Iris und Halys; denn den Märtyreracten des jüngern Theodorus zufolge übertrug die hl. Eusebia den Leichnam dieses Blutzeugen auf ihr Landgut, „welches von Amasia eine Tagreise entfernt ist, an einen Ort, der Euchaita genannt wird"[6]. Die Stadt lag somit im Thema Armeniakon, wohin sie auch Spruner-Menke's historisch-geographischer Atlas verlegt. Schon 325 hat Epiphanius, „unwürdiger Bischof der Stadt Euchaita", die Beschlüsse des älteren Nicänums unterzeichnet[7]. Dreier Heiligen Gebeine hütete die Stadt: des heiligen Großblutzeugen Theodorus Stratelates[8], des heiligen Martyrers Theodorus des

[1] Ibid. 89. v. 32 sq.

[2] Ibid. 93. v. 32 sqq. [3] Ibid. 104.

[4] Die richtigere Form des Namens τὰ Εὐχάϊτα im Cod. Vat.; sonst wechselt die Schreibweise zwischen τὰ Εὐχάϊτα und αἱ Εὐχαΐται (Men., 8. Febr.), ἡ Εὐχαΐτα (Men., 8. Juni) und Εὐχανεία (Cedrenus, II. 411). Vgl. Lambeccius l. c. 78. Actt. SS. Jun., I. 595. Le Quien l. c. I. 544.

[5] Auch Helopontus, aber nicht zu verwechseln mit Hellespontus.

[6] Actt. SS. Jun., I. 595.

[7] Ἐπιφάνιος ἀνάξιος ἐπίσκοπος τῆς Εὐχαΐτων πόλεως Ἑλελιώτων (?) ἐπαρχίας ὑρ. ὑπ. Labbe, II. 55. Mansi, II. 697. Man vgl. dessen Note p. 696.

[8] Actt. SS. Feb., II. 22 sqq., 891 sqq. Nilles, Calend. man. u. ecll , p. 96 (cfr. 175).

Jüngeren mit dem Beinamen Teron[1], sowie der hl. Eusebia; alle drei hat Johannes in seinen Gedichten und Festreden verherrlicht[2].

Von dem älteren Theodorus hieß die Stadt seit 969 auch Theodoropolis. Seinem wunderbaren Schutze schrieb man den glänzenden Sieg zu, den Kaiser Johannes Tzimisces in jenem Jahre am Festtage des Heiligen und im Angesichte der Stadt über die Russen erfocht. Zum Danke ließ der Kaiser eine prächtige Kirche an Stelle der schadhaften alten über seinem Grabe erbauen[3]. Wie berühmt und besucht übrigens die Wallfahrt zu Euchaita war, beweist u. A. eine Angabe des Moschus[4], der zufolge der palästinensische Anachoret Johannes bald nach Ephesus pilgerte zum hl. Johannes, bald nach Euchaita zum hl. Theodorus; bald zur hl. Thekla nach Seleucia (Isaurica), bald endlich zum hl. Sergius in Saraphas. Eine neue Bestätigung erhält diese Angabe durch die nun vorliegende Rede auf das Fest des hl. Theodorus Tiro, die uns in den einleitenden Worten die zum Feste versammelte Menge als „aus allen Völkern, ja fast von den Enden der Erde zusammengeeilt, ja zusammengeströmt" schildert, die gekommen, „um den Ruhm dieses heiligen Ortes zu schauen und die ihn überschattende Gnade und Macht zu bewundern und zu preisen". So ist es denn begreiflich, wie der Stuhl des sonst unbedeutenden Ortes trotz der Nachbarschaft von Amasia, der Metropole von Helenopontus, mit der Zeit zu einem exempten (αὐτοκέφαλος) werden und sein Bischof die ehrenden Prädicate Metropolita und Syncellus (ähnlich den geborenen Legaten deutscher Bischofsstühle) erlangen konnte[5].

Von der Kathedrale daselbst entwirft uns der neue Bischof in seiner Antrittsrede[6] folgendes Bild. „Schon früher war mir durch Hörensagen Manches von eurer gefeierten und weitberühmten Kirche zu Ohren gekommen. Ich vernahm, daß sie, was Größe betrifft, den Bedürfnissen mehr als genüge, wegen der Schönheit der Anlage und ihrer baulichen Vollendung höchste Bewunderung verdiene; daß sie von Gold und Silber und kunstreichen Inschriften, vom Schimmer edler Steine und farbenprächtiger Mosaik glänze und gleiße; ich vernahm, daß der zugehörige Schatz überreich an Gewandung und Gefäßen, die, sämmtlich köstlich und kunstreich, werthvoll dem Stoffe nach, bewunderungswerth durch die Arbeit, unter beiden Rücksichten durch Vollkommenheit sich allseitig auszeichnen; ich vernahm endlich, um auch das

---

[1] Τήρων, Τύρων, Tiro. Nilles l c. 105 sq. Migne, PP. GG., XLVI. 741; XXXIX. p. 1822.

[2] Bollig-Lagarde 65. 179. 180. 188. 189.

[3] Leo Diac. l. IX. c. 9 Cedrenus, II. 411. Zonaras l. XVII. c. 3.

[4] Bollig-Lagarde 180. Μαρτυρικὴ πανήγυρις πάλιν.

[5] Ποιμὴν μὲν οἰκτρὸς Εὐχαΐτων ὁ γράφων
Ἔστι δὲ καὶ σύγκελλος (ibid. p. vi).

Michael Psellus l. c. nennt ihn sogar Πρωτοσύγκελλος, was dann jedenfalls eine persönliche Auszeichnung war. Vgl. Ducange, Gloss. „Syncellus".

[6] Προσφώνησις πρὸς τὸν ἐν Εὐχαΐτοις λαόν, ὅτε πρῶτον ἐπέστη τῇ ἐκκλησίᾳ. Bollig-Lagarde 184. Vgl. das Enkomium des Psellus l. c. p. 156—159.

zu erwähnen, daß von zahllosen Lampen und Kronleuchtern strahlender Lichtglanz, ein irdischer Sternenkranz mit dem himmlischen wetteifere."

Mag immer in dieser Schilderung Einiges auf Rechnung des rednerischen Schmuckes kommen, der Hauptsache nach muß sie ihre Richtigkeit haben, da Johannes sie nicht allzu lange nach der Ankunft in seinem Sprengel in einem an den Patriarchen gerichteten Schreiben[1] vollkommen bestätigt. Nicht ist dieß der Fall mit den Lobsprüchen, die in obiger Rede auch der Umgebung von Euchaita gezollt werden. Während dieselbe dort als bevölkert, fruchtbar, heerden- und quellenreich geschildert wird, wird uns hier die Möglichkeit geboten, unsere dort etwa gewonnenen Ansichten zu berichtigen. „Kirche und Volk, die deine heiligen Hände und durch sie die Gnade des heiligen Geistes uns zum Loose bestimmt, scheinen vortrefflich. Die Leute sind gebührend leitsam und wohlgezogen und werden es täglich mehr. Gleich von Anfang an hat durch Gottes Güte und die kräftige Mitwirkung der Gebete meines gnädigen Herrn auch nicht Einer den von Euch Gesandten ungern gesehen; und ist dieser bis zur Stunde noch nicht einem unliebsamen oder unfreundlichen Blicke begegnet. Vielmehr haben Alle mit Freuden die Wahl vernommen und den Erwählten aufgenommen; ja als wären wir von Kindsbeinen an zusammen aufgewachsen und großgezogen, so hat uns hier jeder innigst lieb. Im Übrigen ist das Land über die Maßen öde, schwach bevölkert, reizlos, baumlos, dürr, holzarm, schattenlos, ganz Wildniß und Vernachlässigung, nichts bietend, was der Rede werth wäre."

Trachten wir nun zunächst die Zeit zu bestimmen, wann Johannes den Stuhl von Theodoropolis bestieg. Einen Anhalt gewährt die „Dankrede nach Unterdrückung der Tyrannis"[2], d. h. nach Niederwerfung des von Leo Tornicius erregten Aufstandes, der, weil er „den Mönch ausgezogen (mit Recht, denn er war unwürdig) und den Weltmenschen angezogen", in einem geistreichen Wortspiele als Chamäleon bezeichnet wird: χαμαιλέων ὁ Λέων ἀναφανείς. Der Aufstand des Tornicius fällt in das Jahr 1047; als Datum der Rede gibt die Überschrift den fünften Tag nach Weihnachten an; sie wurde somit den 30. December 1047 gehalten und zwar zu Konstantinopel, wo Johannes während der Belagerung der Rebellen anwesend war. Spätestens in diesem Jahre muß er zur bischöflichen Würde erhoben sein. Daß seine Erhebung durch Kaiser Konstantin IX. Monomachus geschah, scheint zur Genüge aus seiner Stellung und seinem ganzen Verhalten zu diesem Fürsten hervorzugehen, von dessen Lob seine Schriften wiederhallen. Eine Bestätigung dessen bilden offenbar die Worte des Zonaras, der von Kaiser Konstantin IX. berichtet: „Den Wissenschaften war er zugethan, oder richtiger, den Männern der Wissenschaft oder solchen, die im Rufe der Wissenschaftlichkeit standen, da er selbst jene nur mit der Fingerspitze gekostet hatte"[3]. Ist dieß richtig, so werden wir auch die Inthronisation des Mauropus vom Regierungsantritte des Monomachus im Juni 1042 bis in die Mitte des folgenden Jahres

---

[1] Ibid. 163. [2] Ibid. 186.

[3] Zonaras l. XVII. c. 21.

hinausschieben dürfen. Es finden sich nämlich unter den Briefen des Euchaiten drei an den Patriarchen, der ihn ordinirt; sie sind an dem officiellen Titel, der für Konstantinopel nicht wie für Antiochien Πατριάρχης, sondern ἀρχιερεύς lautete[1], erkenntlich, und erweisen sich als nicht allzulange nach Ankunft in dem neuangewiesenen Sprengel abgefaßt. Da sich nun andererseits aus mehreren anderen Briefen und Gedichten ergibt, daß der Autor, wie mit dem Kaiser, so auch mit dem Patriarchen in besonders freundschaftlichen Beziehungen stand, so werden auch wohl diese Briefe schwerlich mehr an den mit dem Hofe zerfallenen Patriarchen Alexius, sondern bereits an Michael Cärularius gerichtet gewesen sein. Wir werden also den Amtsantritt des Johannes Euchaita zwischen den Ausgang des Jahres 1043 und den Anfang des Jahres 1047 zu setzen haben.

Suchen wir auch das Ende seiner Amtsführung, beziehungsweise sein Todesjahr zu bestimmen. Zur Sache schreibt Dom Ceillier: „On met sa mort vers l'an 1054; mais il faut ce semble la retarder jusqu'en 1092.“[2] Woher Dom Ceillier die Angabe genommen, daß man den Tod des Johannes von Euchania auf 1054 ansetze, ist mir unbekannt, sie verdient auf jeden Fall Beachtung. Es lassen sich für sie zwei Gründe geltend machen, ein äußerer und ein innerer, wie man sagen würde. Um mit letzterem zu beginnen, finden sich in den nunmehr vorliegenden, zweifellos echten Werken des Johannes zahlreiche Angaben und Anspielungen, die Zeitereignisse betreffend, welche bald in wichtigen Punkten die Angaben der Chronisten, namentlich des Cedrenus und Zonaras bestätigen, bald in interessanten Nebensachen ergänzen. Es sei erlaubt, auf einiges Wenige hinzuweisen, um so mehr, als durch ähnliche Beobachtungen, wenn sie vermehrt würden, das vielleicht zu weit getriebene Mißtrauen mancher Kritiker gegen jeden aus griechischer Feder stammenden Bericht auf sein rechtes Mittel zurückgeführt werden könnte[3]. So erfahren wir u. A., daß auch nach der Thronbesteigung des Monomachus nicht nur Zoë, sondern auch Theodora den Augustentitel weiterführte[4]; wir erhalten eine Bestätigung der Angabe, der Kaiser habe durch seine Munificenz den täglichen Gottesdienst in Sancta Sophia wieder ermöglicht[5]; wir sehen, daß der Kaiser den Festtag des hl. Georg in seiner Lieblingsstiftung Mangana zubrachte[6]. Der Aufstand des Leo Tornicius, alle Veranstaltungen des Kaisers, die Belagerung der Hauptstadt durch die

---

[1] Ep. Petri Ant. ad Petrum Aquil. Migne, PP. GG., CXX. 758. Hergenröther, Photius, III. S. 766.

[2] Dom Ceillier l. c. c. XXIII. n. 1.

[3] Man vergleiche die Darstellung der Regierung des Monomachus (1042—1054) bei Damberger, Synchronistische Geschichte, VI. — Nach Angabe des Cedrenus und Zonaras, der nicht nur Le Beau (Histoire du Bas-Empire, XVII. p. 24 sqq.), sondern auch Hergenröther (a. a. O. S. 735) beitreten, war Konstantin IX. in dritter Ehe — weßwegen Patriarch Alexius die Einsegnung verweigert hatte — vermählt mit Zoë, behielt aber die eine Tochter des Basilius Sklerus als Concubine-Augusta.

[4] Bollig-Lagarde 55. 181.

[5] Ibid. 44. 45. [6] Ibid. 181.

Empörer werden in's Einzelne geschildert, alle Angaben des Zonaras bestätigt, wenngleich die Thatsachen in anderer Weise beurtheilt werden, ja manches neue Detail, z. B. über den unter Anführung des Patriarchen von „Meer zu Meer", d. h. vom Chrysokeras zur Propontis sich bewegenden Bittgang beigefügt. Ähnlich schildert die (der Zeit nach) erste Rede „zum Gedächtnißtage des großen Siegers[1] und die jüngsten Wunderzeichen an den Barbaren"[2], gehalten am 23. April 1049, eingehend die in diesem Jahre über die Petschenegen errungenen Vortheile; alles Detail, was sich bei den Chronisten findet, findet man wieder: den Übergang über das Eis der Donau im December 1048, die Ruhr der Petschenegen in Folge des übermäßigen Genusses von Fleisch, Wein und Honigmeth (ὑδρόμελι), die Taufe des Tyrach und seiner Gefährten[3]; nur ein kleines Wunder wird hier mehr berichtet: ein Kreuz erschien — ob am Himmel oder in der Einbildung, bleibt unnachweisbar. Auch erfahren wir aus dieser Rede, daß die Gesandtschaft des ägyptischen Kalifen Mostanser nicht erst um 1052[4], sondern schon Anfang 1049, wenn nicht im Laufe von 1048 in Konstantinopel anlangte. Die Novelle des Monomachus, betreffend die Ernennung der Rechtsprofessoren an der von Theodosius II. gegründeten, von Konstantin IX. reformirten Akademie der Hauptstadt, die ebenfalls Johannes zum Verfasser und die Ernennung des nachmaligen Patriarchen Johannes Xiphilinus zum Nomophylax als Veranlassung hat, bietet interessante Einzelheiten über die byzantinischen Rechtsverhältnisse damaliger Zeit, über Professoren und Studirende, Gehalt und Amtstracht der Lehrer, die juristische Bibliothek der neuen Stiftung u. dgl. m.[5] So bis zum Jahre 1054. Von da an, trotz der nun folgenden kirchlichen und bürgerlichen Wirren, altum silentium.

Zu dieser sich mit Gewalt aufdrängenden Beobachtung tritt ein äußerer, gleich gewichtiger Grund. Es begegnet uns nämlich in diesem Jahre ein Nikolaus, Metropolit von Euchania, als Mitunterzeichner der Aftersynode des Michael Cärularius vom 20. Juli, die als Grundstein für das allmählich sich ausbauende Schisma betrachtet werden muß[6]. Daß dieß Euchania nicht ein thrakisches, vom helenopontischen Euchaita verschiedenes ist, wie Gams[7] zu glauben scheint, der diesen Nikolaus zweimal auftreten läßt, einmal als Bischof von Euchania (Theodoropel, Metropolis Herakleia) und einmal als Bischof von Euchaita (auch Theodoropel, Metropolis Amaseia), während er einen Johannes von Euchaita gar nicht kennt, ist von Matthew Bust in seinen Noten zu den von ihm edirten Gedichten des Mauropus hin-

---

[1] D. h. des hl. Georg, des Patrons des Klosters Mangana, dessen ehrende Titel: ὁ ἅγιος ἔνδοξος μεγαλομάρτυρ, ὁ τροπαιόφορος.

[2] Ibid. 182 Über die beiden Reden p. 181 u. 182 vgl. ibid. 95.

[3] Zonaras l. c. l. XVII. c. 26.

[4] Damberger, Synchronistische Geschichte, VI. 431.

[5] Bollig-Lagarde 187.

[6] Νικόλαος τῆς Εὐχανείας καὶ σύγκελλος. Mansi, XIX. 822.

[7] Series Episco. Vgl. S. 427 u. 442.

reichend dargethan[1] und übrigens nach der Angabe des Zonaras „τὴν Εὐχανίαν ἢ Εὐχαΐταν“ [2] außer Zweifel.

Wir hätten also allen Grund, unseren Johannes um 1054 sterben zu lassen; allein dem stehen andere nicht minder wichtige und richtige Angaben entgegen.

Besonders auffallend ist gewiß, daß in den Schriften des Johannes von Euchaita der aufregenden kirchlichen Wirren der Jahre 1053 und 1054 mit keinem Worte Erwähnung geschieht, um so mehr, da er bekennt, er werde als einer, der sowohl bei dem Kaiser und den Augusten, als auch bei dem Patriarchen in Macht und Ansehen stehe, vielfach angefeindet[3], und er einmal vom Patriarchen insbesondere sagt, der Tadel selbst würde nichts an ihm zu tadeln finden[4]. Allein dieß Schweigen zu erklären, müßten wir seinen Tod schon in das Jahr 1053 verlegen, und doch muß er den Tod des Kaisers überlebt haben; oder sollte ein Byzantiner die dichterische Licenz so weit getrieben haben, seinen Βασιλεὺς φιλόχριστος durch eine poetische Fiction unter die Erde zu bringen, um das Vergnügen zu haben, ihm bei Lebzeiten eine Grabschrift zu dichten?

Noch weiter wird unserem Dichter das Leben von A. Fabricius[5] verlängert, indem ihn dieser nicht nur Konstantin IX. († 30. Nov. 1054; Zoë starb schon 1050, über 70 Jahre alt), sondern auch Theodora, die nach dem Tode ihres Schwagers ein Jahr und neun Monate Alleinherrscherin war[6], ja sogar den Regierungsantritt des Komnenen Alexius um zehn Jahre überleben läßt. Zum Beweise beruft er sich auf eine 1092 unter dem Patriarchen Nikolaus gehaltene Synode, an der ὁ Εὐχανείας Ἰωάννης Theil genommen[7].

Eine zweite Angabe, welche die Ansicht des Fabricius unterstützt, findet sich in den Menäen zum 30. Januar, dem gemeinschaftlichen Feste der drei ökumenischen Lehrer, Basilius' des Großen, Gregors des Theologen und Johannes' Chrysostomus. Dort findet sich die Einführung dieses Festes also beschrieben: Unter der Regierung des Alexius Komnenus, der nach „dem Botoniaten das Scepter des Reiches ergriff“, sei zu Konstantinopel ein Streit darüber entstanden, wer von den gedachten Kirchenlehrern der Größere sei; der Streit erfreute sich so allgemeiner und so lebendiger Theilnahme, daß sich (man wird lebhaft an die Zeiten der Grünen und Blauen erinnert) die Parteien der Johanniten, Gregoriten und Basiliten bildeten. Da seien die drei Heiligen dem Johannes Euchaita im Traume (ὕπαρ οὐκ ὄναρ, wie die classische Formel dafür lautet) erschienen, hätten ihre brüderliche Eintracht erklärt und, um dieselbe öffentlich zu documentiren, den Wunsch geäußert, an einem Tage durch ein gemeinsames Fest gefeiert zu werden[8]. Obschon

---

[1] L. c. not. 1: εἰς πίνακας. [2] L. XVII. c. 3.

[3] Καὶ παρὰ βασιλεῦσιν αὐτοῖς καὶ πάρὰ πατριάρχαις δυνάμενος. Bollig-Lagarde 119.

[4] Ibid. 53. v. 13. [5] L. c. VIII. 627.

[6] Zonaras l. XVII. c. 28 in fine.

[7] Jus Graeco-Romanum, III. 215.

[8] Actt. SS. Jun., II. 934.

nun die Autorität der Menäen in ihren historisch-biographischen Notizen gewiß nicht über jedes Bedenken erhaben ist, sondern vielfach die echt hellenische Vorliebe für das Wunderbare zu theilen scheint, so ist doch diese Angabe, mit der obigen verbunden, ein nicht zu verachtendes Beweismoment. Aber — und damit berühren wir die wichtigste Einwendung gegen diese Ansicht — ist eine solche Ausdehnung der Lebensdauer des Johannes von Euchaita auch zuläßig?

Spätestens 1047 saß derselbe auf dem Bischofsstuhle des hl. Theodorus; je früher man seine Wahl ansetzt, um so stärker wird das Bedenken, das wir vorzutragen haben und das sich auch Fabricius hätte aufdrängen sollen, der alles Material zu demselben beisammen hatte. Denn bei seiner Wahl war ja unser Johannes nach eigener Angabe schon vorgerückteren Alters, seine Kräfte durch vielfache Krankheit geschwächt. Auch hat Fabricius seine deßfallsigen Äußerungen nicht übersehen. **Eodem in loco, so schreibt er, innuit, se aetate provectum et viribus jam deficientibus ad dignitatem episcopalem protractum esse**[1].

Denn mit dem siechen Leib siecht auch die Stimme schon,
Wie, wenn die Leier krankt, auch krank des Liedes Ton[2]

Ähnlich in seiner schon erwähnten Antrittsrede. Nachdem er auf den schönsten Schatz der Kirche, die Confession des hl. Blutzeugen Theodorus, zu sprechen gekommen, sucht er das große Vertrauen, das er zu demselben fühle, also zu begründen. Mehr als früher verspreche er sich nun seine Hilfe: einmal, weil nun sein Wohlthäter ihm näher sei als früher — wenn anders das einen Unterschied mache für den, der mit zahllosen Zeichen und Wundern alle Orte erfülle —; sodann, weil der der Hilfe Bedürftige mehr denn vorhin zur Familie des Heiligen zähle. Bedürftig sei er ebenfalls mehr als früher, wegen der Heftigkeit der Krankheiten, an denen nichts so sehr schuld sei, als die Mühseligkeiten und Strapazen der weiten und beschwerlichen Reise. „Sehet nur, wie sie uns zugerichtet und zusammengeschmolzen hat, besonders wegen der Ungewohntheit, so daß sie uns beinahe untüchtig macht auch für die nothwendigeren und nützlicheren Arbeiten (die heiligen und geistlichen sage ich), zu denen wir vom heiligen Geiste berufen sind.“[3]

„Über mir alle Schrecken, die mich erschreckten,“[4] schreibt er an einen Freund, „Wahl und Thron und Unruhe und Geschäfte, kurz Alles, was mir immer über Alles furchtbar war, wie du selbst bezeugen wirst, Alles, was ich zeitlebens gehaßt und gemieden. Doch da es nun einmal also der Vorsehung gefiel, sag' ich ihr, die über Alles wacht, sag' ich — ich weiß nicht, was ich sagen soll; Dank dem, der es so gefügt; denn auch der Widerwillige schuldet solchen. Aber wenn je, so bedarf ich jetzt gar dringend deines Gebetes, damit sich meine Mattigkeit wieder aufrichte und kräftige; ich weiß nicht, welche die größere ist, die geistige, von der es allerdings in hohem Maße gilt, oder die dieses elenden Leibes; denn das haben die beiden gemein, eine gänzliche Er-

---

[1] Bibl. Graeca l. c.

[2] Bollig-Lagarde 92. v. 66 sq.

[3] Ibid. 184. p. 161. [4] Job 3, 25.

schlaffung und Unfähigkeit. Gleichwohl wird — denn viel vermag ja, wie wir vernommen, das Gebet des Gerechten [1] — auch mir rechtzeitig um desselben willen Kraft werden. Über die Sache selbst, ihr Wie und Woher wird dich Fama bald belehren, wenn sie es nicht schon, wie ich fast glauben möchte, gethan hat, nachdem sie beinahe bereits die Runde um die Welt gemacht hat. Bitte, laß mich recht bald ein Wörtchen von dir hierüber haben und bete für mich, oder richtiger, vergiß nicht, recht freigebig mit deinem Gebete zu sein, falls du einen, wenn auch noch so geringen Antheil an meinem Schicksal nehmen solltest."

Ähnliche Zeugnisse aus den Briefen des Johannes ließen sich leicht vermehren [2], so daß seine fortwährende Kränklichkeit einer seiner bestbeglaubigten Lebensumstände ist. Lassen wir also unseren Autor, wozu wir gewiß nach Obigem berechtigt sind, etwa um ein Jahrzehnt seinem Jahrhundert voraus sein, so wäre er 1092 hundert und zwei Jahre alt gewesen. Gleichwohl soll er nach Fabricius selbst noch länger gelebt haben, nämlich wenigstens bis 1107, d. h. er müßte beiläufig sein 117. Jahr erreicht haben. Es findet sich nämlich unter seinen Gedichten eines: „An den heiligen Theophylakt", worin er diesen bittet, er möge, wie er selbst ein Gottbeschützter sei, so ihm ein Gottesschutz sein und durch die Arznei seines Gebetes die jämmerliche Krankheit auf dieser Fahrt durch's Leben mildern [3]. Wer anders könnte dieser Theophylakt gewesen sein, als der aus dem Azymenstreit bekannte Erzbischof von Achrida in der Bulgarei, der mit Petrus III. von Antiochien die gemäßigte Richtung unter den Griechen vertrat? Er wird um seine Hilfe in einer Weise angerufen, die uns verbietet, das ἅγιος von einem noch Lebenden zu verstehen. Nun aber starb Theophylakt von Achrida jedenfalls nicht vor 1107 [4]; folglich — der Schluß liegt nahe.

Wofür haben wir uns zu entscheiden? Setzen wir den Tod des Euchaiten auf 1054, bleibt uns der Johannes der Synode von 1092 zu erklären, das Gedicht an Theophylakt, die Angabe der Menäen; lassen wir ihn leben bis 1092 oder gar 1107, steht uns der Nikolaus der Synode von 1054 im Wege, das geradezu unerklärliche Verstummen über alle Ereignisse nach dem Tode des Monomachus und die fast vorsündfluthliche Lebensdauer bei anhaltender Kränklichkeit.

Den Ausschlag, nach welcher Seite die Entscheidung zu fallen hätte, könnten vielleicht die leider noch ungedruckten Kanones (d. h. numerirende, neun-, resp. achtodige, vielleicht auch akrostichische Nachahmungen der griechischen Kirchenhymnen byzantinischer Zeit) geben, die, wie Cardinal Pitra berichtet [5], Johannes Mauropus über die religiösen und militärischen Ereignisse seiner Zeit geschrieben hat, und die nach seinem Ermessen des Druckes

---

[1] Jac. 5, 16. [2] Vgl. z. B. 147. 149. 153 u. a. m.

[3] Bollig-Lagarde 59.

[4] Cfr. de Rubeis, De Theophylacti Bulgariae Archiep. gestt. scriptt. ac doct. Migne, PP. GG., CXXIII. 21 sq.

[5] Hymnographie de l'église grecque, p. 61.

ebenso werth wären, als seine Jamben. Wo die Handschriften derselben ruhen, gibt der gelehrte Kirchenfürst nicht an. Es müßte sich alsdann zeigen, ob sich das geheimnißvolle Schweigen des Johannes über die Ereignisse nach 1054 auch hier wiederholt.

Suchen wir unter diesen sich bekämpfenden Angaben diejenigen Schwierigkeiten zu entfernen, zu deren Beseitigung hinreichende Fingerzeige sich bieten.

Daß Johannes von Euchaita den Kaiser Konstantin Monomachus nicht überlebt habe, läßt sich, so sehr auch immer die gegentheilige Annahme Alles vereinfachen würde, leider nicht festhalten. Der Gedichte, die den Tod des Kaisers zur Voraussetzung haben, sind zu viele, im Ganzen zehn[1], um sich als poetische Prolepsis erklären zu lassen. Er starb somit nicht vor Ablauf des Jahres 54. Den Tod des Kaisers um ein Jahr vor oder aber die Julisynode des Michael Cärularius um ein Jahr zurückzuschieben, haben wir kein Recht. Mithin bleibt die geheimnißvolle Persönlichkeit des Nikolaus von Euchania ein ungelöstes Räthsel, da wir auch das bequeme Mittel eines doppelten Euchania, wie wir sahen, verwerfen müssen. Denn ob wir einen Schreibfehler oder eine Verwechslung oder eine Fälschung vor uns sehen, oder ob wir an einen Intrusus zu denken haben, etwa weil Johannes seit dem Zerwürfnisse des Patriarchen mit dem Kaiser auf Seite des Hofes trat, für solche und ähnliche Conjecturen liegen bestimmte Anhaltspunkte nicht vor.

Johannes Mauropus kann aber auch nach der anderen Seite nicht viel über 1054 hinaus gelebt haben; das zu glauben bestimmt uns weniger die unverbürgte Angabe des Dom Ceillier, als der Inhalt der Werke unseres Dichters, seine eigenen Angaben über sein Lebensalter und seine Kränklichkeit aus den Jahren 1043—1047, sowie endlich die Haltlosigkeit der für sein höheres Lebensalter beigebrachten Beweismomente. Prüfen wir diese im Einzelnen.

Ob Johannes den Tod der Kaiserin Theodora (gest. 22. August 1056) überlebt, ist nicht gewiß, obschon man bei Nr. 67 seiner Gedichte diesen Gedanken einen Augenblick festhält, wenn auch nur, um ihn sogleich wieder fahren zu lassen.

Die Angabe der Menäen, daß am Zustandekommen des Festes und an der Abfassung des Officiums der heiligen drei ökumenischen Lehrer Johannes von Euchaita betheiligt war, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich. Hymnograph, und zwar, wie wir sehen werden, ein äußerst fruchtbarer, war Mauròpus, und seine Verehrung zu den gedachten Heiligen ließ ihn dieselben in einem Gedichte besingen[2], in einer Rede verherrlichen[3], auf einem Bilde darstellen[4], das ihm von dem Mönche Gregorius, mit welchem er auch sonst in gelehrten und freundschaftlichen Beziehungen stand[5], ausgeführt ward. Es paßt auch dieser Aufschwung der Volksandacht zu diesen drei Heiligen wenigstens ebenso gut,

---

[1] Bollig-Lagarde 75—80. 81—85.

[2] Ibid. 17. Ein anderes Actt. SS. Jun., II. p. LV.

[3] Bollig-Lagarde 178.

[4] Ibid. 68. [5] Ibid. 117.

als in die Zeit des Alexius Komnenus, in die Tage des Michael Cärularius, der in Ermangelung eines Bessern auch den Vorwurf erhob, sie verehrten die drei griechischen Kirchenlehrer nicht, eine Beschuldigung, die ihre Wirkung auf den Fanatismus der einfältigen Menge nicht verfehlen konnte [1]. Wenn nun 1092 ausweislich der Synode des Patriarchen Nikolaus wieder ein Johannes auf dem Stuhle von Euchaita saß, den wir aus den angeführten Gründen von seinem Vorgänger Mauropus zu unterscheiden haben, so erklärt sich leicht, wie die Menäen entweder Beide für identisch halten oder, was unter Ersterem geschah, in die Zeiten des Letzteren versetzen konnten. Nicht unwahrscheinlich ist die ganze Erzählung von den Basiliten, Gregoriten und Johanniten eine fromme Legende, die an den Namen des Euchaiten nur deßhalb geknüpft wird, weil von ihm nachweislich der Hauptkanon des Festofficiums herrührte.

Die letzte noch bleibende chronologische Schwierigkeit ist jedenfalls noch geringer. Denn daß hinter dem ἅγιος Θεοφύλακτος nun gerade der Erzbischof von Achrida zu suchen sei, ist doch eine durch nichts erwiesene Annahme. Mit demselben Rechte, wenn nicht mit größerem, ist man versucht, an den hl. Theophylaktus von Nikomedien, den Homologeten, zu denken, dessen Fest am 8. März begangen ward [2], oder an einen in Gott ruhenden väterlichen Freund des Mauropus, vielleicht aus der Laura des hl. Dorotheus.

Wie von selbst drängt sich nach dem Gesagten die weitere Frage auf: Wie stellte sich der Metropolit von Euchaita zum Schisma des Michael Cärularius? Suchen wir uns die Frage, in soweit dieß möglich, zu beantworten.

Wir sahen Johannes gleichmäßig befreundet mit dem Kaiser und dem Patriarchen. Wegen der Freundschaft mit Beiden wird er angefeindet [3], strenge verurtheilt er gegen Beide sich wendende Schmähschriften [4], die Bildnisse Beider hat er in Euchaita aufgestellt [5], an Beide endlich liegen in bei aller Ehrfurcht vertraulichem Ton gehaltene Briefe vor [6]. Das alles weist uns auf die Zeit, wo zwischen Krone und Kreuz das anfängliche gute Einvernehmen bestand, auf die Zeit vor 1053. Von da ab gingen Kaiser und Patriarch getrennte Wege; im Streite mit den Lateinern sehen wir den schwachen Herrscher dem herrschgewaltigen Kirchenfürsten feindlich gegenüberstehen. Auf welcher Seite stand Johannes? oder vermied er es, überhaupt Stellung zu nehmen? Sein friedfertiger Charakter läßt Letzteres vermuthen. Gewiß läßt sich eine endgiltige Antwort auf die Frage nicht geben; das Schisma von 1053 vollzog sich nicht plötzlich, erst allmählich gelangte es zu allgemeiner Geltung [7], so daß man ja selbst über die beiden folgenden Patriarchen Konstantin Lichnudes und

---

[1] Caerularii ep. ad Petrum III. Antioch. Migne, PP. GG., CXX. 794. Hergenröther, Photius, S. 769.

[2] Nilles, Calend. man., p. 118. Die Anrede πάτερ gilt ebenso gut Lebenden (n. 68) als Heiligen, z. B. dem hl. Konstantin.

[3] Bollig-Lagarde 118 sq.

[4] Ibid. 53. [5] Ibid. 87.

[6] An den Kaiser ibid. 125; an den Patriarchen s. o.

[7] Hergenröther a. a. O. S. 789 ff.

Johannes Xiphilinus nicht mit völliger Sicherheit entscheiden kann, ob sie den Schismatikern beizuzählen oder nicht [1]. Vielleicht dürfen wir aber das völlige Schweigen des Johannes in einer so brennenden Zeitfrage zu seinen Gunsten deuten; wahrscheinlich, daß ihm das zänkische, herausfordernde Wesen des Cärularius in dieser Sache ebenso wenig gefiel, als dem Patriarchen Petrus III. von Antiochien und später dem Theophylakt von Achrida. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, als Johannes in den acht Kanones, die er, wie die Akrosticha ausweisen, auf den Apostelfürsten geschrieben [2], seine Überzeugung vom Primate der römischen Kirche hinlänglich beurkundet hat in Worten wie z. B. die folgenden, mit denen die fünfte Ode des elften Kanon anhebt:

Roma's Schirmherr
Und der Königsburg Schatzmeister,
Der Fels des Glaubens,
Der unentwegte Grundstein
Der allgemeinen Kirche,
Sei uns in heiligen Liedern gepriesen [3].

Von diesen Erörterungen über die äußeren Lebensverhältnisse des Mannes auf seinen Werth als Mensch und Schriftsteller zu kommen, so zeigt er sich uns, insoweit wir seine Gestalt in dem Spiegel seiner eigenen Schriften zu erkennen vermögen, als echter Byzantiner, doch im besten Sinne des Wortes. Es ist ihm wie allen seinen Landsleuten jene Überschwänglichkeit eigen, die der Spätgrieche nie verläugnet, wenn er von der neuen Roma und dem christusgeliebten Kaiser, dem allerrechtgläubigsten Beherrscher des Erdballs redet, und die uns lebhaft an die „gesta Dei per Francos“ und ähnliche Schlagwörter erinnert. Vielleicht werden diejenigen abendländischen Christen, die in demselben Punkte auch nicht ganz rein sind, ein etwas milderes Urtheil über byzantinische Aufgeblasenheit fällen, als man es wohl liest und hört. Schon Bust fühlte sich gestoßen, weniger durch das Lob des Kaisers, der bei aller Schwäche immerhin vortreffliche Eigenschaften besaß, als durch die Verherrlichung der „vetula Zoë“, wie er sich ausdrückt. Allerdings klingt es auch unserem deutschen Ohr etwas voll, wenn wir die bald Siebzigjährige anreden hören als „schönste Blüthe des Purpurs“, als „Auge, Kleinod, Zier der Welt“, als „alles, was da schön und köstlich ist“. Wir müssen aber bedenken, daß Johannes mit all seinen Landsleuten in den beiden Schwestern Zoë und Theodora „die Sprößlinge so vieler Kaiser“, d. h. das letzte, sorgfältig bewahrte Überbleibsel der makedonischen Kaiserfamilie verehrte [4]. Wir

[1] Ebendas. S. 778. [2] Pitra l. c. p. 83.

[3] Ῥώμης ὁ πολιοῦχος,
καὶ τῆς βασιλείας ὁ ταμιοῦχος,
ἡ πέτρα τῆς πίστεως,
ὁ στεῤῥὸς θεμέλιος
τῆς καθολικῆς ἐκκλησίας,
ἱεροῖς ὑμνείσθω ἐν ᾄσμασιν. Ibid. p. cxx.

[4] Cfr. Bollig-Lagarde 55. v. 10 sqq., 181 (191 [1]).

versöhnen uns völlig, wenn wir gewahren, daß diese Art zu reden nicht auf Rechnung einer weniger edlen Denkungsart zu setzen, sondern der einmal herrschenden Mode (usus est tyrannus) zur Last zu legen ist. Gesteht uns doch Johannes selbst, er habe eine begonnene Chronik nur deßhalb liegen lassen, um nicht etwa, wenn er auch die zeitgenössischen Ereignisse in den Kreis seiner Darstellung zöge, der Wahrheit, wenn auch nicht durch Entstellung, so doch durch Schmeichelei zu nahe zu treten[1]. Der letzte Rest allenfallsigen Mißmuthes schwindet endlich, wenn wir sehen, in welch edler Weise er seinen Einfluß bei dem Monarchen benutzt. „Der Aufstand des General's Theophilus Erotikus," schreibt F. C. Schlosser im sechsten Bande seiner Weltgeschichte (S. 205 u. f.), „ist besonders deßhalb merkwürdig, weil Konstantin die gefangenen Rebellen nur gelinde bestrafte, während sonst höchst grausame Strafen über Hochverräther verhängt zu werden pflegten." Dasselbe war der Fall nach der Verschwörung des Romanus Boilas[2]. Man wird in Zukunft diese Milde nicht einzig auf Rechnung des zur Versöhnung geneigten Charakters des Kaisers setzen dürfen. In einem eindringlichen Briefe ermahnte ihn Johannes von Euchaita, seinen unblutigen Sieg nicht mit Blut zu beflecken, sondern durch Verzeihung einen neuen und größeren zu erringen[3]. Er hat darin sich und seinem kaiserlichen Freunde ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Auch Psellus, welcher uns berichtet, wie hoch der Kaiser die Person und den Rath des Bischofs schätzte, preist gleichfalls seinen großen Freimuth. „Welcher Andere", ruft er aus, „wäre dem Kaiser so freimüthig gegenübergetreten?"[4]

Im Übrigen begegnen wir auf jeder Seite seiner Schriften einer aufrichtigen und innigen Frömmigkeit. Rührend sind die Bitten um Gebet, die er aus Anlaß seiner Wahl zum Bischofe an seine Freunde richtet[5], ansprechend die Wärme der Freundschaft: ein Thema, das in unzähligen Briefen in stets neuer, niemals ermüdender Weise variirt wird. Gegen Feinde und Verleumder, die ihm vor seiner Erhebung Indolenz, nach derselben Ambition vorwarfen, führt er wohl eine kernige Sprache: „Was sprichst du, Mensch? Wir Bewunderer irdischer Größe? wir Liebhaber der Ehre, die aus den Menschen ist? wir Freunde und Rathgeber der Könige und deßhalb den Armen unzugänglich und unerreichbar?" Stets aber bietet er schließlich die Hand der Versöhnung. Überhaupt gibt es wenige seiner Briefe und Gedichte, sie mögen einen Gegenstand behandeln welchen sie wollen, in denen, trotz aller ihrer Kürze, nicht seine Gedanken eine Wendung zum Überirdischen, Ewigen nehmen. Gewiß wird der Leser seiner Werke geneigt, bedingungslos das Lob gelten zu lassen, das die Menäen[6] ihm zollen, er sei ein ganzer Mann gewesen (τῷ πάνυ ἀνδρί), berühmt durch die classische Bildung, wie seine Gedichte bewiesen, berühmter jedoch durch die Tugend, deren Gipfel er erreicht habe.

---

[1] Ibid. 96. [2] Le Beau l. c. p. 116 sqq.
[3] Bollig-Lagarde 125. [4] L. c. p. 154.
[5] Cfr. ibid. 144. 147. 149. 171.
[6] L. c. Actt. SS. Jun., II. 934.

Das stimmt mit dem Urtheile des jüngeren Psellus[1] überein, nur daß dieser den Tadel hinzufügt (wenn anders es ein Tadel und nicht vielmehr ein Lob ist), er sei in politischen und weltlichen Händeln wenig erfahren gewesen. Ungetheilte Anerkennung zollt er dagegen dem literarischen Verdienste, seiner Beredsamkeit, die der des Isokrates verwandt sei, seinen Kenntnissen in der Philosophie, besonders den christlichen und den theologischen Disciplinen, die ihn als einen zweiten Gregorius erscheinen ließen. Noch begeisterter spricht der Lobredner von den Tugenden seines Lehrers, von der Geradheit seines Charakters, von seiner gewinnenden Leutseligkeit, von seinem Eifer für die Ausschmückung des Gotteshauses und Hebung des Kirchengesanges, von seiner großen Gerechtigkeitsliebe und weisen Besonnenheit, von seiner Abtödtung und männlichen Selbstbeherrschung; daher sei Johannes von Allen geliebt, aber zugleich auch gefürchtet; und diese heilige Scheu vor dem Bischof habe manchen Sturm von seiner Kirche ferngehalten. „Man fürchtete seine zu Gott emporgehobenen Hände, seine Gebete, seine Thränen, seine Seufzer, die Schwielen seiner Kniee . . ., und so ward er gleichsam zu einer ehernen Mauer, die seine Kirche umgab und jeden feindlichen Angriff abwehrte." Gewiß ein ehrendes Zeugniß von der Hirtensorgfalt sowohl, als auch von der Frömmigkeit des Bischofes. Für den Ruf dieser Frömmigkeit scheint auch der Umstand zu zeugen, daß sein Neffe Theodor, kaiserlicher Kämmerling und Notar, ein Officium auf seinen Onkel verfassen durfte[2].

Die poetischen Erzeugnisse des Johannes Mauropus, um mit ihnen eine gedrängte Übersicht seiner Werke zu beginnen, zerfallen der Form nach in zwei Klassen, in Kanones mit classischen Versmaßen und in silbenzählende.

Die ersteren, in jambischen Senaren geschriebenen, umfaßt die Sammlung von Epigrammen, die zum ersten Male Matthew Bust im Jahre 1610 durch den Druck bekannt machte und die nun nach dem vaticanischen Codex 676 den ersten Theil der Bollig-Lagarde'schen Publikation bildet. Diese Sammlung ist eine Auswahl letzter Hand aus zahlreichen anderen Schriften in gebundener und ungebundener Rede,

πολλῶν ἀπ' ἄλλων — ἐμμέτρων, οὐχ ἐμμέτρων[3],

die der Verfasser den Freunden seiner Muse darbietet „als kleine Probe reichen Blüthenduftes". Sie zeichnen sich mit wenigen Ausnahmen aus durch Knappheit der Form, oft durch Brachylogie — „denn, du weißt, ich bin kein Wortverschwender", schreibt er einmal einem Freunde[4]; manche überraschen durch poetische Auffassung, wenige erscheinen gesucht; allen gemeinsam ist die attische Eleganz des Ausdrucks, graeci nitor non plane invenustus, wie der neueste Herausgeber mit Recht bemerkt. Vielleicht ist es dem Leser nicht unlieb, hier einer Probe seiner Muse zu begegnen; vielleicht auch verzeiht er dem Übersetzer die Gewalt, die er durch Verlegung der Cäsur und Verzierung durch den Reim dem classischen Versmaße im Interesse des verwöhnten deutschen Ohres angethan.

[1] L. c. p. 148—150. [2] Pitra l. c. p. 83. not. 1.
[3] Bollig-Lagarde l. v. 23. [4] Ibid. 141.

Auf die heilige und lebenbringende Auferstehung des Herrn[1].

O schau das Wunder! schau, was dort im Grab geschieht,
Eh's rasch vorüber, eh' sich's schnell dem Blick entzieht!
Damit du Glauben nicht hernach dem Wort verneinst,
Wann Wunder und Natur zu reimen du vermeinst.
Wohlan denn, lerne hie, was kein Begriff begreift,
Sieh, Christus lebt! wie schnell er ab die Fesseln streift!
Wie rasch des Lebens Fürst von seinem Schlaf erwacht,
Zu wohnen nicht gewöhnt bei Tod und Grab und Nacht.
Drei Tage hielt es ihn, hielt ihn drei Nächte nicht,
Ihn, der des Freundes Grab am vierten Tag erbricht.
Nun auferstanden, sprengt der Herr mit starker Hand
Das Grabesthor, das lang das Elternpaar gebannt;
Nun richtet auf zuerst die Erste in der Schuld,
Hernach den müden Greis entlastend, seine Huld.
Die ganze Menschheit dann er heißet aufersteh'n,
Für die er bis in's Grab stieg aus des Himmels Höh'n,
Und den Tyrannen schlug, den Menschenmörder Tod.
Schau der Unsterblichkeit Erstlinge, Morgenroth,
Schau Adam, David schau, den weisen Salomon,
Wie sie die Schrift dir weist, die Väter, die der Sohn
Hüllt in Unsterblichkeit und ew'ges Aufersteh'n.
Dort männlichen Geschlechts Erstand'ne sahst du geh'n;
Allmutter Eva führt allhie der Frauen Chor.
Indeß vor starrem Schreck das Augenlicht verlor
Der feilen Knechte Schwarm, der Wächter eitle Schaar,
Weil sie vom Flammenblitz des Herrn berühret war.
Gottlosen Augen läßt er sich nicht fürder schau'n.
Du seine Wunder sieh, du darfst es ohne Grau'n;
Preis' sie mit Händeschlag, das muß auch dir gescheh'n!
O Lust, o Lust! es gilt des Herren Aufersteh'n!

Obschon diese 99 Nummern den Beweis liefern, daß Mauropus mit der Dichtungsweise der Classiker vertraut war, ja in derselben eine nicht gewöhnliche Gewandtheit besaß, hat er doch für seine kirchlichen Hymnen die einmal übliche Form der Kanones angewandt[2]. Daß er sich mit hymnologischen Studien befaßt, erfahren wir von ihm selbst; er erzählt uns, daß er an der Verbesserung der Menäen in Euchaita gearbeitet[3], sowie an dem Typikon (Directorium chori) seines Klosters betheiligt gewesen[4]. Leider sind die hymnologischen Leistungen unseres Dichters, obschon sie weitaus das zahlreichste Kontingent zu einer Gesammtausgabe seiner Werke stellen würden und seinen übrigen Geisteserzeugnissen jedenfalls nicht nachstehen, bisher nur sehr vereinzelt durch den Druck bekannt geworden. Eine große Anzahl findet

[1] Ibid. 8.
[2] Vgl. über diese Dichtungsweise die Abhandlungen Pitra's a. a. O.
[3] Bollig-Lagarde 97 sqq. [4] Ibid. 50.

sich verzeichnet bei Lambeccius[1] nach Wiener Handschriften, nämlich 24 Canones paracletici zu Christus, sämmtlich akrostichisch und im Akrostichon den Namen des Autors überliefernd. Ferner ein Kanon zu Ehren des hl. Schutzengels, der sich im Horologium magnum findet; 67 canones paracletici zur allerseligsten Jungfrau, elf zu Ehren des heiligen Vorläufers Johannes. Dazu kommen nach Pitra[2] acht Kanones auf den hl. Petrus (der Gewohnheit des Mauropus gemäß, je acht Kanones auf die acht Kirchentöne zu vertheilen) und nach Barth[3] acht ebensolche auf den hl. Joseph Hymnographus. Fügen wir hinzu die beiden Kanones aus dem Festofficium der drei ökumenischen Lehrer vom 30. Januar, welche die Menäen dem Johannes von Euchaita zuschreiben, so erhalten wir einen gewiß nicht zu verachtenden Beitrag zur Hymnenliteratur, wenn wir bedenken, daß jeder Kanon aus neun Oden zu wenigstens vier Strophen besteht.

Hierzu käme nach der schon oben erwähnten Angabe Pitra's eine umfangreiche Sammlung von Kanones über die militärischen und religiösen Ereignisse, über Feste und hervorragende Persönlichkeiten seiner Zeit. Aus ihnen würde sich den gemachten Andeutungen zufolge dieses ärmliche Skelett einer Biographie ausfüllen und gewiß auch für die Zeitgeschichte manche interessante Daten gewinnen lassen. Es ist schon oben erwähnt, daß Johannes von sich selbst bezeugt, ein Chronographon geschrieben zu haben. Sollte er mit demselben diese Kanones meinen?

Noch mag erwähnt werden, daß in den Menäen des 30. Januar ein Gedicht von dreißig jambischen Senaren eingeschaltet ist, das jedenfalls der Feder unseres Dichters entstammt und eines jener poetischen Προγράμματα zu sein scheint, mit denen er manche seiner Reden begleitet hat.

Die prosaischen Schriften desselben zerfallen in eine Reihe von 77 Briefen und eine Folge von 13 Reden. Erstere haben wir schon oben charakterisirt; sie zeigen inhaltlich, mehr noch der Form nach, große Abwechslung. Hier vor Allem tritt uns die Person des Autors gegenüber; wir sehen ihn in theologischen und exegetischen Fragen nicht unbewandert, bewandert in der heiligen Schrift sowohl als den Classikern, aus denen häufige Citate fließen, begabt mit Frische der Auffassung und Lebendigkeit der Darstellung. Gleich der erste Brief ist ein Muster dieser Art. Zu bedauern ist, daß wir aus Mangel der Aufschriften verhältnißmäßig selten errathen können, an wen die Briefe gerichtet sind. So ist z. B. 117 an denselben Gregorius geschrieben, der ihm Nr. 86 das Bild der heiligen drei Kirchenlehrer ausführt; 148 an denselben Diakon Michael, dessen Tod er in Nr. 35 betrauert.

---

[1] L. c. V. 560 sqq.

[2] Nous reconnûmes ce genre de composition qu'ailleurs nous avions remarqué dans Jean Mauropus, lequel a coutûme de procéder par huit canons sur les huit tons. L. c. p. 83.

[3] Ἰωάννης ὁ Εὐχαΐτων, ὁ καὶ Ἰωάννης μοναχὸς ὁ Μαυρόπους ὀνομαζόμενος ἐμελούργησεν ὀκτὼ κανόνας (εἰς Ἰωσὴφ τὸν Ὑμνόγραφον) ὡς φαίνεται εἰς ὀκτὼ τόνους κατὰ σειρὰν κ. τ. λ. Nach gütiger Mittheilung.

Was endlich die Reden betrifft, so läßt sich nicht verkennen, daß sie ein schönes rhetorisches Talent bekunden. Den Preis in dieser Hinsicht scheint unter allen die zu verdienen, welche die Aufschrift trägt: „Über die jetzigen Schrecken und Gotteszeichen“ [1]. Die Rede wurde gehalten während der Belagerung Konstantinopels durch die aufständischen Macedonier unter Leo Tornicius. Die Stadt war von Truppen entblößt, und mehr als einmal stand der Feind im Begriffe, in die Stadt einzudringen. Während dieser Zeit des Schreckens und der Muthlosigkeit wendet sich der Redner an das Volk der Kaiserstadt; er erklärt die Schrecknisse der Gegenwart für eine Folge des umsichgreifenden allgemeinen Verderbens, Buße und Rückkehr zu Gott für das sicherste Heilmittel. „Eine ehebrecherische Stadt,“ heißt es da u. A., „beklagen die Propheten, indem sie dieselbe eine Räuberhöhle, ein Versteck der Räuber, ein widerspenstiges Haus nennen. Unsere Stadt aber, diese Hauptstadt des Erdkreises, sage ich, diese Königin der Städte könnte einer der Seher mit Recht eine Stadt des Gelächters nennen, und ich wünsche nur, daß sie nicht auch eine Stadt der Thränen genannt werden möge. Wie das und warum so? Weil sie verlassen hat das Recht und Gerechtigkeit hasset, weil ihre Straßen erfüllt sind mit Wucher und List und Meineid und Lüge, mit Hochmuth und Frevel und Verbrechen aller Art. Denn durch jede nur erdenkliche Schändlichkeit in Werken wie in Worten ist sie nachgerade ein Musterbild der Schlechtigkeit geworden allen Städten und Ländern des Erdballs, indem sie ihnen ebenso sehr in der Bosheit den Rang abläuft wie in der Pracht, indem sie wie von einer hohen weithin sichtbaren Warte ihrer ganzen Umgebung das Gift der Ansteckung mittheilt.“ Mit ungewöhnlicher Kraft des Ausdrucks und hoher Gluth der Begeisterung verbindet die Rede einen sehr wohlthuenden apostolischen Freimuth, der unsere volle Beachtung verdient.

Am Schlusse dieses anspruchslosen Versuches zu einer biographischen Skizze sei es erlaubt, den Wunsch zu äußern, es möge sich auch für die zahlreichen noch im Staube der Bibliotheken schlummernden hymnologischen Leistungen des Johannes von Euchaita ein rüstiger Schatzgräber finden. Wie Manches würde er nicht fördern, was neues Material zu einer Lebensbeschreibung desselben bieten würde, und so möchte es schließlich doch noch gelingen, ein in Anbetracht der Umstände verhältnißmäßig getreues und befriedigendes Bild von dem Leben und Schaffen dieses Mannes zu gewinnen. Wieder würde sich damit eine jener vielen und empfindlichen Lücken schließen, welche die byzantinische Literaturgeschichte zur Zeit noch aufweist.

G. Dreves S. J.

---

[1] Bollig-Lagarde 185.

Ein Besuch in Upsala.

(Schluß.)

Den Dom abgerechnet, hat die Stadt Upsala von den Eigenthümlichkeiten der vorausgegangenen Jahrhunderte in ihrer Physiognomie so gut wie nichts bewahrt. Da sind keine hochromantischen, zigeunerhaften Winkelgassen, keine halbverfallenen Spelunken und Bierkneipen, keine Erker für den „letzten Troubadour" und keine Schwibbögen für Landsknechte oder Bravi. Es laufen da weder Helme mit Visieren, noch federgeschmückte Barette herum, auch keine Magister mit Perrücken, noch Pedelle mit feierlicher Livree und Amtsstock. Es ist Alles modern — fein, artig, sonnig hell.

Der moderne Mann überläßt alle Farbenpracht den Vögeln und den Damen. Ihm genügt ein frischgewaschener Hemdkragen, wohlgewichste Stiefel, ein tadelloser schwarzer Anzug von neuestem Schnitt.

Die Schweden nennen sich gern die „Franzosen" des Nordens. Nicht mit Unrecht. In Bezug auf Eleganz der Kleidung, Höflichkeit, feinen Anstand, edle Umgangsformen, geschmackvollen Comfort sind sie der Franzosen gelehrige Schüler. Auch das Freundliche, Gesellige, Leichtlebige des Franzosenthums fehlt nicht.

Der schwedische Student trägt weder Bierzipfel noch Cerevismütze. Er läuft weder in großen Reitstiefeln herum, noch führt er ein Rapier; das Duell ist verpönt. Daher ist das jugendliche Antlitz von keinen Schmissen oder Schrammen entstellt, sondern prangt in seiner ursprünglichen Artigkeit. Der ärmere Student trägt sich proper und bescheiden, der reichere elegant als junger Cavalier, eher in Gefahr, ein Dandy, als ein Bärenhäuter zu werden. Schweres Bier wird nur wenig getrunken, um so mehr des süßen Punsches. Eine fachmäßige Kneiperei wird übrigens nicht getrieben, wohl ohne Nachtheil des sonstigen Fachstudiums. Doch will ich weder dem schwedischen noch dem deutschen Studentenleben durch kritisirende Vergleiche nahetreten.

Was mich in Upsala am meisten anzog, das waren wie anderswo die katholischen Erinnerungen und Beziehungen, welche die mehr oder weniger prosaische Gegenwart noch mit der Vergangenheit verknüpfen und die man eigentlich katholische Familienbeziehungen nennen könnte. Nur die katholische Kirche hat solche durch die ganze Welt und durch alle Zeiten hinauf, die große Zeitgenossin des Neuen und Werdenden, wie des Entschwundenen und Alten.

Erst sechs Jahre sind verflossen, daß die Universität (1877) ihr vierhundertjähriges Stiftungsjubiläum feierte. In deutschen Berichten wurde

damals — ich weiß nicht, auf welche Beglaubigung hin — der Reichsverweser Sten Sture zum Stifter der Universität ernannt, und Alles sorgfältig übermalt, was an die Verdienste der katholischen Kirche um die Wissenschaft in Schweden erinnern konnte. Die Schweden selbst dachten indeß nicht so. Der Oberbibliothekar und Reichshistoriograph Claes Annerstedt, welcher zum Feste den ersten Band einer quellenmäßigen Universitätsgeschichte veröffentlichte, sammelte nicht bloß sorgfältig alle Urkunden, welche den kirchlichen Charakter der Anstalt außer Zweifel setzen, und alle Überreste scholastischer Schriften, welche die erste theologische und philosophische Thätigkeit der Universität beleuchten konnten, sondern erklärte in der Einleitung seines Werkes geradezu: „Es ist eines der schönsten Ergebnisse der neueren Forschung, daß man endlich der weltgeschichtlichen Wirksamkeit der römischen Kirche Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, indem man ihre Verdienste für die Bewahrung und Ausbreitung der Civilisation nachwies."

Noch weiter ging der lutherische Erzbischof A. N. Sundberg, der Kanzler der Universität. Mit einer Liebe, wie wir sie bei deutschen Forschern in ähnlichem Falle nicht zu finden gewohnt sind, hob er aus dem Zeitbild der Gründungsperiode seinen Vorgänger, den katholischen Erzbischof Jakob Ulfsson hervor, und wies mit unanfechtbaren Zeugnissen nach, daß dieser Mann, der Gründer der Universität, entschieden der bedeutendste, verdienstvollste und allseitigste schwedische Patriot seiner Zeit war, in manchen Stücken ein zweiter Cusa, d. h. ein Mann des echten Fortschritts auf kirchlicher Grundlage, ein unermüdlicher Förderer der Wissenschaft und Kunst, ein begeisterter Vorkämpfer der nationalen Interessen, ein geistig hoch über seiner Zeit stehender Mann, welcher, fern von den Anmaßungen eines Revolutionärs, das kirchliche Leben aus den eigenen Gnadenschätzen und Lebensquellen der Kirche heraus zu erneuern suchte.

Nach Allem, was Kawerau und Andere über Ablaß, Predigt u. s. w. noch kürzlich gegen Janssen vorgebracht, um am Vorabend der „Reformation" den „Heilssegen des Evangeliums" nöthig zu machen, erregten die Ausführungen des schwedischen Primas mein höchstes Interesse. Ich kann nicht umhin, etwas davon mitzutheilen. Nachdem er Ulfssons kirchenpolitische Thätigkeit gezeichnet, fährt er also fort:

„Es war indeß nicht die Bewachung reglementarischer Statuten und Gerechtsamen, von der Jakob Ulfsson in höherem Sinn der Kirche Wohlfahrt erwartete. Er wußte, daß das kirchliche Leben in ihrem Schooße durch viel wirksamere Mittel befördert wird, und von diesen eben machte er Gebrauch. Kein Zeitgenosse zeigte sich eifriger für gottesdienstliche Stiftungen und deren Erhaltung. Schon beim Antritt seines Amtes führte er ein neues Doppelfest zu Ehren der hl. Brigitta ein; früher oder später schrieb er besondere Messen zu Gunsten des finnischen Krieges vor; in Upsala's Domkirche und in Stockholms ‚Stadtkirche', ebenso anderwärts im Lande, wurden theils von ihm, theils von Anderen mit seiner Bestätigung nicht wenige Altäre gestiftet und mit dem nöthigen Eigenthum versehen; auch manche besondere Verordnungen über Fasten, Ablässe und Anderes, wodurch nach katholischer

Anschauungsweise Erbauung und Sittlichkeit gefördert werden sollten, wurden durch ihn ausgeführt. Nun kann man vom protestantischen Standpunkt gewiß mit Recht bemerken, daß die Quantität des Gottesdienstes ein kleiner Ersatz für dessen geringe Qualität war, und daß nicht das mechanische Messelesen, wie es damals im Allgemeinen war, viel weniger noch der Ablaß zu einem wahren und lebendigen Christenthum sonderlich beitragen konnte; aber jede Zeit muß doch mit ihrem eigenen Maße gemessen werden, nicht mit einem fremden, und überdieß dürften die Wirkungen wenigstens weit bessere gewesen sein, als man anzunehmen geneigt ist. Selbst der katholische Ablaß, wie wenig er auch an sich vertheidigt werden kann, war ganz sorgfältig berechnet, durch evangelische Gelübde Sünder zur Besserung und Bekehrung zu vermögen. Zu welchem Mißbrauch er auch ausartete, so war der Sinn desselben doch durchaus nicht, ohne weitere Umstände im Namen der Kirche die Gaben der Gnade auszutheilen. Der Ablaß (indulgentia) setzte die Buße (poenitentia) voraus, und wurde auch letztere weniger tief aufgefaßt, so wurde sie doch wohl selten dahin mißverstanden, daß man nicht gewisse gröbere Sünden und Laster ablegen müsse. Anders dachte sich Jakob Ulfsson die Sache nicht. Es ist übrigens ein großer Mißgriff, wenn man sich vorstellt, daß er sich bei den Priestern mit einer mechanischen Erfüllung ihrer Schuldigkeiten beim Gottesdienst begnügt hätte. Seine wahrhaft warmbegeisterten und beredten Worte im Vorwort zum Brevier von Upsala sind hierzu eine glänzende Widerlegung. ‚Die Priester,‘ sagt er da, ‚müssen in Heiligkeit und Herzensandacht die Laien übertreffen, und dennoch trifft man Priester in verabscheuungswürdige Sünden und Übertretungen verwickelt. Die Folge davon ist, daß Gottes Tempel von der Gemeinde verachtet, Gottes Sacramente unwürdig behandelt, die Andachtsübungen vermindert, und das Priesteramt, das früher in Ehren stand und sowohl ein königliches Amt genannt wurde, als auch war, jetzt gering geworden und immer mehr im Ansehen sinkt, ja sogar von Manchen verabscheut wird, um der vielen Sünden der Priester willen.‘ Wer deßhalb, so meint er, an der Besserung Anderer arbeiten will, der muß mit seiner eigenen anfangen und darum Buße thun, seine Sünden bekennen und beten. Auch ein anderer Beweis ähnlichen Charakters ist erhalten. Ein Buch von einem unbekannten Verfasser war unter dem Titel ‚lavacrum conscientiae‘ erschienen, welches eine Anleitung zur Gewissensprüfung enthalten zu haben scheint. Das 18. Kapitel dieses Buches, das jedem Beichtvater Anweisung gab, wie er sein eigenes Gewissen prüfen sollte, um recht Beicht hören und die Messe feiern zu können, fand Erzbischof Jakob so wichtig, daß er es in Form einer Tafel abdrucken ließ und allen Priestern seines Stiftes befahl, es in der Sacristei aufzuhängen und stets mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Wie er sich so bemühte, den Priestern die erste aller pastoralen Weisheitsregeln einzuschärfen, nämlich bei sich selbst Herz und Leben mit dem Heiligen in Harmonie zu bringen, das sie zu verwalten hatten, so suchte er auch durch Predigten in der Muttersprache bei den Gemeinden dem Hängenbleiben

an todten Formen entgegenzuwirken und den Gottesdienst wirklich erbaulich zu machen. Predigten gehörten, wie bekannt, nicht eigentlich zum Cult des Mittelalters, und die Messe wurde auf Latein gehalten, nur mit der Ausnahme, daß zufolge eines Synodalbeschlusses hier zu Lande an allen Sonn- und Festtagen das Vater Unser, der englische Gruß (Ave Maria) und das Glaubensbekenntniß von den Pfarrgeistlichen für die Gemeinde in der Muttersprache vorgebetet werden sollten. Daß Predigten gleichwohl in dieser Zeit gehalten wurden, und zwar nicht bloß von Dominicanermönchen, welche um dieser Wirksamkeit willen Predigerbrüder genannt wurden, sondern auch von (Welt-) Priestern, die dazu das Vermögen besaßen, leidet keinen Zweifel. Das war nun das Erbauungsmittel, welches Erzbischof Jakob besonders zu fördern trachtete. Ob er selbst ein großer Kanzelredner war, ist unbekannt; aber so weit man nach dem klaren und innigen Stil seiner Schriften urtheilen kann, muß er es gewesen sein. Gewiß ist sowohl, daß er Andachtsbücher drucken ließ, die für seine Zeit gut waren, als auch, daß er besonders bei solchen Festgelegenheiten, wo viel Volk zusammenströmte, Prediger ersten Ranges auftreten ließ. So führte er zu dem Kanonisationsfest der hl. Katharina in Wadstena (1. Juni 1489), wobei auch Sten Sture zugegen war, den Theologieprofessor Dr. Jakob Gislonis mit sich, der eine schwedische Predigt in der Kirche hielt, während gleichzeitig von Conventsbrüdern auf dem Kirchhof, sowohl nördlich als südlich von der Kirche, Predigten gehalten wurden, so daß die zu Tausenden Herbeiströmenden gleichzeitig hören konnten, was ihre Herzen erfreute. Der genannte Gislonis sprach, wie der Bericht meldet, fast zwei Stunden ‚sehr göttlich‘ (mycket gudeligen), so daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, über der Welt Ursprung, des Menschen Fall, die Religion der Patriarchen, Moses und Christus, Apostel, Lehrer und Heilige von Ansgarius bis Birgitta, so niederleitend zu deren Tochter, deren Ehre das Fest galt. Ungefähr in derselben Weise scheint es bei einer Translation von Heiligen zwei oder vier Jahre vor Jakob Ulfssons Tod zugegangen zu haben, wobei ‚einige auf Schwedisch, andere auf Lateinisch predigten‘. Und liest man weitere Beschreibungen über den festlichen Act, durch welchen das Banner Erichs des Heiligen im Jahre 1495 von dem Erzbischof an Sten Sture übergeben wurde zum Kriege wider die Russen, so muß man bemerken, daß auch bei dieser Gelegenheit das gleiche Verfahren beobachtet wurde. Das Volk war da versammelt ‚dicht wie ein Wald‘, und die Rührung unter den Massen so groß, daß die Thränen sowohl der Männer als der Weiber flossen, seufzend: ‚Gott im Himmel, sei allen Schweden gnädig‘. Ohne einen sowohl verständlichen als ergreifenden geistlichen Vortrag wäre wohl eine so mächtige Rührung schwerlich hervorgerufen worden.“

Am Vorabend der Lutherfeier war es mir höchst merkwürdig, von einem lutherischen Erzbischof solche Dinge zu vernehmen. Es ist wahr, er sucht sich seinen protestantischen Standpunkt durch diese und jene kleine Klausel zu wahren; aber er erkennt doch klar und deutlich an, daß das ausgehende Mittelalter keineswegs eine Zeit des religiösen Verfalls war. Der Ablaß

war keine bloße „Geldspeculation“, wie Kawerau behauptet, sondern ein wirksames Erbauungsmittel; das Predigtamt war durchaus nicht in „Mönchsinteressen“ und „Mönchsgezänk“ verkommen, sondern den höchsten religiösen und vaterländischen Zwecken geweiht; der katholische Gottesdienst [1] war nicht ein starres, sinnloses Ceremonienwesen, sondern die höchste kirchliche Autorität in Schweden selbst setzte alle Kraft ein, denselben durch ein wahres religiöses Leben bei Klerus und Volk sittlich wirksam und fruchtreich zu machen. Kurz, das Bild, das Erzbischof Sundberg von den religiösen Zuständen des ausgehenden Mittelalters gibt, entspricht völlig demjenigen, welches Janssen von denen in Deutschland entworfen. Auch in Schweden war ein katholischer Erzbischof der Hauptförderer der Buchdruckerkunst und der Begründer einer neuen wissenschaftlichen Blüthezeit; auch in Schweden ruht die neuere Bildung noch auf den Grundsteinen, welche die vielverlästerte und vielgeschmähte katholische Kirche gelegt, und die glänzenden Namen eines Berzelius, Linné, Geijer, Rudberg führen schließlich zu Jakob Ulfsson hinauf, den die Universität Upsala als ihren Stifter anerkennt.

„Wohl hatte die Erfindung der Buchdruckerkunst,“ so berichtet Sundberg weiter, „eine bedeutende Veränderung sowohl in Bezug auf Zugänglichkeit als Preis literarischer Arbeiten herbeigeführt, allein auch die gedruckten Bücher waren noch immer zu theuer, als daß sie allgemeine Verbreitung hätten gewinnen können. Im Jahre 1478 bezahlte man ein gedrucktes Buch in Folio (Leonardi de Utino Sermones) nach einer angegebenen Rechnung mit ungefähr 50 Kronen, und der Buchdrucker, der 1508 das Missale Upsalense drucken sollte, hatte sich 200 Kronen für jedes Exemplar auf Pergament, 100 für jedes auf Papier ausbedungen. Da nun hierzu noch die Frachtkosten u. s. w. hinzukommen, so ist leicht einzusehen, mit welchen Opfern der Kauf von Büchern verbunden war. Dessenungeachtet fanden sich im Lande ganz bedeutende Büchersammlungen, die theils Kirchen und Klöstern, theils den Bischöfen, theils auch einem oder dem andern hervorragenden Weltmann gehörten. Aber eine der Hauptbedingungen für leichtern Zugang zu diesem Bildungsmittel und überdieß zum Fortkommen einer einheimischen Literatur

[1] Auch über die Heiligen- und Reliquienverehrung spricht sich Erzbischof Sundberg mit einer Milde, religiösen Pietät und Freundlichkeit aus, die man bei Protestanten selten zu finden gewohnt ist: „Außer dem gewöhnlichen Gottesdienst durch Wort und Sacrament fand man für die Andacht jener Zeit noch ein anderes Mittel in der Heiligen- und Reliquienverehrung. Jede Landeskirche sah es nicht bloß für eine besondere Ehre, sondern auch für einen unschätzbaren geistlichen Vortheil an, eine möglichst große Anzahl ihrer dahingegangenen Mitglieder unter denjenigen zu zählen, welche kanonisirt, d. h. würdig erklärt wurden, in den Kreis der Heiligen aufgenommen zu werden. Je mehr Heilige, desto mehr Fürbitter beim himmlischen Vater und desto mehr theure Mittelglieder zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart und zwischen dieser und der Zukunft. Gegenstand einer ähnlichen Verehrung wurden die Reliquien, und selten baute man eine Kirche, ohne sich mit dem einen oder andern Schatze dieser Art zu versehen. Über jeden neuen Erwerb fühlte man sich natürlicherweise sehr glücklich.“

war doch, daß im Lande selbst Buchdruckereien angelegt wurden. Erzbischof Jakob erfaßte mit seinem gewohnten hellen Blick diese Nothwendigkeit, und sein warmes Interesse für alles Vaterländische brachte rasch den Gedanken zur Verwirklichung. Durch seine Bemühungen, sagt ein Schriftsteller, erhielt Schwedens Hauptstadt eine Druckerei 6 Jahre vor Portugal, 10 Jahre vor Dänemark, 13 Jahre vor Spanien und 31 Jahre vor Sachsen.

Das erste schwedische Buch wurde in Stockholm um das Jahr 1475 gedruckt, mit dem Titel: Vita S. Catherinae, und schilderte somit das Leben der Frau, für deren Kanonisation Jakob Ulfsson lange und angelegentlich arbeitete. Schon daraus dürfte man ziemlich sicher schließen, wer der Verleger, vielleicht auch der Verfasser war. Das zweite Buch: Dyalogus creaturarum moralizatus, wurde 1483 von einem gewissen Johann Snell gedruckt, der von Deutschland oder Dänemark nach Schweden herübergekommen zu sein scheint und sich daselbst in Verbindung mit dem Erzbischof setzte. Ohne Zweifel war die Druckerei dieses Snell leicht transportabel und sehr anspruchslos. Eine andere, auf festerem Fuß und in größerem Maßstab, dürfte die des Johannes Faber gewesen sein. Da wurden 1495 zwei Schriften gedruckt: das Breviarium Strengnense (von Strengnäs) und die Übersetzung des Erich Olai, eines Kanonikus von Upsala, von Gersons Buch über die Versuchungen des Teufels, welche letztere Arbeit zugeeignet ist ‚dem würdigsten Vater in Gott und dem Herren Herrn Jap (Jakob), mit Gottes Gnade Erzbischof in Upsala‘. In derselben Werkstätte bei Fabri wurde überdieß um 1496 das Breviarium secundum ritum ecclesiae Upsalensis gedruckt, offenbar auf Veranstaltung von Jakob Ulfsson, der das Buch mit einem Vorwort versah und dessen Anfangsbuchstaben auf dem Titelblatt vermerkt sind. Nach 1498 scheint diese Stockholmer Druckerei vorläufig geruht zu haben. Dagegen findet sich eine neue von Paulus Grijs in Upsala errichtet, der 1510 ‚in domo doctoris Ragvaldi archidyaconi‘ und ‚Dño Jacobo regni Sueciae primatum et Upsalensem ecclesiae presulatum felicissime gubernante‘ das Psalterium Davidis druckte, das mit des Erzbischofs Wappen (einem Adlerfuß) geschmückt ist und dessen ascetisch-praktische Auslegungen wahrscheinlich von ihm selbst verfaßt sind. Übrigens kam in derselben Officin in den nächstfolgenden Jahren eine revidirte Auflage des Donatus, der beim ersten Lateinunterricht allgemein gebräuchlichen Grammatik heraus, außer fünf oder sechs andern Arbeiten und darunter des Erich Nicolai Übersetzung von Gersons Ars moriendi. Über das letztere Buch, das ebenfalls mit dem erzbischöflichen Wappen ausgestattet ist, wird im Vorwort angegeben, daß es von Erzbischof Jakob zum geistlichen Nutzen der Einwohner des Reiches und zu der Seelen Seligkeit ‚umbesorgt‘ (d. h. übersetzt) wurde, und daß seine eigene väterliche Güte einige merkliche Stücke hinzugesetzt habe, ganz nützlich und ungemein zum Troste der Sterbenden. Wer der erste, die schwedische Buchdruckerei leitende und aufmunternde Geist war, kann somit nicht zweifelhaft sein. Vor der Reformation waren auch Stockholm und Upsala die einzigen Städte im Reich, wo diese Kunst ausgeübt wurde; denn eine in Wadstena errichtete Druckerei wurde durch Brand

zerstört, bevor sie irgend eine Arbeit ausgegeben hatte, und eine andere in Söderköping trat erst 1523 in Wirksamkeit. Daß inzwischen der edle Mäcenas kein uneingeschränktes Vertrauen auf die Geschicklichkeit seiner Schützlinge besaß, beweist die Thatsache, daß er ihnen nicht das prachtvolle Missale Upsalense anzuvertrauen wagte, das er herauszugeben im Sinne hatte, sondern über den Druck desselben mit einem Lübecker einen Contract einging, welcher gegen den oben angeführten theuern Preis die Arbeit übernahm, obgleich er sie wohl niemals vollendete. Gerne muß zugegeben werden, daß, abgesehen von der an den Tag gelegten Kunstfertigkeit, die ganze Literatur, welche Schwedens Mittelalter im Druck herauszugeben im Stande war, sehr klein ist, da sie hauptsächlich aus religiösen Erbauungsschriften sammt den für den Gottesdienst nöthigen Handbüchern und Evangelienbüchern bestand; aber dieser Mangel eignete ja gleichfalls der Zeit, nicht dem Manne, der mit einer allzeit großartigen Freigebigkeit ihm abzuhelfen suchte und der überdieß schon im Anfang seines Werkes hoch von der Zukunft dachte, welche in Fortsetzung desselben seine kühnsten Hoffnungen weit übertreffen sollte.

Und läßt sich dasselbe nicht auch von Jakob Ulfssons anderer und größter Schöpfung sagen, von der Universität von Upsala? Es ist mehr als merkwürdig, daß der Gedanke an eine solche Anstalt nicht bloß so frühe aufsteigen, sondern auch ausgeführt werden konnte, wie das in unserem abgelegenen, armen und durch innere Fehden äußerst verarmten Heimathland der Fall war. Selbst in den südlichen Theilen Deutschlands finden sich nur wenige Universitäten, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet wurden, und in den nördlichen Theilen desselben Landes während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur zwei, oder wenn man will, drei, nämlich Leipzig 1409, Rostock 1419 und Greifswald 1456. Wie weit ging doch in dieser Zeit Deutschlands Cultur derjenigen Schwedens voraus! Nichtsdestoweniger soll, nach einer Angabe des Messenius, schon auf einer Kirchenversammlung zu Arboga 1417 der Vorschlag gemacht worden sein, Ausländer zu berufen, um Vorlesungen zu halten. Obwohl hierdurch keine wirkliche Maßregel erfolgte, so wurde doch 20 Jahre später durch Rathsbeschluß vom 18. October 1438, welchen nachher 1444 König Christoph bestätigte, festgesetzt, daß der Zehnte, der früher dem Hospiz von Enköping zugefallen war, fürder an einen Magister Andreas Bondonis solle verwendet werden, wogegen er an Upsala's Domkirche ein Jahr lang Lesung halte, ‚wie ein Magister in studiis privilegiatis zu thun pflegt, und daß, falls er nicht vermag oder beliebt, vorgenannte Arbeit zu leisten, soll der vorgenannte Zehnte einem andern Magister in derselben Stadt zukommen, der dazu taugt, und dieselbige Lesung soll aufrecht gehalten werden auf ewige Zeit‘. Unbekannt ist, wie lange dieser Unterricht fortdauerte. Inzwischen hatte die Kirchenversammlung zu Söderköping 1441 den Reichsbischöfen aufgetragen, für eine ordentliche Universität zu sorgen, oder wie das damals genannt wurde, ein studium generale oder privilegiatum, aber widrige Vorfälle bewirkten wohl, daß dieser Auftrag unausgeführt blieb. Erst nach einer neuen Kirchenversammlung (die 1475 zu Arboga gehalten wurde) ward unter Jakob Ulfssons Leitung derselbe Wunsch abermals

ausgesprochen und Doctor Ragvaldus Ingemundi nach Rom gesandt mit einer im Namen der Kirche und des Reichsrathes abgefaßten Schrift, in welcher die Genehmigung des Papstes zur Stiftung einer Hochschule erbeten wurde. Daß die Sache ohne weiteren Aufschub zu Stande kam, beruhte zweifelsohne vorzüglich auf folgenden drei Umständen: der junge Erzbischof liebte die Wissenschaften ebenso sehr als die Künste und war übrigens nicht der Mann, der die Ausführung seiner Lieblingsideen aufzuschieben pflegte; Schweden hatte nach dem Schlag auf dem Brunkeberg seine lang vermißte Selbständigkeit wieder gewonnen und seine leitenden Männer konnten mithin ungestörter ihre Aufmerksamkeit auf friedliche Angelegenheiten verwenden, und — was schließlich vielleicht nicht der geringste Antrieb war — die dänische Regierung hatte mit dem Papste über ein Studium generale in Kopenhagen Unterhandlungen eröffnet, welches Verhalten die um ihre eigene Selbständigkeit ängstlich besorgten Schweden doppelt antrieb, so bald als möglich sich eine eigene höhere Bildungsanstalt zu verschaffen; genug, schon im Sommer 1477 war der abgeschickte Sendbote zurück, mit der päpstlichen Bestätigungsbulle, die von Sixtus IV. den 27. Februar desselben Jahres gezeichnet ist.

Durch diese Bulle wurde nicht bloß die begehrte Erlaubniß zur Gründung eines Studium generale bewilligt, sondern auch verfügt, daß die neue Schule nach dem Muster der Universität von Bologna eingerichtet werden solle, mit denselben Vorrechten, Privilegien und Freiheiten wie diese; daß Unterricht ertheilt werden solle sowohl in Theologie als in kanonischem und bürgerlichem Recht, Medicin, Philosophie und jeglicher anderer Wissenschaft; daß der Erzbischof von Upsala allzeit Kanzler der Universität sein, und die Baccalaureats-, Licentiats-, Doctor- und Magistergrade auszutheilen haben solle; sowie daß deren Lehrer und Schüler dieselben Vorrechte genießen sollen, wie ihresgleichen in Bologna, und daß der Erzbischof genau darüber zu wachen habe, daß hieraus keine Kränkung erwachse. Sobald die Bulle nach Schweden gelangte, fertigten Erzbischof Jakob und seine sechs Suffragane, der Reichsvorstand Sten Sture und dreiundzwanzig weltliche Reichsräthe von Strengnäs unter dem 2. Juli den förmlichen Privilegienbrief für die neue Universität aus, deren Stiftung der Heilige Vater ihnen auf ihre demüthigen Bitten verstattet hatte, ‚Gott zu Lob, Preis und Ehre, wie dem gemeinen Reiche Schweden zu Bestand, Trost und Freude'."

Das ist kurz die Entwicklungsgeschichte der Universität, wie sie Erzbischof Sundberg beschreibt. Mit Recht schließt er seine Schrift mit der Bemerkung, daß Ulfsson neben dem bescheidenen Grabmal im Chor des Doms ein viel ansehnlicheres Denkmal besitzt und daß man jedem Besucher, der nach Ulfsson frägt, sagen kann: Si monumentum quaeris circumspice. Sein Monument ist die ganze Universität.

Ein Katholik kann sich deßhalb in der schwedischen Universitäts- und Bischofsstadt ebenso wenig ganz fremd fühlen, wie in Oxford oder Canterbury. Was die spätere Zeit, auch vielfach im Kampfe gegen die Kirche, errichtet, gegründet und weiter gestaltet, ruht noch immer auf altem katholischen

Unterbau, und kein neueres Denkmal vermag den ehrwürdigen Dom in den Schatten zu stellen, in dem einst die ersten Professoren und Schüler den Segen ihres Primas und Metropoliten Jakob Ulfsson erhielten.

Von der „Carolina rediviva“ gelangten wir durch eine angenehme, mit Bäumen bepflanzte Promenade, „Odinslund“ genannt, zu der schon erwähnten kleineren Dreifaltigkeits-Kirche, deren schlichter, einfacher Bau nichts Besonderes aufweist, die aber schon unter König Sverker I. angelegt worden sein soll. Etwas weiter trafen wir einen Obelisken, von König Karl XIV. Johann Bernadotte dem Andenken Gustav Adolphs „des Großen“ gewidmet, eine für uns Katholiken weniger angenehme Erinnerung, aber doch nicht so schlimm, daß man darüber in Harnisch zu gerathen braucht. Daß Gustav Adolph mehr politischer Eroberer als Religionsheld war, wird heute schon von sehr vielen einsichtigeren schwedischen Patrioten anerkannt. Für die einmal protestantisch gewordene Universität hat er sehr viel gethan, wie unmittelbar hinter dem Obelisken das von ihm gebaute „Gustavianum“ noch bezeugt, eines der stattlichen älteren Universitätsgebäude. Er erneuerte schon 1612 die Privilegien der sehr gesunkenen Universität, und die Zahl der Studirenden, die von 1615—1619 durchschnittlich bloß 52 betragen hatte, stieg unter ihm 1625 bis auf 302, eine Zahl, die sich indeß schon in den folgenden Jahren wieder verminderte.

Der Dom, welchem wir uns nun näherten, ist bei weitem das bedeutendste gothische Bauwerk Schwedens, 400 Fuß lang, 170 Fuß breit (äußere Länge und Breite) und erreicht im Mittelschiffe eine Höhe von 115 Fuß. Er ist, mit Ausnahme von Fenstereinfassungen, Portalen, Gesimsen, Stab- und Rosenwerk, die aus Haustein und zum Theil noch mit Sculpturen verziert sind, vollständig aus Backstein aufgeführt. Den zwei Seitenschiffen entlang laufen je sieben Kapellen, um den Chorumgang acht, von denen die hinter dem Hochaltar eine größere Länge und Breite hat. Der erste Anblick des Innern erfreut durch dessen ruhige, einfache Größe und Symmetrie. Ungemein schlank und gefällig steigen die Säulen am Eingang des Chores und Mittelschiffes zu der vollen Höhe der Kirche empor, während die niedrigeren Bogen zwischen Mittelschiff und Seitenschiff, nur durch sehr einfache Profilirung gegliedert, eine ruhige feierliche Perspective gewähren. Da indeß das Innere, sogar die Marmorsäulen im Chor, mit größter Gewissenhaftigkeit ausgeweißt sind, so ist der Anblick auf die Dauer doch kein ganz befriedigender; namentlich nehmen sich die breiten Mauerflächen zwischen den Bogen und Fenstern des Mittelschiffes und Chores in ihrer völligen Schmucklosigkeit etwas kahl aus. Der im Barockstil erbaute Hauptaltar gleicht demjenigen des hl. Ignatius in der Kirche al Gesù zu Rom, steht indeß in ungünstigem Contrast zu dem ganzen Gebäude. Nahe bei der Evangelienseite ruht unter massivem Eisengitter der Reliquienschrein des heiligen Königs Erich, den, trotz allen Zornausfällen Luthers gegen Heilige und Reliquien, die patriotisch-royalistische Ehrfurcht der Schweden für einen ihrer gefeiertsten Könige vor Zerstörung und Profanirung bewahrt hat.

Der Martyrtod des Heiligen ereignete sich nicht in dem Dome, sondern in der Kirche von Gamla Upsala. Dort verrichtete er eben seine Andacht, als man ihm die Ankunft seiner Feinde und deren Landung in Fyrisvall meldete. „Laßt mich in Frieden," erwiederte er, „bis der Gottesdienst verrichtet ist. Ich hoffe auf Gott, dessen Dienst wir jetzt nur unvollkommen erfüllen, daß er uns denselben bald an höherer Stelle vollenden lassen wird." Unterdessen ward er von seinen Feinden umringt, nach kurzem tapfern Widerstand überwunden und enthauptet. Das war im Jahre 1161. Die Verehrung, welche dem frommen König schon unmittelbar nach dem Tode zu Theil ward, steigerte und verbreitete sich rasch; doch wurde er erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts förmlich den Heiligen beigezählt und seine Gebeine 1257 feierlich aus dem bisherigen Grabe hervorgenommen und in kostbarem Schreine beigesetzt. Als der erzbischöfliche Sitz 1271 von Alt-Upsala nach dem heutigen Upsala verlegt wurde, wurde auch Sanct Erichs Schrein als Palladium des Reiches unter großer Feierlichkeit dahin übertragen. König Waldemar selbst und die Großen des Reiches wohnten der Feier an. Die Gebeine des Heiligen ruhen in einer innen und außen mit Seide bekleideten Holzkiste, diese in einem kostbaren Silberschrein. An der Identität des Hauptes wird gezweifelt, der übrige Leib soll dagegen echt und noch ziemlich vollständig vorhanden sein, mit Ausnahme von kleinen und größern Partikeln, die noch in katholischer Zeit an andere Kirchen verschenkt wurden. Der Silberschrein, bei weitem nicht so prachtvoll wie die herrlichen Reliquienschreine in Köln, Aachen und Maestricht, ist immerhin von sehr schöner Arbeit und war einst reich an Schmuck. Es war etwas boshaft, den freundlichen Küster zu fragen, warum wohl die fehlenden Edelsteine und Perlen abhanden gekommen seien. Er wußte sich indeß so gut aus der Sache zu ziehen, als ob er bei Sybel Geschichte studirt hätte. Er sagte, das wäre wohl bei den Wallfahrten in der alten katholischen Zeit geschehen: als ob nicht damals die Pilger den Schrein des Heiligen mit stets neuen Weihegaben bereichert hätten. Stiftete doch der gewaltige Staatsmann Reichsverweser Sten Sture noch im selben Jahre, als die Universität gegründet wurde (1477), an den Erichsaltar einen Kronleuchter, der Tag und Nacht brennen sollte, dazu sieben Wachslichter für Sonn- und Festtage, mit der Verpflichtung, daß für ihn, Frau und Kind allwöchentlich eine heilige Messe an dem Altar gelesen werden sollte. Der Schrein selbst, schon 1359 verändert, 1405 von dem Goldschmied Lambert um 534 Ängelska Nobler neu vergoldet, wurde 1577 unter König Johann III. auf dessen Kosten abermals restaurirt, während des Neubaues des durch Feuersbrunst beschädigten Chores von 1729 an einige Zeit in einer Seitenkapelle aufbewahrt, dann aber pietätsvoll wieder an seine frühere Stelle gebracht und mit dem erwähnten vergoldeten Eisengitter sowohl gegen allzu große Verehrung als etwaige Verunehrung geschützt.

Die Kapellen um das Chor und die beiden Seitenschiffe, einst mit Altären geschmückt und mit besonderen Präbenden verbunden, bilden heute, wie die Kapellen der Westminster-Abtei, eine Art von historischem Mausoleum,

das für einen Freund der Geschichte nicht ohne Interesse ist. Die ansehnlichste dieser Kapellen ist die ehemalige Liebfrauen-Kapelle hinter dem Hochaltar, jetzt das „Gustavianska Graf Choret“ genannt. Alles, was an den einstigen Zweck derselben erinnern könnte, ist daraus entfernt. An Stelle der Himmelskönigin, in welcher das Mittelalter zugleich seine höchste Schutzherrin und das erhabenste Ideal der Vollkommenheit verehrte, ist Gustav Wasa hier eingezogen, der erste in der Reihe der „evangelischen“ Könige. Tüchtige Fresken, 1831—1838 von dem Maler Sandberg gemalt, führen uns in lebhafter dramatischer Composition die Hauptzüge seines Lebens vor. Hier schlägt er sich als tapferer Reitersmann in dem Kampfe bei Brännkyrke (1518); da steht er als Hilfesuchender vor den gestrengen und edeln Rathsherren im Rathhause zu Lübeck (1519). In bunter Bauerntracht tritt er auf dem folgenden Bild in die dalekarlische Hütte zu Rankhütte, während ein Hund ihn höchst skeptisch beriecht, als wollte er sagen: „Du bist doch kein rechter Dalekarle.“ Als echter Agitator spricht er auf der nächsten Darstellung zu den bei Mora Kyrka versammelten Dalekarlen, eine Illustration zu dem Volkslied:

Kung Gösta ist ritten nach Dalarna,
Hält Rath mit den Dalkarlar sein,
Kung Christian, der liegt bei Södermalm,
Er trinket beides, Meth und Wein.

„Ach, hört, ihr meine Dalkarlar,
Wozu ich biet' euch auf,
Wollt ihr mir folgen nach Stockholm
Und hauen den Jüten drauf?“

Es schworen da die Dalkarlar,
Es schwor ein Jeder für sich:
„Der Schlag, der stand auf Charfreitag,
Dess' denken wir sicherlich.“

Es schwur darauf der Kung Gustav,
Schwur für sich diesen Eid:
„Wir bitten zu Gott im Himmelreich,
Dess' muß uns werden Freud'!“

Da schworen ihm die Dalkarlar,
Sie schworen alldieweil:
„Ach, führ' uns an als Hauptmann du,
Nach Stockholm! Auf, in Eil'!“

„Ach, gerne will ich sein euer Hauptmann,“
Der König Gustav schwur;
„Wollt ihr bleiben hold und treu,
Meiner blauen Fahne nur?“

Da schworen ihm die Dalkarlar,
Sie schworen wie ein Mann:
„Wir wagen Blut und Leben
Gen einen so grimmen Tyrann.“

Auf dem fünften Bilde überreicht Olaus Petri dem König die erste schwedische Bibel (1541). Von zwei größeren und figurenreicheren Freskobildern stellt das eine den Einzug des Königs in Stockholm dar (1528), das andere den Abschied des Königs von seinen Ständen (1560). Es würde zu weit führen, den ethischen und historischen Werth des Königs und seiner Popularität auf ihren Goldgehalt zu prüfen; genug, der Bildercyclus vergegenwärtigt in lebendigster Weise die Volksthümlichkeit, deren er als Reformationskönig und Volkskönig durch die letzten Jahrhunderte genoß, und zwischen den bunten Gemälden steht sein gewaltiges Grabmal aus Marmor, mit den Wappen der schwedischen Landestheile geziert. Da liegt er in voller Lebensgröße zwischen den Figuren seiner zwei ersten Gattinnen, Königin Christina von Sachsen-Lauenburg und Königin Margaretha Lejonhufvud, der Tochter des Reichsrathes Erich Abrahamsson, die er seine „Herzallerliebste" zu nennen pflegte. Auch die dritte seiner Frauen, Katharina Stenbock, ist in derselben Kapelle begraben, hat aber auf dem Monument keinen Platz mehr gefunden.

Von den anderen Grabmälern dürfte wohl das bedeutsamste das des Königs Johann' III. sein. Er ist liegend dargestellt in voller Rüstung. Seine Figur wie die zum Denkmal gehörigen Genien sind von sehr feiner und tüchtiger Arbeit, doch nicht in ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit aufgestellt, sondern mit anderem Ballast vermischt. Weniger ansprechend ist das Grab der Gemahlin Johanns, Katharina Jagellonica, der zu Ehren die Grabkapelle gestiftet wurde, welche noch jetzt die Jagellonische genannt wird. In den übrigen Kapellen hat der Tod gar verschiedenartige Leute zusammengeführt, Sprößlinge alter Adelsgeschlechter, Feldherren und Reichsräthe, den lutherischen Erzbischof Mennander, den großen Botaniker Linné (Botanicorum principi lautet die Inschrift), den Lehrer Gustav Adolphs und Universitäts-Rector Johann Skytte mit Weib und Kind und aus katholischer Zeit noch die Eltern der hl. Birgitta: Birger Pedersson, den Lagman von Upland, und dessen Frau.

Die Erinnerungen, welche dieß letztere Grab hervorruft, werden mächtig belebt durch die alten Paramente, die in Glaskasten sehr sorgfältig auf einer Gallerie des Domes aufbewahrt sind. Es sind überaus reiche Meßgewänder darunter, auf deren Gold- und Purpurgrund emsige Frauenhand bald die Hauptgeheimnisse des Evangeliums, bald die beliebtesten Schutzheiligen in leuchtendem Farbenschmuck hervorgezaubert hat. Neben diesen künstlerisch anziehenden Zeugnissen des eucharistischen Glaubens erinnern Infula, Rauchmäntel und andere Paramente neuerer Zeit an die Thatsache, daß sich die Idee der „Kirche" in Schweden wie in England viel kräftiger und umfassender erhalten hat, als bei dem demokratisirenden Bekenntnisse der protestantischen Lehre. Der Domschatz enthält viel Merkwürdiges. Durch die Pracht seiner Juwelen setzt ein Kelch in Staunen, der im 30jährigen Krieg aus Prag hierher gelangt ist, durch ihre künstlerische Ausführung erfreuen zwei Reliquiarien aus dem 9. oder 10. Jahrhundert. Ein von Papst Alexander III. geschenktes Crucifix erhält das Andenken an jenes vielverlästerte Papstthum,

das einst die Völker des Nordens mit jenen des Südens zu einer großen Gottesfamilie vereinigte und ohne dessen civilisatorisch-wissenschaftlichen Einfluß die Universität nicht gegründet worden wäre. Ein mit feiner Emaille geschmückter Kelch nebst Patene kündigte sich als freiwillige Schenkung eines frommen Schweden aus katholischer Zeit an. Als Inschrift war das ganze Ave Maria verwendet, mit dem Zusatz: Dominus Odhinus Upsalae dedit me. Auf dem Kelche stand: De vera vite fert hoc vas pocula vitae.

Von der wahren Rebe
Trägt dieß Gefäß den Kelch des Lebens!

Mit diesem schönen Gruß des einstigen Glaubens und katholischer Freigebigkeit und Liebe wollen wir von dem Upsala der Vorzeit Abschied nehmen. Wenn die Gegenwart demselben auch einige Pietät schenkt, so lebt und webt sie doch in einem ganz anderen Gedankenkreise, von welchem bei einer anderen Gelegenheit die Rede sein wird.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Commentar über das Evangelium des hl. Lucas. Von Dr. Paul Schanz, Professor der katholischen Theologie an der Universität Tübingen. Gr. 8⁰. VIII u. 572 S. Tübingen, Franz Fues, 1883. Preis: *M.* 7.60.

Auf den Commentar zum Evangelium des hl. Marcus hat der Herr Verfasser ziemlich rasch den zu Lucas folgen lassen, so daß wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit (1879—1883) umfängliche und gediegene Commentare zu den Synoptikern erhielten. Alle drei sind nach derselben Methode gearbeitet, bekunden den gleichen Fleiß, ausgebreitete Kenntniß der alten und neuen exegetischen Literatur, Umsichtigkeit des Urtheiles, Klarheit und Bündigkeit der Darstellung. Was bereits in dieser Zeitschrift (1881, Bd. XXI. S. 293) über den Commentar zu Marcus bemerkt wurde, gilt auch von dem vorliegenden: die auftauchenden philologischen Probleme und grammatischen Fragen sind mit emsiger Genauigkeit behandelt, der Textkritik wird gebührende Aufmerksamkeit entgegengebracht, das Verhältniß der Synoptiker zu einander, ihre Übereinstimmungen, ihre Verschiedenheiten und Abweichungen werden sorgfältig untersucht, gegen einander abgewogen, auf ihre muthmaßliche Entstehungsweise zurückgeführt und aus dem speciellen Zweck des heiligen Schriftstellers erklärt. Letzteren formulirt für das dritte Evangelium der Herr Verfasser folgendermaßen: „Das Evangelium hat den Zweck, die paulinischen Heidenchristen in ihrem durch den Unterricht gepflanzten Glauben zu befestigen, indem die negative und feindselige Haltung des jüdischen Volkes erklärt und die Berufung der Heiden als von Anfang an feststehendes Princip nachgewiesen wird. Die göttliche Barmherzigkeit umfaßt beide vorher getrennte Nationen mit gleicher Liebe, um sie aus dieser bösen Welt für das zukünftige Reich der Seligkeit zu retten. Der Erfolg hängt aber von dem Verhalten des Einzelnen ab. Damit ist sowohl die Berechtigung des paulinischen Evangeliums als die sachliche Übereinstimmung mit dem Evangelium der Urapostel, dem Evangelium Christi bewiesen" (S. 34).

Die reichhaltige Einleitung behandelt die persönlichen Verhältnisse des hl. Lucas, dessen Quellen, dann Bestimmung, Zeit und Ort der Abfassung, Charakter und Composition des Evangeliums und die exegetische Literatur. Die evangelische Schrift selbst wird in vier Theile zerlegt: Vorgeschichte, Wirksamkeit Jesu in Galiläa, Reisebericht, Leiden, Tod und Auferstehung; diese Haupttheile zerfallen in kleinere Abschnitte und Unterabtheilungen, zu deren Beginn der Zusammenhang der evangelischen Darstellung, der innere Fortschritt, die

Bedeutung und Tragweite der einzelnen Geschichts- und Lehrpunkte übersichtlich erörtert werden. Da es der Mehrzahl der Leser beim Gebrauche eines Commentares in den meisten Fällen um rasche Orientirung über Sinn und Zusammenhang einer Stelle zu thun ist, so hätte nach des Referenten Ansicht sich der Herr Verfasser den Dank Vieler erworben, wenn er die eigentliche Erklärung und Darlegung des Sinnes in der Druckeinrichtung von der Masse der grammatischen und polemischen Bemerkungen geschieden hätte. Auch die Übersichtlichkeit dürfte dadurch gewonnen haben.

Den Prolog des hl. Lucas (1, 1—4) faßt der Herr Verfasser so auf, daß Lucas sich mit den „Vielen" principiell auf gleiche Linie stelle, daß gegen sie kein Tadel ausgesprochen, sondern eine Gleichberechtigung mit Lucas angezeigt sei. Allein in dieser Darlegung sind einige Punkte, die im Prolog offenbar sehr deutlich betont werden, nicht ausreichend gewürdigt. Lucas hebt 1, 3 mit unverkennbarem Nachdruck den „Vielen" gegenüber, die es unternommen haben, eine zusammenhängende Erzählung der Heilsthatsachen zu liefern, seine Befähigung und Ausrüstung, seine von Anfang an auf alles sich erstreckenden Nachforschungen und deren Genauigkeit hervor und bezeichnet es als Zweck seiner nach solchen Vorbereitungen gemachten Darstellung, daß dem Theophilus, jedenfalls einem angesehenen und gebildeten Manne, Sicherheit gewährt werde betreffs des empfangenen Unterrichtes. Man braucht hier sicher nicht zwischen den Zeilen zu lesen, sondern hat nur von der Annahme auszugehen, der Prolog sei mehr als eine stilistische Übung, um einen zweifachen Schluß gerechtfertigt zu finden. Erstens: bei den „Vielen" macht sich gerade an dem, was Lucas sich so emphatisch beilegt, ein fühlbarer Mangel geltend, und zweitens: jene vielfachen Darstellungen sind geeignet, bei einem gebildeten Heidenchristen die Sicherheit, d. h. die feste klare Überzeugung, die objective Gewißheit über die Heilsthatsachen zu erschüttern oder doch abzuschwächen. Dr. Schanz sagt ganz richtig: „Wodurch diese Sicherheit gewährleistet werden könne, ist durch ἄνωθεν, πᾶσιν, ἀκριβῶς und καθεξῆς angezeigt." Nun, gerade dieses schreibt Lucas seiner Darstellung zu, und zwar mit einem deutlichen Seitenblick auf die „Vielen"; soll aber dieses das Eigenthümliche seiner Abfassung sein, so müssen offenbar diese Eigenschaften (mehr oder minder) sich in den Darstellungen der Anderen vermissen lassen. Lucas weist in der Charakterisirung seiner selbst assecuto omnia a principio diligenter (genau, mit Akribie) die Titel auf, die ihm ein Recht geben, nach „Vielen" als Schriftsteller aufzutreten: ich meine, wer seinen Vorgängern gegenüber, die er eben genannt hat, sich so ausdrückt, der läßt durchblicken, oder vielmehr spricht es unverhohlen aus, bei diesen trete in genannten Hinsichten ein Mangel zu Tage, und zwar derartig, daß er geeignet sei, die zu bietende Sicherheit in Frage zu stellen. Diese nämlich zu bieten und für sie den festen, unanfechtbaren Grund zu gewähren, stellt sich Lucas zur Aufgabe. Das muß er anstreben und erreichen, nachdem Viele dasselbe Gebiet schriftstellerisch bearbeitet haben; dazu hat er sich nach „Vielen" entschlossen, und dieser Zweck war maßgebend. Es kommt mir vor, daß, wenn heutzutage ein Exeget seinen Commentar, ein Dogmatiker seine Dogmatik, ein Geschichts-

schreiber seine Geschichte mit einem derartigen lucanischen Prologe eröffnete, die schriftstellernden Zunftgenossen die Spitze und den Stachel des Prologes sehr bald verspüren würden. Und so ist mir denn u. A. der lucanische Prolog noch immer ein Hinderniß, die von Dr. Schanz befürwortete und oft recht plausibel gemachte Benützungshypothese ohne alle Bedenken für richtig zu halten.

Dr. Schanz erklärt das καθεξῆς nicht von der chronologischen Reihenfolge, wie es doch die meisten neueren Exegeten fassen. Referent gesteht, auch nach den Ausführungen des obigen Commentars noch auf Seite der letzteren zu stehen. Zunächst ist nämlich nicht zu unterschätzen, daß dieses Wort in den anderen Stellen bei Lucas im Sinne zeitlicher Abfolge und zeitlicher Aufeinanderfolge gebraucht ist; vgl. Luc. 8, 1. Apg. 3, 24; 11, 4; 18, 23. Warum also anders im Prolog? Ferner hat Lucas eben erklärt, er habe Alles vom Anfange an genau erforscht[1]; er fährt fort: dieses wolle er nun der Reihe nach schriftlich abfassen. In welcher Reihe? Doch wohl in der dem „vom Anfang an" entsprechenden Reihe oder Reihenfolge, d. h. der zeitlichen Folge des Geschehenseins! Oder soll Lucas nur eben sagen wollen, er habe vor, in Ordnung zu schreiben, nicht gerade bunt und kraus durch einander, oder in logischer, systematischer Ordnung? Ersteres sagt zu wenig[2], da doch kein Schriftsteller in der Vorrede mit dem Bekenntnisse herausrückt, er habe sich vorgenommen, nicht ohne alle Ordnung zu schreiben; letzteres, eine Anordnung nach sachlichen, logischen Gesichtspunkten, ist im Evangelium nicht durchführbar. Eine zeitliche Ordnung entspricht auch am besten dem Zwecke des hl. Lucas, Sicherheit über den Unterricht dem gebildeten Theophilus zu bieten. Diese Sicherheit konnte nämlich in Frage gestellt werden, wenn verschiedene schriftliche Abfassungen, die sich alle auf die Überlieferung der Apostel beriefen, im Umlauf waren und dieselben Ereignisse in den verschiedenen Berichten verschieden gruppirt und mit einander verbunden erschienen. Jene Vielen gaben alle vor, „die Erzählung der von den Augenzeugen überlieferten Thatsachen der Reihe nach anzuordnen", ordinare narrationem — wenn nun da nicht Einhelligkeit, sondern Zwiespalt herrschte, die Thatsachen hier so, dort anders vertheilt, gruppirt waren, Christi Wunder und Lehren in Betreff der Zeit, des Ortes und anderer Umstände abweichend referirt wurden, so konnte dadurch einem gebildeten Heidenchristen die Sicherheit, die historische Beglaubigung jener widersprechend bezeugten Thatsachen in Frage gestellt werden. Und daß dieses die Sachlage war, bei der Lucas einzusetzen für gut fand, scheint eben der Prolog mit seiner detaillirten Hinweisung auf Lucas' Ausrüstung und Zweck recht nahe zu legen. Sonst müßten wir ihn ja zu einem leeren Wortgeklingel herabdrücken. War aber, wie er 1, 4 zu verstehen gibt, durch jene Darstellungen die Sicherheit gefährdet, so mußte zur Begründung der historischen Sicherheit eben die historische Ordnung ge-

[1] Genau nach dem Griechischen: er sei von vorne an Allem mit Genauigkeit gefolgt, sei nebenhergegangen von vorne an.

[2] Darin hat Nösgen Recht (Studien and Kritiken, 1876, S. 273).

wählt werden. Eine andere, künstliche oder systematische, Anordnung würde den Zweifel nicht beseitigen, sondern eher den Verdacht erwecken, als sollte durch geschickte Gruppirung und schlaue Systematisirung ein Coup zur Überrumpelung des Forschergeistes vorbereitet werden[1].

Die Haupteinwürfe gegen die historische, zeitliche Ordnung, die Dr. Schanz bringt, sind nicht durchschlagend. Die Scene in Nazareth Luc. 4, 16 kann recht gut von der bei Matth. 13, 54, Marc. 6, 1 verschieden sein. Matthäus erwähnt ja einen zweimaligen Besuch von Nazareth (4, 13; 13, 54), und daß auch der erste nicht von Erfolg war, zeigt eben seine Redeweise 4, 13. Die Erzählung bei Matthäus und Marcus bringt nach dem genommenen Ärgernisse der Nazarethaner doch einige Wunder, die Christus in Nazareth gewirkt habe. Für diese ist in der Erzählung des hl. Lucas kein Platz. Warum sollen sich also beide Erzählungen nothwendig auf das gleiche Ereigniß beziehen? Weiteres vgl. diese Zeitschrift 1883, Bd. XXIV. S. 207, 208.

Für die Luc. 4, 23 vorausgesetzten Ereignisse ist in dem 4, 14. 15 angegebenen Rahmen Zeit und Platz genug. Ebenso steht nichts im Wege, daß Luc. 10, 38, eben weil Jesus schon in Bethanien ist, Joh. 7, 11 f. eingereiht werde; Luc. 13, 22 ist in Übereinstimmung mit Joh. 10, 23 f. Jesu Aufenthalt in Jerusalem zur Zeit der Tempelweihe angedeutet. Die Scene 13, 23 ff. weist nicht nach Galiläa hin, sondern kann sich ebenso gut in Peräa abspielen, das damals auch zum Gebiete des Herodes gehörte[2]. Sie kann also keinen Grund gegen die historische Anlage bilden. Luc. 17, 11 aber reiht sich wieder gut an Joh. 11, 54, wo sich Jesus in Ephrem aufhält; von da ist er auf längerem Umwege per mediam Samariam et Galilaeam, über Peräa, Jericho, Bethanien nach Jerusalem zum Leidenspascha gepilgert.

Die eingehendste Aufmerksamkeit ist dem Verhältnisse des dritten Evangeliums zu den zwei vorhergehenden gewidmet. Der Herr Verf. hält an der Benützungshypothese fest, macht aber doch auch namentlich für einige Partien der Traditionshypothese weitgehende Zugeständnisse. Wenn es z. B. S. 276 heißt: „Daß allen drei Erzählungen (über die Verklärung u. s.) ein Typus zu Grunde liegt, zeigt die Einreihung an diesem Ort, die Verbindung mit der folgenden Heilung des besessenen Knaben und das Detail", so kann dieses ebenso gut zu Gunsten der Traditionshypothese gesagt werden. Für die Leidensgeschichte fordert der Herr Verf. ohnehin eine „selbständige Behandlung" (S. 497); wenn er aber glaubt: das vielfache Zusammentreffen in der Form

---

[1] Das auch zur Widerlegung der von Nösgen geforderten sachlichen Anordnung (Studien und Kritiken, S. 274). Gerade die von ihm aufgestellte sachliche Anordnung zeigt recht klar, daß eine solche nicht nachweisbar ist.

[2] S. 287 sagt Dr. Schanz: „Luc. 13, 31 weist ganz bestimmt auf Galiläa hin." Aber S. 372: „Wahrscheinlich spielt die Scene nicht in Peräa, welches damals auch zum Gebiete des Herodes gehörte, sondern in Galiläa." Die S. 287 gegebenen Parallelstellen aus Matthäus bewiesen für Galiläa, wenn Matthäus daselbst streng chronologisch schriebe, oder wenn nicht manche Sprüche zu verschiedenen Malen wären vorgetragen worden; für eine solche Wiederholung mangelt es an Beispielen nicht. Dr. Schanz weist darauf hin, z. B. S. 328. 341. 375. 427. 438.

sei nur aus gegenseitiger Benützung oder einer gemeinsamen Quelle zu erklären (S. 498), so ist die Disjunction zuzugeben, aber mit dem Vorbehalt, daß diese gemeinschaftliche Quelle eben in dem durch die mündliche Katechese der Apostel ausgeprägten Typus sich finden könne, wie denn in der That der Herr Verfasser für die Form des Berichtes über die Einsetzung der hl. Eucharistie ausdrücklich auf die Tradition zurückgreift. — Zu dem Abschnitte Luc. 22, 39—46 wird bemerkt: „Es hat wenig auf sich, ob man den Stoff auf eine eigene Quelle und die Tradition, oder auf eine solche und den Marcustext zurückführt. Es sind ja wohl einige formelle Übereinstimmungen mit den anderen nachweisbar, aber eine gedächtnißmäßige Berücksichtigung in so geringem Umfang ist von der Tradition nicht weit entfernt" (S. 522). Diese Bemerkung wäre wohl noch öfter zu machen gewesen. So wenn es heißt: „Neben der unverkennbaren gemeinsamen Grundlage bewahren alle drei Synoptiker ihren eigenthümlichen Sprachcharakter" (S. 200); wo ist diese unverkennbare gemeinsame Grundlage? ist es eine schriftliche Quelle, oder die Tradition?

Ebenso wird sehr nahe die Traditionshypothese gestreift, wenn wir die Charakteristiken lesen: „Lucas, der in den Auslassungen und einzelnen Wörtern sich mit Matthäus berührt, geht doch über beide hinaus, weil er mit Paulus allerdings am meisten gegen die Verquickung des christlichen Princips mit den jüdischen Observanzen zu kämpfen hatte" (S. 205); „eine Combination aus Matthäus und Marcus ist bei der selbständigen Darstellung weniger wahrscheinlich" (S. 261) u. dgl. m. Dagegen sind auf Rechnung der Benützungshypothese die Urtheile zu schreiben: „Die Fassung des Lucas ist nicht so passend, wie die des Matthäus (S. 294). — Lucas hat das σήμερον des Matthäus verallgemeinert, was zum Bittgebet weniger gut paßt (S. 317). — Die Form des Matthäus ist passender (S. 320). — Die Ordnung ist bei Matthäus weitaus besser (S. 325). — Der Zusammenhang ist bei Matthäus besser (S. 328. 340). — Dieser Ausspruch ist bei Matthäus und Marcus besser an seinem Platze (S. 344). — Die Aufeinanderfolge des Matthäus ist natürlicher (S. 349). — Die Darstellung des Matthäus ist hier gleichförmiger (S. 350). — Dieser Vers paßt bei Matthäus besser in den Zusammenhang (S. 414). — Diese Ermahnung steht bei Matthäus in besserem Zusammenhang (S. 427). — Der Satz ist hier in besserem Zusammenhang als bei Matthäus (S. 439). — Die Darstellung bei Lucas ist gleichmäßiger und logisch besser geordnet" (S. 472) u. dgl. m. Ich weiß nicht, was Andere denken; aber ich gestehe, daß sich mir eine Hypothese wenig empfiehlt, welche solche Prädicate an die Evangelisten austheilen muß. Die Traditionshypothese ist principiell einer solchen Notenverlesung überhoben. Deßgleichen muß die Benützungshypothese manche Erklärungen versuchen, die bei der Tradition gar nicht in Betracht kommen können. Ein Beispiel. Beim Seesturm rufen die Jünger in ihrer Angst zum Heiland; bei Matthäus κύριε, bei Marcus διδάσκαλε, bei Lucas ἐπιστάτα. Bei der Benützungshypothese legt sich die Frage nahe, warum Marcus anders als Matthäus, Lucas anders als beide schrieb, da Marcus und Lucas doch ihre Vorlage vor Augen hatten. Dr. Schanz antwortet: Gerade dieser Wechsel

„zeigt die verschiedene Auffassung der Synoptiker". Aber der Grund ist sicher nicht stichhaltig, weil bei Lucas auch die Anrede κύριε und διδάσκαλε häufig genug sich findet auch im Munde der Jünger (cf. 9, 54; 10, 17; 11, 1; 12, 41; 22, 33. 38. 49 und διδάσκαλε 21, 7). In der Besprechung des Marcus-Commentares hatte ich die Frage gestellt: Wenn Lucas bei Matthäus und Marcus las, post dies sex habe die Verklärung stattgefunden, was konnte ihn bestimmen, seinerseits zu schreiben: factum est autem post haec verba fere dies octo? Dr. Schanz antwortet, die Änderung sei durch die große Vorsicht verrathende Vorliebe des Lucas für ungefähre Zahlangaben veranlaßt worden (S. 276). Aber kommt diese „große Vorsicht", die dem hl. Lucas hier die Änderung in die Feder dictirt, nicht einem Zweifel an der Richtigkeit der Angabe der hll. Matthäus und Marcus gleich?

Über Christi Vorhersagungen betreffs der Bedrängniß von Jerusalem lesen wir Sätze, wie: „Die genaue Schilderung verräth wieder den Beginn der Belagerung, aber ist für eine Darstellung ex eventu doch zu allgemein" (S. 469). „Der mit der römischen Kriegskunst vertraute Lucas, welcher den Beginn des Krieges bereits kannte, hat die allgemeinen Ausdrücke der Prophetie durch genauere ersetzt" (S. 471). „Aus allem geht hervor, daß die eschatologische Rede den späteren Verhältnissen in der heidenchristlichen Welt entsprechend etwas modificirt wurde . . . Die Voraussage der Jüngerschicksale beweist, daß schon Erfahrungen vorlagen; die speciellen Daten (21, 20) lassen vermuthen, daß der Krieg bereits seinen Anfang genommen hatte" (S. 485). Gegen eine solche Darstellung habe ich principielle Bedenken; sie gibt unnöthiger Weise der gegnerischen Theorie über die vaticinia post eventum zu viel zu und streift nahe an ein Verfahren, wie wir es z. B. bei Volkmar finden, der hauptsächlich aus Marcus 13, 2 schließt, das Evangelium sei nach der Zerstörung Jerusalems c. 73 p. Chr. verfaßt; und warum? weil es da über den Tempel heißt: non relinquetur lapis super lapidem qui non destruatur. Denn wer konnte das vor der Erfüllung so genau wissen?!

Ein anderes principielles Bedenken mag gleichfalls berührt werden. Die bekannten Stellen Luc. 2, 40. 52 werden von einem seelischen Wachsthum Christi, von einer geistigen Entwicklung, einem wirklichen Fortschritt in der geistigen Erkenntniß der menschlichen Seele, von einem geistigen Heranreifen u. dgl. erklärt (S. 148. 153. 154). Aber wenn je, so muß hier bei dem Geheimnisse der Menschwerdung und den aus dieser unbegreiflichen Erhöhung für die menschliche Natur Christi resultirenden Vorzügen der Exeget vor Allem bei der Dogmatik in die Schule gehen. Der Kürze wegen sei nur auf die betreffenden Erörterungen verwiesen, die Dr. Scheeben gibt (Handbuch der kathol. Dogmatik, 3. Bd. 1. Abtheilung, S. 167. 169. 180). Die theologische Lehre über die Vorzüge der menschlichen Seele Christi ist auch keine schwankende, unbestimmte; Dr. Scheeben sagt mit Recht darüber: „Die Lehre der Scholastik ist in unserer Frage viele Jahrhunderte hindurch so absolut einstimmig und entschieden, daß sich darin unzweifelhaft der sensus ecclesiae bekundet. Ein Abweichen von dieser Lehre bei einigen neueren Theologen ist daher nur durch Unkenntniß der Sachlage höchstens zu entschuldigen; unmöglich aber darf man

sich auf solche Theologen als auf Autoritäten berufen, wodurch die alte Lehre zweifelhaft gemacht würde" (l. c. S. 170. n. 939). Die Speculation über die menschliche Natur Christi muß von der Thatsache ausgehen, daß eben diese menschliche Natur durch ihre Vereinigung mit der Person des ewigen Wortes zum Höhepunkt aller Gnaden und Vorzüge erhoben worden ist, zu einer Erhabenheit und Größe, wie sie umfassender und großartiger nicht gedacht werden kann; daher sind ihr alle Vorzüge zuzusprechen, welche mit dem Zwecke der Menschwerdung, der Genugthuung für uns, nicht in Widerspruch treten. Einschlägiges sehe man auch in dieser Zeitschrift 1879, Bd. XVI. S. 3 f., S. 134 f.; 1880, Bd. XIX. S. 215 f.

Schließlich noch ein Wort über die historische Bezeugung der Traditionshypothese. Ich habe früher bemerkt, daß alle Zeugnisse über die Entstehung der synoptischen Evangelien nur ihr allein zu gute kommen, und habe diesen Beweis auch durch ein Beispiel a contrario gestützt, daß nämlich durch positive Traditionshinweise beim Johannesevangelium und dessen Abfassung ausdrücklich die Kenntniß und Berücksichtigung der vorhergegangenen Evangelienschriften hervorgehoben werde (vgl. diese Zeitschrift 1881, Bd. XXI. S. 299). Darauf antwortet der Herr Verfasser: „Die Nachrichten über das Johannesevangelium beweisen nicht das Mindeste .. sie sind nichts Weiteres als Folgerungen aus dem Inhalt" (S. 12). Eine Stelle, die ich im Auge hatte, ist aus Clemens von Alexandrien. Er berichtet, mit Bezugnahme auf die Mittheilung älterer Presbyter (τῶν ἀνέκαθεν πρεσβυτέρων), Johannes habe, wahrnehmend, wie die äußere menschliche Seite des Herrn in den anderen Evangelien ihre Darstellung erhalten habe, auf Antrieb der Freunde in seiner Umgebung ein geistiges Evangelium verfaßt (bei Eusebius, H. e. 6, 14. Migne, XX. 552). Ich sehe nicht, daß diese Mittheilung aus dem Munde der vor Clemens lebenden Presbyter nichts Weiteres sei, als eine Folgerung aus dem Inhalt des Evangeliums. Eine andere Stelle ist bei Eusebius, H. e. 3, 24 (Migne, XX. 265). Auch er beruft sich auf folgende Überlieferung: nachdem die drei vorher geschriebenen Evangelien bereits allgemein verbreitet worden und auch zu Johannes gelangt seien, habe er sie zwar angenommen, indem er ihre Wahrhaftigkeit bezeugte; nur bleibe, habe er gefunden, für die Aufschreibung noch übrig die Erzählung des von Christo zuerst und im Anfange der Verkündigung Gewirkten. Ich zweifle auch, ob diese Stelle einfachhin als Reflexion einer spätern Zeit ohne wahren traditionellen Kern ausgegeben werden dürfe. Jedenfalls sind diese Stellen anders formulirt, als jene über die Synoptiker, die nach Aller Eingeständnisse nur Folgerungen und Vermuthungen der Betreffenden sind. Es scheint demnach, daß man auch im Alterthum hier zwischen wahrem Traditionsgut und einfachen kritischen Folgerungen unterschied[1]. Und es dürfte daher dem strengen Wortlaut gegenüber nicht erlaubt

[1] Daher stimmt es nicht, daß Dr. Schanz einerseits meine Behauptung, die Zeugnisse über die Entstehung der syn. Evangelien sprächen nur zu Gunsten der Traditions-Hypothese, „unrichtig" nennt (Tüb. Quartalschrift, 1882, S. 524), andererseits aber zugibt, daß die Väter nur durch innere Gründe auf den Gedanken der Be-

sein, diesen Unterschied einfach zu verwischen, zumal da Clemens, der Schüler des von einem Apostelschüler bekehrten Pantänus, mit dem Zeugnisse τῶν ἀνέκαθεν πρεσβυτέρων eine sicher in die Zeit der Apostelschüler hinaufreichende Überlieferung bringt; es ist also diese Angabe nicht so einfachhin als „Reflexion einer späteren Zeit“ (Einleitung in das Neue Testament, Aberle-Schanz S. 91) bei Seite zu schieben. Sodann darf nicht außer Beachtung gelassen werden, daß sich Johannes mit einer Absichtlichkeit und Deutlichkeit auf die synoptischen Evangelien bezieht, die man bei Marcus und Lucas hinsichtlich des oder der Vorgänger vergebens auch nur annähernd sucht (vgl. Joh. 2, 11; 3, 24; auch 1, 32; 4, 54). Soll das rein zufällig sein?

Es versteht sich von selbst, daß der Herr Verfasser mit besonderer Sorgfalt die Irrgänge der Tendenzkritiker darlegt. Bereits die ältesten Überlieferungen bringen bekanntlich das Lucas-Evangelium mit dem hl. Paulus in Verbindung. „Wenn im ganzen Leben des Apostels (Paulus) seine Charaktereigenthümlichkeiten scharf hervorgetreten sind, wenn in seiner apostolischen Thätigkeit das Heidenapostolat ganz entschieden betont wurde, so muß das Evangelium seines vertrauten Schülers nothwendig denselben Charakter an sich tragen und nach demselben erklärt werden. So wenig aber Paulinismus und Petrinismus Gegensätze waren, so verkehrt wäre es, das paulinische Evangelium dem petrinischen entgegenzustellen. Das Eine Evangelium ist nur von verschiedenen Gesichtspunkten und für verschiedene Verhältnisse dargestellt. Ja, gerade das Lucasevangelium beweist die Unhaltbarkeit des vielfach behaupteten Antagonismus. Möge auch diese Arbeit zur bessern Erkenntniß desselben Einiges beitragen!“ (S. IV.) Es ist mit Grund zu hoffen, daß sie Vieles, recht Vieles beitragen werde. Was z. B. Hilgenfeld vor einiger Zeit in Zarncke's Literaturblatt entgegensetzte, war jedenfalls schwach.

Jos. Knabenbauer S. J.

Zur Congrua-Frage des katholischen Seelsorge-Klerus in Österreich. Von **J. Martini**, Weltpriester. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8⁰. XVI u. 415 S. Graz, Styria, 1884. Preis: *M.* 3.

Diese nun schon in dritter Auflage vorliegende Schrift leistet ein Doppeltes. Sie übt einerseits eine unnachsichtige Kritik der einzelnen Paragraphen und Ausdrücke, mit welchen durch die Regierungs-, Referenten- und Ausschußvorlagen der Frage über Aufbesserung der Seelsorger-Gehälter näher getreten ist; andererseits gibt sie einen eigenen Weg an, auf welchem diese Frage, selbst ohne Mehrbelastung des Staates, in wirksamer Weise gelöst werden könnte. Es handelt sich hier um ein Problem, welches nun schon ungefähr ein Jahrhundert lang der Lösung harrt, und dessen acute Seite sich

---

nützungshypothese gekommen sein konnten (Luc. S. 12). Ich glaube, hier sei es bemerkenswerth, daß die „spätere Reflexion“ auf etwas kommt, wovon die einfache historische Tradition nichts weiß.

um so mehr zugespitzt hat, als durch die Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse die Noth unverhältnißmäßig gestiegen und Abhilfe um so dringlicher geworden ist.

Ansätze zur Hebung eines wahren Nothstandes in der materiellen Lage eines großen Theiles der österreichischen Geistlichkeit sind gemacht; aber es ist, als ob selbst diese Ansätze von der Hochfluth des Liberalismus hätten hinweggeschwemmt werden sollen, bevor sie noch einen Lebenskeim entfalteten.

So schonungslos der Verfasser all die Winkelzüge bloßlegt, welche in den noch schwebenden Vorlagen gemacht werden, um den Schein der Fürsorge für Kirche und Priester zu retten und schließlich etwas Nennenswerthes nicht zu thun, so maßvoll und bescheiden sind die Vorschläge, welche er jenen gegenüberstellt, um eine wirkliche und dauernde Hilfe zu ermöglichen. Darum verdient die Schrift recht sehr nicht bloß in den Reihen des Klerus selbst eingehende Berücksichtigung, um über die eigene Lage ein klares Urtheil zu gewinnen, sondern sie verdient gerade auch von denen beachtet und durch und durch erwogen zu werden, welche als Theilnehmer an der Regierung oder der Vertretung des Landes dem Übel steuern können und müssen. Was eine Ausgeburt der liberalen Religionsgleichgiltigkeit ist, sollte und müßte durch die guten Elemente, die doch auch in Österreich fürwahr noch nicht ausgestorben sind, nicht bloß von der Oberfläche verschwinden, sondern mit der Wurzel ausgeschnitten werden. Für die Männer dieser Richtung sind die Ausführungen des Verfassers weniger eine Anklage, als vielmehr ein Fingerzeig für das Ziel, auf welches hinzusteuern sei, und welches, wenn nicht urplötzlich, doch bei etwas gutem Willen in kurzer Frist erreicht werden könnte.

Die Kritik, welche geübt wird, läßt sich unter drei Gesichtspunkte bringen: 1. wie wenig wohlwollend das Ziel sei, welches die verschiedenen Vorlagen sich stecken; 2. wie ungenügend und karg die Mittel seien, welche zu einer etwaigen Abhilfe der Nothlage in Anwendung kommen sollen; 3. wie beklagenswerth die Gesinnung und wie unannehmbar die Grundsätze seien, welche den ganzen Aufbesserungsplan, wie er vorliegt, durchdringen.

Es soll vorderhand nur eine provisorische Congrua-Aufbesserung geschehen, nach Angabe des Motivenberichtes zum Regierungs-Gesetzes-Entwurf freilich auch aus dem Grunde, weil „sich die Regierung der Erwartung hingibt, es werde nach Ablauf des Provisoriums eine ausgiebigere Erhöhung möglich sein". Unterdessen aber wird der Wunsch der Regierung niedergehalten und erdrückt durch das Bewußtsein der strengen Verpflichtung, „sich auf der äußersten Linie des Unentbehrlichen und Unerläßlichen zu halten: . . . [darum sind denn auch] die ursprünglich von den Landesbehörden und den Ordinariaten beantragten und selbst die von ihr zuerst in's Auge gefaßten Ziffern wiederholt reducirt, bis endlich eine Grenze erreicht schien, die wohl als das nicht weiter herabsetzbare Minimum einer Aufbesserung gelten konnte". Welch feinfühliges Gewissen, welch drückende Pflicht! Die wirkliche Abschätzung des Unentbehrlichen und Unerläßlichen, wie sie von der Regierungsvorlage geschieht, fußt nun in der That auf einer hohen Idee von der Selbstverläugnung und heroischen Entsagung eines katholischen Priesters, nicht aber

auf dem Verständniß der standesgemäßen Ausgaben, welche derselbe auch bei der größten Selbstentsagung zu machen gezwungen ist. Zur Begründung dient Angabe auf S. 226 u. 227: „Nach dem Regierungs-Entwurfe würde daher die weitaus größte Anzahl der Seelsorge-Stationen mit 500 fl. abgethan, d. h. als ultima meta ist dem vieljährigen, vielleicht lebenslänglichen sudavit et alsit der weitaus größten Anzahl der katholischen Pfarrer das Adjutum eines politischen Concepts-Prakticanten gesteckt, der sich etwa vor einem Jahre in die Kanzlei gesetzt. ... Und wie sieht es mit den Bezügen der Kapläne aus (die nämlich bis auf 250 fl. heruntergehen können)? Nun, um 250 fl. bekommt man nicht einmal einen Diurnisten, dem man, täglich à 80 kr., mindestens 288 fl. des Jahres geben muß. Ein Gerichtsdiener letzter Kategorie erhält 250 fl. und 25 % Zulage."

Einen noch höheren Grad der Entsagung und Selbstverläugnung läßt die Regierung den Geistlichen sich im Verlauf einer langen priesterlichen Thätigkeit erwerben; darum wird denn der Ruhegehalt derer, welche durch Gebrechlichkeit und Alter oder durch Krankheit und Unglücksfälle nicht mehr fähig sind, auf ihrem Posten zu bleiben, so bemessen, daß ihnen — sage und schreibe volle 157½—210 fl. und nach dem jetzigen Entwurf 25 % Zulage ausgeworfen werden. Kein Wunder, wenn dann Fälle vorkommen, daß kranke Priester in haarsträubendem Elende daliegen und vergehen (S. 203).

Um nun aber zur Ausführung dieser auch noch so kargen Aufbesserung überzugehen, so bleibt sich bei diesem Punkte die Vorlage in dem Vorsatze treu, ja nur das Unerläßliche zu thun. Es werden alle Einnahmen, welche mit einer Stelle verbunden sind, so berechnet, daß dieselben möglichst hoch erscheinen, wenn auch die Wirklichkeit noch so sehr zurückbleibt; ein Einbekenntniß aller Einnahmeposten wird unter empfindlicher Strafe angedroht; der Anspruch auf Zuschuß seitens der Regierung oft von dem kleinlichsten Nachweise abhängig gemacht, daß die Einnahmen die festgesetzte Congrua nicht erreichen; der Recurs wegen zu hoher Wertheinschätzung der zur Stelle gehörigen Besitzthümer und ihrer Erträgnisse so bureaukratisch hingeschleppt und erschwert, daß sich Mancher lieber in sein Schicksal ergeben wird, als nach jahrelangem Zuwarten auf Antwort und mit Aufwendung von persönlich zu bestreitenden Kosten schließlich noch abschlägigen Bescheides gewärtig zu sein. Wir können natürlich in dieser kurzen Besprechung dem Verfasser nicht folgen in all das Detail, welches er beibringt und durch welches er die ungerechtfertigtsten Härten und die unsäglichen Plackereien aufdeckt. Es ist dieses eines der längsten und trostlosesten Kapitel des Buches (S. 72—188). Ein drastisches Beispiel wird S. 80 angeführt: „Da ist z. B. in der einen Fassion die geringfügige Stola statt nach zehnjährigem nach einem sechsjährigen Durchschnitte ausgewiesen. ... Es hilft nichts! Um herauszubringen, daß nach zehnjährigem Durchschnitt die Stola vielleicht 6 fl. beträgt, während sie nach sechsjährigem Durchschnitt 6 fl. 50 kr. beträgt, oder umgekehrt, muß die Sache von der adjustirenden Behörde zurück an die bischöfliche Diöcesanbehörde und von dieser an die Fatenten; dieser muß sich seinen Ausweis hinwiederum vom Dechanten bestätigen lassen, um ihn sodann durch das Ordinariat wieder dem

Adjustirungsamte zukommen zu lassen. So viel Zeit, so viel Tinte und Papier für eine Bagatelle." — S. 228 wird ein anderes Exempel geliefert, daß eine nach dem Regierungs-Entwurfe geplante Aufbesserung wegen des ungebührlich hohen Ansatzes des Reingewinnes einer Pfründe geradezu zu einer sehr empfindlichen Herabminderung des jährlichen Einkommens führen kann. Es wird dort ziffermäßig nachgewiesen, daß ein bisher auf 420 fl. abgeschätztes Einkommen durch übermäßige Taxirung einzelner Posten ohne wirklichen Zuwachs möglicherweise nominell auf die Höhe von 670 fl. steigt, und daß damit dort, wo die Congrua nur bis auf 500 fl. erhöht werden soll, wegen der Steuererhöhung eine Herabsetzung der bisherigen Congrua-Erhöhung um 100 fl. die Folge sein kann! — Zur selben Rubrik gehört eine Stelle aus der Collectiv-Eingabe des böhmischen Episkopates vom 26. September 1877, welche hier angeführt zu werden verdient. Sie lautet nach vorliegendem Werke S. 369: „Der Gesammtbetrag aller nach diesem Plan berechneten Aufbesserungen für sämmtliche Seelsorger in der ganzen böhmischen Kirchenprovinz wird demzufolge auch nur mit 125 000 fl. ö. W. beziffert, während die den Inhabern kirchlicher Pfründen in Böhmen nach dem Gesetz vom 7. Mai 1874 auferlegte Religionsfonds-Steuer die Summe von 250 000 fl. ö. W. beträgt!"

Bezüglich des dritten kritisirten Punktes macht der Verfasser gelegentlich anderer zur Besprechung gezogener Fragen sehr treffende Bemerkungen. Er hebt es tadelnd hervor, wie in dem katholischen Österreich die protestantischen Wortsdiener besser gestellt sind, als die katholischen Geistlichen. Wenn wir in dem Punkte dem Verfasser nicht ganz beistimmen können, so ist es nur in dem Sinne, daß er den jüdischen und akatholischen Religionsdienern ein viel zu großes Anspruchsrecht zugesteht (S. 64), das sie in Wirklichkeit nicht besitzen. Er hebt ferner hervor, daß der Staat nach seinen eigenen Grundsätzen die hohe Pflicht habe, die Geistlichen standesgemäß zu honoriren, gerade deßhalb, weil er ihre Amtsverrichtungen als einen Staatsdienst auffaßt, und weil er ihnen thatsächlich durch verschiedene Registerführungen eine Last auflegt, welche keinenfalls ohne eine entsprechende Vergütung bleiben dürfte. Wenn zwar auch diese Auffassung der modernen Staatstheorie an einem wesentlichen Gebrechen leidet, so läßt sich doch nicht verkennen, daß gerade die Kirche und ihre Diener für die Aufrechthaltung der staatlichen Ordnung von wesentlicher Bedeutung sind, und daß es daher eine Pflicht der Billigkeit ist, für deren standesmäßiges Auskommen aufzukommen, und eine Pflicht der strengen Gerechtigkeit, die Gläubigen wenigstens nicht daran zu verhindern, daß sie durch freiwillige Beiträge und Stiftungen die sorgenfreie Existenz eines angestellten Seelsorgers ermöglichen (S. 57 ff.).

Noch manche andere Gründe werden beigebracht, weßhalb es als schwere Pflicht auf dem Staate laste, ein ausreichendes Honorar den Geistlichen zu sichern, wie z. B. der in der Vergangenheit verübte Raub und die schlechte Verwaltung der kirchlichen Güter. Da sind nun freilich nicht alle Gründe gleich gewichtig. Auf dem in ungerechtem Besitze festgehaltenen kirchlichen Gute lastet freilich eine evidente Pflicht des Staates, eine Herausgabe

oder entsprechende Entschädigung zu leisten. Für eine ohne ungerechten Besitz geschehene Schädigung kirchlicher Interessen und kirchlichen Eigenthums sind mehr als der Staat diejenigen haftbar, welche jene ungerechte Schädigung verübt haben, oder etwa deren Repräsentanten: besitzen kann eben der Staat als solcher auch ein fremdes Gut in ungerechter Weise; schädigen ohne Besitzantritt durch ungerechte Handlung und in Folge dessen ersatzpflichtig werden kann der Staat eigentlich nicht. — Ersatz leisten dann ja in Wirklichkeit diejenigen, welche zur Herbeibringung der staatlichen Hilfsmittel herangezogen werden, d. h. die einzelnen besteuerten Staatsbürger — diese können aber eigentlich nur dann ersatzpflichtig werden, resp. der Staat kann in diesem Sinne nur dann ersatzpflichtig werden, wenn die Staatsbürger in ihrer moralischen Gesammtheit mitschuldig waren an einer die Interessen der Kirche schädigenden Handlung der Volksvertreter. Doch auf diese prekäre Seite braucht gar nicht zurückgegriffen zu werden, um die Pflicht des Staates zum standesmäßigen Unterhalt der Geistlichkeit augenscheinlich darzuthun. Mag die objective Rechtsordnung oder der heutzutage so beliebte Volkswille den Maßstab abgeben, in beiden Fällen kann zumal der österreichische Staat sich der schweren Pflicht nicht entziehen, selbst für den Fall nicht, daß man absieht von den vielen kirchlichen Besitzthümern, die er an sich gezogen und wegen derer er für entsprechenden Unterhalt aufkommen müßte. Sehr mit Recht erinnert der Verfasser daran, daß zwar jeder Staat im Allgemeinen, aber Österreich ganz besonders doch nie vergessen sollte, was es für seinen eigenen Bestand der katholischen Kirche verdanke, und daß auch seine Kraft für die Zukunft nur aus dem wahren katholischen Geiste gezogen werden kann (S. 56 ff.).

Es ist daher ein höchst trauriges Geständniß, welches der Motivenbericht über die Auffassung jener staatlichen Pflicht ablegt: „Allerdings hat der Staat die Fürsorge für die Subsistenz des Seelsorge-Klerus auf sich, allein es ist dieß doch nur eine in zweiter Linie befindliche staatliche Pflicht, welche unter Umständen anderen eigenen Belangen des Staates nachstehen müßte. ... Aus diesem Grunde können die dem Klerus gewährten staatlichen Vergünstigungen nie den Charakter voller Unwiderruflichkeit erlangen und niemals zu ebenso unentziehbaren Rechten werden, wie z. B. die den eigenen Beamten vom Staate gewährten Gehalte." Es ist schwer, den ganzen Knäuel von Unrichtigkeiten zu entwirren, der in diesen Worten liegt. Sehr richtig hebt zunächst der Verfasser hervor, wie denn eine solche Sprache zu dem sonstigen Gebahren der Regierung stimme. Sonst wolle sie immer auch in kirchlichen Dingen, welche das materielle Wohl betreffen, das letzte Wort zu reden haben; sonst trete sie so auf, als ob die angestellten Priester einfach staatlich angestellte Beamten seien, sie ziehe sie heran zu staatlichen Dienstleistungen und zu dem vom Staate als sein Gebiet beanspruchten Unterricht: aber wenn es auf's Zahlen eines kärglichen Gehaltes ankommt, dann sind die Geistlichen auf einmal dem Staate fremd; dann geberdet sich der Staat, als ob ihm als ein unveräußerliches Recht die höchste Verfügung über die kirchlichen Güter zustehe. Diese Tendenz tritt weniger bei der Regierungsvorlage als

bei der Ausschußvorlage an's Licht. Letztere hat nämlich dem Ausdruck der Referentenvorlage (§ 3), daß die Einzelbestimmungen über Zulagen „im Einvernehmen mit den Bischöfen" entschieden werden sollten, die ominöse Umwandlung in „nach Einvernehmung des Diöcesanbischofes" angedeihen lassen — wohl um ein auctoritatives Eingreifen der kirchlichen Behörde als ungehörig zu bezeichnen. — Wenn dann ferner gesagt wird, der Staat müsse in erster Linie für seine Beamten sorgen, so gibt schließlich der Verfasser es der wahren Wirklichkeit nach durchaus zu, daß der Staat die Geistlichen nicht zu seinen Beamten herabdrücken darf; aber wenn er durch feierliches Versprechen und durch Besitz von Kirchengut gehalten ist, für die Diener der Kirche zu sorgen, so ist das wahrlich keine Verpflichtung, welche erst in zweiter Linie zu erfüllen ist. Wir möchten hier wieder hinzufügen: Ist es denn wirklich der Staat, welcher zahlt, oder sind es nicht vielmehr die Staatsbürger? Will denn nun in der That irgend eine Regierung die Stirne haben, zu behaupten, die Staatsbürger seien in erster Linie verpflichtet, für die staatlichen Bedürfnisse und die staatlichen Beamten zu sorgen, und erst in zweiter Linie für die kirchlich-religiösen Bedürfnisse und die Diener der Kirche? Das heißt einfach die Dinge auf den Kopf stellen und alle christlichen Ideen verläugnen.

Die positiven Vorschläge, welche der Verfasser macht, gipfeln vorzüglich in zwei Forderungen, die aber, um rechtlich durchgeführt werden zu können, nicht der bloßen Gutheißung der bürgerlichen und politischen Gewalt bedürfen, sondern der Zustimmung der kirchlichen Behörden, bezw. der Genehmigung des Heiligen Stuhles, nicht entrathen können. Die eine dieser Forderungen stellt das allerdings bescheidene Ansinnen an die Regierung, jährlich die ganze nach dem Subcomité entfallende Deckungssumme herauszugeben; diese Summe solle aber nur theilweise zur sofortigen Gehaltserhöhung verwendet werden. Die sofortige Erhöhung solle, mit Ausnahme der Ruhestandsgehälter, nur nach dem niedrigeren Regierungs-Entwurfe geschehen, der restirende Theil solle kapitalisirt werden. Auf diese Weise würde nach einer nicht langen Reihe von Jahren das Gehalt aller Geistlichen soweit aufgebessert sein, daß es die bestehenden Vorlagen erheblich überschritte und den bescheidenen Anforderungen eines Seelsorgers gerecht würde (S. 255 ff.).

Die zweite Forderung — freilich für die Staatsmänner wird sie von radicalerer Natur zu sein scheinen — lautet auf Herausgabe des größten Theiles des Religionsfonds oder der Religionsfonde in die Verwaltung der Kirche und auf Vertheilung derselben zur festen Dotirung der einzelnen Stellen. Es ist kaum zu läugnen, daß dadurch eine ausgiebigere Ausnützung der bezüglichen Besitzungen angebahnt und damit allein schon die Stellung der einzelnen Pfründner verbessert würde. Es würde dadurch auch schließlich Ernst gemacht mit der Verwirklichung dessen, was Art. 31 des Concordats von 1855 in Aussicht nahm, nämlich daß mit der Zeit der Religionsfond diese Theilung in bleibende kirchliche Dotationen erfahren sollte. Es unterstellt diese Forderung natürlich die an sich evidente Wahrheit, welche auch das Concordat ausdrückt, daß nämlich der ganze Religionsfond Kirchengut

sei und deßhalb der Natur der Sache gemäß der Verwaltung der Kirche unterstehe. In der That ist dieser Fond oder sind diese Fonds in ihrer gegenwärtigen Gestalt illegitime Sprößlinge aus der Zeit der revolutionären Vergewaltigung der Kirche im vorigen Jahrhundert, zusammengeschweißt aus den von Seiten des Staates widerrechtlich an sich gerissenen oder aufgehobenen kirchlichen Stiftungen, dann aber schließlich durch den Heiligen Stuhl legitimirt und aus dessen Wohlwollen der Verwaltung des Staates, jedoch „im Namen der Kirche", unterstellt geblieben. Augenscheinlich hat daher der Heilige Stuhl das letzte Wort in Verwaltung derselben zu reden. — Der Verfasser erörtert anläßlich dieses Gegenstandes ausführlich die Frage, ob Religionsfond oder Religionsfonde zu Recht bestehen. Er entscheidet sich durchaus für Letzteres. Dieser Entscheidung stimmen wir bei. Hinsichtlich der Begründung dieser Entscheidung aber möchten wir bemerken, daß wohl in letzter Instanz die Auffassung der kirchlichen Organe maßgebend sei. Der Art und Weise, wie die Regierung die Sache aufgefaßt und in ihren verschiedenen Verordnungen oder Erlassen sich zurechtgelegt hat, kann in sich nur eine vorbereitende Bedeutung zukommen. Sie hatte ja keine Befugniß, fremdes Gut eigenmächtig an sich zu ziehen und zu vertheilen. Was sie gethan hat, ist nur insoweit Rechtens und kann nur insoweit Rechtens sein, als es sich mit dem (nachträglichen) Willen des obersten Verwalters der kirchlichen Güter, mit den Zugeständnissen des Heiligen Stuhles deckt. Vielleicht hätten sich daher zur Erhärtung des vom Verfasser aufgestellten Satzes noch andere objectiv gewichtigere Beweise vorbringen lassen können, als geschehen ist.

Zum Schlusse verdient betreffs der dritten Auflage noch besonders hervorgehoben zu werden, daß ihr Werth durch die Hinzufügung mehrerer bischöflichen Actenstücke erhöht ist, die dem Verfasser jetzt erst zur Kenntniß gekommen und zum Abdruck verfügbar geworden sind. Es sind dieß Eingaben an das Cultusministerium aus früherer und aus jüngster Zeit, in welchen seitens der Kirchenfürsten die Nothwendigkeit und Dringlichkeit des in besprochener Schrift behandelten Gegenstandes ernstlich betont wird. Sie liefern einen Beweis, daß die Aufbesserung der materiellen Lage der Geistlichkeit an jener Stelle eifrige Befürwortung fand und Gegenstand ernster Sorge war. Sie machen aber auch ersichtlich, daß die vorliegende Schrift fast als eingehender Commentar dessen gelten kann, was die bischöflichen Actenstücke in gedrängter Kürze darlegen, und als ein im Detail gelieferter Nachweis, wie begründet all die Beschwerden sind, welche von hoher kirchlicher Seite erhoben werden. Eine neue, nicht geringe Empfehlung des Werkes.

A. L.

Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands. Studien von **Heinrich Keiter.** Mit zwölf Porträts in Holzschnitt. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1884. Preis: *M.* 3.

Wie vor einigen Jahren in den „Katholischen Erzählern der Neuzeit", so hat Herr Keiter auch in dieser Schrift früher erschienene Einzelstudien zu einer Bildersammlung vereinigt, in welche er dießmal nur die Silhouetten zeit-

genössischer katholischer Dichter Deutschlands aufnahm. Auch in vorliegender Sammlung ist es dem Verfasser nicht um Vollständigkeit oder systematische Gruppirung und Werthschätzung zu thun; wie sich die Blätter in seiner Mappe im Laufe der Zeit ansammelten, so legt er sie uns heute in anspruchslosem Nebeneinander nach Dichtungsart und Alphabet geordnet vor. Im Grunde mag der Kritiker Recht haben, den großen Schlichter aller Vortrittsfragen auch bei dem leichtempfindlichen Völklein lebender Poeten als Rangordner vorderhand noch walten zu lassen — bis erst die Zeit im stillen Kämmerlein ihre Register geschlossen und das Schlußfacit des endgiltigen Verdienstes bei einem Jeden gezogen hat. Nicht dem einzelnen Kritiker steht das Endurtheil über die Rangstufe eines Schriftstellers zu, sondern der Volksstimme.

Von den drei Gruppen: „Lyrik“, „Epos“ und „Drama“, umfaßt die erste elf Namen und ebenso viele größere oder kleinere Studien: Baumhauer (S. 3—7), v. Brackel (8—14), J. B. Diel S. J. (15—21), Lebr. Treves (22—28), v. Dyherrn (29—44), F. W. Grimme (45—57), L. Hensel (58—69), G. Morel (71—77), F. A. Muth (78—88), Heinrich Steinheuer (89—99), Vincenz Zusner (100—106).

Das Epos stellt sechs Vertreter: „Amaranth und ihre Geschwister“ (S. 109—125), Edmund Behringer (126—146), Ludwig Brill (147—159), A. Jüngst (160—165), Joseph Pape (166—183), F. W. Weber (184—222).

Als Auserwählte auf dem Gebiete des Drama finden wir vier: W. Molitor (S. 225—238), F. Graf Pocci (239—246), Emilie Ringseis (247—256), Joh. Weißbrodt (257—265).

In einem dreiseitigen Anhang wird ein summarischer Überblick über Volks- und Jugenddramen gegeben.

Dieß die Behandelten. Über die Art der Behandlung läßt sich im Großen und Ganzen nur das Beste sagen. Schlicht und recht prüft der Kritiker die einzelnen Werke selbst und erhärtet fast jedes seiner Urtheile durch Belege und Anführungen. Auf diese Weise ermöglicht er dem Leser nicht bloß ein selbständiges Verdict, sondern erzielt auch eine angenehme Mannigfaltigkeit in Ton und Gedanken, ja bietet fast eine kleine Blumenlese des Besten und Schönsten aus den einzelnen Dichtungen. Epen und Dramen werden geschickt zergliedert, aber ohne Eintönigkeit und trockene Schulmanier. So empfiehlt sich das Werk als eine schöngeistige und gründliche Lesung und Orientirung über einen großen Theil unseres zeitgenössischen poetischen Schriftthums. Möchte es auch nur den Nutzen haben, daß die so schön besprochenen Dichter selbst gelesen und — gekauft würden; denn wie die Wissenden behaupten, soll es damit beim katholischen Publikum noch schwach bestellt sein. H. Keiters Schuld ist es gewiß nicht, wenn der Leser für die Dichter nicht erwärmt wird; denn seine Kritik ist durchaus eine positive, etwas optimistische, die mehr Nachdruck auf die Schönheiten als auf etwaige Schwächen legt. Es wäre Thorheit, die Berechtigung dieser Art Kritik zu bezweifeln, nur muß man auch der negativen, mehr warnenden und auf Schwächen und

Fehler hinweisenden Art ihr Daseinsrecht nicht bestreiten, so lange diese innerhalb der Schranken der Gerechtigkeit und Liebe bleibt. Übrigens ist, wie gesagt, auch Keiter keineswegs blind oder gar zu nachsichtig mit Fehlern: sonst wäre er nicht der ganze Kritiker, der er ist. Die am Ende der meisten „lyrischen" Studien wiederkehrenden Ausstellungen über unreine Reime und kleinliche Versehen hätten wir indeß in dem Buche sehr gerne vermißt, wenn sie auch in der „Recension" vielleicht am Platze waren. Wir sagen vielleicht. Denn die neue Sucht, dem sogenannten unreinen Reime mit zu großem Nachdruck und einer Überstrenge zu Leibe zu gehen, kann uns durchaus nicht den Beifall abgewinnen, mit dem die Sache anderwärts begrüßt und gepflegt zu werden scheint. Wir wollen hier gewiß von „berühmten Mustern" nicht reden; denn das ist „ausgemacht" bei den Neuern, daß Schiller und Göthe im Reime keineswegs Muster sind. Aber was auch heute noch als wahr anerkannt werden muß, ist die verhältnißmäßige Reimarmuth unserer Sprache, nicht als ob unsere Sprache weniger vollkommen wäre oder weniger dichterisch als andere, sondern weil wir nicht den Flexions- und Ableitungsreim haben, sondern nur den Stammsilben-Gleichklang in Verbindung mit der gleichen Endung zulassen. Die gleichlautenden Stammsilben aber sind nun einmal beschränkt, und mehr wie einmal, besonders in kürzeren Versmaßen, wird sich der Dichter trotz aller Sorgfalt und Nachforschung in die Zwangslage versetzt sehen, entweder einen unreinen Reim anzuwenden oder seinem Gedanken eine ursprünglich nicht gewollte Färbung zu geben, wo nicht gar ihn halb oder ganz zu opfern. Freilich, dem reingereimten Liede sieht man das nicht an; man nimmt eben die Gedanken, wie sie jetzt vorliegen, und weiß nicht, welch andere, ursprünglichere, schönere ihnen vielleicht Platz gemacht haben. Man denke sich einmal den Reimpurgirer an der Arbeit bei unseren beliebtesten deutschen Liedern, „all den Liedern mancherl**ei**, von Liebe, Wein und M**ai**, in denen die L**ie**be tr**ü**be, Thr**ä**nen und Sehnen, mit Bl**i**cken, die entz**ü**cken, bald auf der H**öh**', bald tief im W**eh**' sich nicht weiß zu d**eu**ten die Märchen alter Z**ei**ten, der Wein zum Abschied der Br**ü**der fl**ie**ßt, in Erwartung, daß man sich bald w**ie**der gr**ü**ßt" u. s. w. Wir wollen gewiß der Nachlässigkeit das Wort nicht reden. Wer der Form nicht die ganze ehrfurchtsvolle Sorgfalt und Liebe zuwendet, welche einer so erhabenen Sache wie der Kunst gebührt, der ist eben kein rechter Dichter; bei dem wird's aber auch sonst noch mangeln, im Rhythmus, im poetischen Ausdruck und zumeist im Gedanken.

Einen anderen Punkt dagegen sähen wir bei unseren Kritikern im Allgemeinen lieber mit Nachdruck behandelt. Es schleppen sich eine ganze Menge conventioneller Phrasen, die eigentlich vom katholischen Standpunkt ein Unding oder eine Lüge sind, auch durch unsere katholischen Gedicht-Sammlungen. Was da Alles über die Liebe, die Natur, das Grab u. s. w. gesagt wird, ist bei andersgläubigen Dichtern so stereotyp geworden, daß wir gar nicht mehr daran denken, wie unpassend eigentlich die Sache selbst oft ist. Wir könnten manche Beispiele anführen, heben aber nur das eine oder andere hervor, welches wir im vorliegenden Buche selbst finden:

Ist verflossen meine Zeit,
O, dann mögt ihr mich begraben . . .
In des Waldes Einsamkeit (S. 4).

Als Muster hätten wir diese Strophe nicht gerade aufgehoben; denn katholischer Wunsch und auch dichterisch berechtigter ist es, in geweihter Erde zu liegen, wo zuweilen noch ein Lebender auf's Grab tritt zum Beten. Das letzte Lied auf S. 6 leidet an einem ähnlichen Schluß. Auch das Lied (S. 35) „Für dich" will uns nicht behagen:

Und Abends, wenn ich trete
In's stille Kämmerlein,
Falt' ich die Händ' und bete
Für dich, für dich (natürlich „sie") allein.

Daß „sein" Herz hat „Liebe" „Für dich, für dich allein", geht an, wenn man die Liebe in Anführungszeichen versteht; meinetwegen auch:

Und in geweihter Stunde,
Wenn ich gedenke dein,
Dann bringt mein Lied die Kunde
Für dich, für dich allein,

obgleich diese Strophe uns nicht gerade ein Meisterwerk scheint; aber daß „Er" nur für „Sie" allein betet, das ist nicht schön.

Wir begreifen, daß Heine oft seine schärfsten Pointen durch die Einmischung des Heiligen in's Profane sucht; aber bei einem katholischen Dichter stößt uns dieser Kunstgriff noch mehr, als bei dem getauften Juden. Wir verzeihen etwa dem Dichter noch einen Schluß wie S. 49, aber würden es für einen argen Verstoß der Kritik halten, das Lied als Muster anzuführen. Die „Durstaftigkeit" der Mönche ist ferner schon so oft und so gehässig besungen worden von anderer Seite, daß wir es einem katholischen Dichter gern verziehen hätten, wenn er die dießbezüglichen Verse in der Mappe behalten. Über die „Liebes"-Poesie ließe sich ebenfalls noch Manches sagen, wenn man so mehrere Gedicht-Sammlungen vereint vor sich hat; aber darin hat auch Keiter im Durchschnitt das Rechte getroffen, indem er nicht zu großes Gewicht darauf legte.

Es erübrigte nun noch die Frage, wie wir uns als Kritiker zu den einzelnen Urtheilen Keiters stellen. Manche der hier besprochenen Dichter fanden auch in diesen Blättern eingehendere Behandlung, und im Allgemeinen stimmen die beiderseitigen Urtheile überein. Ob wir bei anderen Autoren oder in einzelnen Meinungen vielleicht auseinandergehen, ist für den Leser von keinem Belang; denn wir sind die Letzten, welche es einem Anderen verbieten möchten, seine Meinung über ein Werk zu haben und sie als berechtigt auszusprechen. Ein endgiltiges Urtheil wird sich kein vernünftiger Kritiker zuschreiben; denn auch hier gilt Uhlands Manneswort, das heutzutage bei literarischen Sachen nur zu oft aus dem Auge gelassen wird:

Ich schwör' auf keinen einzeln' Mann,
Denn Einer bin ich auch.

Einmal glaubt Keiter des Unterzeichneten Meinung als von der seinen abweichend darstellen zu sollen. Auch darin macht er von seinem Rechte Gebrauch, wenn wir auch glauben, daß in dem betreffenden Falle zu sehr ein einzelnes Wort herausgehoben und nicht der ganze Sinn genug berücksichtigt wurde. Daß der Unterzeichnete recht wohl an dem Unterschied zwischen dem epischen und dramatischen Helden festhält, hat er des Weiteren ja selbst (Bd. XXV. S. 325) ausgeführt und auch an der von H. Keiter beregten Stelle klar genug angedeutet. Dadurch aber soll gar nicht behauptet werden, daß Herr Keiter mit seinem Urtheil nicht das Richtige getroffen, wenn er auch die Begründung des unserigen vielleicht nicht vollständig gewürdigt hat.

Ein sachliches Bedenken dürfen wir jedoch nicht zurückhalten. Es ist F. W. Weber in „Dreizehnlinden" von competenter Seite in den „Histor.-polit. Blättern" und auch sonst noch der Vorwurf einer allzu parteiischen Behandlung der Geschichte Karls des Großen gemacht worden. Die Art aber, wie H. Keiter (S. 219) drei Strophen als Charakteristik und zwar als „Geschichte des gewaltigen Kaisers in Lapidarstil" anführt und belobt, scheint uns sogar noch über die Parteilichkeit des Dichters hinauszugehen. Karl der Große hatte ganz gewiß höhere Ideen, als sich aus den Welttrümmern eine Pfalz zu bauen.

In Summa: Wir freuen uns, daß auch die katholische Kritik immer mehr Boden und so berufene Vertreter gewinnt. Die Kritik ist für die aufblühende Literatur doppelt nothwendig. Nach Innen wacht sie und warnt sie, nach Außen bahnt sie die Wege. Keiter sagt mit Recht: „Wir Katholiken sind gezwungen, für uns Literaturgeschichte zu machen und unsere Autoren zur Geltung zu bringen; es ist das ein Act der Selbsthilfe gegenüber der ‚Anmaßung, Nachlässigkeit oder Trägheit' gegnerischer Ästhetiker." Gibt Gott ihm Kraft und nimmt das Publikum die vorliegende Arbeit günstig auf, so hofft Keiter in einer zusammenhängenden Geschichte der katholischen Belletristik Alles zu behandeln, was auf diesem Gebiete erschienen ist. Wir zweifeln etwas, ob die Zeit für eine „Geschichte" schon gekommen ist, solange die Mehrzahl der Vertreter des poetischen Schriftthums noch unter den Lebenden weilt; im Übrigen aber würde es uns freuen, aus so berufener Feder noch viele ähnliche Bausteine zur Geschichte zu empfangen, und wir wünschen daher nochmals dem Werke den besten Erfolg.

Zwölf der Studien sind mit je einem Porträt des betreffenden Dichters in mehr oder minder gelungenem Holzschnitt versehen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Flavius Josephus' **Jüdische Alterthümer.** Übersetzt von Dr. Franz Kaulen. Zweite Auflage. 8⁰. X u. 696 S. Köln, Bachem, 1883. Preis: *M.* 9.

Des Flavius Josephus „Jüdische Alterthümer", welche die Geschichte des jüdischen Volkes vom Beginne der Welt bis zum Tode Nero's umfassen, sind wegen ihrer hohen Bedeutsamkeit für die heilige Geschichte seit Langem in alle europäischen Sprachen übersetzt. Wir Deutsche dürfen uns gratuliren, eine so anerkannt gute Übersetzung zu besitzen, wie die von Bischof Dr. Konrad Martin begonnene und von Professor Dr. Kaulen zu Ende geführte es ist. In der soeben ausgegebenen zweiten Auflage ist die Übersetzung, welche bei der ersten Auflage wegen der Verschiedenheit der Bearbeiter etwas ungleich war, so umgestaltet worden, daß sie jetzt wie aus einem Gusse und ebenmäßig dahinfließt. Mit Anmerkungen ist das Buch nicht überladen, sondern es hält hier das richtige, für wissenschaftliche Leser, die es voraussetzt, erwünschte Maß.

De la connaissance de soi-même. Essais de psychologie analytique, par Charles Loomans, Prof. et ancien Recteur de l'Université de Liège. IIe éd. p. 468. Paris, Lecoffre, 1883.

Es ist sicher immer erfreulich, wenn Männer, ausgerüstet mit gründlicher Wissenschaft und in hervorragender Stellung als Lehrer an den höchsten Bildungsanstalten, entschieden einer seichten und materialistischen Philosophie, welche die alten längst widerlegten Irrthümer im modernen schillernden Gewande von exacter Naturforschung vorträgt, mit ihrer Wissenschaft und ihrer wohlbegründeten Auctorität entgegentreten und für die Würde und den Adel des menschlichen Geistes als des unsterblichen Ebenbildes Gottes einstehen. Zu diesen Männern ist gewiß der durch seine vieljährige Lehrthätigkeit an der Universität Lüttich rühmlichst bekannte Verfasser obiger Schrift zu rechnen. Er betont mit Recht, daß eine Hauptquelle der Irrthümer der neueren, besonders der materialistisch-positiven Philosophie in der Überwucherung der Naturwissenschaften liegt, welche rein philosophische Fragen mit bloß naturwissenschaftlichen Methoden zu lösen trachten. Dem gegenüber stimmt er kräftig ein in das γνῶθι σεαυτόν, welches schon Sokrates stets der ganz nach außen gerichteten und in Sophistik ausgearteten Philosophie zurief. In einer auf Empirie gegründeten, aber zugleich rationellen Analyse des Selbstbewußtseins findet der Verfasser eine wissenschaftliche Widerlegung des Materialismus und Positivismus, indem er in sehr klarer und faßlicher Darlegung zeigt, wie aus solcher empirisch-rationeller Analyse des Selbstbewußtseins sich die Substantialität, Spiritualität, Personalität, Unsterblichkeit der menschlichen Seele, der totale Unterschied zwischen gemeinsamen sinnlichen Vorstellungen (phantasmata communia) und wahrhaft allgemeinen Ideen, wie auch die Freiheit des menschlichen Willens ergibt. Hieraus folgt, daß eine solche Seele, was immer man auch über die neueren Evolutionstheorien denken möge, nie und nimmer durch Evolution aus einer Thierseele entstanden sein, sondern nur unmittelbar von einem persönlichen Gotte als sein

Nach= und Ebenbild erschaffen sein könne. Dieses in Kürze der Inhalt der psychologischen Essais, die gewiß nicht verfehlen werden, besonders in den vom Materialismus angesteckten Schichten einen höchst wohlthätigen, warnenden und belehrenden Einfluß zu üben. Darum wollen wir auf einige Punkte, in denen wir anderer Meinung sind, hier nicht weiter eingehen. Nur glauben wir bemerken zu sollen, daß der Werth des Buches noch größer gewesen, wenn es mehr der Psychologie des heiligen Thomas gefolgt wäre.

Erinnerungen eines alten Lutheraners. Von L. v. Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. XI u. 232 S. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, 1883. Preis: *M.* 3.

Vorstehendes Büchlein hat bei seinem ersten Gange durch die Welt warme Freunde gefunden, wurde sogar einer italienischen und dänischen Übersetzung gewürdigt. So darf es uns nicht wundern, daß trotz der großen Menge ähnlicher Schriften bereits innerhalb Jahresfrist eine zweite Auflage nothwendig wurde. Dieselbe ist durch einen interessanten Nachtrag vermehrt, in dem alle protestantischen Recensionen des Buches ganz abgedruckt und bündig widerlegt werden. Was das ganze Werkchen auszeichnet und ihm so viele Freunde erworben, spiegelt sich auch wiederum in dieser Beigabe ab: Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit des Verfassers, sowie Klarheit und scharfe Logik. Aus dem, was die Kritiker gesagt, und noch mehr aus dem, was sie verschwiegen, durfte der Verfasser den Schluß ziehen: „Sämmtliche Besprechungen in öffentlichen Blättern konnten nur jene Überzeugung bestärken, daß auch kein einziger der von uns angeführten Beweise sich umstoßen läßt."

De SS. Corde Jesu ejusque cultu tractatus philosophicus, historicus, dogmaticus et asceticus. Auctore sacerdote L. Leroy, Dr. phil. et theol. 8°. p. XIV et 348. Leodii, Dessain, 1882.

Es ist das kein gewöhnliches Andachtsbuch, sondern eine recht gründliche theologische Abhandlung über die Verehrung des heiligsten Herzens. Sie ist vollständig, bündig, klar, indem sie alle diese Andacht betreffenden Fragen von irgend welcher Wichtigkeit behandelt, ohne indeß durch Weitschweifigkeit zu ermüden. Wenn daher ihr Titel auch viel verspricht: Philosophie, Geschichte, Dogmatik, Ascese, so erfüllt sie doch durch ihre Reichhaltigkeit, was sie in Aussicht stellt. Uns scheint indeß, daß sie die ungewisse physiologische Frage: ob das Herz principium elicitivum oder nur manifestativum der sinnlichen Affecte sei, zu viel betont. Gerade die Vermengung dieser dunklen Streitfrage mit besagter Verehrung war es ja, die auf Betreiben Lambertini's (Benedict XIV.) deren feierliche Bestätigung durch den Heiligen Stuhl so lange verzögert hat. Dieselbe dient auch jetzt nicht zur Förderung jener Andacht, die davon ganz unabhängig ist und auch nicht nebensächlich auf ungewisse philosophische Meinungen gestützt werden soll. Wenn der Herr Verfasser in der Vorrede zu seiner Entschuldigung bemerkt, er habe deßhalb so ausführlich die physiologischen Fragen über das menschliche Herz erörtert, weil man „das Herz Jesu Christi um so vollkommener verehren würde, je vollere Kenntniß wir davon haben", so scheint diese Begründung doch nicht so ganz stichhaltig zu sein. Denn sonst müßte auch ein Anatom, weil er eine vollere Kenntniß von der physischen Structur des menschlichen Körpers hat, besser den heiligsten Leib, und ein Physiologe, weil er genauer die Natur und die Functionen des Blutes kennt, besser das heiligste Blut verehren können. Allerdings ist

der physische Leib, das physische Blut, das physische Herz Gegenstand der Verehrung; aber eine gelehrte physiologisch-anatomische Kenntniß des Leibes, Blutes, Herzens fließt in den Cult jener Gegenstände nicht ein.

Tagebüchlein für katholische Lehrerinnen. Von einem Schulfreunde. 12°. 27 S. Trier, Groppe, 1883. Preis: 40 *Pf.*

Ein allerliebst ausgestattetes Büchlein. Noch trefflicher ist aber sein Inhalt. Es wird darin über den Beruf und die wichtigsten Pflichten einer katholischen Lehrerin gehandelt. Die große Kürze will die häufige Lesung ermöglichen: in der That können die dort vorgetragenen Lehren und Ermahnungen nicht oft genug beherzigt werden. — S. 23 muß es Berchmans statt Bergmanns heißen.

Beati Petri Canisii Societatis Jesu theologi **Catechismus Graeco-Latinus.** Opera R. P. Georgii Mayr ejusd. Societatis. Textum recognovit atque appendicem precum adjunxit Ignatius Bányik item Societatis Jesu sacerdos. 12°. p. 74. Coloczae, Ant. Malatin, und Freiburg bei Herder, 1883. Preis: *M.* 1.

Nachdem P. Georg Mayr, ein wahres Sprachentalent, den kleinen Canisius'schen Katechismus in zahlreiche Sprachen übertragen, wurde insbesondere von der griechischen Übersetzung eine große Anzahl von Ausgaben veranstaltet. Die vorliegende, in diesem Jahrhundert wohl die einzige, dürfte alle früheren an Correctheit des Druckes und guter Ausstattung übertreffen. Bei dem großen Aufschwunge, den die Verehrung des seligen Petrus Canisius in der letzten Zeit genommen, wird der altehrwürdige „Canisi" in dieser Form gewiß Manchem eine willkommene Gabe sein.

Manuel biblique, ou Cours d'Écriture sainte à l'usage des séminaires. Par F. Vigouroux, Prêtre de Saint-Sulpice. Troisième édition, revue et augmentée. Tome second. Livres Historiques — Sapientiaux — Prophétiques. Kl. 8°. p. 691. Paris, 1883.

Die allgemeine Charakteristik, die wir in diesen Blättern (1882, Bd. XXIII. S. 421) vom ersten Bande vorliegenden Manuels gegeben haben, gilt auch von dem zweiten. Ebenso findet das jenem Bande gespendete Lob ungeschmälert auch auf diesen Anwendung. Die gewöhnlichen Einleitungsfragen sind eingehend und klar erörtert; die Darstellung orientirt gut über den Stand der strittigen kritischen Probleme; die Einwürfe der Gegner sind mit deren hauptsächlichsten Gründen angeführt; die kritische Beurtheilung bekundet ein reiches Maß von Wissen, ein gesundes Urtheil und eine feine Beobachtungsgabe. Die durch sichere Tradition verbürgten Ansichten werden mit Glück und Geschick vertheidigt und anempfohlen. Der Fälle, in denen sich wohl eine zu weit gehende Ablehnung der kritischen und sprachlichen Schwierigkeiten ausspricht, dürften sich wenige finden. Dahin gehört z. B., daß der Herr Verfasser auch im sprachlichen Charakter und im Wortschatze des Ecclesiastes keine Veranlassung findet, an der salomonischen Abfassung zu zweifeln, oder diese trotz der sprachlichen Eigenthümlichkeiten, die einer späteren Zeit anzugehören scheinen, mit Anerkennung und Lösung dieser Schwierigkeit vorzutragen. Trefflich und ausführlich sind die den einzelnen Büchern beigegebenen Analysen, die recht übersichtlich gehalten sind und an die sich oft weitere Erörterungen erklärenden und besonders apologetischen Inhaltes anreihen. Wie im ersten Bande, so ist auch hier auf die Lösung der Einwürfe, die

man aus dem Inhalte und den Angaben der biblischen Bücher gegnerischerseits entnimmt, dankenswerthe Rücksicht genommen. — Manchmal sind zur Erleichterung der Übersicht Tabellen beigefügt; vgl. S. 115. 119. 164. — Die messianischen Weissagungen sind besonders berücksichtigt. Mit Hinsicht auf den Zweck des Handbuches, den Priestern die für fruchtbare Lesung der heiligen Schrift nöthigen Aufschlüsse zu geben, ist es auch sehr anerkennenswerth, daß die Psalmen, dieser Hauptbestandtheil des Breviers, so einläßlich analysirt worden sind. Der Herr Verfasser spricht sich über das von Dr. Bickell und P. Gietmann vertretene System der hebräischen Metrik anerkennend aus; er findet es non sans vraisemblance (p. 204). Besonders eingehend ist auch die Darlegung des Gedanken-Inhaltes des Propheten Isaias.

Das Kirchenjahr in Bildern und Dichtungen berühmter Meister. Herausgegeben von Jakob Rostadt. Mit 63 Illustrationen. 12°. 221 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 4.

Die Kindheit Jesu in Bildern und Dichtungen berühmter Meister. Herausgegeben von Jakob Rostadt. Mit 44 Illustrationen. 12°. 224 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 4.

Die katholische Geschenkliteratur hat durch diese Bändchen eine sehr schätzenswerthe Bereicherung erfahren. Auge, Geist und Herz finden in den mit großem Geschick ausgewählten Bildern und Poesien Genuß und Erbauung. Die berühmtesten christlichen Maler aller Zeiten steuern bei, um die Geheimnisse, welche das Kirchenjahr und die Kindheit Jesu umschließen, in größter Mannigfaltigkeit und doch stets in frommer, eindrucksvoller Weise dem betrachtenden Gemüthe nahezubringen. Auch die Zusammenstellung der Gedichte ist eine recht glückliche, indem die Auswahl auf solche fiel, in welchen Frömmigkeit und echte Poesie sich harmonisch vereinen, um durch ihre Reize das menschliche Herz aus dem Erdenstaub in höhere, reinere Regionen emporzuheben und es dem Urbild aller Schönheit möglichst nahezubringen. Es ist ein echt katholischer Geist, welcher uns aus diesen Dichtungen entgegenweht. So möge es auch vor Allem die Sorge der Katholiken sein, zu einer weiten Verbreitung der durchaus preiswürdigen Sammlungen nach Kräften beizutragen. Die durch Zinkographie hergestellten Bilder lassen freilich Einiges zu wünschen übrig; allein wir erkennen gerne an, daß bei einer anderen Herstellungsweise sich kein so billiger Preis hätte erzielen lassen.

Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Glauben. Von P. Miguel Mir S. J. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Spanischen übersetzt von Johannes Jehli. 8°. VIII u. 362 S. Regensburg, Manz, 1883.

Über die Ziele, den Inhalt und die hohen Vorzüge des Mir'schen Werkes haben wir bereits vor Jahresfrist in diesen Blättern (Bd. XXIV. S. 421 ff.) berichtet. Der daselbst angezeigten französischen Übersetzung ist nun zu unserer Freude auch eine deutsche gefolgt, welche sich durch Treue und strenge Anlehnung an den spanischen Text auszeichnet, dabei aber auch durchweg dem Genius der deutschen Sprache gerecht wird. Die vom Übersetzer beigegebenen Erläuterungen zu einigen Stellen verdienen gewiß den Dank der Leser; nur wären dieselben, statt zusammen im Vorworte ihren Platz zu finden, wohl besser einzeln den betreffenden Stellen als Fußnoten angefügt worden. Die vortreffliche Ausstattung macht dem Verleger alle Ehre. Das mit so viel Geist und Gelehrsamkeit geschriebene Buch, welches seine Leser in den Kreisen aller Gebil-

beten sucht, hat sich bereits in Spanien, Frankreich und England ein wohlverdientes Ansehen erworben. Möge es nunmehr, wo es auch in unserem Vaterlande einen so fleißigen und gewandten Interpreten gefunden, daselbst gleichfalls sich zahlreiche Freunde gewinnen.

Pädagogische Erinnerungen von Dr. C. F. Krabbe, weiland Dombechant und Geistlichem Rath in Münster. Mit dem Bilde und der Lebensskizze des Verewigten. 8°. 158 S. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1883. Preis: *M.* 1.50.

Der etwas seltsame Titel dieses Buches will nichts Anderes besagen, als daß wir es hier mit einem Stück Selbstbiographie eines Pädagogen, und zwar eines im Schulsache ergrauten Mannes, zu thun haben. Die schriftlich aufgezeichneten „Erinnerungen" des im Jahre 1794 geborenen und im Jahre 1866 gestorbenen Dombechanten Krabbe erstrecken sich, von der frühesten Jugend angefangen, bis zum Jahre 1844, wo Krabbe's Eintritt in das Münster'sche Domcapitel erfolgte. Krabbe hat als Schüler Overbergs stets die gesundesten pädagogischen Grundsätze vertreten, und seine hohen Verdienste um das Schulwesen, besonders des Münsterlandes, werden allgemein anerkannt. So sind auch diese „Erinnerungen" reich an Belehrungen auf dem Gebiete der Pädagogik, und dieselben wirken hier um so unmittelbarer, als die Erzählung der Erlebnisse in ungezwungenster Weise sich voranbewegt, ohne daß jemals ein lehrhafter Ton angeschlagen wird. Auf die Zeitgeschichte, besonders auf die Geschichte des Schulwesens im Münsterlande, entfallen mannigfache Streiflichter. — Was Krabbe zur Entschuldigung seines von ihm in den Studienjahren hochverehrten Lehrers Hermes vorbringt, hat uns nicht in allweg überzeugt.

Theotimus. Blüthenlese aus den Werken des hl. Karl Borromäus, Cardinal der heiligen römischen Kirche und Erzbischof von Mailand. Von J. P. Kroeffges, Rector am Mutterhause der barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus in Trier. Mit Erlaubniß der geistlichen Obern. 12°. XVI u. 322 S. Trier, Grach, 1883.

Erst im vorigen Jahrhundert wurden die Schriften des heiligen Erzbischofes von Mailand dem Drucke übergeben, nachdem sie fast zwei Jahrhunderte als Manuscript in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand geruht hatten. Herr Rector Kroeffges will nun diesen „Schatz himmlischer Weisheit" für Deutschland nutzbarer machen, nicht zwar durch eine Übersetzung sämmtlicher Schriften, sondern durch eine nach bestimmten Gesichtspunkten angestellte Auswahl aus denselben. Wir können das Büchlein kurz eine Schule des Tugendlebens nennen, indem es zur Übung der besonders für Ordensleute wichtigsten Tugenden kräftige Beweggründe an die Hand gibt und damit eine praktische Anleitung zur Erwerbung der einzelnen Tugenden verbindet. Der hochw. Herr Herausgeber hat sich indessen keineswegs damit begnügt, die ausgehobenen Stellen in guter Übersetzung einfachhin aneinanderzureihen: vielmehr machen zahlreiche Einschaltungen — Einleitungen und Übergänge, alle durch kleineren Druck sofort kenntlich — die „Blüthenlese" zu einem ebenmäßigen, wohlabgerundeten Ganzen.

Das heilige Haus zu Loreto und die lauretanischen Gnadenorte in deutschen Landen. Historisch bearbeitet von Joseph Sauren, Rector am

St.-Marien-Hospital in Köln. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 14 Illustrationen und 2 Plänen. 16°. XVI u. 251 S. Einsiedeln, Benziger, 1883.

In einer wahrhaft edeln und doch volksthümlichen Sprache, mit der frömmsten Salbung und doch mit der nöthigen Kritik erzählt uns der Verfasser in vorliegendem Büchlein die Geschichte und Geschicke, die alte Armuth und die gegenwärtige Pracht eines Hauses, in welchem jeder Christ eine gewisse Heimstätte für Herz und Seele zu suchen gewohnt ist. Wir besaßen bislang in Deutschland kein so ausführliches Originalwerk über diesen so anziehenden und wichtigen Gegenstand, und die Übersetzungen boten nicht immer das, was entweder die Frömmigkeit oder die Kritik verlangen konnten. Wir begrüßen daher das vorliegende Büchlein aus ganzem Herzen und empfehlen es den weitesten Kreisen. Wenn wir sehen, wie glücklich der Verfasser das historisch-kritische Material zu handhaben weiß und wie gut er sich in der Gesammtliteratur über seinen Stoff auskennt, möchte man es fast bedauern, daß er seinem Werke überhaupt nicht den wissenschaftlichen Charakter auch äußerlich gegeben hat; indeß dürfte er doch im Rechte sein, wenn er, des Nutzens und der Verbreitung seiner Arbeit wegen, die populär-erbauende Form auf wissenschaftlicher Grundlage vorgezogen hat. Außer der Geschichte und der Beschreibung des heiligen Hauses in Loreto selbst bringt uns Herr Sauren die Geschichte der lauretanischen Heiligthümer in Deutschland. Vor allem gelungen und werthvoll ist hier die historische Darstellung des Gnadenortes zur hl. Maria in der Kupfergasse zu Köln. Möge das Büchlein in recht vielen Herzen die Andacht zur heiligen Familie von Nazareth vermehren!

Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von Dr. K. J. Dumont, Domcapitular. Nach den einzelnen Decanaten geordnet. XXII. Decanat Grevenbroich, von H. H. Giersberg, Dechant. 8°. XV u. 422 S. Köln, J. P. Bachem, 1883. Preis: *M.* 2.

Der hochw. Herr Verfasser hebt zu Anfang seines Buches hervor, daß aus der reichen Cultur, welche das Decanat Grevenbroich, zwischen Köln und Neuß, im Mittelalter erlebte, nur dürftige Nachrichten und vereinzelte Bruchstücke sich erhalten haben. Und doch muß dort im zwölften Jahrhundert eine Glanzperiode gewesen sein, wie schon daraus erhellt, daß noch heute von den 25 Pfarrkirchen 5 romanisch sind. Von den übrigen sind nur 2 gothisch, 8 aus dem achtzehnten Jahrhundert und zwar aus seiner letzten Hälfte, 10 aus den Jahren 1833—1876. Die Nachrichten fließen seit dem sechzehnten Jahrhundert reichlicher und bieten wenigstens für die beiden letzten Jahrhunderte ein ziemlich vollständiges Mosaikbild der kirchlichen Geschichte der Gegend. Dürften wir einige Wünsche ausdrücken, so würden sie dahin gehen, daß bei den folgenden Bänden ein Sachregister, eine Karte des Decanates mit den alten Grenzen und Orten, eine historische Übersicht, in der das Material des Buches kurz zusammengefaßt ist, und genauere Nachrichten über Kirchen und Kunstgegenstände gegeben würden. Der hochw. Verfasser hat das zerstreute Material so emsig zusammengelesen und so klar geordnet, daß man ihm Dank wissen muß, um so mehr, da er der Erste ist, der seinen Theil ausführte am großen Plane, die einzelnen Decanate der weiten Erzdiöcese historisch zu bearbeiten. Er hat mit Hilfe fleißiger Mitarbeiter die Bahn gebrochen. Vivat sequens!

Miscellen.

Ein Märtyrer des Beichtsiegels. Lehmann hat durch den vierten Band seiner Publicationen aus dem geheimen Staatsarchiv u. A. auch die Erinnerung an einen Märtyrer des Beichtsiegels wiederum wachgerufen. Am Anfang des vierten Bandes findet sich nämlich aus dem Kriegsarchiv des großen Generalstabes ein Brief abgedruckt, der von Neuem bestätigt, daß den executirten „Capellan Faulhaber alle seine Glaubensgenossen vor einen Märtyrer declariren". Das Schreiben, datirt Glatz 2. Januar 1758, hat zum Verfasser den Landrath von Pfeil und ist gerichtet an den Etatsminister von Schlabrendorff. Es lautet:

„Den 30. December wurde hier der Capellan Faulhaber der Jüngere executiret, weil ein eingebrachter Deserteur von dem Regiment de la Motte Fouqué wider ihn denunciiret hat, daß er ihm auf Befragen, ob er wohl desertiren könne, in der Beichte zur Antwort gegeben habe, daß es wohl eben nichts zu bedeuten hätte. Der Geistliche hat nach seinem principio religionis durchaus nichts bekennen wollen, jedoch zuletzt soviel gesagt, daß er bei seinem Amte und bei dem Sacrament der heiligen Beichte nichts gestehen könne. Hingegen aber sagt man auch, der Soldate habe nach ausgestandener Strafe seine Denunciation wieder revociret und nach der Execution offentlich declariret, daß er schuld an dem unschuldigen Blute sei. Der Tod wurde ihm früh morgens nach Öffnung der Festung, wo er im Stadthause saß, angekündiget, und er darauf auch bald über die Festung herausgeführet und vor dem Brückenthor gehangen. Er ist ziemlich beherzt gestorben, weil er vermuthlich sich vor einen Märtyrer gehalten, wovor ihn seine Glaubensgenossen alle declariren."

Einiges in diesem Schreiben ist eine officielle Bestätigung der Darstellung des Protestanten Schummel in seiner „Reise durch Schlesien im Julius und August 1791" (Breslau 1792). Aus letzterem Werke brachten seiner Zeit katholische Zeitschriften dankenswerthe Auszüge. Andere wichtige Punkte des Schreibens bei Lehmann bedürfen nothwendig der Berichtigung und Ergänzung, die wir hier in Kürze nach der „Urkundlichen Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz von Al. Bach" (Breslau 1841) geben wollen.

Als Andreas Faulhaber nach der Entfernung der Jesuiten aus Glatz im Jahre 1757 das Amt eines Kirchenkatecheten, Schloßpredigers und Kaplans an der Seite seines älteren Bruders Augustin verwaltete, entwichen in den ersten Tagen des September zwei Soldaten, Joseph Rentwig und Johann Veit, aus der Festung. In der Nähe des letzten preußischen Dorfes stießen sie auf eine im dortigen Gebüsche stehende Feldwache preußischer Husaren. Von diesen wurden sie ergriffen, an die Schweife der Pferde gebunden und

in die Festung zurückgebracht. Einer der Deserteure berief sich in seiner Angst auf den Geistlichen Andreas Faulhaber, der ihn nicht gehörig belehrt habe[1].

Am 5. September 1757 ward der Geistliche auf Befehl des preußischen Generals Fouqué verhaftet und in die Bastei beim böhmischen Thore in ein Gemach gebracht, in welches das Tageslicht nur durch eine schmale Öffnung einfallen konnte. Später wurden mit ihm und dem Soldaten mehrere Verhöre angestellt. „Die erste Frage," schreibt Andreas in einem am 23. Dec. seinem Bruder Augustin[2] geschickten Briefe, „ist gewesen: ‚Aus besonderer Ordre Ihro Excellenz des Herrn Generals will er wissen, warum Sie hier sitzen', worauf ich geantwortet: ‚Wegen falscher Angebung, daß ich im Beichtstuhle gefragt worden und geantwortet hätte, nachdem ich den Beichtenden das Jurament zu halten ermahnt, daß es hart und schwer sei, doch nicht viel zu

---

[1] Auf „Instanz" des Ministers von Schlabrendorff (Lehmann, III. 815) hatte nämlich der Fürstbischof von Breslau am 21. März 1757 einen Hirtenbrief an die Geistlichen erlassen, in welchem er ihnen die Verpflichtung auferlegt, bei Verlust ihres Seelenheils jedem zur Beicht kommenden Soldaten oder Heeresverwandten vor der Absolution mit ausführlicher Belehrung über die Wichtigkeit des dem Könige geleisteten Eidschwures und mit ernsten Abmahnungen gegen den Meineid in's Gewissen zu reden, und zwar auch in dem Falle, wenn gleich der Beichtende von seinem Eide nichts erwähne oder über die Haltung desselben keinen Zweifel äußere. Bevor der Beichtiger über diesen Punkt von dem Beichtenden nicht beruhigt sei, solle er die Absolution durchaus nicht ertheilen (K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. 2. Aufl. Bd. V. S. 465). Menzel macht hierzu die Bemerkung: „Der Hirtenbrief sollte von den Kanzeln verlesen und in den Städten an die Kirchthüren, auf dem Lande an die Beichtstühle angeschlagen werden. Der Umstand, daß in demselben, wie auch in dem vorhergehenden königlichen Patente, bei dem Worte ‚preußischer Soldat' alle verschiedenen Arten derselben (Kürassiere, Dragoner, Husaren, Grenadiere, Musketiere, Füsiliere, Artilleristen, Stückknechte, Proviantknechte, Feldbäcker oder Packknechte) aufgezählt sind, macht es wahrscheinlich, daß diese Aufzählung nicht von dem Bischof, sondern von dem Minister von Schlabrendorff, dem nach einer Anordnung des Königs die bischöflichen Erlasse mitgetheilt werden mußten, herrührt, wie auch andere Ausdrücke des Hirtenbriefes von demselben verschärft worden sein können." Ein protestantischer Minister corrigirt eine Instruction für katholische Beichtväter!

[2] Aug. Faulhabers schriftliche Vermerkungen über seines Bruders Verurtheilung (Arch. Coll. gl. Z 4). Über Augustin Faulhaber schreibt der Landrath von Pfeil unter dem 3. Februar 1758 an den Minister von Schlabrendorff: „Heute ist der Bruder des executirten Faulhaber, der auch Capellan allhier ist, zu dem Commandanten gekommen und hat gebeten, er möchte doch ihm die einzige Gnade bei Seiner Majestät auswirken, daß er neben seinem Bruder zur Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche gehangen werden möchte. Er hat ihm aber zur Antwort gegeben, daß er verrückt wäre." Am 7. Februar erfolgte von Breslau die Antwort: „S. Exc. tragen kein Bedenken, den Faulhaber auch vor verrückt zu declariren" (Lehmann, IV. 1 f.). Der Schmerz über eine so schmachvolle Hinrichtung des nächsten Anverwandten hätte freilich den Bruder verrückt machen können! Im Jahre 1760 war Augustin Faulhaber Pfarrer in Altwilmsdorf.

bedeuten habe.'" Der Soldat widerrief aber bald seine Anklage, wie der Priester in demselben Schreiben weiter berichtet: „Welche falsche Anklage in dem anderen Examen der Angeber freiwillig widerlegt, diese Wahrheit aussagend: ‚Ich bekenne vor denen Herren, daß dieser gegenwärtige P. Andreas Faulhaber nicht so gesagt habe', welches er gegen fünf Male wiederholt, auch mit einem Jurament bestätigen wollen. Auf diese wiederholten Reden erzürnten sich die Herrn Assessores gewaltig, wollten auch dieses Bekenntniß nicht aufnotiren; endlich mußte es der Herr Bürgermeister Josephi thun, welches sowohl mir als auch meinem Ankläger vorgelesen wurde, und als gedachter Herr Bürgermeister den Angeber mit folgenden Worten angeredet: ‚Könnet Ihr diese Eure wiederholte Reden mit einem Juramente bestätigen?', hat er geantwortet: ‚Ja, ich kann es!', womit sich das Examen geendigt und wir entlassen worden."

Darauf ward vom Inquisitor und Bürgermeister Josephi der Geistliche für nichtschuldig erklärt. Der General übergab nun die Acten dem königlichen Steuereinnehmer Schulz. Jetzt nahm der Proceß eine andere Wendung. Nach ungefähr neun Tagen wiederholte der Soldat wiederum seine erste Aussage; der Geistliche blieb dabei, daß er nichts bekennen könne. Faulhaber fährt in dem angeführten Schreiben fort: „Nach ungefähr neun Tagen, Gott weiß es, auf wessen Anstiftung oder aus Furcht der angedrohten Strafe der Angeber (es that), sind mir die Worte wegen falscher Angebung augenblicklich und straks widerlegt worden; im Übrigen wollten sie mich für einen Überwiesenen, aber nicht für schuldig erkannt haben." Einen Advokaten wies der angeklagte Priester trotz allen Drängens zurück: „Ich traue auf meine gerechte Sache, ich habe keinen anderen Advokaten vonnöthen; es ist mir genug, daß mein Ankläger mich für unschuldig ausgeredet und (dieß) mit einem Eide (hat) bestätigen wollen."

Am 31. October ward der Geistliche von der böhmischen Bastei auf die Festung in das Stockhaus gebracht, wo er eine zahlreiche Gesellschaft von Dieben und Mördern zu seiner Unterhaltung fand (Diar. eccl. glac. ad ann. 1757). Weit entfernt[1], die geringste Klage darüber laut werden zu lassen, fand er in diesem Aufenthalt eine erwünschte Gelegenheit, die Pflichten seines Berufes durch manches Werk der christlichen Barmherzigkeit an den Mitgefangenen zu üben. Er speiste sie abwechselnd von dem Essen, das ihm sein Bruder täglich sandte, und suchte ihr Geschick, seines eigenen vergessend, durch Trost, Belehrung und Hilfe zu erleichtern. Er betete und sang mit ihnen gemeinschaftlich, und in kurzer Zeit war der Kerker, den die Bewohner vor seiner Ankunft durch Flüche, Schmähreden und Gotteslästerungen zu einer Hölle gemacht hatten, in einen Tempel Gottes umgeschaffen. Dieß gewährte ihm eine Freude, die alle Leiden und alles Ungemach in seinem Kerker bei Weitem überbot, und veranlaßte ihn, seinen Bruder zu wiederholten Malen schriftlich und mündlich zu beschwören, für seine Befreiung ja nichts zu unternehmen.

[1] Das Folgende nach den schriftlichen Aufzeichnungen seines Bruders.

Ebenso glücklich pries er seine Lage dem Commandanten, Oberstlieutenant d'O, der bei einem Besuche der Festung auch dieses Gefängniß in Augenschein nahm. Und als dieser ihn fragte, ob er irgend einen Wunsch habe, gab er zur Antwort: „Ich weiß keinen." Jedoch nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: „Ja, ich bitte um die Gnade, daß ich einen meiner Mitgefangenen, der mir eines verstockten Herzens zu sein scheint, ein wenig katechisiren möge."

Am 29. December Abends kam ein Eilbote von Reichenbach in Glatz an, gerade an dem Tage, an dem Fouqué sich in Reichenbach beim Könige befand. Der Inhalt des königlichen Schreibens an den Commandanten wurde zwar so geheim wie nur möglich gehalten; jedoch konnte nicht vermieden werden, daß sich ein dunkles Gerücht in der Stadt verbreitete, es werde am folgenden Morgen ein Spion gehangen werden. Am Morgen des 30. December erzählte der Gefangene seinen Haftgenossen einen in voriger Nacht gehabten Traum, als hätte er Einen zum Tode begleiten sollen. Kaum hatte er diese Worte geredet, so ward er aus dem Gefängniß gerufen mit dem Vorgeben, einen Verurtheilten zum Richtplatz zu begleiten. Bereit wie immer, wenn es auf Erfüllung der Berufspflicht ankam, folgte er der Wache bis zum Feldthor der Festung und ward in den Kreis eines dort seiner harrenden Begleitungscommando's gestellt. Da er umherblickte, wo die Hauptperson dieses Trauer-Actes sei, eröffnete man ihm, er sei dieselbe. Die Stafette vom vorigen Abend hatte nämlich eine allerhöchste Cabinetsordre überbracht, deren Anfang lautete: „Mon Lieutenant Colonel! Vous avés à faire pendre le Père Jesuit Faulhabre, sans lui laisser un confesseur."

Auf das Geheiß, das geistliche Kleid abzunehmen, erwiederte Faulhaber: „Dieses hat mir der König nicht gegeben, er kann es mir auch nicht nehmen." Ein Oberoffizier katholischer Religion nahm ihn auf die Seite und beschwor den Priester mit Thränen in den Augen, ihn nicht unglücklich zu machen. Nun bequemte sich der Geistliche dazu. Mit einem Mantel bedeckt, ein messingenes Kreuz in der Hand, trat er — wie das Tagebuch der Glatzer Pfarrkirche berichtet — die Reise zur Richtstätte an, bereitete sich unterwegs selbst zum Tode vor und betete mit so starker und heller Stimme, daß sein über dem Mühlgraben und der Stadtmauer wohnender Bruder Augustin bei Öffnung seines Fensters die Worte deutlich verstand: „Glückselig dieser Tag, glückselig diese Stunde! Erfreue dich, mein Herz, du bist ein Tempel des heiligen Geistes".

Während man nun den Geistlichen[1] zur Richtstätte geleitete, blieben alle Thore der Stadt verschlossen; jedoch konnte nicht verhindert werden, daß sich eine große Menge Volkes um ihn schaarte, weil man dem zwar näheren, aber unsicheren Wege über den nicht hart gefrorenen Neißefluß den längeren, der über den volkreichen Roßmarkt führte, vorzog und der Zug nahe an der Kirche der Minoriten vorübergeführt wurde, wo man gerade die Leiche eines Ordensmannes in die Gruft senkte. Sowie eine Stimme in die Kirche rief:

[1] Bermerkungen des Bruders.

„Sie führen den P. Andreas zum Galgen!“, stürzte Alles erschrocken und staunend heraus und schloß sich dem Zug an. Als man bei der Säule, an der seit acht Wochen ein Spion hing, angekommen war, wurde dem Geistlichen das Todesurtheil vorgelesen, und da es zu den Worten kam: „es hätte nicht viel zu bedeuten“, erwiederte er: „Man lasse den Deserteur in den Kreis stellen und die Unwahrheit aussagen!“ Da man ihm entgegnete, es sei keine Zeit, zu disputiren, nahte sich Andreas mit einer Seelenstärke, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte, der Todesleiter und bestieg die ersten Sprossen. Der Scharfrichter bemerkte, er möchte doch rücklings aufsteigen. „Ich werde mich oben wenden“, war die Antwort. Alsdann kniete der Verurtheilte auf der Leiter nieder und ersuchte alle seine gegenwärtigen Glaubensgenossen, noch ein Vaterunser und den englischen Gruß mit ihm zu beten. Mit Thränen in den Augen entsprach die Menge seiner Bitte. Darauf erinnerte ihn der Scharfrichter, er solle beide Hände hinter dem Rücken zusammenlegen und das Haupt der Schlinge etwas nähern. „Ja, ja,“ versetzte er, „es soll Alles geschehen.“ So ward der Priester unter Anrufung des heiligsten Namens Jesu erdrosselt.

Der Körper des Entseelten [1] blieb an jener Säule neben der Landstraße durch zwei Jahre und sieben Monate hängen. Erst als die Österreicher am 26. Juli 1760 sich der Stadt und Festung bemächtigt hatten, erhielt P. Leirner aus der Gesellschaft Jesu, Feldprediger des molkischen Regiments, den Auftrag, die Abnahme des Körpers vom Galgen zu veranstalten. Dieß geschah noch am nämlichen Tage. Die Leiche, Allen noch erkennbar, an ihren Gliedern nicht im mindesten verletzt, ward abgenommen, in das Gebäude der Jesuiten gebracht, priesterlich bekleidet, in einen von seinem Bruder Augustin beschafften Sarg gelegt und öffentlich ausgestellt. Den dritten Tag (28. Juli) hatte man zur feierlichen Beerdigung in der Gruft der Pfarrkirche bestimmt. Die Stadtgeistlichkeit, die Ordensleute, die meisten Landgeistlichen und viele Tausende aus dem Volke beeilten sich, der feierlichen Ehrenrettung eines Mannes, der, wie ein protestantischer Schriftsteller im Jahre 1809 sagt, in den Augen des Volkes, ja selbst in den Augen der Philosophen ein Martyrer für seinen Beruf geworden war, beizuwohnen.

Den Sarg des Hingemordeten bedeckt eine zinnerne Platte, auf der sich eine lateinische Aufschrift befindet. Sie lautet (nach der Übersetzung Bach's) ungefahr also: „Der wohlehrwürdige Herr Andreas Faulhaber, Sohn und Kaplan der Stadt Glatz, sieben Jahre Seelsorger, der unverdrossen das apostolische Netz auswarf, suchte mühsam sein Kreuz in den Stadt- und Festungskerkern und fand es durch einen von Feinden unseres Glaubens ihm bereiteten Tod, der zwar schmählich, weil am Galgen, aber siegreich, wie wir hoffen, wegen eines unter dem Beichtsiegel verwahrten Bekenntnisses (ihn) im Jahre 1757, den 30. December, 46 Jahre alt (traf). Nachdem er unter den Unbilden der freien Witterung durch zwei Jahre und sieben Monate an einem unverletzt gebliebenen Seile hängend, auf eine ganz wunderbare Weise, auch an allen Gliedern unversehrt, die Zeit erwartet hatte, um zur Erde bestattet

---

[1] Das Folgende nach dem Taufbuch der Glatzer Pfarrkirche.

zu werden, ward er nach der durch die siegreichen österreichischen Waffen geschehenen Eroberung der Stadt abgenommen und an diesem ehrenvollen Orte in Gegenwart frommer Gläubigen begraben am 28. Juli 1760. Möge ihn sein Kreuz seinem Lehrmeister wiedergegeben haben; wenn nicht, so hoffen wir, daß ihn der Erlöser durch seinen Kreuzestod in Gnaden aufnehme."

„Klytia" noch einmal. Auch von Gottschalls „Blätter für literarische Unterhaltung" haben endlich dem epochemachenden Roman George Taylor's die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, und während sonst oft mehrbändige Werke bestgenannter Autoren kurz unter allgemeiner Rubrik mit einer halben Spalte abgefertigt werden, erhält Klytia eine eigene Überschrift und figurirt als „George Taylor's neuester Roman" mit nahezu sechs Spalten in dem Leipziger Blatt. „George Taylor's neuester Roman!" so wie man etwa schreiben würde: „Heyse's neueste Novelle" — „Wildenbruchs neuestes Drama" —; es scheint, der Leser soll verblüfft werden gleich von Anfang, daß er einen Mann wie George Taylor noch nicht kenne, der doch für die Besprechung seiner Romane im „Gottschall" sein eigenes Fach hat. Und daß dieser Roman gerade, genau gerechnet, der zweite ist, das schadet nicht; weil wenigstens ein älterer vorherging, kann man mit Recht vom neuesten sprechen, obgleich der Comparativ sprachlich wohl ebenso richtig gewesen wäre. Doch lassen wir die Überschrift — sie stammt vielleicht nur aus der Feder des Redacteurs, und wir möchten gern mit dem Recensenten, Herrn Albert Weigert, ein Wörtlein reden.

Zuerst führt sich Herr Weigert als Propheten ein. Er hat trotz des Pseudonym und der Erstlingshaftigkeit des „Antinous" gleich nach Lesung dieses Buches drei Punkte auf einmal festgestellt: „trotz des fremdklingenden Namens, ein deutscher Mann ist George Taylor, — dieser Name wird bald in weiten Kreisen ein bekannter sein, und als eine wirklich hervorragende Leistung wird man diese seine erste poetische Schöpfung bezeichnen." Natürlich, „das Alles hat sich voll bewahrheitet"; sonst hätte Herr Weigert sein Orakel ja wahrlich nicht wiederholt; wer es trotzdem nicht glaubt, dem ist eben nicht zu helfen. Nun, da auch „Klytia" dem Herrn Weigert vorgelegen, deren „Lectüre ihm viele Befriedigung und fast uneingeschränktes Lob bereitet hat", „meint" der Kritiker: „Unsere deutsche Romanliteratur besitzt mit ‚Klytia' sicherlich eines der schätzenswerthesten Werke mehr." „Im Ganzen stellt sich Klytia als eine Dichtung von bedeutendem Kunstwerth heraus. Sie erscheint als das Werk eines genial veranlagten Mannes, der kühn und unverzagt mit seinem dichterischen Wollen sowohl als mit seinen Überzeugungen und seinen Anschauungen vor die Welt hintritt, gehoben durch das Bewußtsein seiner Kraft. Darum ist Klytia auch viel mehr als nur eine unterhaltende Ausfüllung müßiger Stunden; von einer hohen sittlichen Weltanschauung aus ist das Buch gedacht; aus der Fülle schaffender Phantasie (leider!) sind den Gedanken Träger gebildet, und Denken und Dichten, wie es hier zum fesselndsten Ausdruck gelangt, läßt unser Auge oft heller leuchten, unser Herz schneller pochen; denn Ewigwahres (!) und Ewigschönes wird uns menschlich nahe ge-

bracht und gibt uns selbst ernst und viel zu denken und lebhaft und heiß zu fühlen." „Es ist wohl auch unverkennbar: der Autor zeigt in ‚Klytia' verglichen mit ‚Antinous' deutliche Fortschritte in Bezug auf Innehaltung der ästhetischen Bedingungen (?) und auf die Technik des Romans. Durch psychologische Vertiefung und richtiges Maßhalten der Phantasie steht ‚Klytia' entschieden über ‚Antinous'." Wirklich, wenn „Klytia" als Roman höher steht als „Antinous", so vergeht uns auch der letzte Rest von Achtung vor diesem; denn, wie die Frankfurter Zeitung mit Recht von „Klytia" sagte, beginnt die Poesie ebendort, wo der Roman aufhört. Aber Poesie scheint für Herrn Weigert nicht eben zu den „ästhetischen Bedingungen" eines Romanes zu gehören.

Taylor soll „den dichterischen Gedanken zu Klytia" der Erzählung Ovids von der Liebe Apolls zu Leukothoë entnommen haben, und Herr Weigert sucht dieses des Weiteren darzuthun. Aber Herr Weigert scheint ebenso wenig als Taylor selbst bemerkt zu haben, daß diese classische Reminiscenz durchaus mit dem Wesen und „dichterischen Gedanken" dieses Romans nichts als den weithergesuchten Namen Klytia gemein hat. Im Roman bemühen sich eher zwei Apollos um ein Mädchen, und dieses Mädchen ist zufällig eher Leukothoë als Klytia, oder wenn der absonderliche Jesuit Taylor'scher Observanz nun einmal der Apollo sein soll, so fände sich, daß die „Gesellschaft Jesu" die edle Leukothoë wäre und Klytia — — nun daß sie eben die wenig ehrenvolle Rolle der alten Klytia zu spielen hätte, was gewiß gegen die Intentionen des „Dichters" wäre. Kurz, die Einzwängung der Ovid'schen Metamorphose in den Heidelberger Roman ist ebenso professorenhaft gelehrter Humbug, als Herr Weigert dieß zu seinem Bedauern von dem Titelbilde bekennen muß.

Die Titelheldin Lydia ist nach Herrn Weigert „eine herrliche dichterische Schöpfung, sie ist ein echtes deutsches Mädchen von reizvollster Gestaltung. Ein gewisses Backfischthum und ein heldenartiger Muth, wie er edeln Naturen immer eigen ist, bilden in lebenswahren Regungen ihr Wesen". Wie das übrige Lob auf die Romanfigur paßt, wollen wir hier nicht wiederholen — nur das „Backfischthum" als ideale Eigenschaft eines echten deutschen Mädchens wollen wir uns merken.

Als schwächster Charakter erscheint Herrn Weigert die Hauptfigur, der Jesuit Paul Laurenzano, und verstehen wir recht, so ist der Grund der Schwäche darin zu suchen, daß Paul nicht aus innerer Begeisterung, sondern aus Furcht dem Orden so lange gedient habe. Das möge indeß der Kritiker mit dem Dichter abmachen; wir sind bei jenem Punkte der Kritik angelangt, dessentwegen wir hauptsächlich die Recension des Herrn Weigert besprechen. Denn schließlich, ob sich der Kritiker Weigert durch sein Lob der „Klytia" Taylor's vor dem Richterstuhl der Ästhetik selbst das Urtheil spricht und sich vor jedem vernünftigen Leser als bedenklich unfähig erweist, in literarischen Dingen ein Wort mitzureden, ist und bleibt doch schließlich ein kleines Übel und im Grunde eben nur Herrn Weigerts Sache. Aber schlimmer steht die Angelegenheit, wenn ein Mann, den Herr von Gottschall der Mitarbeiterschaft an seinem Blatte für werth hält, sich zu dem unumwundenen Geständniß ver-

leiten läßt, daß er seine Kenntnisse über den Jesuitenorden aus diesem Romane bereichert, wo nicht gar geschöpft habe. Nachdem er nämlich erwähnt, wie Taylor bisweilen „dem als Autorität anerkannten (?) Kirchengeschichtslehrer längere Zeit das Wort gegeben, und derselbe in kundigstem Aufbau recht Ausführliches von der Erziehungsmethode der Söhne des Ignatius berichtet“, fährt er fort: „Es wird uns dieß an verschiedenen Stellen des Buches nicht nur mit völliger Beherrschung des Stoffes, sondern auch mit geradezu hinreißender Beredsamkeit dargelegt; ich bekenne, daß ich selten aus einem Roman so bedeutungsvolle Belehrung geschöpft, als aus eben jenen Stellen.“ Da haben wir's! Ein deutscher Gebildeter, Mitarbeiter R. von Gottschalls, erklärt naiv, daß für ihn die Romane Quellen bedeutungsvoller Belehrung in der Geschichte bilden, und speciell „Klytia“ eine besonders ergiebige Fundgrube „bedeutungsvoller Belehrung“ über die „Gesellschaft des Ignatius“ gewesen. Ja, nun erklären wir uns auch, woher all die Ideen über Inquisition, Bluthochzeiten, Bartholomäusnächte u. s. w. selbst bei gewissen Gebildeten so kraus und naiv romantisch sind — man hat sie eben aus den Romanen. Daß dem so wäre, vermutheten wir freilich schon lange; aber so deutlich bewiesen sahen wir es bis auf Herrn Weigert wohl schwerlich. Darum aber wollen wir dieses Bekenntniß auch festnageln für alle künftigen Fälle. Als wir in diesen Blättern der „Klytia“ einige Seiten der Besprechung widmeten, bedeuteten uns mehrere Freunde, wir hätten Zeit und Papier besser verwenden können, als sie an einen so dummen Roman zu vergeuden. Herr Weigert muß uns vollständig in den Augen jener Freunde rehabilitiren — er hat bewiesen, daß nicht bloß das Durchschnittspublikum, sondern auch der „intellectuellere“ Theil der Nation an die Märchen des Herrn Taylor glauben und aus ihnen die „so bedeutungsvolle Belehrung schöpfen“ kann. Wirklich, es ist entsetzlich, was so ein gelehrter Lesermagen alles verdauen kann, wenn er sich an die wohlbesetzte Tafel des Herrn George Taylor laden läßt! So erinnern wir nur Grusels halber an das Ungethüm eines Pigavetta, den Herr Weigert mit Haut und Haaren als „bedeutungsvolle Belehrung“ hinunterschlingt wie eine belegte Semmel. Und die „Exercitien“ und „der Spiegel des Magister Paul“, welch feine Leckerbissen, wenn man ein Gläschen von dem Zauberwein des Herrn Pigavetta dazu trinkt und sich nachher bei dem bewußten Brünnlein am Wege wieder erfrischen kann. — — Aber im Ernst, wie wird es möglich sein, in den Massen des Volkes gesunde und wahre Ideen über so manche Punkte zu verbreiten, wenn selbst der gebildetere Ausschuß der Nation seine Kenntnisse aus Tendenzromanen schlimmster Sorte sich holen muß, und selbst die Warnungstafel der Lächerlichkeit und Dummheit — wie sie doch in Riesenlettern bei der „Klytia“ steht — sogar diejenigen nicht fernhält, welche sicher lesen können, da sie ja sogar in die „Blätter für literarische Unterhaltung“ schreiben dürfen!

W. K.

Die Beraubung der Propaganda.

Nicht einen Nekrolog gilt es zu schreiben. Eine Anstalt wie die römische Propaganda, welche so aus dem Wesen der Kirche hervorblühte, welche so innig mit ihrem apostolischen Herzen verwachsen ist, kann kein staatliches Gesetz, kein irdischer Richterspruch vernichten. Man kann sie schädigen, berauben, sogar für todt erklären und begraben: aber der Eifer der Gläubigen wird den Raub ersetzen, und mit der schon so oft todtgesagten Kirche wird sie immer wieder siegreich und neuen Lebens voll aus der Gruft hervorgehen. So hat seinerzeit das Directorium der „einen und untheilbaren französischen Republik“ die Propaganda aufgelöst, ihre Zöglinge zersprengt, ihre Güter geraubt; so haben jetzt wieder die Epigonen jener alten Sanscülotten ein „Gesetz“ gemacht und einen „Rechtsspruch“ erlassen, der das Gleiche bezweckt: aber wie nach dem Sturze der großen französischen Umwälzung die Kirche und die Propaganda fortblühten, so wird auch jetzt wiederum das eine und ungetheilte Italien tausendmal eher selbst in die Grube fahren, als daß es ihm gelänge, der Propaganda ein bleibendes Grab zu graben. Zu einer mit Kranz und Trauerschleife verbrämten Todtenklage liegt also auch dieses Mal kein Grund vor; wohl aber wollen wir die neueste That der italienischen Revolution mit ein paar Worten kennzeichnen und das Wesen und die Bedeutung der Anstalt beleuchten, auf welche es der Geiz und der Haß der Carbonari abgesehen hat.

Was ist die römische Propaganda? Die römische Propaganda besteht zunächst aus einer Congregation, einem Rathe von Cardinälen, denen der Papst die Oberaufsicht und Leitung über die gesammte Missionsthätigkeit der katholischen Kirche auf der ganzen Erde unterstellt hat (S. Congregatio de propaganda fide); dann aus einer Erziehungsanstalt für Missionäre, welche unter unmittelbarer Aufsicht des Präfecten der eben genannten Congregation und in ihrem Palaste zu Glaubensboten für alle heidnischen oder häretischen Länder der Welt herangebildet

werden (Collegium Urbanum de propaganda fide); endlich gehört zur Propaganda eine großartige Druckerei, deren Aufgabe es ist, die Missionäre mit Katechismen, Bibeln und anderen Unterrichtsmitteln in allen Sprachen der Erde auszurüsten; eine Bibliothek, welche vorzüglich aus einer kostbaren Sammlung dieser in den verschiedensten Sprachen verfaßten Bücher besteht, und ein werthvolles ethnographisches Museum. Congregation, Seminar, Druckerei, Bibliothek und Museum zusammen bilden die römische Propaganda und ihre Hilfsmittel — eine Anstalt, so großartig und weltumspannend, wie eben nur die ihrer apostolischen Aufgabe sich bewußte katholische Kirche sie zu schaffen vermag.

Die Cardinals-Congregation der Propaganda besteht aus 10 Cardinälen als Mitgliedern und 30 Bischöfen, Welt- und Ordensgeistlichen als Consultoren. Einmal wöchentlich versammelt sich dieser Rath unter dem Vorsitze des Cardinalpräfecten, einmal monatlich unter dem Vorsitze des Papstes selbst. Mit Recht wird diese Congregation „das Ministerium der katholischen Missionen", „die Centralbehörde der apostolischen Thätigkeit" oder, wenn man will, „das Kriegsministerium der streitenden Kirche" genannt, jener Kirche, welche nicht gegen die Irrenden, sondern nur gegen den Irrthum zu Felde zieht, welche nach dem Beispiele Christi kämpft, um den wahren Frieden zu bringen. Jeder Duodezstaat hat sein Ministerium, ja jeder Localverein hat seinen Ausschuß, der die gemeinsame Thätigkeit überwacht und leitet: und die weltumspannende Kirche sollte für ihre Tausende von Missionären, welche in allen Zonen der Erde das Kreuz Christi predigen, keiner solchen Centralleitung bedürfen? Man nehme einmal die fünf Bände des Bullariums dieser Congregation zur Hand, welche die wichtigsten Entscheidungen derselben von der Zeit ihrer Gründung bis herab auf die Gegenwart enthalten, und man wird auf den ersten Blick ihre segensreiche Wirksamkeit erkennen. Man lese die wichtigen Glaubensfragen, die verwickelten Fälle aus der Sittenlehre, dem Kirchenrechte, welche sie entscheiden muß; die Competenzstreitigkeiten zwischen den von ihr gesandten Missionären und anderen kirchlichen und weltlichen Behörden, welche sie schlichtete. Man sehe, wie sie neue Arbeitsschaaren aussendet und ihnen neue Theile des großen Weinberges eröffnet und zur Bearbeitung übergibt; wie sie die Vollmachten festsetzt, welche jedem Einzelnen zukommen, die Eroberungen ihrer muthigen Krieger befestigt, ihre Heerden mit der großen gemeinsamen Hürde vereinigt; wie sie ein Netz von apostolischen Präfecturen, Vikariaten, Delegaturen, Bisthümern und Erzsprengeln über die ganze

Erde ausbreitet, mit würdigen Oberhirten besetzt und von ihrem Centralsitze, von Rom aus, und in innigster Vereinigung mit dem Nachfolger des hl. Petrus, dem Stellvertreter Christi auf Erden, dem Hort und Herzen der katholischen Einheit, dieses Heer von apostolischen Helden lenkt, leitet, stärkt, ergänzt, mit dem Geiste des Muthes und der Liebe erfüllt und durch die Jahrhunderte zum endlichen Siege führt. Über 150 Bisthümer in den Vereinigten Staaten, in Canada, in Australien, Neuseeland, England, Holland, dazu 124 apostolische Vikariate, 34 Präfecturen, 6 Delegaturen in den protestantischen und schismatischen Theilen Europa's, in der Levante, Centralasien, Indien, China, in Afrika, Amerika und auf den Inselgruppen des Stillen Oceans unterstehen ihrer Gerichtsbarkeit — mit einem Worte: die ganze Welt, soweit sie in den Fesseln des Irrthums schmachtet oder in der Nacht des Heidenthums liegt, ist das Arbeitsfeld der Congregation der Propaganda, und ihr Ziel ist die Eroberung aller Völker für das Reich Christi. Das Weltreich der alten Römer war nur ein Schatten dieses neuen geistigen Weltreiches, und was von ihnen im Buche der Machabäer gesagt ist: „Possederunt omnem locum consilio suo et patientia“ (Sie eroberten jeden Ort durch ihren Rath und ihre Ausdauer), das soll erst im Neuen Bunde ganz in Erfüllung gehen, nach dem Worte Leo's des Großen über die Bedeutung des christlichen Roms: „Caput orbis effecta latius praesides religione divina quam dominatione terrena; minus est, quod tibi bellicus labor subdidit, quam quod pax christiana subjecit“ (Zur Hauptstadt der Welt geworden, gebietest du weiter durch die göttliche Religion als durch irdische Herrschergewalt; weniger hat dir die Geißel des Krieges unterworfen, als der christliche Friede).

Wir kommen zum zweiten Bestandtheile der römischen Propaganda, zum Collegium Urbanum, dem mit vollem Rechte die Benennung „apostolisches Seminarium für alle Völker“ gebührt. Diese Anstalt hat nämlich zunächst nicht den Zweck, europäische Missionäre für die Heidenländer auszubilden, wofür eine Reihe anderer Missionsseminarien bestehen, sondern Jünglinge aus den Missionsgebieten selbst, welche Beruf zum Priesterthume haben, aufzunehmen und so dahin zu wirken, daß die verschiedenen Länder nach und nach ihren eingebornen Klerus erhalten sollten. Sie ist mithin ein Priesterseminar für alle Sprengel der ganzen Welt, welche selbst nicht im Stande sind, ihre eigenen Seminarien zu gründen. Im Collegium Urbanum trafen sich seit dem Tage seiner Stiftung begabte Jünglinge vorab aller orientalischen Riten, Griechen

15*

und Armenier, Syrier und Chaldäer, Maroniten und Kopten; in ihm studirten Neger neben den Nachkommen indischer Brahminen, Malaien neben Chinesen und Japanesen; sogar Kanaken aus dem Stillen Ocean, deren Vorfahren Kannibalen waren, erhielten hier Bildung und Unterricht. Schon dieses Zusammenwohnen von Candidaten des Priesterstandes aller Zonen und Zungen unter den Augen des Heiligen Vaters hat etwas Ergreifendes und ist ein Bild der großen katholischen Einheit. Gewöhnlich waren über 100 Zöglinge, oft viel mehr, im Urbanum versammelt; noch im Jahre 1874 waren es 102 aus 20 verschiedenen Nationen. Vortreffliche Lehrer unterrichteten sie in den priesterlichen Wissenschaften; zahlreiche Prüfungen, öffentliche Vorträge und Disputationen weckten gegenseitigen Wetteifer und hielten die wissenschaftlichen Bestrebungen rege.

Das Hauptaugenmerk aber wurde selbstverständlich auf die Erwerbung jener Tugenden gerichtet, welche den Priester und den Missionär einzig für seine erhabene Aufgabe befähigen. Reinheit des Wandels, glühender Seeleneifer und begeisterte Liebe zur einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche wurde den Herzen der jungen Kleriker eingepflanzt, und wenn sie dann nach einer Reihe von Jahren in ernstem Studium und eifrigem Geistesleben für reif erfunden wurden, wenn sie mit der heiligen Priesterweihe ausgerüstet, mit dem Segen des Heiligen Vaters gestärkt die ewige Stadt verließen, um in ihrer Heimath am Tigris oder am Ganges, am Yantsekiang oder am Mississippi, am Nil oder am Niger ihres heiligen Amtes zu walten: dann trug das Collegium Urbanum seine Früchte, dann hatte der Apostolische Stuhl in allen Ländern seine von ihm gebildeten, ihm treu ergebenen und eng mit ihm verbundenen Arbeiter, welche an der Quelle der katholischen Einheit die begeisterte Liebe zu Petrus und seinem Glauben getrunken hatten. Wenn der Orient bis auf unsere Tage in allen seinen Riten zahlreiche unirte Gemeinden hat, so ist es vor Allem dem Umstande zuzuschreiben, daß es Rom möglich war, Zöglinge der Propaganda auf die verschiedenen orientalischen Bischofssitze zu erheben.

Berühmt und gewissermaßen ein Vorspiel der künftigen Thätigkeit war die Sprachen-Akademie, welche die Zöglinge der Propaganda alljährlich am Epiphaniefeste abhielten und wobei in Gegenwart des Heiligen Vaters und der Cardinäle oft in mehr als 50 Sprachen und Dialekten Gedichte und Reden vorgetragen wurden. Ein Augenzeuge schildert uns eine dieser denkwürdigen Versammlungen wie folgt: „Der Pilger,

der das Glück hat, am Feste der Epiphanie in Rom zu sein, sieht vor seinen Augen das große Wunder des Christenthums, ‚die Verschiedenheit aller Völker in der Einheit des Glaubens' sich erfüllen; er steht eben im Brennpunkte des Lichtes, dessen Strahlen ungeschwächt bis an die Grenzen der Erde dringen und dessen Sonne das Weltall umfaßt. Das ist ein schönes, ein rührendes Schauspiel, und um es zu genießen, muß man in die Propaganda gehen und dort ‚das Panorama des Katholicismus' bewundern. . . . Im Hintergrunde eines geräumigen, reich gezierten Saales erhebt sich eine Bühne, in deren Mitte auf einem mit Purpursammet ausgeschlagenen Fußgestelle die Büste des Heiligen Vaters steht, als des erhabenen Mittelpunktes der Einheit. Die Bühne sowie der ganze Saal sind mit Sitzen gefüllt, dort für die Zöglinge, hier für die Zuhörer; die Cardinäle nehmen ihre reservirten Plätze, und das Fest beginnt. Ein junger Amerikaner aus Philadelphia eröffnete als Präsident die Sitzung mit einer herrlich vorgetragenen lateinischen Rede. Das Andenken an den ewig denkwürdigen Tag, an dem die Sonne der Gerechtigkeit der Welt aufging; die Einheit des Glaubens, welche die Weisen des Morgenlandes an der Krippe fanden; das wohlthätige Licht der katholischen Kirche, das seine Strahlen bis in die dunkeln Wälder der neuen Welt sandte: das waren einige von den Gedanken, welche den jugendlichen Redner begeisterten. Seine Worte waren übrigens nur die Einleitung und gewissermaßen der Grundaccord, der nun in 39 verschiedenen Sprachen behandelt wurde. Wir hörten der Reihe nach hebräisch, syrisch, samaritanisch, chaldäisch, arabisch, türkisch, armenisch, sabäisch, peguanisch, tamulisch, kurdisch, georgisch, altirisch, schottisch, illyrisch, bulgarisch, polnisch, deutsch, englisch, indisch, spanisch, portugiesisch, französisch, albanesisch, koptisch, äthiopisch und verschiedene chinesische Dialekte. Jeder Welttheil hatte hier seine Vertreter und seine Sprecher, von denen jeder in seiner eigenen Mundart die große katholische Einheit verkündete. In der That, es war wie am Pfingstfeste von Jerusalem, wo sich ‚Männer fanden von allen Nationen, die unter der Sonne sind, und die in ihrer Sprache die Größe Gottes priesen'; es war ein Schauspiel, einzig in seiner Art und begeisternd, wie es nur Rom bieten kann. Der Araber redete seine Sprache in einem eigenthümlichen Tonfall, der Perser aspirirte scharf; die Bronzegestalt des Peguaners sang viel mehr, als daß sie sprach; der Türke ließ seine Kehllaute rasseln; der schwarze Äthiopier redete in seiner weichen und doch wieder kräftigen Muttersprache. Als aber die Chinesen von Schansi und Hukwang auftraten, verdoppelte sich die Aufmerksam-

keit, und ihr Hirtengespräch erntete allgemeinen Beifall. ... Zum Schlusse dankten drei junge, etwa 12 Jahre alte Zöglinge, ein Hindu, ein Türke und ein Albanese, in herrlichem Italienisch der Versammlung für ihre Theilnahme."

So wurden vor dem Einzuge der Piemontesen in Rom die jährlichen Sprachenfeste der Propaganda gefeiert. Das letzte fand zur Zeit des Vaticanischen Concils statt, und viele der versammelten Bischöfe des Erdballs wohnten demselben bei.

Ein wichtiges Hilfsmittel der Propaganda war die großartige Druckerei, wohl zwei Jahrhunderte hindurch die einzige in ihrer Art, welche, dieses Weltinstitutes würdig, mit ihm verbunden war. Dieselbe besitzt Typen fast aller bekannten Sprachen; aus ihrer Officin gingen, neben ungezählten Katechismen, Bibeln, Erbauungsbüchern, apologetischen Schriften, Ritualien, liturgischen Büchern für die verschiedensten Länder, namentlich für die orientalischen Kirchen, auch für die abendländische kirchliche Wissenschaft viele hochbedeutende Werke hervor: so die Folianten Assemani's, manche werthvolle Polyglotten, noch in neuerer Zeit der prächtige griechische Codex Vaticanus von Vercellone in fünf Foliobänden, die Geschichte des griechischen Kirchenrechtes von Cardinal Pitra u. s. w. Als Gregor XVI. im Jahre 1842 die Druckerei der Propaganda besuchte, konnte man ihm ein Album mit Druckproben in 55 Sprachen überreichen. Pius IX. stattete sie im Jahre 1866 mit den neuesten Maschinen aus; die Anzahl ihrer verschiedenen Typen beläuft sich gegenwärtig auf 180, mit denen sie zur Zeit des Vaticanums als Probe ihrer Leistungsfähigkeit das Vaterunser in 250 verschiedenen Sprachen und Dialekten druckte. Die Bedeutung einer solchen Anstalt, wie sie eben nur durch die Freigebigkeit der Päpste entstehen und gedeihen konnte, liegt auf der Hand. Um auf einen einzigen Punkt aufmerksam zu machen, sei bemerkt, daß dieselbe dem Mangel zuverlässiger orientalischer Liturgien, einem wahren Krebsschaden der unirten Kirchen, in großem Maße steuerte; denn die alten Abschriften strotzten manchmal von Fehlern, welche geradezu die Reinheit des Glaubens gefährdeten.

Die Bibliothek der Propaganda endlich, ein herrlicher, kirchenschiffartiger Saal mit ihren 45 000 Bänden, worunter natürlich viele kostbare orientalische Manuscripte neben den werthvollen Ausgaben der Propaganda-Druckerei, und das Museum Borgianum mit seiner reichen ethnographischen und geographischen Sammlung — in ihm wird z. B. die Weltkarte gezeigt, auf welcher Alexander VI. mit einem kräf-

tigen Federstriche die neu entdeckten Erdtheile an Spanien und Portugal vertheilte — ist ein hochbedeutendes Bildungsmittel für die Lehrer und Zöglinge der Anstalt und bildet einen schlagenden Beweis dafür, daß in der katholischen Kirche die Missionsthätigkeit mit wahrem wissenschaftlichen Streben und Forschen stets Hand in Hand ging. In der That waren es gerade katholische Missionäre, welche die Grundlagen der neuen Erdkunde in allen ihren Theilen legten. Katholische Missionäre geleiteten Columbus auf seiner ersten Fahrt, durchschifften zuerst den Amazonenstrom von seinen Quellflüssen bis zu seiner Mündung, entdeckten den Mississippi, weckten durch ihre Briefe das Interesse Europa's für Reisen und Forschungen, und entwarfen jene bewunderungswürdigen Kartenwerke über das lange verschlossene China, welche heute noch die Anerkennung der Geographen verdienen. Wo hat ein moderner Staat Ähnliches für die Wissenschaft geleistet?

Das also ist die römische Propaganda, ein Weltinstitut, nothwendig für die Missionsthätigkeit der Kirche, hilfreich besonders in Zeiten der Noth für die armen Christen der fernsten Länder, wichtig selbst für die Wissenschaft, für die Civilisation, welche erfahrungsgemäß einzig durch die Glaubensboten den wilden Völkern gebracht wird und welche allein im Schatten des Kreuzes ihre für Zeit und Ewigkeit segensreichen Früchte reift.

Gestiftet wurde sie vor dritthalbhundert Jahren, in einer Zeit, da die Missionen der katholischen Kirche in herrlichster Blüthe standen und immer weiter sich ausbreiteten, daher auch eine sorgsame Centralleitung nothwendiger machten. Durch die Entdeckung der neuen Welt hatte das Wort des Heilandes: „Gehet hin und lehret alle Völker", einen neuen Wirkungskreis erhalten; begeistert eilten die Söhne der verschiedenen Orden auf den Wink des Apostolischen Stuhles nach Westen und Osten; groß waren die Erfolge in Amerika, in Indien, in Japan. Die Verluste der unseligen Glaubensspaltung mußten ergänzt, die Getrennten zur Einheit zurückgeführt werden. Für alle diese Zwecke erblühten nun, nachdem Julius III. auf Vorstellung des hl. Ignatius von Loyola das deutsche Colleg gegründet hatte, Seminarien und Missionsanstalten. Doch fehlte es noch an einer Centralanstalt für alle Völker. Gregor XIII. trat dem Gedanken näher, indem er eine ständige Cardinals-Congregation mit der Leitung der orientalischen Missionen betraute; derselbe große Papst gilt als zweiter Stifter des deutschen Collegs und rief das römische Colleg in's Leben, welches unter der Leitung der Gesellschaft

Jesu eine Hauptstudienanstalt für alle Zöglinge der verschiedenen Nationalcollegien Roms sein sollte. Der Bau war auf 360 Zimmer und 20 Hörsäle berechnet; 25 Reden in 25 verschiedenen Sprachen, welche bei seiner Eröffnung gehalten wurden, wiesen auf seine Bestimmung als eine Pflanzschule aller Nationen hin. Unter dem glorreichen Pontificate Gregors XV., der auch den großen Apostel Indiens und Japans, den hl. Franz Xaver, kanonisirte, wurde der Gedanke einer Cardinals-Congregation, welche die Leitung der gesammten Missionsthätigkeit besorgen sollte, namentlich auf Betreiben des heiligmäßigen Kapuziners Hieronymus von Narni verwirklicht, indem der genannte Papst durch die denkwürdige Bulle Inscrutabili vom 22. Juni 1622 die S. Congregatio de propaganda fide in's Leben rief und unter demselben Datum mit Einkünften versah. Jeder neuernannte Cardinal mußte ihr 500 Dukaten entrichten. Am Tage, da Gregor XV. zum ersten Male der Congregation präsidirte, schenkte er derselben 10 000 Skudi, am Feste der Heiligsprechung Franz Xavers 2600 Skudi, und noch viele andere reiche Almosen wendete er derselben zu. Urban VIII., Gregors XV. würdiger Nachfolger, vermehrte ihre Einkünfte und krönte das Werk durch die Errichtung des nach ihm benannten Collegium Urbanum, welches durch die Bulle Immortalis Dei vom 1. August 1627 errichtet wurde. Die nächste Veranlassung war die Freigebigkeit eines edlen spanischen Prälaten, Johann Baptist Vives aus Valencia, welcher als Resident der spanischen Infantin Isabella Clara Eugenia in Rom weilte. Dieser seeleneifrige Priester schenkte seinen Palast und alle seine Güter zum Zwecke der Gründung dieses Weltseminars, welches der Papst dann eröffnete, bereicherte und mit seinem Namen schmückte. Wir fügen eine Stelle der Errichtungsbulle bei: „Zur größeren Ehre des allmächtigen Gottes und zum Wachsthum des katholischen Glaubens soll mithin in dem genannten Palaste ... ein päpstliches Collegium oder apostolisches Seminarium unter Anrufung der heiligen Apostel Petrus und Paulus und unter dem Titel Pastorale Urbanum errichtet werden, in welchem Priester und Kleriker ... aus allen Nationen und Völkern aufgenommen und in guten Sitten, wahrer Frömmigkeit, heiliger Lehre und allen Tugenden eines wahren Katholiken unterrichtet werden, damit so der katholische und apostolische Glaube in den Ländern der Ungläubigen, in denen sich noch Bekenner des wahren Glaubens finden, bewahrt und erhalten, wo er Boden findet, weiter ausgebreitet und über die ganze Erde gepredigt und gepflanzt werde, und damit sie freudig bereit seien, wenn

nöthig, für die Vertheidigung, das Wachsthum, die Ausbreitung und den Sieg dieses Glaubens den Martertod zu erdulden zu allen künftigen Zeiten und bis die Zahl der Auserwählten voll und Ein Hirt und Eine Heerde Christi auf Erden sei."

Das sind die erhabenen Gedanken, welche die Päpste und die übrigen Wohlthäter der Propaganda bei Gründung dieses Weltinstitutes beseelten.

Schon ein Jahr vor der Eröffnung des Urbanum hatte der Papst mit einer Gabe von 18 000 Skudi (etwa 80 000 Mark) den Grund zur Druckerei der Propaganda gelegt. Der durch sein heiligmäßiges Leben und seine frommen Schriften bekannte Carmelit Thomas a Jesu hatte in seinem Thesaurus Sapientiae Divinae einen kräftigen Anstoß dazu gegeben. Ferdinand II. schenkte ihr illyrische Typen, der Großherzog von Toscana alle seine orientalischen Lettern. Bibliothek und Museum verdanken den Grundstock ihrer Schätze dem spanischen Cardinal Stephan Borgia. So entstand die Propaganda mit ihren Hilfsanstalten. Aus dem Gesagten erhellt, daß die Propaganda weder durch die Nationalität ihrer Stifter und noch viel weniger durch ihren Zweck eine nationale Anstalt war.

Sehr schön hebt die Note des Cardinal-Staatssecretärs Jacobini vom 10. Februar d. J. ihren internationalen Charakter hervor: Der Ursprung und die Natur dieses ehrwürdigen Institutes, sagt er, zeige zur Evidenz, wie sehr ihre Beraubung direct das Papstthum selbst in seiner apostolischen Thätigkeit treffe; aus den Stiftungsurkunden gehe deutlich hervor, daß die Päpste das Institut als einen Ausfluß ihres obersten apostolischen Amtes betrachtet haben; die Propaganda sei mithin eine eminent kosmopolitische Institution, ihr Endzweck die Verbreitung des Glaubens, ihr Vermögen nach dem Willen der frommen Geber das Eigenthum der großen katholischen Familie. Die Propaganda sei die großartigste und wirksamste Schöpfung des Papstthums; denn sie stelle ihm zur Erfüllung seiner göttlichen Mission, den Glauben und die Civilisation unter allen Völkern zu verbreiten, die geeignetsten Mittel zur Verfügung und gestatte ihre Verwirklichung. Die Geschichte der katholischen Missionen beweise, wie glänzend die Propaganda zu jeder Zeit ihre Aufgabe erfüllt habe. „Und ein derartiges Institut," ruft der Cardinal-Staatssecretär in gerechter Entrüstung aus, „das nach seinem Ursprunge, seiner Einrichtung, seiner Wirksamkeit, seinem Besitzthume und seiner Geschichte einen so von Grund aus universellen und kosmopolitischen Charakter

trägt, will man der Particular-Gesetzgebung einer einzelnen Regierung, dem Urtheilsspruche eines localen Gerichtshofes unterwerfen!"

Wenn eine, so ist die Propaganda immer eine Weltanstalt, und als solche dauerte sie in segensreicher Wirksamkeit fort, bis ihr die französische Revolution im Jahre 1798 ein zeitweiliges Ende bereitete; 1814 erwachte sie zu neuem Leben und erfüllte in altgewohnter Weise die Welt mit den Werken ihres Seeleneifers und ihrer Liebe; Gregor XVI., der unvergeßliche Pius IX. und unser glorreich regierender Papst haben Großes für diese erste aller apostolischen Anstalten gethan, welche in Wahrheit den Dank der ganzen Welt, die Liebe aller Katholiken, ja selbst die Anerkennung aller rechtlich denkenden Andersgläubigen verdient. Dr. Otto Mejer, der als Protestant ein Buch gegen die Propaganda geschrieben hat, fühlt sich zu dem Geständnisse verpflichtet, daß er die Arbeit, Rom auch dem Protestantismus gegenüber in geschlossener Schlachtordnung zu schildern, nicht lange bloß als Gegner habe schreiben können. „Denn der tiefer gehenden Forschung konnte das nicht entgehen," sagt er, „daß Rom in seinen Maßregeln gegen die Evangelischen eine heilige Pflicht zu üben und eine höchste Wohlthat mit Aufopferung zu spenden wirklich überzeugt ist." So selbst der Gegner, der seinem Buche das Motto vorsetzt: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort", und der „trotz seiner aufrichtigen Achtung vor dem ehrenwerthen Charakter" der Propaganda als Protestant „nur gegen" sie schreiben zu müssen meint!

Die Propaganda überdauerte den räuberischen Einfall der Piemontesen in Rom, und auch als das sacrilegische Gesetz gemacht wurde, welches alles italienische Kirchengut der „Giunta liquidatrice" in den Schooß warf, schienen die Gewaltigen noch einen Rest von Schamgefühl zu haben, der ihre Hand von dem Eigenthume der Propaganda zurückhielt. Aber als man etwa eine halbe Milliarde Kirchengut liquidirt, d. h. zu Schleuderpreisen verkauft und den Erlös in Staatspapiere convertirt hatte, streckte die Regierung ihre gierigen Finger auch nach diesem lockenden Posten von etwa 10 Millionen aus.

Natürlich erhob der Apostolische Stuhl Einsprache und es kam zum Processe, der in der bekannten Weise verlief. Zuerst gewann die Propaganda, in zweiter Instanz die Regierung. Dann wurde die Sache dem Cassationshofe in Rom vorgelegt, und derselbe entschied unter dem Präsidenten Miraglia am 31. Mai 1881 zu Gunsten der Propaganda. Wir müssen aus der Begründung dieses Urtheils einige Sätze anführen,

weil sie das Recht der Propaganda in klaren Worten aussprechen und von der segensreichen Wirksamkeit dieser Weltanstalt mit Anerkennung, ja mit einer gewissen Wärme sprechen. Zunächst hebt das Actenstück hervor, daß nur für Cultuszwecke bestimmte Güter durch die Gesetze dem Fiscus überantwortet seien. Dann betont das Urtheil ganz richtig, es komme in erster Linie auf die Natur des Institutes der Propaganda an und es sei zweifellos, daß dieselbe durch ihre Stiftung „ein Weltinstitut“ sei. Zu welchem Zwecke ferner die Propaganda gestiftet wurde, erhelle klar aus der Stiftungsbulle selbst, wie aus dem Namen, den dieses große Institut trage. „Die Geschichte lehrt, daß in Folge der bewunderungswürdigen Verfassung der Kirche die römischen Päpste durch die Gewalt der Thatsachen berufen waren, die Völker von ganz Europa zu civilisiren. Deßhalb kann es nicht Wunder nehmen, daß Papst Gregor XV. ein Institut in's Leben rief, welchem die große Aufgabe oblag, die ungebildeten und wilden Völker, welche über die beiden Hemisphären zerstreut sind, zu erziehen und zu civilisiren, ähnlich wie nach dem Falle des abendländischen Reiches die Kirche ihr heilsames Übergewicht dazu verwendet hatte, Ordnung in das sociale Chaos zu bringen.“ „Kann man nun,“ frägt das angezogene Urtheil, „dieses Institut, dessen Zweck heilig und dessen Missionäre uneigennützig sind (denn sie ernten von ihren Mühen keine andere Frucht, als Entbehrungen, und sie bringen ihr Leben der Humanität und der Civilisation zum Opfer), zu jenen kirchlichen Vermögenssubjecten rechnen, welche durch die Gesetze vom 7. Juli 1866 und vom 15. August 1867 betroffen sind und welche ihren Inhabern nicht Leiden, sondern Einkünfte für einen einfachen und stricten Cultuszweck bieten?“ Nach Allem kam der Cassationshof zu dem Schlusse, daß die Propaganda ein Institut sui generis sei, dem ein großer, humanitärer Gedanke zu Grunde liege, ein Weltinstitut, und daß sie sich auf Grund der Staatsgesetze selbst der Conversion entziehe. Auch die Regierung habe übrigens nicht geglaubt, daß die Propaganda unter dieses Gesetz falle; denn als sie den Entwurf der Ausdehnung der im übrigen Italien bereits bestehenden Gesetze auf die Provinz Rom den Kammern vorlegte, habe sie ein Verzeichniß aller kirchlichen Vermögenssubjecte Roms beigefügt, welche von dem Gesetze betroffen werden sollten, und dabei erklärt, es sei kein Fleiß und keine Sorgfalt gespart worden, um zu vermeiden, daß irgend ein kirchliches Vermögen der Conversion entgehe. In diesem Verzeichnisse aber sei die Propaganda nicht erwähnt worden, obschon ein Institut, dessen

Ruhm über die ganze Welt verbreitet sei, der Regierung nicht hätte entgehen können.

Also begründete der Cassationshof von Rom die Vernichtung des Urtheils der zweiten Instanz und verwies die Sache zur neuen Prüfung an den Appellhof von Ancona. Der Appellhof erkannte in seinem Urtheile vom 14. December 1881 gegen die Propaganda, und da diese abermals an den Cassationshof in Rom appellirte, ereignete sich der unglaubliche Fall, daß derselbe Cassationshof unter demselben Präsidenten Miraglia in derselben Sache sein eigenes Urtheil vernichtete und heute für gesetzmäßig erklärte, was er gestern als evident gesetzwidrig erkannt hatte. Er sprach am 29. Januar 1883 die Güter der Propaganda dem Fiscus zu und versuchte seine eigenen Gründe mit so windigen Sophismen umzustoßen, daß dieselben jedem vernunftbegabten Menschen höchstens ein Lächeln des Mitleides entlocken können. Es kam nun auf einmal durchaus nicht mehr auf „Cultuszwecke", sondern einzig auf den kirchlichen Charakter der Anstalt an, und man könne nicht behaupten, „daß es sich um ein Institut sui generis handle", „wie groß auch die Eigenartigkeit desselben sei" — kurz, was vor drei Jahren im Palazzo Spada weiß war, ist heute schwarz, und noch niemals ist ein so vollkommenes sacrificium intellectus gebracht worden, als es der höchste Gerichtshof Italiens in dieser denkwürdigen Sache brachte zur Zeit, da Gianuzzi Savelli Justiz- und Cultusminister ist — derselbe Gianuzzi Savelli, der früher als Referent der Regierung in dem Processe gegen die Propaganda perorirte. Man hat also nach dem Wunsch und Willen der Auftraggeber entschieden. Die Rechtsgründe der Propaganda sind zu leicht befunden worden in den Schalen der italienischen Themis; ihr Geld wog schwerer!

Und mit welchen Gründen wagten die ministeriellen Blätter den Raub der Propaganda zu beschönigen? Gründe? Nun, darauf kömmt es eigentlich jenen Helden wenig an, welche die Bresche in die Porta Pia schossen. Gleichwohl hat die „Opinione" seiner Zeit zwei Gründe gefunden. Sie lauten also: 1. Die Güter der Propaganda sind Kirchengüter; sie fallen also unter das Gesetz vom 19. Juni 1873 und 13. Mai 1871. 2. Der Staat hat keinen Profit bei der Conversion der Kirchengüter: weßhalb dieselbe also bekämpfen? Diese „Gründe", welche gleich bei Anstrengung des Processes erfunden wurden, sind auch jetzt die einzigen, welche in verschiedener Fassung nicht nur von der ministeriellen Presse, sondern von der Circularnote Mancini's selbst geltend gemacht

werden. Nur hält es der italienische Minister für gerathen, sich hinter die Majestät der höchsten Gerichtsbehörde zurückzuziehen, „welche bei vereinigten Sectionen diese Entscheidung zur Durchführung der schon seit vielen Jahren in Kraft stehenden Gesetze gefaßt habe“.

„Der erste Grund," sagte die Civiltà schon vor zehn Jahren, „ist eine Umschreibung des alten jüdischen Beweises: Nos habemus legem et secundum legem debet mori.“ Aber auch selbst zugegeben, das „Gesetz“, welches den Raub des Kirchengutes verfügt, wäre ein Gesetz, so würden doch demselben nur die italienischen Kirchengüter unterworfen sein. Nun aber sind die Güter der Propaganda keine italienischen Kirchengüter, sondern Güter der Gesammtkirche. Die Kirche Italiens und überhaupt die Kirchen der katholischen Länder sind geradezu vom Zwecke der Propaganda ausgeschlossen, und die Stifter der Propaganda, keineswegs nur Italiener, sondern Männer aus allen Ländern Europa's, haben ausdrücklich gesagt, daß die von ihnen dieser Weltanstalt zugewiesenen Güter nicht den Bedürfnissen der italienischen Kirche, sondern ausschließlich den Missionsländern zugute kommen sollen. Wahrlich, Persien und China hätten nach dem Zwecke der Stiftung und nach dem Willen der frommen Stifter ein größeres Recht auf die Güter der Propaganda, als die italienische Regierung! Also das sacrilegische Gesetz von 1873, ganz abgesehen von seiner innern Hinfälligkeit, kann nur einen Scheingrund gegen die Propaganda bieten.

Und noch viel elender ist es um den zweiten Grund bestellt: Die Regierung hat keinen Nutzen bei dem Geschäfte; also hat man kein Recht, über Ungerechtigkeit zu klagen. Man traut seinen Augen nicht! Und diesen Grund, den die „Opinione“ schon am 7. August 1874 vorzubringen wagte, wird auch jetzt wieder als officiöse Rechtfertigung des Urtheils in den Zeitungen ausgeschrieen. Wirklich, der Staat hat keinen Nutzen von den 10 Millionen, welche in seinen Schatz wandern! Man möchte es fast glauben, wenn man sieht, wie wenig Nutzen die halbe Milliarde Kirchengut ihm brachte, die er schon verschlang, ohne daß seine immerwährende Finanznoth dadurch beschworen worden wäre, und in der That, wir sind geneigt, zu glauben, daß der Hauptprofit wirklich nicht in dem Staatsschatz, sondern in die Taschen jener dunkeln Ehrenmänner fließt, welche die Güter zu Schleuderpreisen erstehen oder sonstwie bei diesem saubern Geschäfte der Regierung Maklerdienste leisten. Doch im Ernste: verletze ich denn das Recht des Eigenthums nur dann, wenn ich einen Nutzen aus meiner Handlung ziehe? Ei, dann darf ich

ruhig hingehen und dem Justiz- und Cultusminister Gianuzzi Savelli getrost das Haus über dem Kopfe anzünden: ich werde keinen Nutzen aus meiner Brandstiftung ziehen und kann also höchst uneigennützig und mit ruhigem Gewissen zusehen, wie die Flammen das fremde Eigenthum verzehren! Wir danken für eine solche Uneigennützigkeit des italienischen Staates! Wir haben dieser Tage irgendwo gelesen, daß die sächsischen Freimaurerlogen ein Vermögen von einer halben Million besitzen. Was würden sie dazu sagen, wenn es der sächsischen Regierung einfiele, in gleicher Uneigennützigkeit dieses Kapital an sich zu nehmen und den „Brüdern" die Renten zu bezahlen?

Wie steht es ferner mit dem Garantiegesetz von 1871? Da heißt es Art. 9: „Der Papst hat die volle Freiheit, die sämmtlichen Functionen seines geistlichen Amtes zu erfüllen." Wo bleibt nun diese volle Freiheit in der Leitung und Regierung der Missionsländer, wenn man ihm jeden Augenblick die Mittel nehmen kann, sein geistliches Amt zu erfüllen; wenn man das Institut mit Beschlag belegt, welches die Arbeiter in den Missionsländern heranzubilden hatte? Oder gehört vielleicht die Leitung der Missionskirchen nicht zu den „sämmtlichen Functionen seines geistlichen Amtes"?

Art. 13 lautet: „In der Stadt Rom werden die Seminarien, Akademien, Collegien und katholischen Schulen, denen die Erziehung der Geistlichen obliegt, fernerhin allein von dem Heiligen Stuhl abhangen, ohne jegliche Einmischung von Seiten der italienischen Regierung." Hängt nun nach dem Entscheide des höchsten Gerichtshofes das Collegium Urbanum in seinem Bestande wesentlich noch einzig vom Heiligen Stuhle ab, oder ist die Einziehung seines Stiftungskapitals, die Convertirung seiner liegenden Güter keine Einmischung von Seiten der italienischen Regierung?

Art. 9 will doch offenbar dem Papste die volle Freiheit in der Leitung der Gesammtkirche und Art. 13 die volle Freiheit in der Leitung der römischen Seminarien zusichern. Wo kann aber von einer „vollen Freiheit" die Rede sein, wenn die italienische Regierung am Raube der Propaganda ein neues Faustpfand, eine neue, gewaltige Schraube besitzt, mit welcher sie zu jeder beliebigen Zeit den Stellvertreter Christi auf Erden in höchst empfindsamer Weise drängen kann?

Und zu all diesem schreienden Unrechte kommt noch die Maske der Heuchelei, der Stachel des gemeinsten Hohnes. Man schämt sich nicht zu sagen, die Leute im Vaticane würden sich die Hände reiben ob der

herrlichen Staatsrente, welche ihnen jetzt ganz mühelos zufließe. Und wo bleibt denn das Kapital, dessen Zinsen man vorläufig dem Eigenthümer bezahlen will? Vorläufig, denn so gut die italienische Regierung das Gesetz der Liquidation machen konnte, wird sie auch, sobald es ihr beliebt oder die immer steigende Finanznoth sie drängt, ebenso gesetzlich die Staatsrente streichen. Die Staatsrente ist aber auch ihrer Natur nach ein weit hinfälligerer Werth, als es die bisherigen Güter der Propaganda waren. Beim Ausbruche eines Krieges, einer gerade in Italien sehr möglichen politischen Katastrophe, muß jetzt die Propaganda mitleiden und kann sehr leicht in Bälde das Opfer des italienischen Staatsbankerotts werden. Man erinnere sich an die Assignatenwirthschaft der französischen Revolution! — Man wird ferner sagen, die Anstalt der Propaganda solle auch fürderhin im Besitze ihres Palastes bleiben. Wiederum gerade so lange es der italienischen Regierung gefällt. Sobald es den Ministern besser scheint, den Palast am spanischen Platze zu irgend einem Staatsministerium oder einer Strafanstalt einzurichten, sobald sie Repressalien oder einen Druck gegen den Vatican anwenden will, wird sie es schon fertig bringen, den Cardinalpräfecten der Propaganda, seine Bureaux, die Lehrer und Zöglinge derselben auf die Straße zu setzen. Ferner macht der „Moniteur de Rome“ darauf aufmerksam, daß der Propaganda überhaupt das Besitzrecht abgesprochen ist, daß sie also ihre Güter auch nicht mehr durch Vermächtnisse oder Dotationen vermehren kann. Und wenn Mancini in seiner Note behauptet, die Entscheidung des Cassationshofes präjudicire in keiner Weise der rechtlichen Stellung der Propaganda oder der eventuellen Vergrößerung ihres Vermögens, so antwortet ihm ein liberales italienisches Blatt, die Florenzer „Nazione“: „Gesetzt einmal, daß ein gläubiger Katholik sein Vermögen dem Institute vermache, so muß dieses Institut die Erlaubniß zur Annahme desselben bei der Regierung nachsuchen. . . . Die Regierung wird von der Summe als Mobiliensteuer 13,20 Procent in Abzug bringen, sowie 30 Procent als Taxe von der „todten Hand“, und den Rest wird sie zum Ankaufe von italienischen Consols bestimmen. Dem italienischen Fiscus mag dieses System gefallen, der Propaganda hingegen kann es nicht zusagen.“ So das liberale Florentiner Blatt. Hat nun der Cardinal-Staatssecretär nicht Recht, wenn er in seiner Note diese Stellung der Propaganda eine unwürdige nennt? „Um den Preis einer solchen Demüthigung,“ sagt er, „müßte also die Propaganda die Erlaubniß erflehen, neue Legate anzunehmen.“ — Ebenso wenig

kann natürlich die Propaganda künftighin in Fällen der Noth ihr Kapital angreifen, wie dieß noch neulich der Fall war, als die Hungersnoth in China und Indien auf einmal eine außerordentliche Unterstützung von 200000 Lire erheischte. In Zukunft können die armen Christen im fernen Osten zehnmal Hungers sterben, bevor ihnen ein italienischer Minister aus dem geraubten Kapitale auch nur mit einer Lira beispringt!

Das also sind die Gründe und Entschuldigungen der italienischen Regierung. Was wird nun weiter geschehen? Der Papst, als höchster Hort des Rechtes und als Vater der Gesammtkirche, hat in einer Note den Regierungen diese neue Vergewaltigung um Einsprache bittend angezeigt. Wir sind in unserer Hoffnung freilich nicht sehr sanguinisch, nachdem der bereits vor dem Urtheilsspruch erhobene Protest des Kaisers von Österreich und des Königs von Portugal ungehört verhallten. Die „Ultima ratio regis" wird ja natürlich nicht zur Anwendung kommen, und jenes einzige Cabinet, das durch einen leisen Wink bestimmend auftreten könnte, wird keinen Finger rühren. Das Loos der Propaganda wird also wohl für eine Zeitlang besiegelt sein. Es wird der Tag kommen, da das Collegium aufgelöst, die Druckerei mit Beschlag belegt, die reichen Schätze der Bibliothek, wie es mit den Schätzen der andern Bibliotheken geschehen, verschleudert und in die Papierstampfe geschickt, die ethnographischen Merkwürdigkeiten des Museums unter der Hand nach London verschachert werden. Es wird gehen, wie es zur Zeit von 1798 gegangen hat, und wie es damals ging, möge man aus dem folgenden Documente ersehen:

„Freiheit, Gleichheit!

„Rom den 18. Floreal im VI. Jahre der einen und untheilbaren französischen Republick.

„Im Namen der französischen Republick, der Agent en chef der Contributionen und Finanzen in Rom.

„Die Bürger-Finanzagenten Pavin und Barbiellini werden dem Bürger Antonio Fulgoni kraft eines Scheins der Commissäre des Executiv-Directoriums vom 13. Floreal des laufenden Jahres aus dem Eigenthum der Propaganda eine Presse, die er sich selbst auswählen darf, und die lateinischen Typen der Druckerei, die ihm noch nicht übergeben wurden und deren Gewicht sich etwa auf 5000 römische Pfund beläuft, sofort ausliefern. Alle diese Gegenstände sind ihm kraft des besagten Scheines als volles Eigenthum zuständig."

Es ist immer das alte Spiel: was frommer Eifer in Jahrhunderten baute und sammelte, das zerstört und zerstreut frivole Bosheit zur Zeit, da ihr Macht gegeben ist. Mag sie also auch diesesmal, so lange es Gott zuläßt, wüthen; mag sie das Vermögen, welches der Seeleneifer von 250 Jahren der Braut Christi zur Ausbreitung des himmlischen Reiches auf Erden und zur Spendung ungezählter Werke der Barmherzigkeit stiftete, in wenigen Tagen verschleudern; mag sie dann auch noch ein neues Gesetz machen, das den Palast am spanischen Platze dem Fiscus zuspricht; mag sie das Wappen Urban' VIII. mit seinen drei Bienen, dem schönen Symbole des Sammelfleißes der edeln Barberini, und seiner päpstlichen Tiara von dem Portale der Propaganda herabreißen und, zum Hohne des heiligen Zeichens, das piemontesische Kreuz mit der Königskrone oder passender und wohl bald mit der Jakobinermütze auf einer Pike an seine Stelle setzen — wir wissen und vertrauen, daß die Tage der Bosheit gezählt sind und daß zur Zeit, da es dem obersten Herrn der Kirche gut scheint, seine Braut triumphiren wird. Post nubila Phoebus!

Jos. Spillmann S. J.

H. Schliemanns Ausgrabungen in Troja.

(Schluß.)

---

2. Was hat Schliemann besonders auf Hissarlik ausgegraben?

Wir gehen zu der Einzelschilderung der Schliemann'schen Ausgrabungen auf Hissarlik über, schicken aber wieder die Bemerkung voraus, daß wir nur das für weitere Kreise Interessante ausheben, uns daher vorherrschend auf die verbrannte Homerische Stadt beschränken müssen.

Schliemann ist auf sieben Städte gestoßen, die sich, ähnlich wie die Häute einer zweigetheilten Zwiebel, in deutlich unterscheidbaren Lagen auf dem alten Burgberge Hissarlik erheben. Von diesen Städten gehören sechs der vorgeschichtlichen Zeit an, d. h. einem Zeitalter, aus welchem gleichzeitige geschriebene Documente nicht bestehen; erst die oberste und

jüngste Stadt, das griechisch-römische „Ilion“ [1], gehört ganz der Geschichte an. Zu ihr stieg Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland und Alexander d. Gr. auf dem gegen Persien hinan; galt sie doch zu Ehren Homers in der alten Welt als Heiligthum.

Wir werden 1. die sieben Städte der Reihe nach kurz betrachten, indem wir mit der untersten und ältesten beginnen, müssen uns jedoch mit der zweiten oder der verbrannten Stadt etwas länger beschäftigen; erst dann wollen wir 2. sehen, was Schliemann in jener zweiten Stadt ausgegraben hat.

Unsere Leser werden die hochwichtigen Resultate der Schliemann'schen Ausgrabungen mit Interesse verfolgen. Der berühmte englische Gelehrte A. H. Sayce schreibt: „Denen, welche die Größe und den Charakter der uralten Ansiedelungen in der Levante kennen, muß die jetzt unserem Blick eröffnete Stadt von großer Wichtigkeit und Macht erscheinen. Es erscheint uns fortan leicht begreiflich, daß Goldschätze in ihren Ruinen entdeckt oder daß Gegenstände fremder Industrie, wie ägyptisches Porzellan und asiatisches Elfenbein, dort importirt werden konnten. Der Fürst, dessen Palast auf der Citadelle von Hissarlik stand, muß ein mächtiger Potentat gewesen sein; er war im Besitze der reichen trojanischen Ebene und beherrschte die Einfahrt zum Hellespont“ (Vorrede zu „Troja“, S. xvi).

I. Die sieben Städte.

Die erste und älteste Stadt, die vermittelst Lehmkuchen unmittelbar über dem Urboden und der Erdschicht aufgeführt war, reicht in die Urzeiten der Menschheit hinauf und ist sicher nicht verbrannt (Ilios, S. 241. 299; Troja, S. 33 ff.). Was uns bei derselben hochinteressant erscheinen muß, ist der Umstand, daß sie von einem civilisirten Volke bewohnt war, ja von einem Volke, das in mancher Beziehung den Vorzug vor den Bewohnern der vier nachfolgenden Städte verdient. Der Mensch war also anfänglich nicht so roh, wie ungläubige Geschichtsbaumeister ihn darstellen; sondern erst mit dem Versinken in das Heidenthum und die Sünde verlor er auch an Bildung. Selbst Virchow (Ilios, S. 760) gesteht: „Soviel steht fest, daß auch die älteste und früheste Ansiedelung auf Hissarlik einem Volke angehörte, welches schon höherer Cultur

[1] Bei Homer heißt die Stadt (ἡ) Ἴλιος; erst später kam (τὸ) Ἴλιον auf. Wir richten uns nach diesem Sprachgebrauche.

erschlossen war. Freilich führte es noch Steinwaffen, aber sie waren schön geschliffen und zeigten jene feineren Formen, welche die Kenntniß der Metalle andeuten. In der That fehlen Metallspuren auch in den ältesten Schichten nicht. Diese Schichten können also nicht etwa einem Steinvolke zugeschrieben werden. Sie bezeichnen unzweifelhaft für Vorderasien die älteste bekannte Ansiedelung eines schon in höhere Culturformen eingetretenen vorgeschichtlichen Volkes. Darum wird sicherlich der Burgberg von Hissarlik dauernd als ein sicherer Zeuge in die Culturgeschichte der Menschheit eingeführt werden. Er wird unseren Söhnen als ein wichtiger geographischer Ort, als ein sicherer Ausgangspunkt erscheinen, von dem aus ihre Phantasie ihre Flüge unternehmen mag. Denn ich hoffe, nimmer wird die Ilias der Jugend geraubt werden, wie auch der Streit über die Existenz von Ilion oder Priamos endigen mag."

Die Länge dieser ersten Ansiedelung auf dem Hügel Hissarlik beträgt nicht mehr als 46 m, und ihre Breite kann schwerlich größer gewesen sein. Von den aufgedeckten Mauern erwiesen sich die nördliche und zwei südliche als Festungsmauern; und von den beiden südlichen gehört die innerste ohne Zweifel einer älteren Periode dieser ältesten Ansiedelung an. Die Dicke dieser Mauern beträgt ungefähr 2,50 m, die Erweiterung der Festung nach Süden etwas über 8 m. Zwischen den Festungsmauern fanden sich in Abständen von 2,50 bis 5,50 und 6 m fünf beinahe parallel laufende, 60 bis 90 cm dicke Mauern nebst Quermauern, die aus kleinen, mit Lehm verbundenen Steinen aufgeführt waren und an manchen Stellen noch den Lehmputz aufwiesen; aber weder gebrannte noch ungebrannte (bloß an der Sonne gehärtete) Ziegel wurden gefunden. Da jedoch diese innerhalb der Festung liegenden Ruinen nur auf ein oder zwei große Gebäude hinweisen, so ist wohl anzunehmen, daß diese erste Ansiedelung eine Unterstadt hatte, die sich auf dem Plateau nach Westen, Süden und Südosten erstreckte. „In der That," schreibt Schliemann (Troja, S. 34), „können die dort (Unterstadt) in der untersten Schicht in meinen Gräben und Schachten gefundenen Massen von uralter Topfwaare, die hinsichtlich der Form und des Fabrikats vollkommen mit der in der ersten Ansiedelung auf dem Burgberge gefundenen Topfwaare identisch ist, in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig lassen."

Sogar Schriftzeichen fand man auf irdenen Wirteln der ersten vorgeschichtlichen Stadt — ein Beweis, daß die Schrift schon viele Jahrhunderte vor Homer bekannt war. Der obengenannte Assyriologe, Pro-

fessor A. H. Sayce in Oxford, bemerkt darüber (Ilios, S. 766): „Nicht das am wenigsten Interessante und Wichtige unter den durch Schliemanns Ausgrabungen in Hissarlik erzielten Ergebnissen ist die Entdeckung, daß in der Nordwest-Ecke Kleinasiens die Schrift lange vor Einführung des griechischen und phönikischen Alphabets bekannt war. Beschriebene Gegenstände sind zwar nicht zahlreich, aber in genügender Menge vorhanden, um zu zeigen, daß die alten Bewohner des Platzes nicht völlig unwissend waren, und daß sie ein Schriftsystem besaßen, das sie mit den Nachbarstämmen des festen Landes und der anliegenden Inseln theilten. Durch ganz Kleinasien war einst ein Syllabarium im Gebrauche, welches allein von den conservativen Cypern bis in historische Zeiten beibehalten ward." Demnach sind nicht die Phönikier, wie man so oft liest, die Erfinder der Buchstabenschrift, sondern diese bestand längst vor ihnen.

Die Schicht der ältesten Stadt ist $2^1/_2$ m hoch, bald dünner, bald dicker — ein Beweis, daß diese Stadt eine lange Reihe von Jahrhunderten bestanden hatte. Es fanden sich darin zahlreiche Topfwaaren; „sie sind das Füllhorn archäologischen Wissens für jene dunkeln Zeitalter, die wir, im Zwielichte einer unvordenklichen Zeit unsicher tastend, vorgeschichtlich zu nennen pflegen" (Ilios, S. 243).

Fast alle Topfwaare der ersten Stadt ist glänzend schwarz, jedoch sind auch glänzend rothe, braune oder gelbe Terracotten nicht selten; auffallend sind die Vasen und Töpfe mit Eulengesichtern, offenbar Weihegeschenke an die Schutzgöttin der Stadt. Ähnliche Eulengeschirre fanden sich auch in den ältesten Schichten anderer Länder, z. B. in den Hügeln der Emilia in Italien.

Die Topfwaaren zeigen schon eine hohe Vollkommenheit in der Form und den Linearzeichnungen; ihre Farbe ist, wie gesagt, meistentheils schwarz, und zwar mit weiß ausgefüllten Zeichnungen; größtentheils sind sie mit der Hand gemacht, manche aber bereits auf der Töpferscheibe gefertigt. Bemerkenswerth ist folgende Äußerung Schliemanns (Ilios, S. 243): „Wenn es möglich wäre, aus der größeren oder geringeren Vollkommenheit der Thongefäße eines vorgeschichtlichen Volkes auf den Grad seiner Civilisation einen Schluß zu machen, dann könnten wir folgern, daß von allen Völkern, die hier (in Hissarlik) auf einander gefolgt sind, das der ersten Stadt bei weitem das civilisirteste war, denn seine Thongefäße weisen in Form und Technik bei weitem die vorgeschrittenste Kunstfertigkeit auf." — Außer vielen Spinnwirteln, wahrscheinlich gleich-

falls Weihegaben an die Athene Ergane, fanden sich Handmühlen aus Trachyt, auch aus Basalt-Lava; an Steinwerkzeugen wurden Tausende von Hämmern, Polirsteine von Serpentin, Jaspis, Diorit und Porphyr, dann Äxte und Beile, ein- und zweischneidig, Sägen aus Feuerstein und Chalcedon und Messer gefunden. Damit wir nicht zu mitleidig auf diese Steinmesser herabblicken, bemerkt Schliemann (Ilios, S. 280), er habe einige aus Obsidian gefertigte aufgefunden, die zum Rasiren scharf genug gewesen seien. Außerdem traf man in der ersten Stadt Geräthe aus Gold, Silber, Bronze, Blei und Kupfer, insbesondere auch Messer aus gehärtetem Kupfer und vergoldet, aber kein Eisen (Ilios, S. 285 f.). Nadeln, Pfriemen und kleinere Werkzeuge aus Bronze, Knochen und Elfenbein befanden sich in den vorgeschichtlichen Städten.

Wir eilen zur zweitältesten Stadt, der verbrannten, deren Schicht an manchen Stellen weit über 4 m, an anderen nur 25 cm tief ist.

Schliemann war durch die kolossalen Schuttmassen dieser zweiten Stadt irregeleitet worden, aus der einen Stadt zwei, eine zweite und dritte, zu machen. Nämlich „dieser gebrannte Ziegelschutt stammt zum Theil von in einer furchtbaren Feuersbrunst zerstörten Häusern; zum Theil sind es aber die Trümmer von Ziegelmauern, die erst, nachdem sie aus rohen Lehmkuchen aufgebaut waren, behufs größerer Festigkeit durch gleichzeitig an beiden Seiten angezündete große Feuer künstlich gebrannt wurden. Die eigentliche verbrannte Stadt ist daher nicht die dritte, sondern die zweite Stadt, deren Schuttschichte jedoch . . . an einigen Stellen nur sehr geringfügig, sogar nur 25 cm tief ist“ (Troja, S. 59 f.). Letztgenannter Umstand rührt wohl daher, daß in der trojanischen Akropolis ein größerer freier Platz war, oder daß die nachfolgenden Ansiedler dennoch an einigen wenigen Stellen den Schutt wegräumten. Über der 2,5 m tiefen Schuttschichte der ersten Ansiedler zieht sich auf Pergamos eine Erdlage von 50 cm ununterbrochen hin, wohl ein Beweis, daß die Baustelle lange Zeit brach und unbebaut gelegen hatte; denn diese Schichte enthält gar keine Mauern. Die neuen Ansiedler nivellirten den Burgberg, der früher gegen Norden abfiel, indem sie das Terrain im Süden um ungefähr 50 cm, im Norden um 3 m erhöhten. Um auf diesem neuangeschütteten Boden größere Bauwerke aufzuführen, legten sie bis 2,5 m tiefe künstliche Fundamente, welche Schliemann früher für mit Steinen ausgefüllte Regenlöcher angesehen hatte.

Auf der Akropolis entdeckte Schliemann außer zwei „Tempeln“ noch

etwa vier größere Gebäude, von welchen eines ohne Zweifel vom König (Priamos) bewohnt war. Die Fundamente der Tempel bestehen aus 2,5 m hohen unbearbeiteten Kalksteinmauern und sind mit großen Kalkstein- oder Sandsteinplatten bedeckt, auf welchen die Ziegelmauern ruhten. Die Ziegel sind 45 cm breit, 67 cm lang und ungefähr 12 cm hoch und aus grüngelbem Thon, der mit Stroh gemengt war, hergestellt. Auch diese Ziegelmauern waren erst nach ihrer Errichtung in situ gebrannt worden, so daß sie mit dem helleren Lehm, der als Mörtel diente, eine einzige feste Masse bildeten. Das Gebälke der Tempel wurde durch mächtige kupferne Nägel zusammengehalten; man fand eine große Anzahl derselben, einige im Gewichte von 1190 Gramm.

Diese Stadt war, wie man aus der Architektur und den Topfwaaren ersieht, von einem anderen Volke bewohnt, als die erste Stadt. Die Festungsmauern derselben im Norden bestanden unten aus großen weißen Kalksteinen, von denen je zwei in ihren Lücken durch kleinere Steine ausgefüllt waren, so daß das Ganze den Anschein von cyklopischen Mauern gewinnt. Erst auf dieser etwa 2,5 m hohen Unterlage erhob sich die aus Backsteinen senkrecht aufgeführte Fortsetzung der Festungsmauer, deren Höhe sich nicht mehr bestimmen läßt; 2,5 m hohe Reste entdeckte Schliemann noch im Jahre 1882. Die Unterlage der südlichen Stadtmauer bestand aus kleineren Kalksteinen, die ohne Zweifel eine Ziegelmauer als Fortsetzung trugen. Die erhaltene Ziegelmauer an der Ostseite von Ilios ist $3^1/_2$—4 m stark. Auf und über den Stadtmauern standen vielleicht Wohnhäuser nach einer alten morgenländischen Sitte: auch das Haus der Rahab (Jos. 2, 15) stand auf der Stadtmauer, und der hl. Paulus wird zu Damaskus durch einen großen Korb von der Mauer hinabgelassen und gerettet. Eine mit großen Platten aus weißem Kalkstein gepflasterte Straße wurde aufgedeckt, die von den Bewohnern derselben Stadt in einer zweiten Periode mit Platten aus röthlichem Sandstein neu belegt wurde. Unter den hier gefundenen mehr als 10000 Gegenständen waren merkwürdig die gewaltigen Krüge, 5—$6^1/_2$ Fuß hoch, 3—5 Fuß im Durchmesser, mit einer Thondicke von 2—3 Zoll; sie dienten in Ermangelung der Keller und Fässer zur Aufbewahrung von Wasser, Wein, Öl, Getreide &c. Von Metallsachen fand man Gold und Elektron (Composition von 4 Theilen Gold und 1 Theil Silber); die Spindelwirtel waren durch die Bank schwarz und kleiner als in der ersten Stadt; auch die zahlreichen Becher von der Form eines Champagnerglases mit spitzem Fuß und großen Henkeln rechts und links fielen

hier wie in den drei folgenden vorgeschichtlichen Städten auf; sie sind ohne Zweifel die doppelhenkeligen Becher (δέπα ἀμφικύπελλα) Homers, die man auf einmal leerte und umgestülpt wieder hinstellte, so daß sie immer rein blieben. Nicht minder auffallen muß es, daß dieß die erste Stadt war, welche Ziegelbauten aufweist, während die vorhergegangene wohl die Keramik sehr gut, aber den Backsteinbau noch nicht verstand. Die flachen Dächer waren wohl mit Holz gedeckt und oben durch eine Lehmschicht gegen Regen gesichert.

Diese Stadt — wir wollen sie nach Schliemanns Vorgang einfach „Troja“ nennen — erregt das höchste Interesse: sie ist durch eine schreckliche Feuersbrunst verheert worden; nur eine kleine Ecke im Südosten ist verschont geblieben. Überall fand Schliemann gelbe, rothe oder schwarze Holzasche, mit Ziegeltrümmern untermischt, bis zu einer Höhe von 10 Fuß — ein klares Zeichen, daß die Häuser mehrstöckig und daß die oberen Stockwerke und die Dächer von Holz waren. Die Gluth muß ungeheuer gewesen sein; denn eine Masse Ziegel und ausgedehnte Fußböden von Lehm fanden sich völlig verglast.

Schliemann schreibt in seinem „Troja“ (S. 97): „Wie total und gewaltig die Katastrophe war, in der die zweite Stadt unterging, ersieht man sowohl daraus, daß die meisten Gebäude bis auf die Fundamente zerstört sind, als auch aus den ungeheuren Massen von verglastem Ziegelschutt und verbrannten Holzbalken, die wir namentlich in den größeren Gebäuden und in den Thoren gefunden haben. Besonders an Stellen, wo das Feuer wegen des vielen Holzes reichliche Nahrung fand . . ., sind große Theile der Ziegelmauern vollständig geschmolzen und zu einer Art von schwammiger Glasmasse umgestaltet.“ Wir können uns denken, mit welcher Vorsicht und Ausdauer Schliemann, der am Ziele seiner heißesten Wünsche stand, die „verbrannte Stadt“ ausgrub; alle anderen Überreste, sogar das Rathhaus (βουλευτήριον) der obersten griechischen Stadt, opferte er, um Troja genau an den Tag zu bringen. Bei jedem Schritt überzeugte sich der Forscher immer lebendiger: hier ist Troja, die homerische Ilios. Hier ist das Wort eingetroffen, welches Homer (Il., IV. 164 sq.) dem Agamemnon in den Mund legt:

> „Kommen wird einstens der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
> Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.“

Wer denkt Angesichts dieser durch Feuer zu einer compacten Felsmasse gewordenen Trümmer nicht an Homer und sein verbranntes Troja? Die Überlieferung davon hat sich erhalten, das alte Griechenland ver-

legte Ilios auf Hissarlik, da wo das griechische Neu-Ilion sich befand; archäologische Forschungen wurden dort in alter Zeit und bis auf die neuere Zeit nicht angestellt; erst zwei Jahrtausende später als das alte Griechenland zur römischen Provinz geworden war, wurden an der durch die Sage bezeichneten Stelle 20—30 Fuß tief unter der Oberfläche die Überreste einer gutbefestigten, goldreichen, daher mächtigen Stadt gefunden, welche durch einen entsetzlichen Brand zerstört worden ist.

Hissarlik mit der verbrannten Stadt in seiner Tiefe hat sich als die einzige Baustelle in der Troas herausgestellt, wo die homerische Ilios gestanden haben kann. Der alte Sänger gibt uns die Belagerung und das tragische Schicksal der Stadt so, wie sie durch die vorhergegangenen Barden auf ihn gekommen waren. Wie Troja jetzt vor uns liegt, kennzeichnet es sich durch Topfwaaren eigenthümlicher Art, durch den Gebrauch steinerner und bronzener Werkzeuge, sowie durch den Mangel der Münzen, Inschriften und hellenischen Topfwaaren, wie sie der geschichtlichen Zeit angehören.

Alle Gebäude der Akropolis zeigten die gleiche Bauart: die Fundamente bestanden aus Kalksteinen, die mit Lehm verbunden waren, die oberen Wände aus Ziegelsteinen, das terrassenförmige Dach aus Holzbalken, Schilf und Lehm. In vielen Zimmern dieser Gebäude waren sauber hergestellte Fußböden, einer aus feinen Kieselsteinen, ein anderer aus Lehm und sehr kleinen Kieseln, ein dritter aus grünen Schieferplatten, ein vierter einfacherer aus gestampftem Lehm, der im großen Brande verglaste. Die auch sonst oft zum Dielen der Fußböden und als Straßenpflaster benützten Schieferplatten waren infolge der kolossalen Hitze beim Stadtbrand fast insgesammt in Stücke zersprungen und haben theilweise eine rothe Färbung angenommen. Doch wir werden nochmals auf die verbrannte Stadt zurückkommen, wollen daher die Reihenfolge der vorgeschichtlichen Städte auf dem Burgberge von Hissarlik fortsetzen.

Die vier Ansiedelungen nach dem Untergange Troja's waren kaum mehr als Dörfer, in welchen rohere Stämme hausten. Die Thatsache aber, daß sie in dieser Weise aufeinander folgten, schließt einen bedeutenden Zeitraum in sich. Die Bildung des Schutt- und Trümmerhaufens, auf dessen Gipfel Neu-Ilion erbaut wurde, muß wenigstens 200—300 Jahre beansprucht haben; auch muß es lange gedauert haben, bis jene ungeheure Masse von Topfscherben, welche den Boden erfüllt, sich ansammeln konnte.

Die dritte Ansiedelung baute ihre Häuser auf den Brandschutt

von Pergamos und flickte nothdürftig die alten Festungsmauern aus. Als Steingrube diente die Unterstadt, die wahrscheinlich zum Ackerfeld und Weideplatz wurde. Die Häuser haben bloß eine Mauerstärke von 45—65 cm und Fundamente von 50 cm, können also nur einstöckig gewesen sein. Die „Stadt" ist durch Feuer sicher nicht untergegangen, da beim Beginne der Ausgrabungen fast sämmtliche Hausmauern noch 2—3 m hoch aufrecht standen (Troja, S. 195 ff.).

So konnten die vierten Ansiedler ihr Dorf mit Leichtigkeit aufbauen. Die Hausmauern bestanden aus kleinen, durch Lehmmörtel verbundenen Bruchsteinen, seltener aus Backsteinen, und hatten einen noch kleineren Umfang, als jene der vorhergehenden Stadt. Die Mauerstärke mißt, einschließlich des Verputzes, nur 47 cm. Die Kolonie ist wahrscheinlich durch Feindeshand, aber nicht durch Feuer gefallen. Die hier gefundenen Vasen sind roh; außerdem stieß man auf Hunderte von Spindelwirteln aus Terracotta, auf bronzene Tuchnadeln und Messer, auf Pfriemen und Nadeln von Knochen, auf rohe Steinhämmer und Handmühlen, endlich auf viele schön polirte Äxte aus Diorit (Troja, S. 206 ff.).

Die fünfte Ansiedelung dehnte die Stadt nach Süd und Ost etwas aus, weil der Schutt der vier vorhergegangenen Städte den Burgberg sehr erweitert hatte. Die Hausmauern sind theils aus Bruchsteinen, theils aus Lehmziegeln, ruhen auf Fundamenten von Bruchsteinen und haben dieselben flachen Dächer, wie alle früheren Kolonien. Wegen der ungeheuren Schuttanhäufung waren die alten Stadtmauern begraben und mußten neue gebaut werden, von welchen Schliemann Spuren im Nordwesten und Nordosten der Ansiedelung entdeckte (Troja, S. 210 ff.). Die rohen Steinhämmer, deren in der vierten Stadt eine enorme Anzahl gefunden wurde, fehlen hier ganz; in der vierten Stadt stieß man auf Hunderte von Steinärten, in der fünften nur auf zwei, unter ihnen allerdings die sehr kostbare aus weißem Nephrit, einem wohl aus China stammenden Mineral [1]. Die Spindelwirtel sind gleichfalls ganz anders, als in den älteren Städten — kurz, Schliemann schließt mit Recht, daß die fünfte Stadt einem von den früheren Bewohnern ganz verschiedenen Volke angehört hat.

Jetzt, nachdem wir die ersten fünf vorgeschichtlichen Städte durchwandert haben, müssen wir noch auf drei Eigenthümlichkeiten eingehen, die ihnen gemeinsam sind.

[1] Schliemann hält diesen Fund für den werthvollsten, den er auf Hissarlik machte.

Für's Erste finden sich viele Töpfe und Götterbilder mit einem Eulenkopfe; Schliemann erklärt sie für Darstellungen der Athene mit dem Eulenkopfe, und demnach wäre Homers γλαυκῶπις Ἀθήνη nicht zu übersetzen: „Die Göttin mit den grauen, leuchtenden, klarschauenden Augen", sondern: „Athene mit dem Eulengesichte". Auf dieselbe Weise erklärt Schliemann die Ἥρα βοῶπις als die „kuhköpfige Hera", als ein Nachbild der ägyptischen Isis mit dem Kuhkopfe; und er rechtfertigt diese Erklärung mit seinen Funden in Mykenä.

Ferner fehlt in allen fünf vorgeschichtlichen Städten das Eisen, jede Fibula (Agraffe oder Hafte) und die Lampe. Das jetzt allgemeinste und nützlichste Metall, das Eisen, gehört einer späteren Zeit an; die Einwohner der ersten Stadt bedienten sich vorherrschend des gehärteten Kupfers, von der zweiten Stadt an tritt besonders die Bronze (rund 94 % Kupfer, 5—6 % Zinn) auf. Das Fehlen der Fibula ist um so auffallender, da sie in den griechischen und römischen Alterthümern so häufig vorkommt. Und noch mehr gilt dieß von den Lampen, von welchen uns die Griechen und Römer viele Tausende hinterlassen haben. Womit erhellten denn jene Menschen der Urzeit das Dunkel der Nacht? Mit Fackeln aus dünngespaltenen Holzstäben, daher das griechische Wort δᾷς von δαίω zertheilen, spalten. Wirklich fand Schliemann manche Thongeräthe, welche zum Einstecken jener Holzfackeln dienten.

Endlich war in den fünf vorgeschichtlichen Städten keine Malerei. Schliemann schreibt hierüber (Ilios, S. 256): „Da ich von Malerei spreche, so möchte ich hier die Bemerkung machen, daß weder die Bewohner der ersten Stadt noch die der vier nachfolgenden prähistorischen Städte von Hissarlik eine Idee von Farben hatten, und daß mit Ausnahme einer einzigen in der dritten Stadt gefundenen Terracotta-Büchse, auf welcher das scharfe Auge meines Freundes Charles Newton einen mit dunkelrothem Thon auf hellrothen Untergrund gemalten Tintenfisch erkannte, und zweier kleiner Terracotta-Schalen aus der vierten Stadt, auf denen mit dunkelrothem Thon ein großes Kreuz gemalt ist, mit Ausnahme ferner der kleinen rohen Idole aus weißem Marmor, auf denen ein Eulengesicht roh mit schwarzem Thon gezeichnet vorkommt, auf keinem in den fünf vorgeschichtlichen Städten gefundenen Gegenstande jemals eine Spur von Malerei sich findet." — Doch möchten wir uns die Frage erlauben, ob nicht die entsetzliche Gluth der verbrannten Stadt, ob nicht

die Reihe von Jahrtausenden, die auf jenen Trümmern lastet, ob nicht die Regengüsse, die in den Boden eindrangen, die etwa vorhandenen Farben gebleicht und ganz vernichtet haben.

An die fünf angeführten vorgeschichtlichen Städte schließt sich die „lydische“ an.

Diese sechste Stadt liegt meist 6 Fuß unter dem Baugrunde von Neu-Ilion; ihre Töpferwaaren sind von der fünften und siebenten Stadt so verschieden, daß sie als eigene Stadt gezählt werden muß; da dieselben jenen der lydischen Ansiedler in Etrurien ähnlich sind, nannte Schliemann die Stadt die lydische. Thatsächlich war die Troas dem lydischen Könige Gyges (698—660 v. Chr.) unterworfen. Abgesehen von den Gegenständen aus Bronze, war der wichtigste Fund in jener Schicht ein Ungeheuer von irdenem Krug (πίθος), aus grobem, rothem Thon gänzlich gebrannt, unpolirt und ohne Henkel, rund herum mit vier breiten, leistenähnlichen Vorsprüngen. Schliemann schreibt über ihn (Ilios, S. 656): „Er lag 1872 und 1873 vierzehn Monate vor meinem Haus in Hissarlik und wurde immer von einem meiner Arbeiter als Wohnung benützt; bei Regenwetter beherbergte er sogar zwei Mann.“

Die siebente Stadt, das griechisch-römische Neu-Ilion, ist geschichtlich; es dehnte sich weit im Osten und Süden von Hissarlik aus, auf dem Hügel selbst befanden sich nur die Festung und die Tempel der Götter. Der Schutt Troja's war durch die Feuersbrunst so zusammengebacken, daß Lysimachos an manchen Stellen unmittelbar auf demselben die kolossalen Festungsmauern errichten konnte (Ilios, S. 352; Troja, S. 217 ff.). Obgleich die Stadt viel größer war als Troja, obgleich sie eine riesige Wasserleitung, einen kostbaren Athene- und Apollo-Tempel und ein Theater für 5000 Zuschauer hatte, obgleich Dr. Schliemann daselbst werthvolle Funde machte, so müssen wir doch über diese verhältnißmäßig junge Welt eiligen Fußes hinweggehen; denn die zweite oder verbrannte Stadt muß unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen — sie ist „ein ganz singuläres Phänomen“; „hier beginnt ein ganz neues Wissen“.

II. Was hat Dr. Schliemann im verbrannten Troja ausgegraben?

Damit wir ein Gesammtbild vom grauenhaften Brande gewinnen, welcher diese berühmte Stadt in Asche legte, möge der Augenzeuge Virchow (Schliemann, Ilios, S. XVI) das Wort haben, welcher über Troja's

Ruinen also schreibt: „Da — in Troja — war ein großer Zerstörungsbrand, in dem die Lehmwände der Gebäude zusammenschmolzen und flüssig wurden wie Wachs, so daß noch jetzt erstarrte Glastropfen Zeugniß ablegen von der gewaltigen Gluth. Nur an wenigen Stellen sind Kohlen übrig geblieben, deren Form und Struktur uns noch erkennen läßt, was verbrannt ist, ob Holz oder Stroh, Weizen oder Erbsen. Ein ganz kleiner Theil dieser Stadt ist überhaupt von dem Brande verschont worden, und nur hie und da hat sich in den abgebrannten Theilen unter dem Schutte der zusammenbrechenden Mauern die häusliche Ausstattung einigermaßen unversehrt erhalten. Fast Alles ist zu Asche verbrannt. Welch ungeheures Feuer muß es gewesen sein, das diese Herrlichkeit gefressen hat! Man meint das Knittern des Holzwerks, das Krachen der stürzenden Gebäude zu hören! Und welch ein Reichthum ist trotzdem aus der Asche zu Tage gekommen! Ein Goldschatz nach dem andern bot sich dem erstaunten Auge dar. In jener fernen Zeit, wo der Mensch noch so wenig vorgeschritten war in der Kenntniß der Erde und seiner eigenen Kraft, in jener Zeit, wo, wie der Dichter es schildert, die Söhne des Königs Hirten waren: da muß ein solcher Besitz von Edelmetall und noch dazu in der feinsten und kostbarsten Bearbeitung weit und breit bekannt geworden sein. Der Glanz dieses Stammes-Häuptlings muß den Neid und die Habgier wachgerufen haben; und der Sturz seiner hohen Burg kann nichts Anderes bedeuten, als seinen eigenen Fall und den Sturz seines Geschlechtes."

Homer nennt Troja „wohlummauert" (εὐτείχεος), und wirklich hatte es unter allen vorgeschichtlichen Städten die respectabelsten Festungsmauern. Vor der alten im Winkel von 45° abfallenden, also leicht ersteigbaren Mauer, hatten die Trojaner eine steilere im Winkel von 15° erbaut aus kleineren, mit Thon verbundenen Steinen, die wenig behauen und deren glatte Seite nach Außen gelegt war, so daß die Mauer immerhin glatt erschien. Auf ihr erhob sich die senkrechte Ziegelmauer. Hinter dieser Außenmauer war eine innere Strebemauer im Winkel von 75° zur Festhaltung der Erde, mit welcher der 100 Fuß lange und 23—40 Fuß breite Zwischenraum ausgefüllt war, so daß zugleich der Stadt ein größeres Areal verschafft wurde. Die Häuser derselben waren aus leichtgebrannten Backsteinen in der Dimension von $52 \times 43 \times 13\frac{1}{2}$ cm, also ungleich größer wie unsere heutigen Backsteine. Da nun die ganze zwischen den zwei Stadtmauern laufende Mauerkrone mit flachen Steinen gepflastert und mit Gebäudetrümmern

7—10 Fuß tief bedeckt war, da sich ferner in diesem Schutt eine Unmasse von Geräthen fand, so schließt Dr. Schliemann (Ilios, S. 346), daß sie thurmähnlichen, bewohnten Gebäuden angehörten, die sowohl zum Schmuck als zu Vertheidigungswerken für die Mauern dienten. Der Brand der Stadt ging von Südwest nach Nordost (Ilios, S. 353).

Homer nennt die Stadt ferner „εὐρυαγυία“ = mit breiten Straßen versehen. Schliemann legte wirklich eine breite Straße frei, die bereits der zweiten Stadt angehört hatte. Dieselbe führte zu einem großen Doppelthore; die beiden Thore waren 20 Fuß von einander getrennt, stark befestigt und von einem mächtigen hölzernen Thurm überragt; denn hier lag die Holzasche 7—10 Fuß hoch. Wem fällt hier nicht Homers „göttlicher Thurm“ ein?

Aber noch interessanter war die Auffindung eines großen Hauses, ja des größten von allen, hart an der Stadtmauer und am südwestlichen Thore; es war das Haus des Stadtoberhauptes, sagen wir kurz: des Priamos. An seiner östlichen Ecke stand ein Opferaltar, d. h. ein roher Unterbau von schwachgebrannten Backsteinen, auf demselben eine muldenförmig ausgeschweifte Gneisplatte, $5^1/_4$ Fuß lang, $5^1/_2$ Fuß breit. Am Altare des Ζεὺς ἑρκεῖος wurde Priamos hingemordet. — Bei seiner 1882er Ausgrabung war Schliemann geneigt, dieses große Haus erst der dritten Ansiedelung zuzuschreiben. Aber sollten die neuen Ansiedler dasselbe nicht auf der nämlichen Stelle errichtet haben, auf welcher das Haus des trojanischen Oberhauptes gestanden hatte?

In diesem Hause unterschied man acht gesonderte Räume; der größte davon mißt eine Länge von 24 Fuß 4 Zoll und eine Breite von 12 Fuß; ein kleiner Raum, 7 Fuß 6 Zoll lang und 4 Fuß 6 Zoll breit, ist fast ganz von dem großen trojanischen Krug ausgefüllt, welcher, 5 Fuß 6 Zoll hoch, mit einem Durchmesser von 4 Fuß 6 Zoll und einer Thondicke von 2 Zoll, gegenwärtig mit den übrigen trojanischen Funden Schliemanns in Berlin gesehen werden kann. Von da führt eine Thüre in einen größeren Raum, wo drei große Krüge derselben Art standen; 9—10 Fuß tief war das Haus mit Asche und Ziegeln erfüllt; es hatte also sicher mehrere Stockwerke und war für viele Bewohner eingerichtet. Zur Erklärung des Vorstehenden fügen wir bei, daß in der Troas heute noch das Erdgeschoß der Häuser als Keller und Vorrathskammer dient und die Menschen erst in den Stockwerken wohnen. Das „Haus des Priamos“ nahm eine große Fläche ein; seine längste Mauer mißt 53 Fuß 4 Zoll.

Hier an diesem Königshause, unmittelbar auf der großen Mauer, unweit vom südwestlichen Thore, entdeckte Schliemann im Mai 1873 den großen Schatz des Priamos. Während er nämlich an der Umfassungsmauer vorwärtsgraben ließ, traf er dicht neben dem Königshaus einen merkwürdig geformten kupfernen Gegenstand, hinter welchem er Goldschimmer zu sehen glaubte. Eine Ahnung durchzuckte ihn. Um den etwaigen Fund vor seinen diebischen Tagelöhnern für die Alterthumskunde zu retten, ließ er sofort zur Frühstücks-Ruhepause das Zeichen geben. Während die Arbeiter fernab frühstückten, löste er unter Lebensgefahr, da die überhängende Mauer zu stürzen drohte, vermittelst eines großen Messers den Schatz aus seiner steinharten Umgebung. Seine Gattin stand neben ihm, immer bereit, die ausgegrabenen Gegenstände in ihren Shawl zu packen und fortzutragen (S. 48 ff.). Da die vielen Gegenstände des Fundes, die kleineren zum Theil in die größeren verpackt, eine rechteckige Masse bildeten und dicht beisammen lagen, so waren sie höchst wahrscheinlich in einen hölzernen Kasten zusammengepackt, der im Feuer zu Asche verbrannte. Der stark zerglühte Schlüssel dazu lag in der Nähe. Überhaupt waren alle Gegenstände der zweiten Stadt, selbst die kleinste Goldperle, deutlich einer furchtbaren Gluth ausgesetzt gewesen. Diese Brandspuren sind indessen bei den bronzenen Waffen noch augenfälliger, als bei den Goldschmucksachen. So z. B. ist von den im großen Schatz gefundenen Waffen ein bronzener Dolch (Ilios, S. 583) in der Katastrophe ganz aufgerollt. Viele Lanzen, Dolche und Streitäxte sind in der Gluth aneinander geschmolzen; eine Lanze und eine Streitaxt sind an einen kupfernen Kessel festgeschmolzen (Troja, S. 64 f.).

Und welche Sachen machen den großen Schatz aus? Schliemann zählt sie in der Ordnung auf, wie er sie herausnahm (Ilios, S. 505 ff.):

1. Ein Kupferschild; 2. ein Kupferkessel; 3. eine Kupferplatte; 4. eine zerbrochene Kupfervase; 5. eine goldene Flasche in Kugelform, 20 Karat Feingehalt, im Gewicht von 403 Gramm; 6. ein großer, doppelhenkeliger Trinkbecher von 23karätigem Gold, genau 600 Gr. schwer; 7. sechs silberne Talente oder Silberbarren in der Gestalt großer Messerklingen, mit einem Gewichte von 171—190 Gr.; 8. drei silberne Vasen, wie die schon angeführten Goldgefäße, aus Einem Stücke getrieben; 9. ein silberner Vasendeckel; 10. ein silberner Becher; 11. wieder ein Becher oder eine Schale von Silber; 12. zwei silberne Vasen; 13. dreizehn bronzene Lanzenspitzen; 14. vierzehn Streitäxte aus Bronze; 15. sieben zweischnei-

dige bronzene Dolche, deren hölzerner Griff natürlich verbrannt ist; 16. ein Messer aus Bronze; 17. ein kupferner Schlüssel.

In einer der drei unter Nr. 8 angeführten Silbervasen fanden sich folgende Kostbarkeiten:

18. Ein sehr kostbares goldenes Diadem (πλεκτὴ ἀναδέσμη), bestehend aus einem 22 Zoll langen und ½ Zoll breiten Kopfband, von dessen beiden Seiten je sieben kleine Ketten zur Bedeckung der Schläfe herabhängen. Jedes der Kettchen besteht aus 40 Doppelringen, und zwischen je vier dieser Ringe hängt ein sechseckiges Blatt mit einem Länge-Einschnitt; am Ende jeder Kette hängt ein trojanisches Idol, fast 1 Zoll lang. Die Zahl der Doppelringe beträgt 1750, die der sechseckigen Blätter 354, der Idole 64.

19. Ein weiteres, noch kunstvolleres Diadem von Gold, ein Meisterwerk des Goldschmiedfleißes. Anstatt aus einem Stirnbande, wie das vorige Diadem, besteht dieses 20 Zoll 4 Linien lange aus einer goldenen Kette, zusammengesetzt aus 295 Ringen von doppeltem Golddraht, von denen auf jeder Schläfe-Seite acht Ketten von 15 Zoll 8 Linien herabhängen. Am Ende jeder Kette hängt eine 1 Zoll 3 Linien lange Figur, offenbar wieder das eulenartige Idol Troja's. Das Kunstwerk besteht aus 16 353 einzelnen Stücken. Schliemann gibt in seinem großen Werke „Ilios“ einen mit diesem Diadem bekleideten Frauenkopf, und man muß gestehen, daß dieses Stirnband einer Königin nicht unwürdig ist.

20. Ein einfacheres goldenes Stirnband, 18,4 Zoll lang und 0,4 Zoll breit (ἄμπυξ).

21. Vier goldene Ohrringe mit Gehängen, jedes 3½ Zoll lang.

22. 56 goldene Ohrringe; 23. 8700 kleinere goldene Ringe, Würfel, Prismen ꝛc.; 24. 6 goldene Armringe, durch's Feuer stark gebogen.

25. Ganz oben lagen der goldene Becher und 26. der Becher aus Elektron. Der goldene Becher hat 23 Karat Feingehalt und wiegt 226 Gramm; der aus Elektron wiegt 70 Gr. und hat 4 Theile Gold auf 1 Theil Silber.

Dieß ist der erste große Schatz, bei dessen Anblick Schliemann unwillkürlich ausrief: „Der große Schatz des Priamos!“ An Alter und Merkwürdigkeit ist er wohl das Interessanteste, was wir aus den frühesten Zeiten haben. Selbst die römischen Museen bieten nichts Derartiges.

Wenige Tage zuvor hatte Schliemann dicht an derselben Stelle eine

kugelförmige Silbervase von 7,2 Zoll Höhe und 5,6 Zoll Durchmesser und in ihr einen kleineren Becher aus Elektron gefunden.

Aber schon vorher hatten zwei seiner goldgierigen Arbeiter drei kleinere Schätze an der Ostseite des Königshauses gefunden und einen Theil einschmelzen lassen; der Rest wurde dem Diebe gerichtlich wieder abgenommen und wanderte in das Museum zu Stambul. Darunter waren: eine Stange aus Elektron, über 87 Gr. schwer; zwei Ohrringe; ein Halsband aus 40 goldenen viereckigen Perlen; ein Klumpen geschmolzenes Gold, über 97 Gr. schwer; ein goldenes Armband und zwei goldene Ohrringe in Schlangenform.

Im Ganzen fand Schliemann in der zweiten oder verbrannten Stadt drei große und sieben kleinere Schätze, meist in und an dem Hause des Priamos, abgesehen von Kostbarkeiten, die er vereinzelt antraf, und von ganzen Klumpen zusammengeschmolzenen Goldes; so z. B. zwei schwere Armbänder von 23karätigem Golde, jedes 18 Sovereigns schwer; einen goldenen Brustschmuck, bestehend aus 1550 Doppelringen, ebenso vielen Blättchen und zehn an Ketten hängenden Idolen; Hunderte von Goldperlen und kleineren Schmucksachen. Diese Dinge waren, soweit das Feuer sie verschont hatte, sauber und geschmackvoll gearbeitet; manche Formen weisen, wie überhaupt die ganze trojanische Cultur, auf Assyrien und Ägypten hin. Nicht umsonst nennt der glückliche Entdecker die verbrannte Stadt häufig einfach die „Goldstadt“. Sie muß in der That überaus reich gewesen sein.

Die meisten Funde fallen in die Jahre 1871—1873, in die Jahre 1878 und 1879 die kleinere Zahl. Gleichwohl mag noch Manches in den Trümmern liegen. Die Ausbeute an Kostbarkeiten 1882 war gering. Man fand ein sehr kleines unverziertes Stirnband von Gold, ferner einen goldenen Stab- oder Scepterknopf mit einer geometrischen Verzierung von getriebener Arbeit, einen Bund von zwölf bronzenen Tuchnadeln mit kugelförmigen Köpfen, die nebst mehreren dazwischenliegenden Ohrringen von Silber und Elektron durch Kupferkarbonat aneinandergekittet waren; aus demselben Grunde haftete außen daran ein goldener Ohrring aus zusammengelöthetem Golddraht (Troja, S. 115 f.).

Die merkwürdigen bis 1873 gemachten Funde hatte Dr. Schliemann in sein Haus nach Athen gesandt. Aber die türkische Regierung machte Anspruch auf die Hälfte und verklagte den Finder bei dem Gerichtshofe von Athen. Jedoch mochten die griechischen Richter denken, daß bei der türkischen Finanznoth die eine Hälfte der trojanischen Alterthümer in

Stambul nicht sicher sei; sie verurtheilten daher Schliemann nur zu einer Entschädigung von 10 000 Francs. Dr. Schliemann aber sandte 50 000 Francs nach Konstantinopel „für Zwecke des türkischen Museums", zugleich mit dem Wunsche, immer in freundlichen Beziehungen mit den großherrlichen Behörden zu stehen, und konnte so im Jahre 1878 seine Forschungen in Troja fortsetzen.

Doch fahren wir mit den ausgegrabenen Alterthümern fort. Sehr groß ist die Zahl der Gegenstände aus Thon und Terracotta. Viele Sachen des täglichen Gebrauches, die wir heute aus Eisen verfertigen, waren damals aus Thon gebrannt, bis herab zu den Haken, an welchen die Kleider aufgehängt wurden. Einmal stieß Schliemann auf neun große nebeneinanderstehende Krüge, wohl das Magazin eines Weinhändlers. Im Ganzen fand er über 600 größere Krüge, von welchen er (Ilios, S. 425) schreibt: „Die bei weitem größte Zahl derselben war leer, da eine große Platte von Schiefer oder Kalkstein die Mündung bedeckte. Das führt mich zu dem Schlusse, daß die Krüge zur Zeit der Katastrophe mit Wein oder Wasser gefüllt waren; denn es scheint doch kaum ein Grund vorhanden gewesen zu sein, sie zu bedecken, wenn sie leer gewesen wären. Wären sie für irgend etwas Anderes als für Flüssigkeiten benutzt worden, so würde ich Spuren davon gefunden haben; aber nur in sehr wenigen Fällen fand ich wirklich etwas verkohltes Korn in den Krügen und nur zweimal eine kleine Menge einer weißen Masse, deren Natur ich nicht ermitteln konnte."

Die sonstigen Topfwaaren sind fast zahllos. Auch die Urnen mit den Eulengesichtern, Weihegeschenke an die Göttin der Stadt, finden sich häufig, ebenso Vasen, Dreifüße, Becher, Krüge &c., meist mit der Hand, doch bisweilen auch auf der Drehscheibe gefertigt; sie haben die mannigfaltigsten, oft sehr schöne Formen. Ganz auffallend sind die Geschirre von äußerst komischen Formen, in Gestalt eines Schafes, Schweines, Igels, Maulwurfs. An Wirteln zeigten sich gegen 18 000. Die kleineren Teller sind auf der Scheibe gedreht, die größeren Handarbeit. In der Tiefe von 23 Fuß fand sich ein kleines Gefäß in der Gestalt eines Nilpferdes, ein deutlicher Hinweis auf Handelsbeziehungen Troja's mit Ägypten, wie andere trojanische Alterthümer auf Assyrien hinzuweisen scheinen, so daß Virchow schreiben kann (Ilios, S. xv): „Für Hissarlik liegen die vermuthlichen Bezugsquellen östlich und südlich; ihr Nachweis erfordert aber erst neue und ungleich eingehendere Studien auf den bis jetzt so wenig ausgebeuteten Plätzen der morgenländischen Welt. Nicht die

Ilias hat die Phönizier und Äthiopier in den trojanischen Sagenkreis eingeführt; die Funde von Hissarlik selbst, indem sie das Elfenbein, den Schmelz, die Hippopotamus-Figuren, die feinen Goldarbeiten uns vor Augen stellen, weisen mit Bestimmtheit auf Ägypten und Assyrien hin. Dort wird auch die Chronologie von Hissarlik ihren Abschluß suchen müssen."

Wenn jedoch Virchow in dieser Stelle eine Handelsbeziehung zwischen Trojanern und Phönikiern vermuthet, so möchte er sich getäuscht haben; denn diese letzteren treten erst in nach-trojanischer Zeit auf. Nach Sayce's Meinung (Troja, S. xx ff.) weisen weder die in Ilion gefundenen Gegenstände aus ägyptischem Porzellan und orientalischem Elfenbeine, noch sonst etwas dort Ausgegrabenes auf den phönikischen Kunststempel hin, wie es etwa in Mykenä der Fall ist. Daraus schließt Sayce: „Ilion muß zerstört worden sein, ehe die geschäftigen Händler von Kanaan die Ufer der Troas besucht und Luxusartikel sowie den Einfluß eines besonderen Kunststils mitgebracht hatten. Dieß führt uns zurück auf das 12. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und vielleicht auf eine noch ältere Zeitperiode. Aber nicht nur hat der Phönikier keine Spur von sich in Hissarlik hinterlassen, sondern auch der Einfluß assyrischer Kunst, welcher ungefähr um das Jahr 1200 v. Chr. anfing, sich über das westliche Asien zu verbreiten, ist ebenfalls abwesend. Unter den Massen der von Dr. Schliemann an's Licht gebrachten Gegenstände ist keiner, an welchem wir den geringsten Beweis assyrischen Ursprungs entdecken könnten."

Da nun dennoch ein bedeutender Theil der ilischen Alterthümer weder der einheimischen Arbeit noch der europäischen Einfuhr zugeschrieben werden kann und besonders Porzellan und Elfenbein nebst anderen Gegenständen auf die altbabylonische Kunst hinweisen, so glaubt der Oxforder Assyriologe, daß Troja zu dem großen Reiche der Hittiten gehörte, das sich bis zum Hellespont erstreckte.

Dieser Stamm der Hittiten wanderte im hohen Alterthume vom kappadokischen Hochlande nach dem nördlichen Syrien und bildete dort ein mächtiges und weitgestrecktes Reich. Von ihrer Hauptstadt Karchemisch, jetzt Dscherablus, am Euphrat zogen ihre Armeen aus, um gegen die Truppen des ägyptischen Sesostris zu kämpfen, oder um die hittitische Herrschaft bis an's ägäische Meer auszudehnen. Sayce sieht die im Engpaß von Karabel bei Smyrna im Felsen eingegrabenen Figuren und die dabei befindlichen Hieroglyphen als hittitische Siegesdenkmale an;

ebenso stelle sich das Bild auf der Felsklippe von Sipylos, von den Griechen für eine weinende Niobe gehalten, als ein Abbild der großen Göttin von Karchemisch dar. „Wir können jetzt verstehen,“ fährt er fort, „wie es geschah, daß, als im 14. Jahrhundert v. Chr. die Hittiten mit dem ägyptischen Pharao in Krieg standen, sie im Stande waren, unter anderen Bundesgenossen die Dardanier [Trojaner] aufzubieten. . . Das Reich und somit die Kunst und Cultur der Hittiten dehnte sich bereits bis zum Hellespont aus.“ Daß die hittitische Kunst nur eine Abart der archaisch-babylonischen gewesen, sucht Sayce aus dem Bilde der trojanischen Göttin, dem Zeichen Swastika (卍) und den Eulenvasen der verbrannten Stadt nachzuweisen.

So kommt Sayce dazu, auch die jüngste Zeitgrenze zu bestimmen, in welcher Troja gefallen sein mag. „Der Untergang der Stadt kann nicht später sein, als das zehnte Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, und es ist nicht wahrscheinlich, daß er später ist, als das zwölfte. Schon vor dem zehnten Jahrhundert hatten die Phönikier in Thera und Melos blühende Colonien gegründet und hatten angefangen, die Minen von Thasos auszubeuten; und es ist daher durchaus nicht wahrscheinlich, daß die Troas und die dort stehende wichtige Stadt ihnen hätte unbekannt bleiben können. Das Datum (1183 v. Chr.), welches Eratosthenes für den Untergang Troja's feststellt — zwar auf Beweise hin, die wir nicht annehmen können —, würde wunderbar übereinstimmen mit den durch Schliemanns Ausgrabungen gelieferten Angaben und mit dem Zeugnisse der ägyptischen Urkunden“ (Troja, S. XXVII f.).

Noch sind die archaistischen Forschungen zu jung, als daß wir ein festes Urtheil aussprechen dürften; nur soviel wird klar, daß die rationalistische Zweifelsucht immer übler davonkommt.

Es wäre noch so Vieles über die trojanischen Alterthümer zu sagen, aber wir müssen uns kurz fassen.

Schliemann stieß auf Gegenstände aus Elfenbein (Ilios, S. 472 ff.), besonders Flöten, aus Krystall und ägyptischem Porzellan; auf Knöpfe, Kugeln und Perlen aus Glas; auf Nadeln und Pfriemen aus Knochen und Elfenbein; ferner auf 90 Gußformen, meist aus Glimmerschiefer, für Metalle, besonders für Streitärte, Lanzenspitzen und Messer. Dagegen fand er keine Spur von Schwertern, auch keine Lampen, die erst im fünften Jahrhundert v. Chr. auftreten.

Trotz der höheren Fertigkeit der Trojaner in der Metallbearbeitung,

trotz der vielfachen Anwendung der Bronze und trotz ihrer gar nicht zu verachtenden Goldschmiedekunst benutzten sie vielfach Geräthe aus Stein: Streitäxte aus hartem Stein, mit einem Loch in der Mitte für den Handgriff, durchbohrte Steinhämmer jeder Größe; auch Tausende von steinernen Handmühlen fanden sich, dazu die runden Steinkugeln, mit welchen das Korn zerquetscht wurde.

Handmühle und Kornschrot führen uns von selbst auf die Küche der Trojaner.

Was aßen die Trojaner? Die Ruinen verrathen es uns. Manches ist besser, Manches minder erhalten. Besonders groß ist die Zahl wohlerhaltener Konchylien, die uns zeigen, wie lecker die Leute waren; da sind Austern in solchen Massen, daß sie Schichten bilden, Miesmuscheln und andere heute noch im Hellesponte häufige Schalthiere, die auch den jetzigen Asiaten zur Speise dienen; ferner Fische, besonders Thunfische, deren Gräten ungewöhnlich häufig vorkamen. Dagegen traf man nirgends auf Reste von Schildkröten, obgleich man bei jedem Schritt in der Troas auf dieses Thier stößt; sowohl die alten Trojaner als die heutigen Klein-Asiaten wissen nicht, daß das Thier eßbar ist und daß man seine Schale gebrauchen kann. — Um so häufiger kamen die Reste von Wirbelthieren vor, weniger von Vögeln, nie von einem Huhn, schon öfter von Schwänen, wilden Gänsen und einer kleinen Falkenart; sehr häufig von Hausthieren, wie Schaf, Ziege, Rind, Schwein; von wilden Thieren, besonders Hirsch und Hase, Damhirsch und Eber. Noch jetzt sind Schaf- und Ziegenheerden nebst Pferden und Rindern der Hauptreichthum des Trojaners. Jedoch scheinen die Einwohner keine so starken Fleischesser wie die alten Griechen gewesen zu sein. Sie hielten sich mehr an vegetabilische Nahrung, vorzüglich an Getreide, das wohl im obersten Theile der Häuser aufbewahrt und an einzelnen Stellen in großen verkohlten Massen gefunden wurde — für uns ein Zeichen, daß eine seßhafte, ackerbautreibende Bevölkerung da wohnte. Außer Weizen treten auch Hülsenfrüchte, wie Garten- und Ackerbohne, besonders eine rundlich-eckige Erbsenart, die Erebinthe oder Erve (Ervum Ervilia *L.*), auf.

Doch wir müssen zum Schlusse eilen.

„War je eine Stadt Ilios auf der weiten Erde? Ist sie eine Mythe oder eine Thatsache? Und wenn es eine solche Stadt gegeben, wo hat sie gestanden?“ Dieß waren bisher vielfach in der Gelehrtenwelt ventilirte Fragen. Werden sie auch nach Schliemanns Entdeckungen noch Fragen bleiben? Wir glauben, nein! Ein in der ganzen civili-

sirten Welt bekanntes Gedicht, die Ilias Homers, erzählt uns von den Kämpfen um Troja; die Bezeichnungen der einzelnen Orte sind so zutreffend, daß man sagen muß: Der Dichter hat auf Hissarlik gestanden; er hat Land und Leute so treffend gemalt, den Ida und Samothrake, Tenedos und den Hellespont, Kallikolone und den Wall des Herakles, den Skamander und Simoeis, die Grabhügel der Helden — Alles, Alles hat er so dargestellt, daß Virchow und Schliemann als Augenzeugen nur sagen konnten: Alles dieß paßt einzig auf Hissarlik.

Auf eben dieses Hissarlik verlegt die alte Überlieferung die verbrannte Stadt Ilios oder Troja; hier hat bis in's fünfte Jahrhundert n. Chr. die blühende Stadt Neu-Ilion gestanden.

Und diese verbrannte Stadt ist, nachdem sie Jahrtausende im Schutte begraben war, von Schliemann wieder aufgefunden worden. Imposante Reste alter Pracht und die Greuel einer unsäglichen Feuersbrunst stehen vor den Augen des Beschauers: — Wer könnte da noch zweifeln, daß der Kern der Ilias und der Odyssee volle Wahrheit ist? Wer könnte da noch von Mythen sprechen?

Schliemann (Ilios, S. 576) wird fortan Recht behalten, wenn er schreibt: „Die Ruinen der verbrannten Stadt Ilios lagen unter Asche und Schutt gänzlich begraben, Niemand hegte archäologische Wünsche nach Erforschung des Gegenstandes; und so kam es, daß man sich die zerstörte Stadt als völlig verschwunden vorstellte. . . . Ich wünschte, ich hätte beweisen können, daß Homer der Augenzeuge des trojanischen Krieges gewesen ist. Leider kann ich das nicht. In seiner Zeit waren Schwerter allgemein gebräuchlich, und das Eisen war bekannt: in Troja wußte man von beiden nichts. . . . Homer gibt uns die Legende von Ilions tragischem Geschicke, wie sie durch frühere Sänger auf ihn gekommen war, und daher kleidet er die überlieferten Thatsachen des Krieges und der Vernichtung Troja's in das Gewand seiner eigenen Zeit. . . . Wenn er, wie es glaublich ist, die (troische) Ebene im neunten Jahrhundert v. Chr. besuchte, so hat er dort wahrscheinlich das schon seit langer Zeit erbaute äolische Ilion vorgefunden, mit seiner Akropolis auf Hissarlik und seiner Unterstadt auf der Baustelle von Neu-Ilion. Es wäre dann also nur natürlich, daß er des Priamos Troja als eine große Stadt mit einer Akropolis, Namens Pergamos, schilderte. . . . Die Einheit der homerischen Gedichte habe ich niemals in Zweifel gezogen und stetsfort geglaubt, daß Odyssee und Ilias von einem Verfasser sind." — Virchow aber sagt (S. XVII): „Wer immer auch der

Sänger war, er muß auf diesem Berge Hissarlik, d. h. dem Burg- oder Schloßberge, gestanden und über Land und Meer hinausgeschaut haben. Sonst hätte er unmöglich so viel Naturwahrheit in seinem Gedichte vereinigen können."

Dr. Heinrich Schliemann hat nicht nur den Traum seiner Jugend verwirklicht, sondern auch ein Problem von Jahrtausenden gelöst. Keine Böswilligkeit wagt es mehr, ihm die heute so landläufigen Vorwürfe des Schwadronirens und Renommirens an den Kopf zu werfen. Das alte Troja ist ausgegraben, die verneinende Kritik verstummt.

Diese verneinende Kritik verlebt in der Gegenwart böse Tage. Der Trümmerberg von Troja straft sie Lügen in der Nordwest-Ecke Kleinasiens, und tiefer im asiatischen Osten bestätigen die entzifferten assyrischen Inschriften die Berichte des Alten Testamentes, die von der Kritik so hart angegriffen waren. In Rom aber folgte de Rossi den Angaben alter, jedoch angezweifelter Martyrer-Acten — und siehe da, er enthüllte uns eine neue Welt von Katakomben und die geweihten Gräber unserer heldenmüthigen Ahnen im Glauben.

In ähnlicher Weise hat eine hyperkritische falsche „Wissenschaft" gegen die Religionswahrheiten gehandelt. Wie sie Troja bezweifelt und zur Mythe gemacht, so hat sie auch die Offenbarung des Alten und Neuen Bundes als Märchen erklärt. Oft kam mir daher beim Studium der Schliemann'schen Werke der Gedanke: Wie wird das Erwachen des Ungläubigen sein, wenn er einmal als unläugbare Thatsachen dasjenige schauen muß, was er im Leben vornehm ignorirt oder kritisch bekämpft, vielleicht gar kalt gehaßt hat! Wie wahr hat unser angebeteter Erlöser gesagt: „Selig sind Jene, die nicht gesehen und geglaubt haben!"

Freuen wir uns daher, daß die auflösende Zweifelsucht, der Radicalismus in der Wissenschaft, an so vielen Seiten tödliche Niederlagen hinnehmen muß.

In der That, auch die Schliemann'schen Entdeckungen sind ein bedeutsamer Sieg in wissenschaftlicher und in sittlicher Beziehung, ein Sieg der Erhaltung über die Verneinung, der geschichtlichen Wahrheit über die Geschichts-Baumeisterei, der menschlichen Glaubwürdigkeit über jenes entehrende Mißtrauen, welches hinter den Ahnen und hinter den Zeitgenossen entweder thörichte Kinderei oder unedle Betrügerei sucht.

M. Pachtler S. J.

Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister.

---

3. Der Ausbau.

(Fortsetzung.)

Das andere Element der Versmelodie ist der im Stabreim gefügte Sprachvers. Wenn Wagner die constitutiven Theile seines Zukunftswerkes als „Bänder des Zusammenhanges für den einigen Ausdruck“ bezeichnet, so erscheint uns in dem Bande der Versmelodie die eigentliche Melodie als der Einschlag des Gewebes, während der Sprachvers dessen Kettenfäden bildet.

Der Name Sprachvers ist eine Erfindung des Meisters und bezeichnet einen Vers, der sich nicht nach willkürlichen, künstlichen Metren mißt, sondern im natürlichen Maße sich bewegt, wie es die Hebungen und Senkungen des Sprach-Accentes aus sich selbst bedingen und bestimmen. Dieser Vers scheint Wagner allein geeignet, die sprachlichen Eigenschaften zu gewähren, welche die Wortdichtung der Tondichtung — Melodie — entgegenbringen muß (Oper und Drama, S. 231). Für die dichterische Absicht muß nämlich aus der Prosa der gewöhnlichen Sprache ein erhöhter Ausdruck gewonnen werden (S. 233). Das Mittel hierzu bietet die moderne Sprache in der Betonung des Sprach-Accentes, der genau dem Zwecke des Verständnisses entspricht. Doch erleidet die Sprache, in der wir uns im gewöhnlichen Leben verständigen, einen großen Nachtheil dadurch, daß in den zu sehr gedehnten und zerfließenden Phrasen derselben der Sprach-Accent höchst spärlich gebraucht und nur auf die entscheidendsten Momente gelegt wird. Alle übrigen Momente, sie mögen ihrer Wurzelbedeutung nach noch so wichtig sein, müssen in der Betonung „gänzlich fallen gelassen werden“ (S. 234). Die dichterische Absicht, im Sinne und im Wesen des Zukunfts-Kunstwerkes, ist aber im Stande, dem abzuhelfen. Sie befreit die Prosa-Phrase von dem mechanisch vermittelnden Wörter-Apparate, so daß die in ihr liegenden Accente zu einer schnell wahrnehmbaren Kundgebung zusammengedrängt werden können (S. 235). So scheidet der Sprachvers aus der Rede

alles für den Ausdruck Nutzlose aus und gründet überdieß seine Wirkungsfähigkeit auf die Macht der Sprachwurzelsylben, „in welchen ursprünglich nicht nur ein bestimmter, dem Gefühle faßlicher Gegenstand, sondern auch die Empfindung, die dem Eindrucke dieses Gegenstandes auf uns entspricht, von uns ausgedrückt wurde“ (S. 243).

Die zwingende Kraft des Wortes liegt in seiner Wurzel, welche „erfunden oder gefunden“ ward aus der Nothwendigkeit des ursprünglichsten Empfindungszwanges des Menschen (S. 245). Darum ist der Dichter „der Wissende des Unbewußten, der absichtliche Darsteller des Unwillkürlichen“ (S. 244). Den tiefsten Quell ihrer gefühlszwingenden Kraft hat aber die Wortwurzel in ihrem „rein sinnlichen Körper, dessen ursprünglichster Stoff der tönende Laut ist“ (S. 245). Diese tönenden Laute bilden „das ursprünglichste Äußerungsorgan des Menschen — die Tonsprache, welche der unwillkürlichste Ausdruck des von Außen angeregten Gefühles ist. Jedenfalls die erste menschliche Ausdrucksweise und ähnlich derjenigen, welche noch heute einzig den Thieren eigen ist, mußte sich diese Empfindungssprache des Menschen ganz von selbst auch als Melodie darstellen, indem sich das erregte und gesteigerte Gefühl nur in einer Fügung tönender Ausdruckslaute mittheilen konnte, welche wiederum durch Einwirkung der mit der begleitenden Geberde gegebenen wechselnden Bewegung zur rhythmischen Melodie sich ausbildete“ (S. 205). „Die Tonsprache ist Anfang und Ende der Wortsprache, wie das Gefühl Anfang und Ende des Verstandes, der Mythos Anfang und Ende der Geschichte, die Lyrik Anfang und Ende der Dichtkunst“ (S. 204). Gewiß einer der wunderlichsten Sätze im „heiligen Kanon-Buch“, welches Richard Wagner, dieser „Riesen-Eck- und Markstein“, als „ehrwürdige Weisheit“ geredet hat[1]. Wenn möglich noch wunderlicher lautet jedoch Wagners eigene Anmerkung zu S. 206: „Ich denke mir die Entstehung der Sprache aus der Melodie nicht in einer chronologi-

[1] Max Schasler (Über dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. II. S. 109) führt zu der Phrase Wagners eine treffliche Parallele aus Hamanns „Ästhetik in der Nuß“ an: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Ackerbau, Malerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel u. s. w.“ Richtig bemerkt Herr Schasler dazu: „Der Unterschied von der Wagner'schen Phrase ist aber der, daß Hamann sich wenigstens auf den ‚Anfang‘ beschränkt, während Wagner — weniger geistvoll, aber desto barocker — auch das ‚Ende‘ behauptet.“ — Den Grund dafür hätte Herr Schasler bei Herrn v. Hagen finden können: „Richard Wagner ist Wort-Ton-Dichter und philosophischer Denker zugleich, darum ist er der Schöpfer des Kunstwerkes der Zukunft.“

schen Folge, sondern in einer architektonischen Ordnung." Soll etwa diese Anmerkung bestimmt sein, den unangenehmen Eindruck zu mildern, welchen die kurz zuvor bedeutete Ebenbürtigkeit der ersten menschlichen Empfindungssprache mit der noch heute den Thieren einzig eigenen Ausdrucksweise hervorbringen mußte?[1] Consequent bliebe sich der Kunstphilosoph gewiß nicht, weil er nämlich von der menschlichen Empfindungssprache ausdrücklich sagte, daß sie „jedenfalls auch die erste menschliche war". Damit ist aber jedenfalls eine chronologische Folge eingeführt. „Was sich bei dem idealen Metaphysiker von selbst versteht (nämlich logisches Denken), das verdient bei dem Künstler besonders hervorgehoben zu werden", meint Herr v. Hagen. Wir sehen, für den Künstler der Zukunftsmusik trifft die übrigens für die Künstler wenig schmeichelhafte Bemerkung den Nagel nicht auf den Kopf.

R. Wagner wird als ein anderer Schopenhauer in Wort-Tondichtung gepriesen, ja, Herr Dr. Fr. v. Hausegger sieht in ihm die eingefleischte, greifbar gestaltete Philosophie Schopenhauers von Wille und Vorstellung. Doch in „Oper und Drama" holt der Meister jedenfalls seine Ideen noch aus dem Materialismus Feuerbachs her, dem er für „das Kunstwerk der Zukunft" feierlich sein: „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!", zubringt[2]. Wir haben schon aufmerksam gemacht,

---

[1] Wagners Ideen über den Ursprung der menschlichen Sprache haben eine belehrende Ähnlichkeit mit dem Satze Darwins: „Die Sprache des Menschen verdankt ihren Ursprung der Nachahmung und den durch Zeichen und Gesten unterstützten Modificationen verschiedener Laute, der Stimmen anderer (!) Thiere und der eigenen instinctiven Ausrufe des Menschen" (Abstammung des Menschen, S. 112).

[2] Herr E. v. Hagen schreibt: „Der gemeinsame Boden der beiden Genien (Wagner und Schopenhauer) war so lange sowohl sachlich, namentlich in der Folge der Einwirkung Feuerbachs auf Wagner, wie sprachlich in Folge einer verschiedenen, ja entgegengesetzten Terminologie verdeckt geblieben. Wagners Dringen auf sinnliche Wirklichkeit in der Kunst ward mit Feuerbachs Verherrlichen der Sinnlichkeit verwechselt" (S. 48). Trotz alledem steht schwarz auf Weiß das Wort Wagners, daß er seine Ideen als Feuerbachs Eigenthum anerkennen müsse und daß er nur als künstlerischer Mensch wiedergebe, was Feuerbach als philosophischer Mensch ihm gespendet. v. Hausegger glaubt den Berührungspunkt der Wagner'schen und Schopenhauer'schen Ideen in der Verwandtschaft der indischen Anschauungsweise (Schopenhauer) mit der urgermanischen (Wagner) finden zu müssen. Er liegt einfach in dem religiösen und politischen Pessimismus Wagners, wobei nicht zu verkennen ist, daß Schopenhauers Idee vom blinden Willen vom Materialismus gar nicht so weit abliegt, wie man annimmt. Was Wagner von Schopenhauers Philosophie besonders gefallen mußte, war die Stellung, die jener der Kunst und dem genialen Künstler anweist. Die Kunst ist nämlich nach Schopenhauer die höchste Stufe menschlichen Aufschwunges, die vollkommenste Sonderung von Erkenntniß und Wille. Als das Werk des Genies stellt

wie Wagner die Ausdrucksfähigkeit seines Orchesters mit einem gewissen Übergewichte in den materiellen Theil dieser Kraft legt und wie hier seine Feuerbach'schen Grundanschauungen sein Denken und Schaffen beeinflussen. Noch weit mehr verstrickt in echt materialistische Anschauungen erscheint sein Gedankengang in der eben dargelegten Sprachphilosophie. Das Kunstwerk der Zukunft zerbröckelt sich hier zuletzt in die unartikulirten Laute, womit die thierische Natur ihre vorübergehenden oder instinctiven, wohlthuenden oder schmerzhaften Eindrücke kundgibt. Wagner meint, weil das Sprachvermögen dem Menschen natürlich ist, müßte auch der sprachliche Ausdruck etwas Natürliches sein. Weil ihm, dem ge-

---

sie die durch reine Anschauung erfaßten ewigen Ideen in individuellen Gestalten dar. Der geniale Künstler hat sein Glück im ästhetischen Genuß. Schopenhauer starb, ehe Wagners Stern höher zu steigen begann. Wir glauben indessen nicht, daß der menschenscheue Philosoph seinem musikalischen Alterego besonders sympathisch sein mochte. In dem Kapitel „Zur Metaphysik des Schönen" der „Parerga und Paralipomena" stellt er Sätze auf, die freilich fast so barock klingen, wie manche Wagners, die aber jedenfalls der Zukunftsmusik spinnefeind sind. So erklärt er eine nach oben versetzte Instrumentalbegleitung zur Melodie der Tenor- oder Baßstimme als wider die Natur der Musik, was so manchen Effectstellen Wagners simpel das Lebenslicht ausbläst. Erhöhung des ästhetischen Genusses mittelst Anhäufung der Mittel ist ihm ein etwas barbarischer Begriff. „Die höhnende Verachtung, mit welcher der große Rossini bisweilen den Text behandelt, ist, wenn auch nicht gerade zu loben, doch echt musikalisch." „Auch sollte man suchen, die Oper auf Einen Act und Eine Stunde zu beschränken." „Einen viel reineren musikalischen Genuß, als die Oper, gewährt die gesungene Messe", weil „die Musik, nur den allgemeinen Kirchencharakter bewahrend, sich frei ergeht und nicht, wie beim Operngesange, in ihrem eigenen Gebiete von Miseren aller Art beeinträchtigt wird; so daß sie hier ungehindert ihre Kräfte entwickelt, indem sie auch nicht, mit dem gedrückten puritanischen oder methodistischen Charakter der protestantischen Kirchenmusik, stets auf dem Boden kreucht, wie die protestantische Moral, sondern sich frei mit großen Flügelschlägen emporschwingt" (Gesammelte Werke, Bd. VI. S. 467). Die Musik in der katholischen Kirche zu Dresden gefiel den Philosophen besonders wegen „des prächtigen Grundbasses der Orgel" (S. 466). Das sind Schopenhauer'sche Ideen von Musik. Vielleicht zählen diese Sätze zu jenen, welche nach Herrn v. Hausegger in der Ästhetik des großen Denkers noch unfertig und Widersprüche enthaltend dastehen, aber nicht verhindern, sie sicher geeignet zu machen, „die Basis zu einer gedeihlichen Fortentwicklung der Kunstwissenschaft zu bilden" (Richard Wagner und Schopenhauer, S. 3). Also Unfertigkeit und Widersprüche zugleich die Basis zu einer gedeihlichen Entwicklung der Wagnerianer-Ästhetik. Profit! Da versteht man, wie es Herrn v. Hagen noch philosophisch vorkommt, „zum Beweise der Gemeinsamkeit der Ideen dieser zwei einzeln ragenden Spitzen" zu schreiben: „Es wurden bei Wagner nicht nur verschiedene Dinge mit einem und demselben Worte bezeichnet, sondern auch ein und derselbe Begriff ward durch fast entgegengesetzte Worte ausgedrückt, wie gerade der Grundbegriff des Lebensdranges, welchen Wagner das Unwillkürliche, Schopenhauer den Willen nennt" (S. 48). Da haben wir's!

borenen Sachsen, die deutsche Sprache als Muttersprache gleichsam angeboren war, so betrachtete er ihren Sprachausdruck als wirklich instinctiv und connaturell den durch ihn bezeichneten Dingen. Nur in dieser Voraussetzung vermag man zu begreifen, wie der Kunstphilosoph Paradoxa gleich den folgenden schreiben konnte: „Das Vermögen des unmittelbar empfangenden Gehöres ist so unbegrenzt, daß es die entferntest von sich abliegenden Empfindungen, sobald sie ihm in einer ähnlichen Physiognomie vorgeführt werden, zu verbinden weiß und sie dem Gefühle als verwandte, rein menschliche, zur umfassenden Aufnahme zuweist. Was ist gegen die allumfassende und allverbindende Wundermacht des sinnlichen Organes der nackte Verstand, der sich dieser Wunderhilfe begibt und den Gehörsinn zum sklavischen Lastträger seiner sprachlichen Industriewaaren-Ballen macht? Dieses sinnliche Organ ist gegen den, der sich ihm liebevoll mittheilt, so hingebend und überschwenglich reich an Liebesvermögen, daß es das durch den wählerischen Verstand millionenfach Zerrissene und Zertrennte als Reinmenschliches, ursprünglich und immer und ewig Einiges wiederherzustellen und dem Gefühle zum entzückendsten Hochgenusse darzubieten vermag" (S. 249). Da bleibt nur eine doppelte Möglichkeit: entweder ist dieß die Sprache des krassesten Materialismus oder die des vollendetsten Unsinns[1].

---

[1] Wagner fällt damit auch ein wirklich vernichtendes Urtheil über seine Leitmotive; denn ohne den wählerischen Verstand können diese nie und nimmer ihre Bedeutung haben. Oder schien es dem Zukunftsmusiker wirklich und allen Ernstes ausgemacht, daß, wenn (Parsifal-Cl.-A. S. 47) zum ersten Male das Herzeleidmotiv ertönt, es jeden Hörer ebenso anmuthen müsse, wie der tiefe Seufzer eines vom wahren Herzeleid schwer belasteten Menschen? Freilich, Herr Hans v. Wolzogen wäre selbst damit noch nicht zufrieden. Nicht bloß dem Hörer und Darsteller des Parsifal, sondern dem scenischen Parsifal selbst wird es erst klar, daß er jetzt an seine Mutter zu denken habe, deren Schmerzgebahren unter denselben Tönen ihm Kundry einst erzählen wird (S. 165). „Eine solche Sprache der Musik (Thematischer Leitfaden zu Parsifal, S. 32) vermag es, die gewaltige Verwandlung in der Seele des harmlosen Knaben hervorzurufen." Das heißt doch die Sache total auf den Kopf stellen! Herr v. Wolzogen scheint sich Wagners Leitmotiv als eine Art platonischer Ideen vorzustellen. Schade ist es, daß der Meister selbst im eigentlich kritischen Momente seiner ganzen Sprachphilosophie einen gewaltigen Tritt versetzt. Siegfried, der Reinmenschliche, der also doch die Ursprache, welche die Thiere heute noch sprechen, gut verstehen muß, hat sich mit Fafners Drachenblut die Hand benetzt und dieses, wie etwa ein Junge, der mit den Fingern in's Tintenfaß gerathen ist, freislich abgesaugt. Das ist bedeutend für ihn. Drachenblut lecken ist kein Spaß für prahlende Kinder. Darum soll es ihm Waldvöglein erzählen. Die Vogelsprache ist nicht ganz unbekannt geblieben. Wer es nicht glaubt, der nehme z. B. „Deutschlands Thierwelt" von Dr. Jäger (I. S. 186) vor, wo eine Reihe stabgereimter Vogelsprachverse in gemeiner

Das Instinctive, Unbewußte, späterhin schlechterdings die Dummheit und Thorheit erhalten in Wagners Dichtungen eine auffallende Bedeutung — eine erlösende Kraft. „Allein mit dem Wotansschwert ein kühnes, dummes Kind, Siegfried, den Wurm versehrt", weiß der weise Schmied zu prophezeien (Siegfried, 1. Act). Die ganze Erlösungsthat Parsifals gründet darin, daß er, „der reine Thor", durch Mitleid wissend wird. Nicht klare Erkenntniß, sondern unbewußte Sympathie macht den nicht kindlich einfachen, sondern kindisch linkischen Jungen, der zudem schon durch seine Tenorstimme in steten Widerstreit mit der Charakterzeichnung eines Knaben tritt, zum Retter der Tempeleisen. Ist es sodann einfacher Fehlgriff oder bewußter Hohn, wenn Gurnemanz, der in das ganze Erlösungsgeheimniß des Gralskönigs eingeweiht ist, den Mann der rettenden That als dumm und als Gänserich bezeichnet?

Bei Wagner ist die echte, wahre Naivität der Unschuld eine fast plumpe Dummheit, und das echt, wahrhaft Menschliche wird von ihm in die Gluth der Sinnlichkeit zersetzt, welche, wenn wir seinen barocken Sprachphilosophemen glauben müßten, selbst noch in der öden Tiefe der Sprachwurzeln hinlodert, etwa wie thierischer Reiz in den Paarungsrufen der Vögel. Was die Sinnlichkeit im Menschen zäumt und zügelt, gilt ihm als ein Verderben für das Reinmenschliche und macht unfähig, die Tiefen seiner Dichtung, das Ur-Element der Sprachwurzeln zu erfassen. „Ehe wir unsere staatlich-politisch oder religiös-dogmatisch bis zur vollsten — Selbstunverständlichkeit umgebildeten Empfindungen nicht bis zu ihrer ursprünglichen Wahrheit gleichsam zurück zu empfinden vermögen, sind wir auch nicht im Stande, den sinnlichen Gehalt unserer Sprachwurzeln zu fassen" (S. 243).

Nicht besser in sich, in ihrer Wiedergabe aber eher noch verwirrter und verworrener erscheinen des Kunstphilosophen Begriffe und Ausdrucksweise bei der Begründung der hohen Bedeutung und Nothwendigkeit des

Nachtigallensprache und Sprosserdialekt zu lesen ist. An der Vogelsprache fehlt es also nicht, aber an Jung-Siegfried, der trotz seiner Reinmenschlichkeit sie nicht versteht und sich deßhalb Waldvögleins Sprache, obwohl sie ihm „deutlich Worte dünkte", von einer Sängerin verdeutschen lassen muß, deren erstes „Hei!" vielleicht noch dem Vogellexikon angehört. Dem alten Tempeleisen bliebe da wahrlich wiederum nichts Anderes übrig, als mit Hornbegleitung zu singen: „So dumm wie den, erfand bisher ich Kundry nur." Einen Vogel redend einzuführen ist immer eine gewagte Sache. Man denkt sogleich an einen lustigen Papagei. Der Kunstphilosoph aber, der behauptete, die reinmenschliche Ursprache hätten uns nur Vernunft, Religion, Politik u. s. w. unverständlich gemacht (S. 243), sollte „ein kühnes, dummes Kind, Siegfried", doch nicht von einem Vogel auf gut deutsch ansingen lassen.

anderen Theil-Elementes seiner Dichtersprache — des Stabreimes. Wir haben ihm auch hierhin zu guter Letzt noch zu folgen. Dieses um so mehr, weil der Stabreim eine Jedermann auffallende Eigenschaft der Nibelungendichtung ist und es immerhin von Interesse sein muß, zu erfahren, wie der Meister sich in seine Wahl dieses poetischen Kunstmittels hineingedacht und dieselbe vor sich selbst gerechtfertigt hat. Fast möchte man nämlich glauben, daß ihm diese Wahl späterhin in einem minder günstigen Lichte erschien, da „Parsifal“ den Stabreim nicht mehr zeigt.

Wir sind nicht gesonnen, in eine eigentliche Untersuchung über Werth und Vollendung, Vorzüge und Nachtheile des Stabreimes uns einzulassen. Derselbe hat in neuerer Zeit in W. Jordan („Nibelungen“, Frankfurt 1870) einen begeisterten Anwalt und gewandten Meister gefunden. Was uns den alliterirenden Vers jedenfalls theuer machen muß, ist seine geschichtliche Stellung. Das Hildebrands-Lied, Muspilli, Wessobrunner Gebet, der Heliand u. s. w. sind alliterirende Sprachdenkmäler im Althochdeutschen, Altsächsischen, die Lieder der älteren Edda im Altnordischen. Aus ihnen hat Wagner den Stabreim kennen gelernt, ebenso wie den sogenannten Sprachvers[1]. Daß er beide aufgenommen, gereicht ihm geradeso zum Lobe, wie, daß er die herrliche Sagenwelt der älteren deutschen Dichtkunst dem größeren Publikum neu erschlossen hat. Der Stabreim hat also in Wagners Kunstwerk der Zukunft eine gewisse thatsächliche Berechtigung. Allein gegenüber den ästhetischen Bedenken, welche sich gegen die Einführung des Stabreimes in das Operntextbuch geltend machen müssen, kann eine ausgedehnte, ausschließliche Wiederaufnahme desselben nicht gerechtfertigt erscheinen. Wenn sich der alte Sagengehalt die neue Musik in aller Fülle gefallen lassen kann, warum sollte dann seine Rede noch in Maß und Band der Alten gefügt werden müssen? Wir sagten, daß für einen Operntext der Gebrauch des Stabreimes bedenklich sei. Denn die Sprache des Operntextes ist jedenfalls um so besser, je musikalischer sie an sich ist. Sie wird aber gewiß musikalischer gestimmt durch den in Endreimen gegebenen Vocalklang, als durch die mehr stoßenden und stammelnden Consonanten der anreimenden Worte. Wagner will aus der nur in Vocalen ertönenden Empfindungssprache die mütterliche Urmelodie heraushören, aus welcher die Wort-

[1] Der alliterirende Vers beruht auf dem Wortgewicht oder Begriffsaccent; der Verston liegt fast immer auf den Stammsylben von Begriffswörtern, die so als hochbetonte Wörter (Stabwörter) hervortreten. Beim Vortrage wurden die Stäbe auch durch Saitenaccorde herausgehoben.

sprache geboren wurde (S. 260). Wir gönnen ihm diesen Genuß. Er muß aber zugeben, daß im Reimverse das musikalische Element durch den vocalisirenden Endreim mehr hervortritt, als im consonirenden Stabreime. Das ist ihm übrigens nicht entgangen. Er suchte sich deßhalb mit dem „wählerischen“ Verstande auseinanderzusetzen und philosophirte sich standhaft in den Glauben hinein, daß sein stabgereimter Sprachvers das denkbar Beste leiste.

Wagner ist ein ausgesprochener Pessimist, nur nicht, wenn es sich um seine Ideen und seine Schöpfungen handelt. In diesem Falle wird er zum Optimisten, der nicht nur für das Werk, sondern auch für dessen Meister unbedingt Hochschätzung fordert. Es ist fast unglaublich, wie er Worte und Begriffe vergewaltigt. Poetische Begeisterung erscheint bei ihm als Dichternoth. Den Wurzeln der Pflanzen und Bäume sieht er frische Keime entsprossen: also muß auch den Urwurzeln der Sprache zeugende Kraft innewohnen. Die politischen Ereignisse haben ihn (nur durch seine Schuld) in dem ruhigen Aufbau seines Werkes gestört: also ist ihm Civilisation eine frostige Schneedecke, unter der das Volk in der Unwillkür seines natürlichen Sprachausdruckes die Wurzeln bewahrt (S. 244). Er hat sich mit den modernen Verhältnissen nicht nach Wunsch und Willen vertragen können: also entstellt die moderne Sprache absichtlich bis zur Unkenntlichkeit durch den Sinn der Rede die Verwandtschaft der Wurzeln (S. 248). „Das Gehör ist kein Kind; es ist ein starkes, liebevolles Weib“ (S. 249). „Nach Außen wendet sich der innere Mensch als tönender an das Gehör, wie seine äußere Gestalt sich an das Gesicht wandte“ (S. 251). Wagner spricht vom Auge und Ohre des Gehöres und nimmt die Sehkraft des Ohres des Gehöres für den Consonanten in Anspruch. Seine Wort-Tonsprache wendet sich an das sehende und hörende Gehör, das ist, an das „vollkommen verstehende Gehör“, welches den innern Menschen mit untrüglicher Gewißheit vernimmt (S. 252).

So spricht die Kunstphilosophie von R. Wagner, die der dichterisch bankerotten Welt den alten Stabreim retten soll. In diesem Stile beginnt auch der dritte Theil von „Oper und Drama“ mit dem merkwürdigen Satze: „Der Dichter hat bisher nach zwei Seiten hin versucht, das Organ des Verstandes, die absolute Wortsprache, zu dem Gefühlsausdruck zu stimmen, in welchem es ihm zur Mittheilung an das Gefühl behilflich sein sollte: durch das Versmaß — nach der Seite der Rhythmik, und durch den Endreim — nach der Seite der Melodik“ (S. 220).

Das will heißen: Die poetische Sprache hat zum Ausdrucke des Schönen und zum Zwecke des Gefallens zwei Mittel angewendet: das Versmaß und den Endreim. Das ist nun zunächst schon deßhalb unrichtig, weil ein Drittes, Unerläßliches, übergangen ist. Die poetische Sprache muß nämlich an erster Stelle Wohllaut und Feinheit, also Gewähltheit der Diction, zeigen. Dieses hat die wahre Dichtkunst nie übersehen, sie mochte dichten, in welcher Sprache sie wollte. Die Wagner'sche Muse scheint allerdings davon bisweilen keine Ahnung zu haben. Wenigstens Verse wie:

Deinen Sudel sauf' allein!

und:

Da lügst du, garstiger Gauch!

und:

Hier hilft dem Dummen
nur die Dummheit selbst!

und:

Was schafft der Tölpel
dort mit dem Topf? u. s. w.

zeugen nicht davon. Das waren Citate aus „Siegfried". Von den Artigkeiten des alten Gurnemanz in „Parsifal" haben wir schon Notiz genommen. Der Zauberer Klingsor singt:

Sag', wo triebst du dich wieder umher?
Pfui! Dort, bei dem Ritter-Gesipp',
wo wie ein Vieh du dich halten läßt?

Poetische Dictionen ähnlicher Art ließen sich aus Wagners musikalischen Dramen reichlich beibringen. Sie müssen zu den Eigenthümlichkeiten des Kunstwerkes der Zukunft gehören, da sie in den Werken der früheren Periode kaum vorkommen. Eine gewisse Härte und Unbeholfenheit der Sprache macht sich aber auch an einzelnen Stellen der älteren Werke bemerklich. Daneben stehen aber zahlreiche andere Stellen, die beweisen, daß Wagner es gut verstand, auch schöne Verse zu machen, in denen Rhythmus und Wohllaut schon halbe Musik sind.

Nach Wagners Philosophie für das Kunstwerk der Zukunft wird das rhythmische Element durch den Sprachvers besorgt, den jedoch Wagner von den engeren und drückenden Fesseln seines älteren Vorbildes erlösen zu müssen glaubte. Das melodische Element übernimmt der Stabreim. Der Consonant ist es nämlich, welcher die Gefühlssprache zur Wortsprache erhebt. Er erhebt den tönenden Laut der Wurzel zu bestimmter Charakteristik dadurch, daß er sein unendlich flüssiges Element sicher begrenzt, ihn zur unterscheidbaren Gestalt macht. Er bestimmt als

Anlaut gleichsam die Physiognomie der Wurzel. Diese physiognomische Außenseite der Sprachwurzel, in welcher der Consonant die Individualität der begegnenden Wurzel zunächst zeigt, theilt sich „dem Auge des Sprachverständnisses" mit. Weil nun der Dichter die Aufgabe hat, vom Gefühle vollständig begriffen zu werden, so muß er seine Gestalten dem Auge und dem Ohre (des Gehöres) vorführen. Das erreicht er dadurch, daß er die nothwendigen Accente des rhythmischen Verses in ein gleiches Gewand kleidet, was einfach und wirksam durch den gleichanlautenden Stabreim geschieht. „Die Gleichheit der Physiognomie der durch den Sprachsinn accentuirten Wurzelwörter macht diese (jenem Auge) schnell kenntlich und zeigt sie (ihm) in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse, das nicht nur dem sinnlichen Organe schnell faßlich ist, sondern in Wahrheit auch dem Sinne der Wurzel innewohnt."

Bei Wagner heißt der Stabreim sinnig und sinnlich. Sinnlich ist er, weil er zum sinnfälligen Bande des Sprachverses wird. Sinnig ist er, weil er innigst verbunden ist mit der Sprachwurzel, in der sich die Empfindung von einem Gegenstand zum Sinn (Wortsinn) derselben verkörpert. Dieser Ausdrucksfähigkeit des Stabreimes wird eine bedeutende Kraft zugeschrieben. „Eine Empfindung, die sich in ihrem Ausdrucke durch den Stabreim der unwillkürlich zu betonenden Wurzelwörter rechtfertigen kann, ist uns, sobald die Verwandtschaft der Wurzeln durch den Sinn der Rede nicht absichtlich entstellt und unkenntlich wird — wie in der modernen Sprache — ganz unzweifelhaft begreiflich." Denn „der sinnig-sinnliche Stabreim vermag den Ausdruck einer Empfindung mit dem einer anderen zunächst durch seine reinsinnliche Eigenschaft in der Weise zu verbinden, daß die Verbindung mit dem Gehöre lebhaft merklich wird und als eine reinnatürliche sich ihm einschmeichelt" (S. 248). Der Stabreim ist also das kräftigste Ausdrucksmittel der dichterischen Absicht und muß folglich für das zum höchsten Ausdrucke hinstrebende Kunstwerk herangezogen und ausgebildet werden. So kommt der alte, graue Stabreim in's junge, grüne Kunstwerk der Zukunft. Was sollen wir dazu sagen?

Der ganze logische Apparat Wagners leidet hier wie überall nicht nur an formellen Schwächen und Ungereimtheiten, sondern auch an den beiden Grundirrthümern der Ästhetik des Kunstwerkes der Zukunft. Das ästhetische Moment wird beständig mit dem logischen verwechselt oder dem letzteren gleichgesetzt. Im Stabreim liegt unstreitig ein ästhetisches Moment, eine Ausdrucksfähigkeit des Schönen. Für Wagner wird sie zum

Ausdrucke des Wahren. Der ästhetische Ausdruck muß sich steigern zu größerem Gefallen, der logische zu größerer Überzeugung. Durch die dichterische Form gewinnt die vorgelegte Idee nicht an Wahrheit, sondern an Schönheit. Wir müssen wiederholen, was wir schon früher gesagt haben: Für Wagner ist das Wahre und Gute nicht im Schönen, sondern sie sind das Schöne. Die Schönheit ist das Maß für Wahrheit und Güte.

Der zweite Grundirrthum Wagners liegt darin, daß er seine subjectiven Eindrücke und Auffassungen einfach objectivirt. Weil er sich nun einmal die Sache so denkt, so muß sie nothwendig also sein. Er heftet an ein melodisch-harmonisches Tongebilde eine Idee, und allsogleich scheint es ihm, auf diese Weise und nicht anders müsse diese in Tönen sich darstellen. Das ist jedoch nicht genug. Nothwendig muß sein Leitmotiv auch für Jedermann diese Idee hervorbringen. Das willkürlichste Zeichen ist ihm im Handumdrehen ein nothwendiges geworden. Weil er ein Deutscher ist, so verbinden sich für ihn mit den Worten Lust und Leid wie von selbst die entsprechenden Begriffe. Darum sind für ihn Lust und Leid natürlich nothwendige Zeichen von dem, was sie in uns Deutschen als entsprechenden Begriff wachrufen. Weil sodann in Lust und Leid das **ei** und **u** durch den Anlaut **l** zunächst zur Bezeichnung dieser Begriffe bestimmt werden, so erblickt der Meister in dem **l** das begriffsbestimmende Moment und nicht bloß das den Laut bestimmende. **U** und **ei** bleiben dann als Grundelemente aus der Gefühlssprache zurück. Freilich sind sie gerade hier in ihrer Tonempfindung nicht sehr zutreffend. Das dumpfe **u** wird nämlich durch den gemeinsamen Anlaut zur hellen Lust und das helle **ei** durch das stabreimende **l** zu dumpfem Leid gestimmt. Wir würden sagen, daß der gleiche Anlaut in dem Satze: „Liebe bringt Lust und Leid“, einen angenehmen Eindruck hervorbringt, d. h. daß er Gefallen erregt, mit einem Worte, daß er schön ist, während z. B. der gleich wahre Satz: „Liebe bringt Freude und Schmerz“, diese ästhetische Wirkung nicht hat. Wir würden ferner sagen, daß ein Dichter gut thun würde, die erstere Form zu wählen, weil er als Dichter auch die ästhetische Wirkung berücksichtigen muß. Für Wagner genügt das nicht. Er schreibt: „Der Sinn des stabgereimten Wurzelwortes, in welchem bereits die neu hinzugezogene Empfindung sich kundgibt, stellt sich, durch die unwillkürliche Macht des gleichen Klanges auf das sinnliche Gehör, an sich schon als ein Verwandtes heraus, als ein Gegensatz, der in der Gattung der Hauptempfindung mit inbegriffen ist, und als solcher nach

seiner generellen Verwandtschaft mit der zuerst ausgedrückten Empfindung durch das ergriffene Gehör dem Gefühle, und durch dieses endlich selbst dem Verstande mitgetheilt wird". (S. 248). — „Naht euch diesem herrlichen Sinne, ihr Dichter! Naht euch ihm aber als ganze Männer und mit vollem Vertrauen!" (S. 249.) Welch ein Gerede! Es verbirgt aber schlecht den schalen Sinn.

Noch einmal: bei Wagner verschwimmt der Unterschied zwischen ästhetischem und logischem Ausdrucksvermögen. Ja, noch mehr: bei Wagner sind Denken und Empfinden, sinnlicher Eindruck und geistige Vorstellung, Bild und Begriff ein- und dasselbe. Seine Philosophie, wenigstens in „Oper und Drama", ist eine materialistische. Das Kunstwerk der Zukunft steht nach den Ideen des Meisters mit beiden Füßen auf dem Gebiete des Materialismus. Das ist der Meisterbrief seines Ursprunges, wenn es auch späterhin das Zeugniß der Reife erhalten hat für Schopenhauer'schen Pessimismus. Zwischen Materialismus und Pessimismus liegt immerhin nicht die ganze Welt.

Ehe wir unsere Beleuchtung von „Oper und Drama" ganz abschließen, müssen wir aber noch einen Punkt besprechen, den wir oben schon berührt, jedoch des besseren Zusammenhanges halber nicht weiter verfolgt haben. Die Wagner'sche Oper, soweit sie die Verwirklichung des Kunstwerkes der Zukunft vorstellt, entbehrt eigentlicher, entwickelter Chorsätze. Sie hat mehrstimmige Sätze von größerem oder geringerem Umfang — gewöhnlich von geringerem; aber der große Chor findet in ihr keine Anwendung. Daß es dem Meister auch für diese Form seiner Kunst an schaffender Kraft nicht gebrach, beweisen seine früheren Werke mehr als zur Genüge. Es mußten also theoretische Gründe ihn bestimmt haben, sich dieses Kunstmittels zu begeben. So ist es in der That. In „Oper und Drama" gibt uns der Meister seine leitenden Ideen sogar mit einer gewissen Klarheit zu verstehen, und gewinnt gerade durch letztere bei ihm seltene Eigenschaft eine gewisse Voreingenommenheit für seine Sache. Mehr als sonst scheint er für den ersten Augenblick hier in seinem Rechte zu sein und mit überraschender Consequenz zu verfahren. Doch bei näherer Erwägung zeigt sich die Theorie nur seinen Lieblings- und Sonder-Ideen auf den Leib geschnitten, ebenso unhaltbar, als in anderen Punkten. Im Drama der Zukunft soll nämlich nach Versicherung seines Meisters nirgends Raum sein zur Aufstellung von Individualitäten von so untergeordneter Beziehung, daß sie zum Zwecke polyphonischer Wahrnehmbarmachung der Harmonie durch nur musikalisch symphonirende

Theilnahme an der Melodie der Hauptperson verwendet werden könnten. Jeder Theilnehmer an der Handlung muß auf dieselbe entscheidenden Einfluß äußern, was er nicht vermag, wenn er zur bloß harmonischen Rechtfertigung der Melodie einer anderen Person zu dienen hat (S. 280).

Was den ersten Satz betrifft, so ist er ganz richtig, aber sicherlich nicht neu. Eigentlich hat — mutatis mutandis — schon Aristoteles dasselbe gesagt. Allerdings müssen diese immer anerkannten Grundsätze für Einführung und Verwendung von Individualitäten in der Oper eine gewisse Milderung finden. Ihr Zweck ist eben schließlich doch in erster Reihe die Ermöglichung musikalischer Formen. Freilich dagegen protestirt Wagner. Er will keine Oper, sondern ein Musikdrama. „Aber was er auch sagen mag, seine Dichtungen sind am Ende doch Opern, in welchen der Text, so gut und schön, so neu und poetisch er auch ist, der Musik untergeordnet ist.“ So schreibt Heinrich Kurz in seiner Geschichte der neuesten deutschen Literatur (S. 586). Gewiß mit Recht. Doch gesetzt auch, die ästhetischen Gesetze der Oper forderten dieselbe strenge Motivirung der Einführung von Individualitäten, so folgt daraus noch lange nicht, daß die Oper auf den Chor aus ästhetischen Gründen von vornherein so viel als verzichten müsse. Es folgt daraus einzig nur die unerläßliche Forderung an den Dichter, in der Wahl und Anordnung seines Stoffes, im ganzen Aufbau der dramatischen Handlung dafür zu sorgen, daß sich im Libretto dem Componisten Stellen darbieten, wo eine größere Anzahl von Personen, wie sie die Aufführung von Chören fordert, wenigstens als moralische Individualität sympathisch in die Handlung eingeführt wird. Ja, in ganz logischer Entwicklung würde sich diese Forderung an die dichterische Absicht, wie Wagner sagen würde, sogar dahin steigern lassen, daß der Operndichter sich ein Gesetz daraus machen müsse, gerade da solche Momente einführen zu können, wo die Musik naturgemäß nach Steigerung ihres Vermögens verlangt und von selbst nach ihren wirksamsten Formen greift, z. B. am Schlusse der einzelnen Acte[1].

---

[1] Mochte es Wagner entgangen sein, daß die Mozart'sche Oper im Allgemeinen in größeren Chorsätzen auch etwas karg gehalten ist? Er hat wahrscheinlich auch nicht übersehen, daß die Abstinenz, welche Mozart sich offenbar auferlegte, einen sehr praktischen Grund hatte in den seinerzeit noch sehr beschränkten Chorkräften des Opernpersonals. Überhaupt drängte sich dem Schreiber schon mehr als einmal die Frage auf: Was hätten Gluck und Mozart mit den Mitteln Wagners gethan? Gluck wollte Klopstocks Hermannsschlacht componiren, worum ihn der Dichter selbst gebeten hatte. Er wollte dazu ein eigenes Orchester zusammensetzen, besonders mit neu construirten

Die Finalen, wie die Oper vor Eintritt der Zukunftsmusik sie in Regel und Brauch hatte, sind nicht so unmotivirt und ungereimt, wie Wagner sie hinstellt. Er selbst hat solche Sätze geliefert von einer dramatischen und musikalischen Vollendung, welche schwer ihres Gleichen finden werden. Der Meister des „Lohengrin“ muß schlechterdings sein Werk verläugnen, wenn er die Behauptung gelten lassen will, daß die zur Polyphonie erforderliche größere Anzahl von Personen in die Scene einzig nur durch musikalisch symphonirende Theilnahme an der Melodie der Hauptperson eingeführt werden könne. Da urtheilt Ambros doch völlig anders, wenn er vom ersten Lohengrin-Finale schreibt: „Man mag zusehen, ob man, was echt dramatische Wirkung betrifft, sehr viele Seitenstücke dazu finden wird.“

Die weitere Behauptung Wagners, jeder Theilnehmer an der Handlung müsse auf dieselbe entscheidenden Einfluß äußern, wird gleichfalls aus seinen eigenen Werken widerlegt. Wenn der junge Hirtenknabe nach dem großen Scenenwechsel im ersten Acte des „Tannhäuser“ sein allerliebstes Hirtenliedchen singt, das auf die Schwüle der vorigen Scene wie Frühlingsluft anmuthet, dann äußert er doch wahrhaftig keinen entscheidenden Einfluß auf die Handlung. Sie könnte auch ohne ihn und sein Lied ihren Gang nehmen. Ebenso viel und ebenso wenig entscheidenden Einfluß auf die Handlung übt der famose Nachtwächter in den „Meistersingern“. Wer erinnert sich nicht an den hochdramatischen Eindruck in „Wallensteins Tod“, wo der Kammerdiener die herabgefallene Kette seinem Herrn zeigt und sagt:

Die goldene Kette ist entzwei gesprungen.

Nach Wagner ist die Sache ganz ungeschickt; denn der Kammerdiener übt doch, wenn er seinem Herrn Ringkragen und Feldbinde abnimmt, keinen entscheidenden Einfluß auf die Handlung.

Aber Wagner hat noch weitere Gründe gegen den Chor. „Eine

Hörnern. Noch 1783 hatte er zu dem preußischen Hofkapellmeister Reichardt gesagt, er müsse noch ein neues Instrument erfinden. Dasselbe soll er auch Klopstock selbst erklärt haben. Gluck hat nicht nur in seinen Bestrebungen für die Oper, sondern auch in den Schicksalen dieser Bestrebungen manche Ähnlichkeit mit Wagner. Dr. Burney bemerkt z. B.: „Das Urtheil des gegen fremdes Verdienst nicht selten unduldsamen Händl war nach Anhörung dieser Oper (La Caduta de' Giganti) allzu strenge und unfein.“ — Herr v. Hagen hätte also einen Beweis, daß Wagner wenigstens Gluck und Händl in einer Person war. Gluck hatte den Engländern zuliebe zu den Chören der Oper Posaunen gesetzt. Wagner hätte gewiß von ihnen verlangt, sie müßten Werk und Meister auch ohne Posaunen hochschätzen.

Masse," sagt er, „kann uns nie interessiren, sondern bloß verblüffen: nur genau unterscheidbare Individualitäten können unsere Theilnahme fesseln" (S. 280). Diese Behauptung könnte nun zunächst nicht „geradezu als demokratisch" bezeichnet werden, wie die Pelzrock-Revue aus des Meisters venetianischen Morgenstunden. Seine ästhetische Richtigkeit aber hat der Satz. Nur ist es schade, daß er nicht zur Sache paßt; denn der Chor ist nicht nothwendig als eine Masse zu denken. Er kann im dramatischen Gefüge entweder als eine (moralische) Person auftreten oder sich hier auch in mehrere, physische oder moralische Persönlichkeiten auflösen. Auch musikalisch ist der Chor keine Masse. Eine Anzahl in Rede oder Gesang sich äußernder Menschen stellt nie eine Masse dar, es sei denn nach dem Maße der materialistischen Ideen R. Wagners. Der Chor löst sich sodann in das Stimmengefüge auf, was wiederum dem Eindrucke des Massenhaften widerspricht. Wagner selbst behandelt überdieß die formelle Seite seiner Chorsätze mit solchem Geschick, daß eine eigentliche Polyphonie den Eindruck des Festen und Gebundenen völlig aufhebt [1].

Noch einmal: wie konnte der Meister, welcher den „Lohengrin" schuf, ein paar Jahre später schreiben: „Selbst der bisher in der Oper verwendete Chor wird nach der Bedeutung, die ihm in den noch günstigsten Fällen dort beigelegt ward, in unserem Drama zu verschwinden haben; auch er ist nur von lebendig überzeugender Wirkung im Drama, wenn ihm die bloß massenhafte Kundgebung vollständig benommen wird"? (S. 280.) Nebenbei bemerkt, paßt auch der zweite Theil dieses Satzes zum ersten wieder einmal wie eine Faust auf's Auge. Er beweist sogar gerade das Gegentheil von diesem. Denn wenn der Chor im Drama von lebendig überzeugender Wirkung werden kann, so muß er im vollkommenen Kunstwerk der Zukunft beibehalten werden. Es ist nur gewissenhaft Sorge zu tragen, daß dem Chore die bloß massenhafte Kundgebung vollständig benommen wird. Auch läßt sich Alles, was Wagner gegen den Chor vorbringt, mit geringer Einschränkung ebenso gut gegen einen mehrstimmigen Satz für die Hauptpersonen der Handlung sagen.

---

[1] Wagner leistet in seinen Chören unbedingt ganz und gar, was er von einem Componisten fordert: er solle „auch im harmonischen Zusammenklange die Individualität des Betheiligten in bestimmter, wiederum melodischer Kundgebung sich geltend machen lassen" (S. 282). Deßungeachtet schreibt er an derselben Stelle, der Chor sei nicht dazu verwendbar. Das sind Verse, die sich der Meister macht auf seine Art und die freilich nur mit Stäben und Stecken sich reimen lassen.

Der Meister hat auch hier in „Tannhäuser", „Lohengrin" und „Meistersinger" gezeigt, was er Herrliches zu leisten und zu bieten vermochte. Aber solche Genüsse darf das Kunstwerk der Zukunft nicht mehr bieten. Dafür steht es auf der Höhe *seiner* Kunsttheorie, wenn *eine* Stimme in endloser Melodie stabgereimte Verse eine halbe Stunde lang herabsingt, um sich von den Leitmotiven des Orchesters im buntesten Wechsel der Instrumente umgaukeln zu lassen. Das nennt dann Wagner Charakterisirung der Melodie, wie sie der symphonirenden Vocalmasse durchaus verwehrt war (S. 282). Und doch muß gerade dieser Idee des Meisters die mächtig wirkende, prachtvolle Kunstform des großen Chorsatzes in der Zukunftsmusik zum Opfer fallen. „Der Standpunkt unserer selbständig entwickelten musikalischen Kunst führt ihm (dem Tondichter) auch das unermeßlich fähige Organ zur Wahrnehmbarung der Harmonie zu, das, neben der Befriedigung des reinen Bedürfnisses, zugleich in sich das Vermögen einer Charakterisirung der Melodie besitzt, wie es der symphonirenden Vocalmasse durchaus verwehrt war, und dieß Organ ist eben das Orchester" (S. 282). Es ist der alte Irrthum, dem sich Wagner nie entwinden kann. Daß das Orchester in gewissen Beziehungen reicher ist an rein künstlerischer Ausdrucksfähigkeit, als ein Vocal-Chor, kann, doch mit großer Reserve, zugestanden werden. Daraus eine höhere logische Ausdrucksfähigkeit zu folgern, vermag nur eine Begriffsconfusion à la Wagner. Der Mensch ist gegenüber den Menschen stets ausdrucksfähiger, als jedes andere Mittel „dichterischer Absicht". Der Chor singt Worte, und das Wort ist und bleibt der eigentlichste, bündigste und klarste Träger des Gedankens und auch der Gefühle, wenn man diesem Worte seinen vernünftigen Sinn läßt. Dafür ist aber der Kunstphilosophie der Zukunft das Verständniß verloren gegangen, oder, wie der Meister sagen würde: ihr Gesicht hat dafür kein empfängliches Ohr.

Es ist ein wunderliches Verwechseln und Verwirren, was Wagner zu *seinem* Resultate führt. Erst paßt ihm der Opern-Chor nicht in die Scene, weil er nicht genügend dramatisch eingreifen kann. Darum wird an seine Stelle durch eine Gedanken-Escamotage der sonderlichsten Art das Orchester gesetzt, welches doch von der Handlung von vornherein ausgeschlossen ist und in scharfsinniger Symbolik dieser seiner Stellung im Bayreuther Zukunfts-Kunsttempel in ahnungsvoller Tiefe verschwindet. Mit anderen Worten: der Opern-Chor paßt nicht in's Musikdrama, weil er zu musikalisch ist; darum tritt für ihn das rein musikalische Orchester ein. Zuletzt muß aber dieses Orchester doch wieder zum Chore sich um-

setzen, um als antiker Chor sogar den „idealisirten Zuschauer“ vorzustellen.

Nicht was die klare Idee zu geben vermag, sondern was die Ahnung erregt, wird zum vorzüglichsten Ausdrucksmittel des Wagnerschen Kunstwerkes. Nicht der Gedanke, sondern das Gefühl; nicht das Bewußte, sondern das Unbewußte; nicht das Vernünftige, sondern das Sinnige; nicht das Geistige, sondern das Sinnliche, um nicht mehr zu sagen, sind sein Anfang und sein Ende, seine Kraft und sein Zweck, sein Werden und sein Wirken. Die Kunstphilosophie des Kunstwerkes der Zukunft in „Oper und Drama“ findet, geleitet von der Unklarheit und Leidenschaftlichkeit, getrieben von der titanenartigen Gestaltungsgewalt Wagners, richtig ihren Weg von Feuerbach zu Schopenhauer. Insofern hat Herr Dr. v. Hausegger Recht, wenn er (S. 5) in einem orakelhaften Tone declamirt: „Wagners Consequenz ist die einer fruchtbaren organischen Entwicklung, die zu ihren Resultaten gelangt, wie sie nicht anders kann.“

Einem natürlichen Drange folgend, hatte einst der Knabe Richard für die Musik sich entschieden. Die Sache war getroffen; denn Wagner war Musiker von Natur aus. Wieder von dem nämlichen Drange getrieben, greift der Jüngling Richard nach tiefgreifenden Verirrungen des praktischen Lebens zur Musik zurück. Die Sache war wieder getroffen; aber der Quell, der nun sprudeln sollte, hatte seine „Reine“ verloren. Mitten in der Noth des Lebens greift auch der Mann zur Kunst; aber die Bitterkeit des Kampfes um's Dasein vergällt ihm die Freude am Schaffen. In ihm, dem nie geklärten Genie, ist der Drang nach besserer Existenz vom Schaffensdrang des Künstlers durchsetzt. „Der fliegende Holländer“ — „das bleiche Phantom in düsterer Nacht“ — der erste Stein vom Zukunfts-Kunstwerke, ist auch der Ausdruck dieser in Dichternoth umgesetzten Lebensnoth des Meisters. Aus den Ruinen einer ungebändigten und entweihten Jugend und in der Nacht getäuschter Hoffnungen und zu hoch gespannter Ansprüche taucht diesem so begabten Genius das Gespenst des Pessimismus auf und verfolgt ihn durch sein ganzes Leben. Der klare, warme Sonnenblick seiner Dresdener Wirksamkeit drängt diese Geistesrichtung Wagners allerdings für eine kurze Zeit zurück. Es ist diese Zeit der Lenz seines Schaffens, dem „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ ihr Dasein, die „Meistersinger“ und „Siegfried“ noch ihre Frische verdanken, der im „Parsifal“ fast einen wonnigen Herbst zur Nachfeier gefunden hätte, wenn nicht die versengende Gluth eines

eigenthümlichen Sommers auch Laub und Frucht hätte welken lassen. Dresden bot Wagner nicht Alles, was sein stets unbefriedigter Geist wollte. Das Publikum verstand ihn, so meinte er, ungenügend; die Kritik verfolgte ihn aus purem Neid und Hasse; der Hof hörte nicht auf seine Reformvorschläge oder säumte, sie unbedingt auszuführen. Das reizte seinen Widerspruch. Sein Pessimismus wird wieder wach. Jetzt setzt sich ihm die Künstlernoth in politische Noth um. Wagner wird ein Rienzi von 1848. Die Thatsachen haben ihre Folgen. Zum Phantom von künstlerischer Noth tritt die Wirklichkeit finanzieller Noth. Da muß sich der gepreßte Unmuth, die grenzenlose Unzufriedenheit Luft machen. Wagner ist Künstler, und nur auf den Wegen und dem Boden der Kunst kann er stehen und gehen. Da macht sich nun auch sein Pessimismus Luft. Erst wird die Kunst an die Revolution gewiesen. Neues will Wagner schaffen. Aber Neues findet erst Platz, wenn alles Alte umgestürzt in Trümmern liegt — „Revolution und Kunst“. Doch neu soll die Sache nicht bloß sein, sondern neu auch alles Andere machen — „Das Kunstwerk der Zukunft“. Aber in einem Geist, wie er Wagner eigen war, muß die Idee Gestalt gewinnen. „Oper und Drama“ ist das Streben und Ringen darnach. Feuerbachs Philosophie, die, zwar mit dem Kant'schen Idealismus brechend, den richtigen Boden verfehlt und in den bodenlosen Materialismus fällt, erscheint dem Pessimisten als der richtige Stern. Das Chaos seiner Gedanken, Vorstellungen, Erwartungen und Bestrebungen wird nach Feuerbach im Grunde zurechtgelegt. Die Hitze des Gährungsprocesses, gesteigert durch die Gluth schon vorhandener Leidenschaften, bilden den Sommer des Wagner'schen sinnig-sinnlichen Schaffens. Die erste Frucht, welche durch diese Schwüle gezeitigt wurde, ist uns in „Oper und Drama“ gegeben. Die weiteren Früchte gehören wieder der eigentlichen Kunstübung an. Die erste Frucht, so sagt er selbst, brachte er nur mit Widerwillen zum öffentlichen Markte, und der Preis, den sie ihm brachte, war immerhin gering. Anders zeitigten ihm die späteren Früchte, doch nicht allein im schwülen Drange dichterischer Noth, sondern auch im sommerlichen Reiche königlicher Gnade.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Die moderne Forschung unter dem Joche der scholastischen Philosophie?

(Fortsetzung.)

Philosophischer Speculationsgeist und echter positiver Forschersinn hatten sich in Aristoteles mit seltener Harmonie verbunden, beide herrlich in ihrer Anlage, in ihrer Bethätigung und in ihren Erfolgen. Diese einfache, unbestreitbare Thatsache suchten wir das letzte Mal in aller Kürze Jenen vorzuhalten, welche beides für unvereinbar ausgeben. Es bleibt noch die andere, weniger einleuchtende Behauptung zu begründen, welche gerade in dieser glücklichen Vereinigung die Ursache erblickt, weßhalb beide wissenschaftliche Bestrebungen so bewunderungswürdige Früchte trugen. Richten wir unser Augenmerk zunächst auf den günstigen Einfluß der philosophischen Studien auf die Forschungsarbeit des Stagiriten.

Philosophische Studien waren es gewesen, welche in Aristoteles jenen unbegrenzten, geläuterten Wissenstrieb weckten, der, die Erkenntniß der Wahrheit ihrer selbst wegen über Alles stellend, die Wahrheit in ihrer vollkommensten Form, in ihrer Alles umfassenden Weite, in ihrer Alles durchdringenden Tiefe mit ganzer Seele zu erfassen suchte. An vielen Stellen seiner Schriften spricht er seine Hochschätzung für diese höchste Erkenntniß alles Wahren deutlich aus. Noch deutlicher aber verräth er seine Begeisterung für dieselbe durch den warmen Ton, mit dem er von Wissen und Wissenschaft zu sprechen pflegt. Sonst immer ernst und nüchtern, stets bemüht, Alles mit gleichmäßiger, affectloser Ruhe, rein sachlich auseinanderzusetzen, bemächtigt sich seiner dort, wo es sich um die Werthschätzung des Wissens überhaupt oder einzelner wissenschaftlicher Disciplinen handelt, plötzlich eine affectvolle Erregung, was um so gewaltiger wirkt, je seltener solche Ausbrüche der Theilnahme des Gemüthes bei ihm vorkommen [1].

---

[1] Man vergleiche z. B. Metaphysik, Buch 1, Kap. 2: Von den Theilen der Thiere, n. 645 a. 7; Ethik, Buch 10, Kap. 7 u. 8. — R. Eucken, Die Methode der aristotelischen Forschung, S. 39.

Ohne Zweifel hat er die erste Anregung zur begeisterten wissenschaftlichen Forschung seinem großen Lehrer, dem „göttlichen" Platon, zu danken. Indessen, hätte er die „philosophische Poesie" seines Meisters nicht durch selbsteigene, männlich ernste Verstandes- und Vernunftphilosophie zu überwinden verstanden, so würde ihn auch die feurigste Begeisterung für das Ringen nach Wahrheit von der realen, wirklichen Wahrheit ebenso ferne gelassen haben, wie jenen; er würde dann die griechische Philosophie nicht auf den Gipfel ihrer Entwicklung gebracht und noch viel weniger durch die Philosophie allen Zweigen der positiven Forschung jenen Vortheil gebracht haben, welchen er ihnen thatsächlich bereitet hat. Gewiß steht auch Platon als großer, genialer, scharfsinniger Philosoph für alle Zeit ehrwürdig da, bewundernswerth wegen des Schwunges und der Tiefe seiner Gedanken; von seiner reichen Phantasie und einer gewissen Überschätzung des Idealen irregeleitet, wandelte der Philosoph aber zu viel auf den Wegen des Dichters, während bei Aristoteles umgekehrt die Richtung auf das Reale, ruhige Überlegung, nüchternes Berechnen und ernstes Abwägen so sehr die Oberhand gewonnen, daß dem „baumeisterlichen Philosophen", „hätte er auch künstlerische Begabung gleich Platon gehabt, sein wissenschaftlicher Grundtrieb nicht Zeit gelassen haben würde, dieselbe zu entwickeln" [1]. — Hatte Platon den Erdboden für zu gemein betrachtet, um auf demselben zu fußen, schwebte er lieber auf sonnenverklärten Wolken einher durch das Reich der Lüfte, dabei die Verbindung mit der faßbaren Welt unter und über sich verlierend: so klammerte sich Aristoteles gerade umgekehrt fest an die derbe Erdenscholle, hielt er jedes ihrer Theilchen für kostbar genug, um ihm die eingehendste Betrachtung und Untersuchung zu widmen; verließ er auch dann den festen Boden nicht, wenn er sein helles Auge in die außerirdischen Regionen schweifen ließ, erspähte er vom Sichtbaren aus das Unsichtbare, wußte er in kühnem Ringen das Reich der geistigen, idealen Wahrheiten zu erobern, ohne von der greifbaren realen Welt das Mindeste preiszugeben. Ja gerade durch die allseitige Bemeisterung der letzteren machte er sich zum Herrn der ersteren. Er war bestrebt, vor Allem die Sinne wieder in ihr angestammtes Recht einzusetzen, lehrte sie richtig anwenden und das durch sie dem Geiste Zugetragene in richtigem Denken erfolgreich verarbeiten. Wegen der hohen Bedeutung dieses Punktes

---

[1] Vgl. C. A. Brandis, Geschichte der Entwicklungen der griechischen Philosophie, 1862, 1. Hälfte, S. 387. — Dr. E. Zeller, Die Philosophie der Griechen (3. Aufl. 1879), II. 2. S. 797.

für unsere späteren Erörterungen müssen wir etwas genauer auf ihn eingehen.

Im Gegensatze zu seinem Lehrer erklärt Aristoteles gerade die Thatsachen der sinnlichen Wahrnehmung für das Sicherste und Unmittelbarste im Erkennen. In seinen Augen ist deßhalb die Prätension derer, welche für dieselben noch weitere Beweise fordern, gerade so unvernünftig, wie die Gleichgiltigkeit derjenigen, die kein Bedenken tragen, mit den Erfahrungsthatsachen in Widerspruch zu gerathen[1]. Die möglichst genaue und weiteste Erfassung des Thatsächlichen durch die unmittelbare Erfahrung ist für ihn darum auch das erste and angelegentlichste Bemühen im Streben nach Wahrheit. Auf der anderen Seite hält er sich weit davon entfernt, durch Überschätzung des Thatsächlichen einem einseitigen, groben Empirismus sich zutreiben zu lassen. Denn die Erfahrungskenntnisse bezeichnen ihm so wenig die Grenzen des sicheren menschlichen Wissens, daß sie vielmehr nur die Eingangsthore zu demselben darstellen. Ja, sie sind ihm noch nicht einmal der Inbegriff der Erfahrungswissenschaft. Jede Wissenschaft, auch über Erfahrungsgegenstände, liegt nach ihm immer auf rein geistigem, idealem Gebiete, und dieses um so mehr, einen je höheren Grad der Wissenschaftlichkeit sie besitzt. Die Erfahrung hat es mit dem Besonderen zu thun, die Wissenschaft mit dem Allgemeinen; die Erfahrung sucht die einzelne Erscheinung als Ganzes und in ihren Theilen möglichst genau zu erfassen, die Wissenschaft strebt nach der Erklärung der einzelnen Erscheinungen und der Gesammtheit der Erscheinung aus inneren, nicht sinnlich wahrnehmbaren Gründen.

Für Aristoteles ist nun aber das Allgemeine nicht, wie für Platon, etwas vom Besonderen völlig Losgelöstes; nein, er sieht das Allgemeine in dem Besonderen verkörpert und verwirklicht und läßt dasselbe nur insoweit gelten, als es aus diesem erkannt werden kann. Für Aristoteles liegt dann auch der Grund der Erscheinungen in den Dingen selbst, in ihrem Wesen, das wir zwar nicht direct wahrnehmen können, dessen Begriff wir aber aus der directen Erfahrung ableiten. So knüpft er also wiederum das ideale Gebiet der verallgemeinernden und erklärenden Wissenschaft überall an das Gebiet der besonderen Erfahrungsthatsachen.

Die empirischen Thatsachen bilden somit nicht nur die Grundlage und den Ausgangspunkt für seine Speculation, sie sind auch deren Maßstab und Prüfstein. Hebt er sich auch auf den Stufen der Induction,

---

[1] Physica 254, a. 30.

vom Besonderen immer mehr und mehr zum Allgemeinen aufstrebend, in die höchsten Höhen idealer Abstraction, so verliert er dabei doch das besondere Thatsächliche keinen Augenblick aus dem Auge. Nachdem er an der Hand der Erfahrung zu allgemeinen Begriffen, Wahrheiten und Principien aufgestiegen, sucht er, auf analytischem Wege wieder niedersteigend, den Werth des Allgemeinen durch Anwendung auf das Besondere zu prüfen. Die allgemeinen Sätze gewinnen für ihn erst Bedeutung, wenn und soweit sie in dem Gebiete des Besonderen ihre Verwirklichung finden [1]. — Diese Überzeugung von der Wichtigkeit der besonderen Erfahrungsthatsachen schwebte ihm bei allen Studien vor, und er wird nicht müde, bei den verschiedensten Gelegenheiten in seinen Schriften mit Nachdruck hierauf immer wieder aufmerksam zu machen. „Wir dürfen," sagt er in der Schrift von der Bewegung der Thiere (I. 698), „ein allgemeines Princip nicht ausschließlich aus dem Verstande (τῷ λόγῳ) nehmen, sondern müssen seine Anwendbarkeit bei jeder Thatsache prüfen; denn bei Thatsachen müssen wir nach allgemeinen Principien suchen, und diese müssen immer mit den Thatsachen übereinstimmen." Und in der Physik (VIII. 3. 253, 33): „Eine Schwäche des Denkens ist es, Vernunftschlüsse zu machen ohne die Unterlage der positiven Erfahrung." [2]

Aus diesen kurzen Andeutungen über die reale Richtung der philosophischen Speculation ergibt sich erstens, wie grundlos und falsch die Anschuldigung ist, Aristoteles habe seine „philosophischen Dogmen" überall in die Naturforschung hineingetragen. Nichts widerstrebte seinen Grundsätzen so diametral, als das Bestreben, die Empirie nach aprioristischen Schablonen zuzuschneiden und umzumodeln. — Aus obigen Andeutungen über den Charakter der aristotelischen Speculation ergibt sich zweitens wie von selbst der mächtige Impuls, welchen sie seiner Naturforschung geben mußte und auch gegeben hat. — Wohl war für ihn die ideale Erfassung der Wahrheit das Höchste, was er anstrebte; wohl war es die Erkenntniß der durch die sichtbare Welt geoffenbarten Wahrheit in ihrer höchsten Allgemeinheit und aus den höchsten Erklärungsgründen, auf die er in letzter Instanz abzielte, welche er allein ihrer selbst wegen zu erlangen trachtete und welcher er die übrigen Erkenntnisse dienstbar machte; wegen der innigen thatsächlichen Beziehung jedoch, die er zwischen

[1] De anima, I. 1. 402, b. 21, und de Coelo, I. 3. 270, b. 4.

[2] Vgl. auch de Generatione et Corruptione, I. 2. 316, 8; Ethica, II. 3. 1105, b. 13, und II. 2. 1104, 13; de partibus Animalium, III. 4.

der exacten Empirie und der idealen Naturerkenntniß klar erkannt hatte, wurde sein mächtiger Drang nach letzterer auch zur kräftigen Triebfeder für die erstere. So begnügte er sich keineswegs damit, die Empirie als nothwendige Vorbedingung hochzuschätzen, sie für die Philosophie höchst wichtig, ja nothwendig zu halten: er fühlte sich gedrängt und getrieben, die Empirie in ausgedehntestem Maße auch so zu üben, wie wir dieses im Früheren hervorgehoben haben. Wir sehen somit in Aristoteles nicht bloße Empirie und Speculation zufällig in glücklicher Verbindung beisammen, sondern er ist Empiriker, weil Philosoph. Der Eifer, mit welchem er der Empirie thatsächlich obgelegen, die Ausdehnung, die er ihr gegeben, liefern uns einen Maßstab für den Ernst und die Begeisterung, mit welchen er an der möglichsten Verwirklichung seiner philosophischen Ziele arbeitete.

Weil Aristoteles die Naturforschung nicht ihrer selbst wegen, sondern nur im Hinblick auf die Philosophie hegte und pflegte, beschränkte er sodann seine Forschung nicht auf einen bestimmten engen Kreis von Naturgegenständen und Naturerscheinungen; er wandte sie allen ohne Ausnahme zu. Ja, er dehnte seine Empirie weit über das Gebiet der eigentlichen Naturforschung hinaus auf das ethische, geschichtliche Gebiet und alle anderen Wissensgebiete aus. Die Universalität des treibenden Motives bewirkte eine entsprechende Universalität der Forschung bezüglich der Ausdehnung sowohl als auch der Mittel, die er gebrauchte. Nichts ist seiner Forschung zu unbedeutend, nichts zu klein und unansehnlich. Die winzigen Holz- und Käsemilben, die Maden der Läuse und die Eingeweidewürmer der Fische fordern seine Beobachtung ebenso heraus, wie die mehr in die Augen springenden Thiere. Um zu bestimmten, klaren Resultaten zu kommen, verschmäht er keinen Weg und läßt sich durch keine Schwierigkeiten der Beobachtung abschrecken. Er beobachtet die Thiere im Freien und hält sie gefangen, wenn letzteres zur Erkenntniß gewisser Eigenheiten dienlich ist[1]. Er secirt Todtes und Lebendiges[2]. Der Schwierigkeit, den Verlauf der Aderverzweigungen genau zu verfolgen, sucht er dadurch zu begegnen, daß er die Beobachtung an abgemagerten und dann erstickten Thieren vornehmen lehrte. Um die einzelnen Naturgegenstände zu jeder Zeit vergleichen zu können, legte er sich reichhaltige naturhistorische Sammlungen an[3]. Welch staunenswerthe Mühe gab er sich dann nicht,

---

[1] Vgl. Historia animalium, 580, b. 10.

[2] Vgl. De anima, 413, b. 16.

[3] Vgl. Brandis a. a. O. S. 391.

um über die Fortpflanzungsweise und Entwicklung der verschiedenen Thierarten in's Klare zu kommen![1] Er hält es nicht unter seiner Würde, von Fischern über die Lebensweise und das Vorkommen von Meeresthieren sich belehren zu lassen, bei Opferpriestern über die innere Lage der Thierorgane sich zu erkundigen. Eifrigst bemüht, alle von Anderen vor ihm gemachten Erfahrungen so vollkommen als thunlich zu sammeln, sich anzueignen und darauf weiterzubauen, stellte er in seiner großen Privatbibliothek, welche den Ptolemäus zur Gründung der alexandrinischen Weltbibliothek veranlaßt haben soll[2], die wissenschaftlichen Schriften Anderer zur bequemen Benützung zusammen. Gewiß beredte Zeugnisse für den mächtigen Impuls, den die philosophischen Studien Aristoteles gegeben. In wie hohem Grade sie ihn vorzugsweise auf das Positive hingedrängt haben, dürfte noch überraschender sich kundgeben, wenn wir die Ausdehnung der einzelnen Schriften des Aristoteles miteinander vergleichen. Seine „Physik" nimmt nämlich mehr als die Hälfte seiner als echt erwiesenen Schriften ein, während der Metaphysik nur ein Zehntel derselben gewidmet ist. Es wäre allerdings aus verschiedenen Gründen unzulässig, hiernach die Zeit und Mühe zu bemessen, welche er empirischen und philosophischen Forschungen zugewendet. Nichtsdestoweniger beweist die große Ausdehnung seiner naturwissenschaftlichen Schriften in jedem Falle, wie sehr ihm die positive Forschung am Herzen gelegen, wie sehr er sie selbständig betrieben, entwickelt und ausgebildet hat. — So mag denn der Stagirite immerhin mehr Philosoph als Naturforscher gewesen sein, er mag als Philosoph Größeres und Bleibenderes zu Stande gebracht haben, als in der exacten Empirie; dadurch wird die Bedeutung der Thatsache nicht beeinträchtigt, daß er gerade durch seine Philosophie auch zu den ausgedehntesten Leistungen in der positiven Forschung veranlaßt worden ist.

Die philosophische Speculation war jedoch für Aristoteles nicht nur die Triebfeder zu seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen, sie wurde ihm dabei auch hellleuchtender Leitstern. Denn sie war es, welche ihn die richtige Auswahl der anzustellenden Untersuchungen treffen ließ, sie eröffnete ihm bei jeder Untersuchung die maßgebenden Gesichtspunkte, sie leitete ihn bei der Erforschung des Einzelnen und lehrte ihn die hierbei gewonnenen Resultate für den Ausbau eines einheitlichen, allumfassenden, wissenschaftlichen Gebäudes verwerthen. Wieder überaus große Begün-

---

[1] Vgl. J. B. Meyer, Aristoteles' Thierkunde, S. 453.

[2] Vgl Brandis a. a. O. S. 391 und Dr. E. Zeller a. a. O. S. 32.

stigungen für die positive Forschung von Seiten der Philosophie, Begünstigungen, die unter den Verhältnissen, unter denen Aristoteles forschen mußte, eine viel höhere Bedeutung hatten, als heute, ja ihm unberechenbaren Vortheil brachten. Sehen wir dieses des Näheren.

Die Naturforschung auf so breiter Basis, wie der Stagirite sie sich ausgesteckt, war damals mit Schwierigkeiten verbunden, von denen sich heute wohl Wenige eine genügende Vorstellung machen. Wie wir früher (S. 56 u. 62) hervorgehoben, war Aristoteles der Erste, der die Naturforschung selbständig machte und ihr ein gesondertes Arbeitsfeld anwies. Als er selbst nun diesem Arbeitsfeld sich zuwendete, gab es natürlich nicht, wie heute, genau abgemessene Fächer der Specialforschung, die bald nach dem Gegenstand, bald nach der Methode, bald nach dem besonderen Zweck weiterhin mehrfach sich gliederten. Es gab keine bestimmte, mit den Gegenständen wechselnde Forschungsmethoden, welche, von einer vieljährigen Erfahrung genau ausgebildet, auf sichere, geebnete, kurze Arbeitswege hinwiesen; es fehlte die Kenntniß wohl erdachter Verhaltungsregeln, technischer Kunstgriffe, specifischer Hilfsmittel, welche wir von früheren Generationen überkommen. Aristoteles, als Naturforscher, stand vielmehr der ganzen sichtbaren Natur als einem wissenschaftlich ungeordneten Chaos gegenüber, ohne jede kundige Anleitung und Führung, ohne andere Hilfsmittel, als jene, welche damals auch jeder andere Privatmann für die gewöhnlichsten häuslichen Verrichtungen besaß. Besondere persönliche Neigung oder ein ganz besonderes praktisches Bedürfniß konnte freilich auch damals zu planmäßiger Erforschung einzelner Gegenstände anleiten und, wie die Geschichte lehrt, trotz der ungünstigen Zeitumstände gute Erfolge erzielen. War aber die Forschung, wie bei Aristoteles, auf alle Naturdinge gerichtet, so wäre sie nothwendig, planlos und blind von dem einen zum anderen irrend, nirgendwo zu einem Ziel und Ende gekommen. Nur dadurch ward es dem Stagiriten ermöglicht, seinen kühnen, unbeschränkten Forschungsplan ruhmreich durchzuführen, daß er im Lichte allgemeiner philosophischer Wahrheiten, zu denen seine hohe Intuitionsgabe schon aus einer oberflächlichen Betrachtung der Welt sich zu erschwingen wußte, die Pfade vorgezeichnet und hell erleuchtet fand. Weil ihm die positive Forschung nur ein Mittel sein sollte zur Feststellung und Klärung, zur Vertiefung und Erweiterung seiner Speculation, so wurden ihm die bereits gewonnenen speculativen Ideen die Veranlassung zu stets neuen Beobachtungen, wiesen sie ihn darauf hin, was zu prüfen sei und worauf die Prüfung jedesmal besonders zu achten habe, bestimmten sie, wie weit

jedesmal die Prüfung auszudehnen sei. Die Philosophie leitete ihn auf solche Weise an, die Einzelheiten der unbelebten Stoffwelt, des Pflanzen- und Thierreiches und des Menschen möglichst genau zu beobachten, um durch die genauen Erfahrungskenntnisse am Einzelnen dem forschenden Geiste einen möglichst sicheren, klaren und weitdringenden Einblick in's Naturganze zu eröffnen. Sie wies ihn an, das Besondere in allen seinen sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungsformen und Wirkungsweisen genau zu beobachten, um dadurch dem Geiste den Weg zum Wesen der Dinge zu bahnen, um ihn aus dem Gleichartigen und Ungleichartigen der einzelnen Dinge die Stufenordnung im Ganzen feststellen zu lassen, um ihn die verborgenen Fäden aufgreifen zu lassen, welche die Naturgegenstände nach den verschiedensten Richtungen hin äußerlich und innerlich, im realen und idealen Gebiete verknüpfen — kurz, das eine große, klar erfaßte Endziel, einerseits die Welt als Ganzes in ihrer höchsten Einheit und weitesten Ausgliederung zu durchschauen und andererseits das Besondere und Einzelne in der Welt in seiner vielfachen simultanen und successiven Zusammenordnung zu begreifen, ertheilt seiner positiven Forschung nicht bloß belebenden Impuls, es regelt auch alle ihre Bewegungen und Regungen. So sehen wir denn überall Naturforschung und Speculation innig miteinander verwoben, die eine die andere befruchtend. Diesem Umstande ist es zu danken, daß dasjenige, was der Stagirite in der Naturwissenschaft aufgebaut, unsere Bewunderung nicht so fast wegen des kostbaren Materials herausfordert, als vielmehr wegen des weisen und wohlberechneten Vorgehens im Auf- und Ausbau.

Betrachten wir, um dieses an concreten Beispielen nachzuweisen, zunächst des Stagiriten Classification der Thierwelt. Obwohl seine zoologischen Schriften eine genauere Kenntniß von nur etwa 500 Thieren bekunden, obwohl er auch von diesen einen Theil bloß aus unzulänglichen Beschreibungen Anderer kannte, so gelang es ihm dennoch, von diesen wenigen Punkten aus ein so wohlgelungenes Classificationsnetz über das gesammte Thierreich zu werfen, daß es für alle spätere Zeit grundlegend geworden [1].

Alle Thiere werden erstlich neun obersten Gruppen (γένη μέγιστα) nach folgenden Merkmalen untergeordnet:

---

[1] J. B. Meyer gebührt das Verdienst, in seinem gediegenen Werke: „Aristoteles' Thierkunde" (1855), des Stagiriten Systematik endgiltig klargestellt zu haben. Auf dasselbe stützen sich auch die folgenden Erörterungen.

1. die blutführenden, lebendig gebärenden, behaarten, vierfüßigen Säugethiere;

2. die blutführenden, luftathmenden, lebendig gebärenden, fußlosen, im Wasser lebenden Wale;

3. die blutführenden, befiederten, fliegenden, zweifüßigen, eierlegenden Vögel;

4. die blutführenden, eierlegenden (oder ausnahmsweise auch lebendig gebärenden), vierfüßigen oder fußlosen pholidoten[1] Reptilien;

5. die blutführenden, eierlegenden oder lebendig gebärenden, beschuppten oder glatten, fußlosen, mit Kiemen athmenden, im Wasser lebenden Fische;

6. die blutlosen, vielfüßigen Kerbthiere, deren Körper keinen Gegensatz zwischen harten und weichen Theilen zeigt, sondern gleichmäßig fest ist (Insekten)[2];

7. die blutlosen, ohne ausgeprägte Sonderung fester und weicher Theile, aber doch noch mit einem analogen inneren Knochigen einerseits und im Übrigen mit einer zwischen Sehne und Fleisch liegenden Leibesbeschaffenheit ausgerüsteten, ihre Füße am Kopfe tragenden Weichthiere (die Cephalopoden);

8. die blutlosen, vielfüßigen Weichschalthiere, deren äußere hornige Körperbeschaffenheit das innere Weiche umschließt (Krustenthiere);

9. die blutlosen, fußlosen Schalthiere, deren Weiches von einer harten, brüchigen Schale umgeben ist (See-Igel, Schnecken und Muschelthiere).

Den Inhalt dieser obersten neun Gruppen zergliedert er dann wieder, durch weitere unterscheidende Merkmale die Grenzen enger ziehend, in kleinere Gruppen (γένη) und, soweit das Beobachtungsmaterial es ihm gestattet, diese wieder in kleinere und kleinere. — Sehen wir, wie dieß geschieht, an dem γένος μέγιστον der Fische. Aristoteles spaltet dasselbe zunächst in die zwei ganz natürlichen Gruppen der Knorpelfische und Grätenfische, charakterisirt aber beide Gruppen nicht allein durch das Vorhandensein eines knorpeligen oder knöchernen Skelettes, sondern, wie gewöhnlich, noch durch eine Reihe anderer systematischer und descriptiver Merkmale, so durch die

---

[1] Dieser aristotelische Ausdruck „φολιδωτόν“ hat den Philologen und Zoologen viel Kopfzerbrechens gemacht. Es bedeutet nicht „beschuppt“, sondern eine gewisse Unebenheit der Haut.

[2] Wenn Aristoteles alle Thiere in blutführende und blutlose eintheilt, so wollte er damit doch nicht zwei oberste Gattungsbegriffe bilden, welche die neun γένη μέγιστα noch einmal zusammenfassen sollten. Eine solche zwiespältige, auf negative Merkmale sich gründende Eintheilung hat er grundsätzlich vermieden. Diese Theilung in blutlose und blutführende deckt sich übrigens nicht nur mit unserer heutigen Eintheilung in Thiere mit und ohne Rückgrat, sondern es hat auch Aristoteles zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß bei sämmtlichen blutführenden Thieren der Rückgrat den Ausgangspunkt aller Knochen bilde (Zeller a. a. O. S. 522). — Es ist nicht ganz sicher, welche Stellung Aristoteles seiner obersten Gruppe der Insekten gegeben, da er sie je nach dem verschiedenen Gesichtspunkte, unter dem er sie betrachtete, bald auf eine sehr hohe, bald auf eine niedrige Stufe der Thierentwicklung setzte.

Unterschiede der Geburtszustände, der Gebärmutter, der Kiemenapparate, der Mundstellung, durch das Vorhandensein oder Fehlen der Schuppen. — Die Gruppe der Knorpelfische trennt er dann wieder in drei Gruppen: in diejenige der Haie, die der Rochen und in eine dritte, die ihm der eine Froschfisch oder Seeteufel repräsentirt[1]. Auf eine weitere Scheidung läßt er sich nicht ein; wohl aber führt er noch unterscheidende Merkmale an, die zwar wieder kleinere Gruppen zusammenfassen, denen er aber keinen systematischen Werth beilegt. In vielen Fällen genügen jedoch diese Angaben, die Arten zu erkennen, welche er dabei jedesmal im Auge hatte. — Auch aus der Gruppe der Grätenfische hebt er wieder kleinere Gruppen besonders heraus, so die der Thunfische, der Aale, der Meeräschen, die unserer Familie Serranus angehörigen Fische u. a. m. Er faßt dabei jedoch das in ganz verschiedener Beziehung Gleichartige zusammen, ohne es zu wagen, auf Grund seiner Kenntnisse die Gruppe der Grätenfische in gleichwerthige kleinere Gruppen zu spalten.

An der Seite unserer heutigen Thier-Classificationen nimmt sich das aristotelische Thiersystem allerdings „armselig" aus. Welchem vernünftigen Menschen sollte es aber auch einfallen, das Verdienst, das der Stagirite durch dasselbe sich erworben, auf Grund eines solchen Vergleiches zu taxiren? Die immensen Fortschritte unserer Erfahrungen ermöglichen es heute auch Geistern, die tief unter demjenigen des Aristoteles stehen, die Thiere weiter zu ordnen und die unterscheidenden Merkmale schärfer zu fassen. Um das Verdienst seiner Classifications-Arbeit gerecht zu beurtheilen, müssen wir uns in seine Zeit versetzen und auf die Mittel sehen, über die er verfügte; wir müssen erwägen, was Andere unter ähnlichen Verhältnissen geleistet haben. Dann erscheint sein Thiersystem als ein großartiges Werk, als ein ruhmvolles, für alle Zeiten giltiges Zeugniß von der Klarheit und Gesundheit der Unterscheidungsgabe des Urhebers. Nicht bloß unter seinen Zeitgenossen war Keiner, der Ähnliches zu Stande gebracht hätte; nein, auch später hinauf bis in's 18. Jahrhundert war Niemand, der es ihm hierin gleich gethan, obwohl im Laufe der Zeit die Vorbedingungen immer günstiger sich stellten. Der viel-

---

[1] Dieser Seeteufel hat ihm freilich übel mitgespielt. Obwohl wir aus seiner Beschreibung schließen müssen, daß er dieses sonderbare, 1⅓ m lange Geschöpf mit einem Kopfe, der einem Froschkopfe gleicht und die größere Hälfte des Thieres einnimmt, secirt hat, und wiewohl er dessen Nichtübereinstimmung mit den Knorpelfischen in mehreren Stücken klar hervorhebt, so ging ihm doch noch die Kenntniß anderer wichtiger Eigenheiten ab. Und dieses Letztere verleitete ihn, diesen Fisch eher zu den Knorpelfischen als zu den Grätenfischen, zu welchen er gehört, zu stellen. Immerhin hütete er sich wohl, ihn mit den anderen Knorpelfischen in eine Linie zu bringen, und setzte für diesen einen Fisch lieber eine eigene Unterabtheilung an.

gerühmte Plinius der Ältere theilt 400 Jahre später in seinen 37 Büchern der Naturgeschichte die Thiere in Land-, Wasser- und Luftthiere. Im Mittelalter zeichnen sich Thomas von Cantimpré, Albertus Magnus und Vincenz von Beauvais durch ihre zoologischen Kenntnisse vor ihren Zeitgenossen aus; dennoch wußten sie nichts Besseres zu thun, als von Plinius wieder auf Aristoteles zurückzugreifen, ohne ihn indessen zu erreichen; dasselbe gilt von den ihnen unmittelbar folgenden, für ihre Zeit ausgezeichneten Zoologen Gaza, Geßner, Aldrovandi, Johnstone. Um 1552 gab Edward Wotton durch bahnbrechende Arbeiten der Zoologie so sehr einen neuen Impuls, daß man von ihm her die zweite Periode dieser Wissenschaft datirt. Nichtsdestoweniger kommt auch er über die aristotelische Classification nicht hinaus. Nach ihm wollte ein Zoologe Namens Klein dieses natürliche System durch ein besseres, künstliches ersetzen. Und welches war dieses? Er theilte die Thiere ein zunächst in solche mit Beinen und solche ohne Beine, erstere dann wieder in zweibeinige, vierbeinige und mehrbeinige, letztere nach den Flossen, der Haut und Körperform. Ja noch mehr, selbst der große Systematiker Linné (1707—1778), der offenbar mit viel mehr positiven Kenntnissen ausgerüstet war, als Aristoteles, und dessen Genie und Thatkraft die dritte Glanzperiode der Zoologie wachrief, erreichte den Aristoteles nicht in dem, was scharfsinnige, gesunde Unterscheidung betrifft. Denn nach dem Urtheile der heutigen Fachzoologen steht sein künstliches Thiersystem an wissenschaftlichem Werth nicht unbedeutend unter demjenigen des Stagiriten. So scheidet er z. B. die Knorpelfische als schwimmende Amphibien von den Fischen aus, schreibt ihnen Lungen zu und rechnet trotzdem auch noch den Seeteufel oder Froschfisch zu ihnen. Erst in dem genialen Cuvier (1769—1832) erstand der Mann, der nicht bloß die zoologischen Schriften des Aristoteles eifrig studirte, sondern auch im Geiste dieses großen Vorgängers die zahlreichen und kostbaren seither aufgehäuften Materialien dazu verwerthete, eine ihnen entsprechende neue Systematik der Thiere aufzustellen. Gerade er war es aber auch, der dem Systeme des Aristoteles nur Lob zu zollen wußte.

Welchem besonderen Geschicke haben wir nun diesen großen Erfolg des Stagiriten zuzuschreiben? Seinem Genie, sagt man. Jawohl, seinem Genie, aber wie? Die geniale Veranlagung allein bewirkte ihn noch nicht; es war das durch gesunde philosophische Speculation richtig geleitete Genie. Ohne Letzteres hätte wohl auch das größte Genie mit so dürftigem Erfahrungsmateriale nichts Rechtes anfangen können. Doch

wozu auf Wahrscheinlichkeiten uns stützen? Aristoteles hat uns ja in seinen Schriften hierüber selbst die nöthigen Aufklärungen gegeben und damit die thatsächliche Vaterschaft der Philosophie für sein Thiersystem außer Zweifel gestellt. Wie in allen übrigen Forschungen, so ging er auch hier nicht auf das Gerathewohl versuchend voran, sondern im vollsten Bewußtsein des zu erstrebenden speciellen Zieles und des besonderen einzuschlagenden Weges.

Für's Erste war es von durchschlagender Wichtigkeit für das Gelingen seiner Classification, daß er sich für ein natürliches System entschied und nicht für ein künstliches. Bekanntlich liegt der Unterschied beider Arten der Eintheilung darin, daß die künstliche Eintheilung auf einzelne, mehr oder minder willkürlich gewählte Merkmale sich stützt und nach dem Vorhandensein oder Fehlen je eines Merkmales so viel als möglich zwiespältig von den höchsten Gruppen-Zusammenfassungen mehr und mehr zu den einzelnen Arten herabsteigt; daß dagegen die natürliche Eintheilung alle wesentlichen, äußeren und inneren Merkmale berücksichtigt und nach der Übereinstimmung in mehr oder weniger Merkmalen von den besonderen Arten allmählich zu den höchsten Gruppen aufsteigt. Es besitzt somit jedes künstliche System den Charakter des Subjectiven; es trägt insoweit, als es künstlich ist, eine rein subjective Ordnung in die Natur hinein, anstatt jenem realen Ordnungsplane sich anzupassen, welchen der Schöpfer in der Natur verwirklicht hat. Jedes künstliche System trägt also auch, soweit als es künstlich ist, den Stempel der Mangelhaftigkeit auf der Stirne, und kann, wenn anders das Endziel eines jeden wissenschaftlichen Systemes in der vollkommenen Harmonie mit dem realen Ordnungsplan in der Natur gesucht werden darf, nur ein Übergangsstadium zum allseitig natürlichen Systeme darstellen. Letzteres allein ist und bleibt das Ideal, dem die Naturwissenschaft als Wissenschaft zusteuern muß. — Bezüglich des praktischen Vorzuges liegt die Sache allerdings anders, und Linné urtheilte ganz richtig, wenn er erklärte: „Ordines naturales valent ad naturam rerum, ordines artificiales in diagnosi rerum“ (Die natürlichen Systeme dienen besser zur Erkenntniß der Natur der Dinge, die künstlichen dagegen sind besser zum Bestimmen der Dinge). So lange wir über so Vieles, was auf die Natur der Dinge sich bezieht, im Unklaren sind, werden mehr oder weniger künstliche Systeme für die Bestimmung und für die übersichtliche Aufzählung und Charakteristik der Naturgegenstände immer den Vorzug verdienen. Deßhalb ist es nur zu billigen, wenn Linné, von diesem Ge-

sichtspunkte ausgehend, ein künstliches System wählte, ebenso auch, wenn alle unsere heutigen Systeme zum Theil künstliche sind. — Doch bei Aristoteles gab nicht der praktische Nutzen, sondern die höchsten wissenschaftlichen Ziele den Ausschlag; allem Subjectivismus abgeneigt, war sein Streben überall dem Objectiven zugewandt; bei allen seinen empirischen Forschungen kam es ihm ja in erster Linie darauf an, die in der Natur waltende Ordnung zu entdecken. Indessen nicht bloße natürliche Neigung, nicht bloß eine allgemeine philosophische Richtung war es, was ihn bei seiner Classification leitete; nein, er hatte sich über den inneren Werth der verschiedenen Systeme im Einzelnen genaue Rechenschaft gegeben, und die Ideen, welche er hierüber in seinen Schriften entwickelt, sind seines Philosophenruhmes würdig. „Diese Betrachtungen," meint J. B. Meyer (a. a. O. S. 371), „so einfach sie erscheinen, wenn sie Einem als fertige — als das zerschlagene Ei des Columbus — entgegentreten, verdienen noch immer fester im Auge behalten zu werden." Ebenso könnten die Gründe, die Aristoteles gegen eine künstliche, zwiespältige Eintheilung vorbringt, „heute noch manchem wunden Fleck unserer Systeme begegnen", da wir nur viel zu geneigt sind, einem subjectiven Bedürfniß folgend, das Ganze möglichst symmetrisch zu zerlegen und das Heer der Thiere ähnlich wie das der Soldaten in gleichzählige Regimenter zu theilen, anstatt, so viel als thunlich, die Gruppen groß und klein nebeneinander zu stellen, so wie sie die Natur uns bietet.

Aber war denn der Versuch einer natürlichen Systematik gleich an der Schwelle der Entwicklung des zoologischen Wissens nicht an und für sich ein wahnwitziges und tollkühnes Unterfangen? Ist denn ein wahres, vollkommen natürliches System nicht überhaupt für unsere beschränkte Menschenkenntniß eine Chimäre? Beides wurde und wird behauptet. Für Chimäre müssen allerdings die Darwinisten und alle Zufalls-Evolutionisten, sowie unsere modernen Philosophen, denen Alles außer uns ein ewiges X ist, jedes natürliche System erklären. Mit ihnen wollen wir nicht weiter rechten. Ihre Erklärung ist ja nur eine Folgerung aus Grundirrthümern, die jeder Vernünftige verwerfen muß und die einen Aristoteles erst gar nicht anfechten konnten. Tollkühn und wahnwitzig aber könnte man seinen Versuch nur dann nennen, wenn er sich eingebildet hätte, ein vollkommenes, völlig abgeschlossenes natürliches System aufstellen zu können. Davon war er jedoch, wie wir gleich sehen werden, weit entfernt; er wollte nur den ersten Anfang damit machen. Wie wenig dieses über seine Kräfte und Mittel hinausging, hat wahrhaft der

Erfolg glänzend bewiesen. Daß er mit einem natürlichen Systeme den Anfang machen konnte und mußte, während wir heute trotz des reicheren Wissens besser für künstliche Eintheilungen entscheiden, scheint uns außerdem ganz in der Natur der Sache zu liegen. Schleiden dürfte bezüglich dieses bestrittenen Punktes den Nagel auf den Kopf getroffen haben, wenn er im Hinblick auf die Botanik schreibt: „Es liegt eigentlich schon in der Sprache jedes einigermaßen gebildeten Volkes eine natürliche Systematik der Naturkörper, und von dieser natürlichen Systematik der Schemata muß jede inductive Wissenschaft ausgehen, wie uns die Geschichte der Wissenschaft auch bestätigt; denn ganz ähnlich, wie oben angedeutet, gestalten sich die ältesten botanischen Systeme, die immer natürliche sind. Die künstlichen entstehen erst später, nicht als Ziel und Aufgabe, sondern allein als Hilfsmittel des Verstandes zur Beherrschung des immer reicher werdenden Materials." Und in der That, zu welchen Abenteuerlichkeiten hätte es nicht führen müssen, wenn Aristoteles aus seinen 500 Thieren durch zwiespältige, künstliche Theilung ein System für die ganze Thierwelt hätte construiren wollen!

Die Wahl eines natürlichen Systemes war indessen nur der erste Schritt. Zur glücklichen Ausführung desselben bedurfte es in noch viel höherem Grade der leitenden speculativen Ideen. Auch diese hat Aristoteles uns nicht vorenthalten. Im Weiteren geht er von dem Grundgedanken aus, daß die Eintheilung auf das Wesentliche an den Dingen gestützt werden müsse und daß nur wesentlichen Merkmalen ein systematischer Werth beigelegt werden dürfe. Das Wesen der Thiere aber gebe sich zwar nach verschiedenen Richtungen hin äußerlich kund, vorzüglich jedoch in der Lebensweise, in den Naturtrieben, welche sie bei ihren Verrichtungen teleologisch leiten, in der Art und Weise ihrer Entstehung und Entwicklung, in der Zusammensetzung und Gliederung ihres Leibes und endlich auch in der Gestalt ihres Leibes. Auf morphologische Unterschiede hielt er indessen, in schroffem, aber sehr vortheilhaftem Gegensatz zu späteren Systematikern, viel weniger, als auf die anderen. Dieses war auch der Grund, weßhalb er bei seinen zoologischen Studien vor Allem der vergleichenden Biologie, Physiologie und Anatomie oblag. — Hat nun aber der große Altmeister von Stageiros hiermit nicht wieder alle jene leitenden Principien, welche die spätere Systematik nacheinander zur Anwendung brachte, alle gleichzeitig in richtigem Verhältniß zum Voraus anticipirt? Linné stützte sich noch hauptsächlich auf morphologische Unterschiede, Cuvier drängte dann die anatomischen in den Vordergrund, und

erst vor Kurzem hat man angefangen, auch den physiologischen und entwicklungsgeschichtlichen Momenten die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, ganz besonders, seitdem die barocken Gestalten von Evolutionstheorien auf der Schaubühne der Zoologie übermüthig sich spreizen. Die rein biologischen Eigenthümlichkeiten aber werden unseres Erachtens auch heute noch nicht genug beachtet, und für teleologische Merkmale endlich, auf die der Stagirite so große Stücke hielt, haben die Fachzoologen nicht nur noch kein Verständniß, sondern statt dessen nur Spott und Hohn.

Ein- und umsichtig genug, um zu erkennen, daß seine empirischen Kenntnisse zu einer kurzen, scharfen Begriffsbestimmung des Wesens nicht ausreichen, war Aristoteles bemüht, jede seiner Gruppen durch eine umfangreiche, descriptive Charakteristik vermittelst mehrerer Merkmale zu fixiren. Vor wie vielen Mißgriffen hat ihn wieder dieser eine Umstand bewahrt! — Wenn wir sehen, mit wie großer Sicherheit und Schärfe er in seinen philosophischen Abhandlungen über den Begriff des wirklichen Wesens und des Zufälligen am Dinge, über die wesentlichen Realprincipien der Dinge, über die Beziehungen des wirklichen Wesens eines Dinges zu seinen Thätigkeitsvermögen und Thätigkeitsäußerungen, zu seinen bleibenden und wechselnden Erscheinungsformen sich zu orientiren verstand, wenn wir sehen, wie er speciell für die Thiere und den Menschen das Verhältniß zwischen Leib und Seele und dann wieder die Beziehungen dieser wesentlichen Bestandtheile zur jedesmaligen Organisation, zur Entwicklung des Organismus und zur Lebensthätigkeit mit größter Gewandtheit festzustellen wußte, so muß fürwahr die Zaghaftigkeit, mit der er im concreten Classificiren der Thiere vorangeht, für den ersten Augenblick sehr befremden. Weit entfernt, ihm deßhalb mit solchen, die sich nicht in seine Lage hineinzudenken vermögen, einen Vorwurf machen zu wollen, zeigt uns gerade dieser Umstand an seiner Forschung eine neue günstige Seite. Die Philosophie verlieh ihm nämlich nicht allein Einsicht, sondern gebot ihm auch Vorsicht. In ihrem Lichte erkannte der Stagirite nicht bloß, was er Alles aus der Erfahrung ableiten könne, sondern bemerkte auch, wo die Mangelhaftigkeit der Erfahrung einer weiteren Discussion Schranken setzte. Die große Schwierigkeit, die wesentlichen Merkmale in jedem besonderen Falle herauszufinden und nach ihnen die wesenhaften Grenzen zwischen den verschiedenen Gruppen festzustellen, wohl ermessend, ist er mit ängstlicher Sorgfalt bemüht, im Classificiren nicht zu weit zu gehen. Aus diesem Grunde wagt er es nicht, manche Thiere, wiewohl

er sie ganz gut kannte, einer bestimmten Gruppe einzuverleiben. So reiht er den Affen, den er doch für ein Thier hält und immer gelegentlich der lebendig gebärenden Vierfüßer bespricht, nicht der obersten Thiergruppe ein; derselbe war ihm seinen inneren Theilen und seiner äußeren Ausbildung nach zu menschenähnlich, wenn auch nur „nach dem Thierischen und Lächerlichen" hin. Eine eigene oberste Gruppe aber für den Affen zu bilden, schien ihm gleichfalls bedenklich. — Anders beim Walfisch und dessen Sippe. Während ein Albertus Magnus und ein Geßner im Mittelalter den Walfisch und die Delphine wieder zu den Fischen zu stellen für räthlich fanden, kannte Aristoteles ihre Säugethiernatur schon zu gut, als daß er nicht eingesehen hätte, sie gehörten entweder in die oberste Gruppe der lebendig gebärenden Thiere, oder doch als eigene oberste Gruppe unmittelbar neben dieselbe. Er wählte das Letztere als das Sicherere, eine Vorsicht, die selbst heute noch durch Manches gerechtfertigt werden könnte, was erst spätere Zeiten kennen lehrten. Die See-Anemonen, Medusen, Seesterne und Schwämme sah er ganz richtig für die auf tiefster Stufe stehenden Thiere an und hielt sie für allzu verschieden, als daß er sich entschließen konnte, sie mit den fußlosen Schalthieren in eine oberste Gruppe zusammenzuwerfen. Andererseits glaubte er doch wieder nicht Gründe genug dafür zu haben, aus ihnen eine besondere oberste Gruppe zu bilden. Bekanntlich geschah dieses später wirklich durch Wotton, der für sie die besondere Klasse der „Pflanzenthiere" aufstellte. Wie wir oben schon angedeutet, führte Aristoteles die Ausgliederung der obersten Gruppen in kleinere nie weit voran, aus Furcht, bei seinen unzureichenden Thierkenntnissen fehl zu gehen. Bis zur Fixirung der einzelnen Thierspecies hinabzusteigen, hatte er wegen des Mangels genügender Merkmale zur Unterscheidung der concreten Arten in keinem Falle versucht. Denn das einzige Kennzeichen, das unseren Zoologen noch am durchschlagendsten die Verschiedenheit der Arten zu beweisen pflegt, die unfruchtbare Kreuzung, hielt er auf Grund der ihm berichteten Thatsachen nicht für beweisend. Verräth sich in diesem Allem nicht eine Umsicht und Zurückhaltung, welche vielen unserer heutigen Forscher als Muster vorgestellt zu werden verdient und welche man fürwahr bei einem Manne nicht vermuthen sollte, dem man so oft vorgeworfen, daß er durch seine aprioristische Speculation die Naturforschung getrübt habe?

Das Thiersystem des Aristoteles gäbe uns Veranlassung noch zu manchen anderen Hinweisen auf den günstigen Einfluß der Speculation

auf die Erfolge seiner exacten Forschung; wir müssen es jedoch bei obigen Bemerkungen bewenden lassen.

Wir wollen jetzt mit ein paar Worten die aristotelische Verwerthung der Zweckidee in der Naturforschung berühren. Sie ist ja einer der gröbsten Steine des Anstoßes für die heutigen Forscher und pflegt vorzüglich dazu in's Treffen geführt zu werden, um das Gegentheil von dem zu beweisen, was wir über das Verhältniß von der Speculation und exacten Forschung des Aristoteles behaupten. Doch ganz mit Unrecht. Durch speculative Verarbeitung der Beobachtungsthatsachen war er zur vollsten Überzeugung gelangt, daß eine reale, vielfach verschlungene Zweckordnung die ganze Welt, die Gesammtheit wie das Einzelwesen, ja jeden einzelnen Theil des Einzelwesens beherrsche. Der Zweck, wozu etwas da ist, bestimmt nach Aristoteles das Wesen eines Dinges von Grund aus und in Allem, er bestimmt seine Eigenschaften wie seine Wirksamkeit, seine innere Veranlagung und Ausbildung wie seine äußere Gestaltung und Gliederung, er regelt alle seine Beziehungen zu der Umgebung und seine Ein- und Unterordnung im Weltganzen [1]. Eine Idee großartig und erhaben an und für sich; in vollem Glanze und in üppiger Fruchtbarkeit leuchtet und prangt sie auf dem Felde der Wissenschaft jedoch erst, seitdem die Geisteskraft des Stagiriten dieselbe bis in ihre letzten Ausläufe entwickelt und allseitig auf die concreten Verhältnisse in der Welt angewendet hat. Wenn unsere heutigen Zufallstheoretiker sie für eitel Hirngespinnst erklären, so gehört dieses eben zu ihrem, einem Aristoteles allerdings unmöglichen System und kann uns für den Augenblick ganz gleichgiltig sein, da wir hier von der Berechtigung, welche die teleologische Weltauffassung überhaupt besitzt, ganz absehen. Für Aristoteles, darauf kommt es hier allein an, hatte sie volle Berechtigung, sobald er von dem Vorhandensein einer allgemeinen Zweckstrebigkeit und Zweckthätigkeit sich durch zureichende Gründe, die er empirischen Thatsachen entnommen, überzeugt hatte. Die Anwendung dieser speculativen Idee hat aber auch seiner positiven Forschung, wie kaum eine andere, Nutzen gebracht. Denn seine teleologische Weltanschauung war es vor Allem, die ihn einerseits vor der so leicht sich einstellenden Forschereinseitigkeit bewahrte, andererseits aber auch vor zusammenhangsloser Zersplitterung trotz der Mannigfaltigkeit seiner Bestrebungen, Studien und Arbeiten; sie trieb ihn an, bei jeder Einzelerscheinung nach ihrem inneren

---

[1] Vgl. Eucken a. a. O. S. 67—121 und Zeller a. a. O. S. 422 ff.

Werthe und nach ihrer Bedeutung für das Ganze zu fragen und so mit dem Verständnisse des Einzelnen gleichzeitig den Ein- und Überblick bezüglich des Ganzen stetig wachsen zu lassen. So hat sie ihn, wie auch Prof. Eucken gesteht, „in wahrhaft großartiger Weise einheitliche Gesetze finden und die mannigfaltigsten Erscheinungen unter einem leitenden Gesichtspunkte vereinigen lassen.“ Die Idee von der Zweckstrebigkeit war es dann, die sein Forschen auf dem Gebiete des Organischen im Allgemeinen und des Thierisch-Organischen im Besonderen mehr als anderswo erfolgreich machte. Denn in jedem lebendigen Wesen einen „Mikrokosmos“ erblickend, glaubte er mit Recht in den Lebewesen der Verwerthung der Zweck-Ideen eine größere praktische Bedeutung beilegen zu müssen [1]. So geht er denn hier überall darauf aus, zu entdecken, welche Bestimmung jedes Organ zur Erreichung der Lebenszwecke des Ganzen habe, wie dieser Bestimmung Form und Function der Organe je nach der Verschiedenheit des Lebenszweckes verschieden sich anpasse, wie die verschiedenen Organe desselben Organismus sich gegenseitig bedingen und unterstützen. Dieses Streben veranlaßte ihn nicht nur zu emsigem Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie, unterstützte ihn nicht nur in seinem systematischen Ordnen der Lebewesen: es ermöglichte ihm auch die Entdeckung wichtiger allgemeiner Anhaltspunkte für die positive Forschung über die „Gestaltungstypen“, über die „Correlation der Organe“, über die „ausgleichende Harmonie“, über die „Analogie-Gesetze“ u. A. m. [2], welche zum Theil in der Geschichte der Wissenschaft bleibenden Werth behalten haben; es führte ihn endlich zur Erkenntniß besonderer merkwürdiger Thatsachen. Ganz richtig fand er, daß alle Thiere mit zwei Hörnern zweihufig seien, aber nicht umgekehrt alle zweihufigen auch zweihörnig; daß kein bespornter Vogel krumme Klauen habe und umgekehrt; er hob schon den Antagonismus hervor, in welchem bei den Wiederkäuern die Hörner mit den Schneidezähnen des Oberkiefers stehen, vermöge dessen diese fehlen, wo jene sich einfinden, und umgekehrt.

Hat nicht dieselbe Zweck-Idee, haben nicht ähnliche, allgemeine, auf ihr beruhende Bildungsgesetze auch bei späteren Forschern sich als fruchtbar bewiesen? Führte nicht der Gedanke von der Zweckmäßigkeit der Blutgefäßklappen Harvey zur Entdeckung des Blutkreislaufes? Hatte nicht auch Cuvier gerade der Verwerthung der Idee von typischer Planmäßigkeit der Organismen und von gesetzmäßiger Correlation der Organe

[1] Vgl. Zeller a. a. O. S. 489 ff.

[2] Vgl. J. B. Meyer a. a. O. S. 463 ff.; Zeller a. a. O. S. 501.

im Thierleibe seine schönsten Triumphe zu danken? Haben nicht nach ihm bis auf unsere Tage bedeutende Naturforscher von solchen Gedanken mit Nutzen sich leiten lassen? — Wir gestehen gerne, daß Aristoteles in der concreten Anwendung der Zweck-Ideen öfters das richtige Maß überschritten und dort zu Mißgriffen sich hat verleiten lassen, wo Mangel an Erfahrungsthatsachen und ungenaue Beobachtung eine scharfe Kritik ihm unmöglich machten. Aber wir glauben auch mit den Herren J. B. Meyer, C. A. Brandis, R. Eucken u. A. den weit überwiegenden Vortheil deßhalb nicht verkennen zu dürfen, welchen sie nach den verschiedensten Richtungen hin seiner exacten Forschung gebracht hat, und den Vorwurf mit aller Entschiedenheit als unwahr zurückweisen zu müssen, „der Zweck sei für Aristoteles, wie so manche seiner allgemeinen Ideen, einfach ein ignorantiae asylum gewesen".

Das Hauptgewicht des vortheilhaften Einflusses der Philosophie auf die Forschung des Aristoteles liegt jedoch unseres Erachtens nicht in der Begünstigung, die erstere einzelnen Untersuchungen und Specialforschungen angedeihen ließ; es wird vielmehr darein zu verlegen sein, daß die Philosophie ihn die richtige Methode der positiven Forschung im Allgemeinen lehrte. Eine landläufige Anklage behauptet nun freilich wieder schnurstracks das Umgekehrte: dem alten Philosophen aus Stageiros soll die Kenntniß unserer Grundprincipien positiver Forschung völlig abgegangen sein, und deßhalb soll er, wie die Alten überhaupt, verhältnißmäßig wenig in den exacten Wissenschaften geleistet haben. Sehen wir uns die Sache mit vorurtheilsfreiem Blick etwas näher an. Uns dünkt, es müsse von vornherein höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß ein Mann, der von Natur aus mit ungewöhnlicher Speculationsgabe einen ebenso seltenen, gesunden, praktischen Sinn verband, der die Logik so vollendet ausgebildet, daß sie nach dem Zeugnisse eines Kant „seitdem keinen Schritt mehr vorwärts thun konnte", der sonst für die eigenthümliche Behandlungsweise jeder einzelnen speculativen oder praktischen Disciplin nach dem Urtheil von Fachkennern den feinsten Takt bewiesen, auf dem einen Gebiete der Naturwissenschaft dumm und blöde die einfachsten Regeln der Forschung mißachtet haben sollte. Nein, das wäre kaum denkbar. Daß es aber auch in Wirklichkeit nicht der Fall war, daß er das Eigenthümliche auch der Naturforschung richtig erfaßt und zutreffend die ihr eigene Methode vorgezeichnet hat, das bezeugen unzweifelhaft zahlreiche Stellen seiner Schriften, wo er die Grundsätze andeutet, aufstellt oder entwickelt, nach denen er die Forschung betrieben wissen will. Heben wir

nur Einiges heraus, um seine Forscherrichtung im Allgemeinen zu kennzeichnen [1].

Ist ihm, wie wir Eingangs gesehen, für jede Art wissenschaftlicher Forschung die directe Erfahrung der einzige Ausgangspunkt und maßgebende Prüfstein, so gilt ihm dieses noch in viel höherem Grade für jene Wissenschaft, die auch nach seiner Auffassung nur Erfahrungswissenschaft ist. Jeder naturwissenschaftlichen Theorie muß — so verlangt er — die Prüfung der einzelnen Erscheinungen und Thatsachen vorausgehen; diese Prüfung selbst muß umfassend, sorgfältig und gründlich sein. In besonderer Weise betont er die Nothwendigkeit, unbefangen zu beobachten und nicht mit einer im Voraus fertigen Meinung an die Prüfung hinzuzutreten, weil dieses leicht zu Irrthum führe. Er will überall wohl auseinandergehalten wissen, was wirklich beobachtet worden und was aus der Erfahrung geschlossen worden ist. Wo immer der Forscher auf fremde Angaben angewiesen ist, soll er den Werth dieser Angaben wohl abschätzen, er soll darauf achten, ob dieselben von Augenzeugen stammen, ob diese die Beobachtung zu wissenschaftlichem Zweck angestellt oder nur so nebenbei gemacht haben, ob ihre persönliche Qualificirung die Richtigkeit der Überlieferung verbürge. — Es soll ferner die Art der Prüfung einer Thatsache der Natur des Gegenstandes sich anpassen; man soll dem Wichtigeren mehr Aufmerksamkeit zuwenden und womöglich vom Klareren zum weniger Klaren voranschreiten; man soll über nichts deßhalb hinweggehen, weil die Kenntniß desselben den Forscher subjectiv nicht interessirt oder weil ihn die Prüfung unangenehm berührt. Gewiß lauter Grundsätze, die auch heute noch Jeder unterschreiben kann!

Noch bestimmtere Angaben macht Aristoteles über das bei der Aufstellung von Theorien einzuhaltende Verfahren. Als erste Regel stellt er hin, daß jede Theorie die Thatsachen wirklich zu erklären habe, und daß jeder Forscher, welcher richtige Erklärungsprincipien finden will, sich erst in sein Erfahrungsgebiet recht einleben soll. Er tadelt deßhalb die älteren Forscher, weil sie die umgekehrte Richtung eingeschlagen und vorgefaßte Meinungen nachträglich durch empirische Thatsachen zu stützen suchten. Ganz im Einklange mit dieser Regel verlangt er, einen theoretischen Satz nie weiter auszudehnen, als die Beobachtung ihn beweisen kann. — Zweitens sollen dann die einzelnen Probleme vor der Aufstellung einer Theorie genau fixirt, von einander scharf geschieden werden und jedes einzelne zunächst für sich behandelt werden, damit der Forscher nicht einem Manne gleiche, der nicht wisse, wohin er gehe, oder einem Richter, der urtheilt, ohne die streitenden Parteien gehörig vernommen zu haben. Ist die Aufgabe klargestellt, so soll die Lösung auf dem kürzesten Wege versucht werden. Die schließliche Erklärung soll möglichst klar sein. Es soll nicht bloß bei der Untersuchung

---

[1] Vgl. Eucken a. a. O. S. 33—43, 122—137, wo dieser Gegenstand weitläufiger behandelt wird und viele Belegstellen für alle von uns vorgebrachten Grundsätze des Aristoteles mitgetheilt werden; ebenso Zeller a. a. O. S. 246 ff.

alles Unbestimmte ferngehalten werden, sondern auch eine präcise Erklärung bis in den Ausdruck hinein erstrebt werden. Aus diesem Grunde ist er ein Feind jeder poetischen Wendung und der Metaphern. Mehrdeutige Worte sollen nur gebraucht werden, nachdem ihr Sinn genau fixirt worden. Gerade in diesem Punkte hat er selbst ein mustergiltiges Beispiel gegeben. Helle Klarheit, versteinerte Bestimmtheit, verknöcherte Nüchternheit, schneidige Schärfe charakterisiren seinen Stil, und dadurch, daß er allgemeinen Ausdrücken in seinen Schriften eine ganz bestimmte, festumgrenzte Bedeutung aufprägte und Worte mit eigener Bedeutung neu einführte, hat er wissenschaftliche Kunstausdrücke geschaffen, die sich bis heute in den verschiedensten Disciplinen erhalten haben. — Drittens soll die Erklärung möglichst einfach, gleichmäßig und einheitlich sein. Auch hierin war er selbst wieder ein schwer zu erreichendes Muster; in einigen Punkten trieb ihn sein nach höchster Einheit ringendes Genie in Anwendung dieser an und für sich gewiß sehr berechtigten Regel allerdings auch über das richtige Maß hinaus. — Für den Fall, daß zu einer vollständigen Erklärung die Thatsachen nicht genug Anhaltspunkte bieten, weist schon Aristoteles auf die Benützung *hypothetischer* Erklärungen hin, wenngleich bei ihm das Wort Hypothese noch nicht jene prägnante Bedeutung hat, die ihm heute die Naturwissenschaft beilegt. Was er über solche Hilfserklärungen sagt, bekundet wieder eine wohl zu beachtende Vorsicht und Besonnenheit. Da die Voraussetzung selbst noch kein Beweis sei, so müsse auch die Annehmbarkeit einer jeden Hypothese vorerst durch thatsächliche Erfahrungsmomente gestützt werden. Wie jede wirkliche Erklärung, so habe auch die hypothetische den Thatsachen ohne Zwang sich anzupassen; sie dürfe darum nie den sicheren Erfahrungen oder sonstwie klar erkannten Wahrheiten, z. B. den mathematischen, widersprechen. Aus dem gleichen Grunde will er auch nichts wissen von Hypothesen, die, obgleich widerspruchsfrei, doch keine genügenden Analogien in der Erfahrung aufweisen können.

Im Hinblick auf diese und ähnliche Forschungsmaxime des Aristoteles werden wir nicht umhin können, einzugestehen, er habe jenen seinen, richtigen Takt, den er in seiner Logik, Ethik, Rhetorik und Kunstlehre bewährt hat, auch in der Naturwissenschaft nicht verläugnet. Manche geben indessen zu, daß er allerdings richtige Grundsätze für die Methode der Forschung aufgestellt habe, behaupten aber gleichzeitig, er sei in der Praxis von ihnen abgewichen und habe sie durch seine thatsächliche Forschung wieder umgestoßen. — Darauf erwiedern wir zunächst, selbst wenn dieses sich so verhielte, so würde dennoch wahr bleiben, daß schon Aristoteles die richtige Methode der Naturforschung klar erkannt hat und daß er diese Erkenntniß seiner philosophischen Durchbildung verdankte. Ist er dieser besseren Einsicht nicht gefolgt, dann kann dieses doch nicht seiner Philosophie auf's Conto gesetzt werden. Wie, fragen wir aber so-

dann auch hier wieder, sollte es denkbar sein, ein so nüchtern ernster, ein so klarer und entschiedener, so für die Erkenntniß der Wahrheit eingenommener Geist, wie derjenige des Stagiriten, sollte thatsächlich bei seinen Forschungen eine Methode angewandt haben, die er selbst für die unrichtige erkannt und erklärt hatte? So etwas einfachhin anzunehmen, erforderte doch starken Glauben. Eine solche Annahme widerstreitet aber auch stracks den thatsächlichen Verhältnissen.

Es wäre ein überspanntes Bemühen, des Stagiriten Forschung von allen Fehlern und Verirrungen reinwaschen zu wollen; das „errare humanum est" blieb auch einem Aristoteles keineswegs erlassen. Etwas Anderes aber sind einzelne Verirrungen und etwas Anderes eine irrige Methode der Forschung, und wir behaupten ohne Zaudern, trotz einzelner, selbst grober Verirrungen huldigte er in der Praxis durchweg einer principiell richtigen Methode. Dagegen verschlägt es durchaus nichts, wenn seine Methode, so wie er sie vor 2000 Jahren geübt, heute ganz und gar nicht mehr am Platze ist. Die concrete Ausgestaltung und Form der naturwissenschaftlichen Methode mußte sich nämlich nothwendig mit der Zeit ändern und vervollkommnen, indeß die richtigen Principien, auf denen sie beruht, gleich blieben. Wenn also Aristoteles im Anfangsstadium der Forschung, im Einzelnen nicht so vorgegangen, wie es die heutige hochentwickelte Forschung verlangt; wenn er sich auf die einfache Sinnenerkenntniß beschränkte und diese nicht, wie wir es thun, durch ingeniöse Hilfsmittel verschärfte; wenn er aus Mangel an Meßinstrumenten und an Anregung es unterließ, auf die genauen Größenverhältnisse in allen Erscheinungen ein Hauptaugenmerk zu richten; wenn er das, was wir heute unter Experimentirkunst verstehen, so viel wie nicht in Anwendung brachte: so verdient er darum ebenso wenig Tadel, als Cäsar deßhalb, weil er seinen Soldaten keine Hinterlader in die Hand gegeben und weil er den Gebrauch der Uchatiuskanonen außer Acht gelassen[1].

Stets bemüht, auch in der Praxis nach den von ihm aufgestellten Principien der Forschung so weit und so gut, als es die damaligen Mittel erlaubten, einerseits zu beobachten, zu prüfen, zu zerlegen und selbst auch zu experimentiren, andererseits durch die hierbei gewonnenen Aufschlüsse der geistigen Einsicht in die Naturerscheinungen möglichst weite Bahnen zu öffnen, hat er gethan, was damals möglich war, ja, hat er, dank

[1] Vgl. Zeller a. a. O. S. 407.

dem Einfluß philosophischer Schulung, erreicht, was Anderen unmöglich war. Wenn er trotzdem nach unseren heutigen Anforderungen in so vielen Fällen nicht tief drang, ja meist an der Oberfläche der Erscheinung hängen blieb, so war er dennoch so tief gedrungen, als es die damaligen Verhältnisse nur gestatteten. Wenn er sich mit seinen positiven Resultaten, die uns heute ungenügend erscheinen, zufrieden gab und sie für hinlänglich festgestellt hielt, um darauf weitgehende Schlüsse zu bauen, so war er damals dazu voll berechtigt; wenn er, den scheinbaren Sachverhalt mit dem ganz anders gestalteten wirklichen verwechselnd, in der Schlußfolgerung auf Abwege kam, so war dieses nicht sein Fehler, noch auch ein Fehler seiner Methode, sondern einzig und allein eine unabweisbare Folge der ungenügenden Beobachtungsmittel, die damals nicht einmal eine Ahnung darüber aufkommen ließen, daß die Sache im Grunde ganz anders sich verhalten könne, als der oberflächliche Schein sie darstellte.

Dem entsprechend, sehen wir denn auch seine Theorien und allgemeinen Erklärungen in jenen Gebieten sich mehr und häufiger verirren, die, wie die Chemie und Physik, damals am wenigsten eine richtige empirische Behandlung finden konnten, seltener und in viel geringerem Grade dagegen in Fragen der Zoologie, Anatomie, Physiologie und Biologie. Gewiß, Aristoteles hat oft geirrt, öfter sogar als andere Forscher des Alterthums; doch nur deßhalb, weil er überhaupt mehr als sie geforscht, weil er seine Forschung über weitere und zahlreichere Gebiete ausgedehnt hat. Hat er aber öfter geirrt, so hat er in unverhältnißmäßig höherem Grade auch mehr Gutes zu Tage gefördert, als andere Forscher, und in Anbetracht der Masse und Vielseitigkeit seiner Forschungen sollte es weniger befremden, daß er so oft geirrt, als vielmehr, daß er nicht noch weit öfter geirrt hat. Die Verirrungen des Aristoteles nehmen manchmal auch ganz exorbitante Dimensionen an; doch auch dieser Umstand fordert in den meisten Fällen nicht unseren Tadel heraus, nein, vielmehr die Bewunderung seines Genies, das jedes wissenschaftliche Princip sogleich auch bis in seine letzten Consequenzen verfolgte und auf Alles anwandte, was demselben unterstand. Daß er dabei irrthümlich ein falsches Princip für ein wahres hielt, war nicht seine Schuld, sondern hatte, wie oben bemerkt, seinen Grund in der unzureichenden Erfahrungskenntniß, und diese war wieder durch den damals nicht zu beseitigenden Mangel an exacten Erfahrungsmitteln bedingt. Wir sehen ihn ja auch für seine falschen Grundansichten Beweise aus der Erfahrung beibringen. Sind

diese heute auch für uns nichts weniger als überzeugend, so konnten sie doch bei den damaligen Erfahrungskenntnissen für gut und genügend gelten.

Ohne zu läugnen, daß der Stagirite die Sache allerdings hie und da leichter genommen, als man dieses bei seinem sonstigen Ernste und bei seiner sonstigen Vorsicht erwarten sollte, und daß er in dem einen und anderen Falle allerdings den von ihm aufgestellten Forschungsgrundsätzen offenbar untreu geworden, wird eine vorurtheilsfreie Würdigung seines Forschungsverfahrens dennoch anerkennen müssen, daß das Meiste von demjenigen, was man Aristoteles als Fehler anrechnet, nicht seiner Persönlichkeit zur Last gelegt werden kann, sondern das nothwendige Ergebniß seiner Zeit und der Umstände seiner Forschung sei, eine Unvollkommenheit, die von Natur aus dem Anfangsstadium der Naturwissenschaft anhaften mußte — es sei denn, daß man den Stagiriten dafür verantwortlich machen wollte, daß er neben allen seinen Begabungen nicht auch die Prophetengabe besessen, daß er nicht alle jene Aufschlüsse über die leblose Natur, über Pflanzen und Thiere, über Sonne, Mond und Sterne, zu denen das zwanzighundertjährige Ringen von Tausenden allmählich hingeführt hat, mit Seherblick vorausgeschaut und bei seinen Schlußfolgerungen berücksichtigt hat. Das zu verlangen, dürften aber gerade die heutigen Naturforscher am wenigsten geneigt sein.

Das Gesagte berührt freilich nur den einen oder anderen Punkt aus dem reichen Materiale, das eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes zu berücksichtigen hätte. Nichtsdestoweniger dürfte es genügen, unsere Behauptung über die Förderung, welche des Stagiriten Naturforschung durch seine Philosophie erfahren, für unseren Zweck ausreichend zu stützen und den schwachen Einwand Jener zurückzuweisen, die da wähnen, Aristoteles hätte mehr und Besseres in der Naturforschung geleistet, wenn er der exacten Empirie ausschließlich obgelegen hätte.

Mit weit mehr Recht könnte Herr Pokorny mit seinen Gesinnungsgenossen eine andere Einsprache erheben, zu der auch unsere obigen Ausführungen eine Handhabe bieten. Er könnte geltend machen, daß dasjenige, was für die Zeiten eines Aristoteles allenfalls zugegeben werden könne, seine Anwendbarkeit auf die gänzlich geänderten heutigen Verhältnisse längst verloren habe. Wir werden uns deßhalb zum Schluß auf einen möglichst allgemeinen Standpunkt stellen, um zu erkennen, in wie weit diese Einsprache begründet sei. Jedenfalls haben unsere bisherigen

Ausführungen über die aristotelische Forschung das Resultat bleibend gesichert, daß von einem principiellen Widerstreit zwischen exacter Forschung und Speculation, wie Herr Pokorny ihn behauptet, nach keiner Seite hin die Rede sein kann.

(Schluß folgt.)

L. Dressel S. J.

Die Schutzfärbungen der Insektenwelt.

I. Schutzfärbung durch Ähnlichkeit mit der Umgebung.

(Fortsetzung.)

3. Vergleichen wir nun die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Schutzfarben in der Insektenwelt mit den darwinistischen Nachäffungsgedanken; sehen wir zu, ob der Ursprung ihrer schützenden Ähnlichkeit mit dem Aufenthaltsorte oder ihrer ebenso schützenden Trutzfarben [1] dadurch erklärlich sei, daß die weniger geschützten Altvordern ihres Stammes im Schnabel der Vögel verschwanden.

Die Vorderflügel der Ordensbänder sind nach ganz bestimmten Gesetzen mit dunklen, nierenförmigen Flecken und wellenförmigen oder gezackten Linien auf grauem Grunde zierlich gezeichnet. Diese Zeichnungen dienen zugleich als charakteristisches, ständiges Merkmal der Gattung Catocala, sowie zur Unterscheidung ihrer einzelnen Arten. Welchen Nutzen gewährt den Thierchen die typische Regelmäßigkeit und Schönheit dieser Zeichnungen? Schmutziggraue Mörtelflecken, in regellosem Durcheinander hingeworfen, würden denselben Schutz gegen die Nachstellungen der Vögel gewähren und die schönen rothen, gelben oder vio-

---

[1] Zur Berücksichtigung der Trutzfarben wurden wir bereits durch Callimorpha hera gezwungen, da diese Färbungsart das gerade Gegentheil der unscheinbaren Schutzfärbung der Ordensbänder (Catocala) bildet; obgleich die Trutzfärbung nicht durch allmähliche Nachahmung eines Vorbildes erklärt wird und somit nicht unter den Begriff der Mimikry fällt, so ist ihre eingehende Prüfung dennoch für die Beurtheilung der Mimikry unentbehrlich. Überdieß gehört sie ja auch zu den Schutzfärbungen im weiteren Sinne.

letten Hinterflügel des Schmetterlings ebenso gut vor dem Späherauge seiner Feinde verbergen. Läßt sich also der Ursprung dieser Schutzfarbe durch Vogelmalerei erklären? Nein; denn die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Flügelzeichnungen bleibt auch nach dieser Erklärung noch ein Räthsel. Vielleicht wird uns ein Darwinist die beharrliche Wiederkehr derselben Zeichnungen durch das Gesetz der Vererbung begreiflich machen wollen. Aber dadurch geht uns kein Licht auf; denn aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Die zu beantwortende Frage bleibt immer noch ungelöst, wie zuvor: woher kommt es denn, daß unter Tausenden und Millionen gleich nützlicher Zeichnungen gerade nur diese mit ihren eigenthümlich geordneten Nierenflecken und Wellenlinien vererbt wurden, und zwar mit einer Beharrlichkeit, welche die schwankende Veränderlichkeit ihres Ursprungs gänzlich verschweigt? Bis wir eine Antwort bekommen, wollen wir uns erkundigen, woher doch die Trutzfarben von Callimorpha hera ihre fesselnde Schönheit erhalten haben. Häßlich grelle Farbenwische, roth, blau, gelb und grün in weißem Gemenge, könnten denselben Dienst thun; auch sie könnten den Vögeln weithin sichtbar sein und sie von einem Angriffe auf den Besitzer dieser Färbung abschrecken; ja, je greller und abstoßender die Mischung der Knallfarben ausfällt, desto besser wird sie einer Trutzfarbe nach darwinistischen Begriffen entsprechen. Woher stammt also die wunderschöne, regelmäßige Bindenzeichnung der Vorderflügel, weiß, gelb auf sammtgrün schillerndem Grunde? woher die gesetzmäßig vertheilten sammtschwarzen Flecken auf dem feuerrothen Grunde der Hinterflügel? Aus dem Atelier der darwinistischen Malerschule sind sie nicht hervorgegangen.

An den schönen Bärenspinnern, bei denen wir uns jetzt befinden, läßt sich noch eine neue Schwäche der darwinistischen Insektenmalerei bloßlegen, nämlich ihre Halbheit und unwissenschaftliche Willkür, wodurch sie für die Färbung der nächstverwandten Arten ganz verschiedene Färbungsursachen aufstellt. Um für die Färbung von Callimorpha hera eine Scheinerklärung zu bieten, reißt sie die Thatsache der analogen Färbung ihrer nächsten Gattungsverwandten auseinander, stellt für diesen Schmetterling eine Erklärung auf, welche für die übrigen fast ebenso gefärbten nicht anwendbar ist, und bekennt dadurch selbst die Unzulänglichkeit und Unsicherheit ihres „wissenschaftlichen" Verfahrens. Die echten Bärenspinner (mit den Gattungen Deiopeia, Euchelia, Callimorpha, Pleretes, Euprepia, Arctia und Nemeophila) sind nämlich sämmtlich durch ihre Farbenpracht ausgezeichnet; während die Vorderflügel

durchschnittlich bunte Färbungen zeigen, meist aus gelben und schwarzen oder weißen und schwarzen Flecken und Binden bestehend, tragen die Hinterflügel durchschnittlich grelle Colorite, unter denen Roth, von schwarzen Flecken unterbrochen, eine Hauptrolle spielt. Nur wenige Bärenspinner fliegen bei Tage, einige stets, wie die spanische Fahne, andere nur ausnahmsweise, wie der Purpur-Bär (Arctia purpurea); die meisten sind Nachtvögel, wie der allbekannte gemeine oder braune Bär (Arctia caja). Die Farben einiger Arten, welche das Tageslicht zu ihren Ausflügen lieben, haben wahrscheinlich die biologische Bedeutung von Trutzfarben; für Callimorpha hera ist diese Annahme sehr wohl begründet. Aber für jene Bärenspinner, welche bei nächtlichem Dunkel umherfliegen, ist diese Erklärung ein Unding; denn die Käuze und Fledermäuse achten nicht auf die Farbe ihrer Opfer; die Eulen sind Gehörsthiere, die Fledermäuse Geruchsthiere, sie sind keine darwinistischen Insektenmaler. Wir wollen nun davon absehen, daß nach den darwinistischen Ansichten ursprünglich alle Bärenspinner Nachtschmetterlinge waren und der Instinct einiger Arten, bei Tage zu fliegen, erst später entstand. Wir stellen nur die Frage: Wenn der braune Bärenspinner (Arctia caja) ohne Sperlinge und Rothkehlchen zu seinem prachtvollen Flügelkleide gelangen konnte, weßhalb nicht ebenso gut auch Callimorpha hera? Die Wissenschaft liebt ja die Einheit ihrer Erklärungsprincipien. Simplex sigillum veri! Wenn es aber sicher ist, daß die Mehrzahl der Bärenspinner nicht durch Vögel und andere Handlanger der natürlichen Zuchtwahl, sondern durch innere organische Entwicklungsgesetze ihre typische Farbenpracht erhalten hat, so ist dieselbe Erklärung auch auf die ähnliche Färbung ihrer bei Tage fliegenden Verwandten auszudehnen und als hauptsächlicher Entstehungsgrund ihrer Trutzfärbung anzunehmen. So sagt jeder Forscher, der nicht von darwinistischen Vorurtheilen befangen ist.

Derselbe Mangel an Einheit tritt in den Färbungs-Ideen des Darwinismus noch klarer hervor, wenn wir bei den Ordensbändern die Farbe der Vorderflügel mit jener der Hinterflügel vergleichen. Die letzteren tragen eine prachtvolle roth und schwarze, gelb und schwarze, violett und schwarze Bindenzeichnung; dieselbe ist nicht von den Vögeln gemalt, denn sie ist bei Tage vor den Augen der Welt verborgen. Wenn aber die Hinterflügel nicht von den Vögeln gemalt sind, weßhalb waren denn die Vögel nöthig, um die Vorderflügel zu malen? Konnte nicht dieselbe Meisterhand, welche die herrliche Färbung der ersteren bewirkte, auch die

Schutzfärbung der letzteren bewirken? In Übereinstimmung mit den Ordensbändern erklärt uns auch das Eichblatt (Gastropacha quercifolia), das nicht nur an den Vorderflügeln, sondern auch an den Hinterflügeln einem dürren braunen Blatte täuschend ähnlich ist: Wir wollen von den Vögeln als Insektenmalern und von der darwinistischen Mimikry nichts wissen. Denn die blattähnliche Farbe unserer Hinterflügel ist nicht durch schützende Nachäffung der Blattfarbe entstanden; wir verstecken nämlich bei Tage die Hinterflügel unter dem undurchsichtigen Schleier unserer Vorderflügel. Es bleibt also den Herren Darwinisten nur die eine Wahl: sie müssen die übereinstimmende Färbung unserer beiden Flügelpaare entweder dem blinden Zufalle zuschreiben und dadurch jeder wissenschaftlichen Erklärung Hohn sprechen, oder sie müssen die wissenschaftliche Berechtigung jener Naturauffassung wiederum anerkennen, welche die farbige Harmonie der Insektenwelt aus inneren, jeder Art eigenthümlichen Entwicklungsgesetzen hervorgehen läßt und sie dadurch schließlich dem Plane einer höheren Weisheit zuschreibt.

Solche Anschauungen äußern die Schmetterlinge; vernehmen wir nun auch noch ein paar Käfer über den Ursprung ihrer Färbung und deren Verhältniß zur darwinistischen Mimikry.

Zuerst fesseln auch hier einige durch die Schönheit ihrer Schutzfärbung unsere Aufmerksamkeit. Es sind die Sandläufer oder Cicindelen, flüchtige und behende Räuber, die, stoßweise fliegend, im warmen Sonnenscheine ihre Beute erhaschen und zu den nützlichsten Vertilgern schädlicher Insekten gehören. Grün mit weißer Bindenzeichnung ist der grüne Jäger (Cicindela campestris); er jagt auf sandigen Grasplätzen. Seidenbraun mit weißen Flecken, huldigt der Waldläufer (Cicindela sylvatica) dem Jagdvergnügen auf brauner Heide und am Saume der braunen Kiefernwaldung. Ähnliche Beispiele aus den einheimischen Cicindelen ließen sich noch manche erbringen und ebensoviele aus dem indischen Archipel hinzufügen, über dessen Cicindelen-Fauna Wallace uns interessante Berichte überliefert hat. Woher stammt doch die Schönheit ihrer Schutzfarben? Weiße, zierlich und regelmäßig geschwungene Binden auf pflanzenfarbigem Grunde ist das Färbungsgesetz der europäischen Gattung Cicindela; die tropischen Formen zeigen nicht selten die schönsten blutrothen Flecken auf den glanzvolleren, metallisch grünen oder blauen Decken. Woher stammt dieses typische Gesetz der Bindenfärbung oder Fleckenzeichnung unserer schutzfarbigen Cicindelen? woher die wundervolle Schönheit und Harmonie ihrer Farben und Farben-

vertheilung? Innere Färbungsgesetze, welche ebenso die generische Ähnlichkeit dieser Farbenbilder wie ihre specifische Eigenthümlichkeit und individuelle Veränderlichkeit, ebenso ihre Schönheit wie ihre schützende Ähnlichkeit mit der Umgebung erzeugen, könnten uns hierüber den gewünschten Aufschluß geben; nicht so die äußeren Anpassungs-Ursachen. Denn zum Schutze gegen die Vögel würde die Nachäffung schmutzig bodenfarbiger oder einförmig pflanzenfarbiger Colorite, ohne Bindenzeichnung, oder mit jeder beliebigen, noch so unschönen Fleckenvertheilung denselben Dienst leisten. Hatten die Vögel vielleicht nur mit den schönen und wissenschaftlich gelungenen Sandläufern Mitleid? Ließen sie aus ästhetischem Kunstgefühle nur die harmonisch gefärbten und gezeichneten Formen durchschlüpfen? Wo sind denn die unzähligen übrigen Formen geblieben, welche durch die allgemeine Veränderlichkeit der Stammformen zu einer ebenso schützenden, aber weniger schönen und regelmäßigen Färbung gelangt waren?

Während die Sandläufer durch ihre Schutzfärbung den Ordensbändern der Schmetterlingswelt entsprechen, finden wir in den echten Laufkäfer-Gattungen Carabus und Procerus ein würdiges Seitenstück zu den farbenprächtigen Bärenspinnern. Diese starken und kühnen Räuber sind entschiedene Gegner der Mimikry und spielen eine interessante Rolle unter den „Anpassungs-Erscheinungen" des Darwinismus. Sie wehren nicht nur von ihrer eigenen Färbung alle darwinistischen Erklärungsversuche siegreich ab, sondern entreißen auch die Schutzfärbungen der verwandten Cicindelen den darwinistischen Hypothesen. Die Flügeldecken der beiden genannten Käfergattungen zeigen nämlich nicht selten einen juwelenähnlichen Farbenglanz, der in Verbindung mit ihrer meisterhaften Sculptur zu den wundervollsten Kunstwerken der Natur zählt. Und doch sind die meisten dieser Käfer nächtliche Raubthiere; niemals zeigen sie ihre Farbenpracht im Lichte der Sonne, und wenn sie bei Tage an ihrem dunklen Schlupfwinkel überrascht werden, so kann ihre Schönheit ihnen nur zur Verrätherin werden. An eine darwinistische Erklärungsweise für den Ursprung dieser Farben ist nicht zu denken.

Zwei Beispiele werden uns dieß noch klarer zeigen. Auf unseren sumpfigen Heiden lebt der große bronzebraune Carabus clathratus; seine Flügeldecken tragen mehrere regelmäßige Reihen goldfarbiger Gruben; lange konnten wir dieses schönen Nachtwandlers nicht habhaft werden, bis wir ihn endlich in vergrabenen Gläsern durch Broscus cephalotes köderten, der, obgleich selbst ein räuberischer Laufkäfer, die Lieb-

lingsspeise seines größeren und stärkeren Mitbruders zu sein scheint. In den Gebirgswäldern des Kaukasus, namentlich in der Nähe der Festung Konstantinogorsk, haust als nächtlicher Vagabund, über Tage unter abgefallenem Laube und Steinen verborgen, der fast zwei Zoll lange Procerus caucasicus. Das bläuliche Farbenspiel seiner erhaben gekörnten Flügeldecken soll im Sonnenlichte einen phosphorischen Glanz zeigen und sogar den berühmten Brillantkäfer Brasiliens, Entimus imperialis, übertreffen. Wir fragen nun: Welche darwinistische oder überhaupt welche materialistische Erklärung paßt auf diese glanzvollen Gebilde? Haben wir es hier vielleicht mit Schutzfärbungen oder Trutzfärbungen gegen die Vogelwelt zu thun? Hat vielleicht mechanische Anpassung an den dunkeln und feuchten Aufenthaltsort diese Juwelen geschaffen? Nicht bloß die darwinistischen Insektenmaler, sondern auch die mechanischen Einflüsse des Sonnenlichtes, der höheren Temperatur und des heißen Klima's versagen hier ihre Dienste. Die prachtvolle Färbung und Sculptur dieser nächtlichen Raubkäfer fordert zu ihrer vollen Erklärung innere eigenartige Entwicklungsgesetze. In diesen organischen Gestaltungs- und Färbungsgesetzen — den unverkennbaren Spuren der Meisterhand eines allweisen und allmächtigen Schöpfers — finden wir den Typus für Plastik und Colorit grundgelegt; sie liefern sozusagen die grundirte Bildfläche, auf der äußere Anpassungs-Ursachen ihre reichen Variationen anbringen mögen.

Wenn wir somit die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Schutz- und Trutzfärbungen selbst, sowie ihre nahe Verwandtschaft mit den ebenso schönen und gesetzmäßigen, nicht zum Schutze dienenden Farben ihrer Brüder betrachten, so kommen wir zu folgendem Schlusse: 1. Wir brauchen keine Betheiligung von insektenmalenden Vögeln anzunehmen, um den Ursprung der Schutzfärbungen zu erklären; denn auch sie entspringen aus jenen tiefer greifenden Färbungsgesetzen, welche alle Farben der Insektenwelt harmonisch und einheitlich begründen. 2. Wir dürfen den Ursprung der Schutz- und Trutzfarben nicht den darwinistischen Insektenmalern zuschreiben, da die Schönheit der Schutzfärbungen durch diese Annahme ebenso unerklärlich wird, wie ihre Harmonie mit der Färbung nahe verwandter Arten; ja sogar die übereinstimmende Färbung der Vorder- und Hinterflügel desselben Schmetterlings wird durch die Malerei der Vögel zu einem sinnlosen Spiele des Zufalls erniedrigt, das durch die „lex correlationis“ nur eingestanden, nicht

aber erklärt ist. Durch welchen Kunstgriff der natürlichen Farbenauslese soll endlich jene ideelle Verwandtschaft entstanden sein, welche bei den verschiedensten Gliedern des Thierreiches dieselben herrlichen Farbenbilder wiederkehren läßt? Die prachtvollen Augenspiegel, die wir auf den Schwanzfedern des Pfaues bewundern, erscheinen in zarterem, fast noch schönerem Glanze wieder auf den Flügeln der Pfauenaugen unter den Schmetterlingen (Vanessa Jo, Smerinthus ocellata, Saturnia piri, spini, carpini), bei dem surinamischen Laternenträger (Fulgura laternaria), unter den wanzenartigen Insekten und bei Anderen mehr. Kurz, wenn wir die Thatsache der wunderbaren Schönheit, der systematischen und ideellen Einheit der Insektenfarben erklären wollen, so müssen wir zu den alten und ewig neuen Gesetzen jener höheren Weisheit zurückkehren, die uns in den Farbengemälden der Insektenwelt eine Spur ihrer göttlichen Schönheit hinterlassen hat. Dieses farbenprächtige, lebendige Bilderbuch, das schönste Kunstwerk unter der Sonne, ist nicht von „einem blinden Mann mit Ruß und Blut“ gemalt!

4. Die darwinistische Mimikry hat bei den vollendeten Insekten wenig Glück; vielleicht ist sie erfolgreicher in Erklärung jener Farben der Insektenlarven, Raupen und Puppen, welche den Thierchen durch ihre täuschende Ähnlichkeit mit dem Aufenthaltsorte Schutz gewähren. Bei jenen Larven, die verborgen im Innern von Pflanzentheilen, in lebendigen oder leblosen thierischen Stoffen, oder endlich im Schooße der Erde ihr dunkles Dasein fristen, brauchen wir gar keine Schutzfärbungen zu suchen; denn die Farbe dieser Finsterlinge, durchschnittlich weiß bis rothgelb, ist von den darwinistischen Insektenmalern gänzlich unabhängig und liefert einen neuen Beweis, daß die Vögel ihren künstlerischen Beruf ziemlich launisch erfüllen. Schon seit Jahrtausenden spazieren die Krähen hinter dem Pfluge einher und picken die durchscheinend weißen Engerlinge fort; weßhalb haben sie noch niemals erdfarbige, schwarze Engerlinge zu Stande gebracht? Die Krähen schieben die Schuld auf die Käferlarven: Wenn es den Engerlingen der Maikäfer in den Sinn käme, erdfarbige Varietäten nach darwinistischem Recepte zu bilden, so würden wir Krähen mit Freuden ein Auge zudrücken und den dunkel gefärbten Abänderungen einen bedeutenden Vortheil im Kampfe um's Dasein verschaffen, bis endlich nur noch schwarze Engerlinge übrig sind. Bis Anno 1884 ist diese Phantasie leider noch eine Fabel geblieben, obgleich sie sicher verwirklicht worden wäre, wenn die Enger-

linge sammt den Krähen eine darwinistische Erziehung genossen hätten; aber die Natur kümmert sich nicht um die Wünsche der Herren Materialisten.

Bei den am Sonnenlichte lebenden Insektenlarven gewinnen die Schutzfärbungen wiederum größere Bedeutung. So besitzen die Larven der Schildkäfer (Cassida) außer ihren sonstigen unästhetischen Schutzmitteln auch noch die grünliche Pflanzenfarbe. Bei den Schmetterlings- und Blattwespenlarven (Raupen und Afterraupen) läßt sich die Schutzfärbung als Regel aufstellen, falls die Haut der Raupe nackt und wehrlos ist. Wir erwähnen nur die blaß blaugrüne Raupe des Abendpfauenauges; wenn sie an den langlanzettlichen Blättern der Weide sitzt, wird sie dem spähenden Auge nur schwer bemerkbar; manchmal sieht man sie, namentlich im Jugendzustande, erst dann, wenn sie zufällig berührt wird und ihren Vorderkörper sphinxartig emporrichtet. Noch täuschender sind die meisten Spannerraupen gefärbt. Man will ein dürres Stielchen an einem Eichenzweige abbrechen — und man hat eine braune Spannerraupe zerdrückt, die sich bei unserer drohenden Nähe regungslos in die Luft streckte, nur mit den letzten Bauchfüßen an dem Zweige sich haltend. Dießmal ist ihre angeborene List mißglückt; für gewöhnlich hilft sie ihr besser, wenigstens gegen Vögel und Naturforscher. Dagegen ist vor den Nachstellungen der Schlupfwespen keine Schutzfarbe zum Heile, ebenso wenig gegen die mikroskopischen Pilze, welche die gefährlichste Raupenseuche verursachen. Während die großen Blumenwespen und Mordwespen vorzüglich „Gesichtsthiere“ sind und von ihren Netzaugen geleitet werden, führt die Schlupfwespen vorwiegend der Geruchssinn zu ihrem Schlachtopfer, das nicht selten, unsichtbar für ihren Blick, im Innern eines Pflanzentheiles wohnt. Unbarmherzig senken sie ihren Legestachel auch in die noch so schützend gefärbte Haut der frei lebenden Raupe; ein Schmarotzer-Ei befindet sich in dem Leibe des armen Wesens und mit ihm der unfehlbare Keim eines langsamen Todes. Die Pilze aber kümmern sich noch weniger um die Färbung ihres Wirthes. Dadurch wird den Vögeln als Raupenmalern ein schlimmer Streich gespielt; denn die Schmarotzerwespen, Raupenfliegen und vor Allem die kleinen Pilze sind viel erfolgreicher in Vertilgung der Raupen, und sie malen keine Schutzfärbungen nach den Grundsätzen der darwinistischen Mimikry.

5. Prüfen wir nun den darwinistischen Ursprung der Schutzfärbungen an jenen Gestalten vergangener Tage, die durch die unermüdliche

Forschung der Neuzeit aus ihrem Schattenreiche an das Tageslicht gefördert wurden. Die ersten Insekten finden sich in den devonischen Schichten unserer Erdrinde; es sind große Netzflügler (Archiptera). Unter den Insekten der folgenden karbonischen oder Steinkohlen-Periode sind bereits die Fangheuschrecken (Mantiden)[1] vertreten, die heute wie ehedem durch ihre Schutzfärbung ausgezeichnet sind. Die grüngelbe Mantis religiosa, die unter ihren südlichen Verwandten am weitesten gegen Norden vordringt und noch bei Meran in Südtirol auf sonnigen Abhängen im Sommer und Herbste sehr häufig vorkommt, besaß also schon damals schutzfarbige Schwestern. In den Steinkohlenschichten von Commentry in Algier ist ferner bereits die erste der oben beschriebenen Gespenstheuschrecken gefunden worden; dieser Urgroßvater aller „wandelnden Zweige“ wurde von seinen Entdeckern Protophasma Dumasii genannt. Auf die in späteren Perioden unserer Erdgeschichte auftretenden schutzfarbigen Insekten brauchen wir hier nicht weiter einzugehen, da die bereits erwähnten Erscheinungen aus der Steinkohlen-Periode den paläontologischen Beweis für die Unhaltbarkeit der Nachäffungstheorie überzeugend vollenden.

Durch den Fund jener Fang- und Gespenstheuschrecken ist vor Allem festgestellt, daß schon unter den ersten bekannten Insekten die vollkommensten Schutzgestalten und Schutzfarben auftreten. Wenn man auch aus den fossilen Resten ihre Farbe nicht mehr unmittelbar erkennen kann, so wird sie uns doch mittelbar durch die Gestalt des Thieres erschlossen. Die damals „wandelnden“ Blätter und Zweige waren nicht roth oder weiß, sondern grün, gelbgrün bis braun, wie ihre heute noch lebenden Verwandten. Denn nach den Gegnern sollen sie durch Nachahmung wirklicher Blätter und Zweige zu deren wandelnden Abbildern geworden sein: also müßte die Entwicklung von Blattgestalt und Blattfarbe, von Zweiggestalt und Zweigfarbe Hand in Hand voranschreiten; eine vollendete Schutzgestalt konnte erst dann erscheinen, als die Vollendung der Schutzfarbe ihr entsprach. Diejenigen Forscher dagegen, welche die Gestalt und Farbe der Insekten aus eigenartigen inneren Entwicklungsgesetzen hervorgehen lassen, werden uns ohne Weiteres zugeben, daß ein knallrothes Phyllium siccifolium ein Unding ist.

Unter den ältesten fossilen Insekten des Karbon gab es also bereits wirkliche Schutzfärbungen des höchsten und vollkommensten Gra-

[1] Vgl. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Jahrgang 1880. I. S. 123.

des. Nach den Voraussetzungen der darwinistischen Transmutationstheorie würden Millionen von Jahren, ja ganze Erdperioden kaum hingereicht haben, um aus den ersten bekannten Geradflüglern (Orthopteren) solche wandelnde Zweige und wandelnde Blätter herauszubilden: und nun finden sich gerade umgekehrt bereits unter den ersten bekannten Orthopteren neben den ebenfalls düster schutzfarbigen Blattinen oder Kakerlaken eben jene Fang- und Gespenstheuschrecken, die als Gipfelpunkt der Mimikry etwa erst im Tertiär sich zeigen durften.

Dieses Ergebniß wäre bereits hinreichend, um die darwinistischen Erklärungsversuche der ersten Schutzfarben als gänzlich hoffnungslos zu erweisen. Um jedoch den Anforderungen unserer Gegner völlig zu genügen, wollen wir noch ein wenig tiefer in die Entstehungsfrage dieser Schutzfarben hinabsteigen. Gewöhnlich werden die insektenfressenden Vögel von den Darwinisten als die vorzüglichsten Insektenmaler bezeichnet, welche sich auch „schon im Verlaufe unserer Erdgeschichte die größten Verdienste um die farbige Harmonie der Insektenwelt erworben haben". Somit dürften die Vögel wohl auch die ersten Insektenmaler des Darwinismus gewesen sein? Leider weiß uns die Paläontologie zu berichten, daß die Vögel zu diesem Geschäfte nur um zwei ganze Erdperioden zu spät gekommen seien; sie erschienen nämlich erst im weißen Jura auf dem Angesichte unserer Erde. Wem sollen wir also die karbonische Insektenmalerei übertragen? „Um mit den höchsten Formen zu beginnen, die jedoch fast nur im Karbon Nordamerika's vorkommen, so sind zuerst die Labyrinthodonten oder Froschsaurier (Baniceps, Amphibamus, Dendrerpeton, Hylerpeton, Hylonomus) zu nennen, welche vielfach zusammen mit Insekten und Resten der Landschnecke (Pupa venusta) in Neu-Schottland in Sigillarienstämmen getroffen werden. Unter den Arachnoideen oder Spinnenthieren dürfte namentlich die Ordnung der Skorpione nicht wenige verdiente Insektenfresser gezählt haben; Eoscorpius anglicus und carbonarius, Microlabis Sternbergi, Cyclophtalamus senior und Mazonia Woodiana nennen uns die vorzüglichsten derselben. Mit Libellula carbonaria flogen noch andere große Libellen an den Ufern der karbonischen Sümpfe umher; diese großäugigen, raubgierigen Flieger kommen wie gerufen zur Insektenmalerei. Die im Karbon zuerst erscheinenden Mantiden mit ihren langen, gespensterhaften Raubarmen waren wohl auch schon damals wie jetzt gefräßige Insektenräuber; doch läßt sich nicht gut annehmen, daß sie sich selbst gefressen und gemalt hätten. Noch weniger läßt sich dieß von den Phasmiden

vermuthen, die trotz ihrer abenteuerlichen Gestalt nur harmlose Pflanzenfresser sind."

Bei Revision dieser interessanten Thatsachen ist es keineswegs unsere Absicht, zu läugnen, daß bereits im Karbon viele Insekten von theilweise sehr scharfsichtigen Feinden aufgefressen wurden; aber wir läugnen, daß diese Insektenfresser auch die Insektenmaler gewesen seien. Denn mitten unter ihnen treten die ersten schutzfarbigen Insekten in der höchsten Vollkommenheit ihrer Schutzgestalten und Schutzfarben urplötzlich auf; die benachbarten oder verwandten Schichten zeigen keine Spur jener endlosen Entwicklungsreihe, aus denen sie durch die Handlanger der natürlichen Zuchtwahl herangezüchtet sein sollen; weder vor noch neben den blattartigen Mantiden und den zweigähnlichen Phasmiden findet sich auch nur eine Spur von jenen zahllosen Übergangsformen, welche deren Vorläufer und Begleiter auf der darwinistischen Reise zum Dasein gewesen waren. Einsam und allein tauchen die ersten Schutzgestalten und Schutzfarben der Insektenwelt aus ihren Steinkohlenlagern empor und treten dem darwinistischen Forscher entgegen, wie unheimliche Gespenster in finsterer Nacht. Wie soll er ihre Erscheinung erklären? Als einzige Ausflucht bleibt ihm nur das Asylum ignorantiae; er muß sich berufen „auf die noch so mangelhafte Kenntniß jener großen Mausoleen der Tiefe, die man Fossilienlager nennt". Aber durch diese Hoffnung auf die Wissenschaft der Zukunft wird die darwinistische Insektenmalerei nicht gerettet; denn die jetzt bereits zu Tage geförderten Thatsachen können nicht mehr begraben werden, und sie sind es, die über die darwinistische Entstehung der ersten Schutzfarben den Stab gebrochen haben.

Bei allen bisher erwähnten Insekten zeigte sich uns ihre schützende Ähnlichkeit mit dem Aufenthaltsorte als eine seit Jahrtausenden vollendete Thatsache; ja gerade die vollkommensten Schutzfärbungen der Gegenwart finden sich bei den ältesten Insekten der Vergangenheit bereits in ihrer heutigen Vollendung vor. Und heute wie ehedem stehen diese Formen isolirt da; jene allmählichen Übergänge sind nicht vorhanden, die doch vorhanden sein müßten, wenn die darwinistische Nachäffungstheorie und die ganze Insektenmalerei sammt der ihr zu Grunde liegenden unbegrenzten Veränderlichkeit nicht eine einzige große Fabel wäre! Dieses Ergebniß ist vernichtend für die ganze Erklärung, die der Darwinismus von der Entstehung unserer heutigen Insektenwelt zu geben vermag.

6. Der Unterhaltung und Kurzweil halber erwähnen wir hier noch einen besonderen Fall von Mimikry, dessen Entdeckung und Erklärung Karl Vogt zu seinen neuesten Leistungen zählen darf. Wenn überhaupt der wissenschaftliche Ernst noch vorhalten sollte, so wird diese Mimikry uns zeigen, zu welchen Extravaganzen es führt, wenn man nicht Thatsachen, sondern deren einseitige Deutung zur Grundlage umfassender Hypothesen macht. An Eile und Kühnheit hierin hat Vogt von jeher seine Nebenbuhler übertroffen. — In seinen „naturwissenschaftlichen Skizzen aus Algerien“ (Natur, 1881, S. 144) überliefert Karl Vogt der dankbaren Nachwelt folgenden unsterblichen Beitrag zur Mimikry, der auch im „Kosmos“ (5. Jahrgang, S. 380) einen getreuen Abdruck fand.

Während die übrigen Thiere der Küstenzone und der Sahara, unter den Insekten namentlich die Heuschrecken, eine allgemeine Anpassung an die Bodenfarbe verrathen, sind nach Dr. Vogt die Wüstenkäfer mit Ausnahme von Mylabris sanguinolenta und einigen flüchtigen Cicindelen sämmtlich schwarz gefärbt. Der größte Theil der Arten gehört nämlich der Familie der Schwarzkäfer (Melanosomen) an; aber auch die räuberischen Laufkäfer (Carabiden) sind daselbst schwarz, und sogar die in unmittelbarer Nähe so schön metallisch schillernden Prachtkäfer (Bupressiden) erscheinen in geringer Entfernung schwarz. — „Woher dieser auffallende Unterschied?“ so frägt sich Karl Vogt. Und was ist seine Antwort? „Alle Käfer, welche ich beobachten konnte, kugelten sich bei drohender Gefahr ein und stellten sich todt. Man findet die meisten in und um die überall zahlreich zerstreuten bohnenförmigen Excremente der Ziegen und Schafe, die in dem trockenen, heißen Klima außerordentlich lange ausdauern. Nun, ich habe manchen dieser sich todtstellenden Käfer drei- und viermal mit dem Stocke umgewendet, bevor ich durch ein leises Zucken der eingezogenen Beine oder durch einen Fluchtversuch überzeugt wurde, daß ich nicht eine Schafbohne, sondern einen lebenden Käfer vor mir hatte.“

So Dr. Karl Vogt. Und während er diese „Schafbohnen“ betrachtete, tauchte aus dem schöpferischen Geiste des Naturforschers eine complete Bohnentheorie empor, um die Schutzfärbung der Wüstenkäfer möglichst einfach und naturgemäß zu erklären. Die Wüstenkäfer hatten ihre schwarze Farbe und ihre Verstellungskunst sich dadurch angeeignet, daß von den insektenfressenden Vögeln und Wüstenfüchsen nur diejenigen ihrer Vorfahren verschont wurden, welche zufällig besagte zarte Bohnenfarbe

besaßen! Die Bohnen aber stammen ursprünglich von jenen ehemaligen Antilopenheerden her, welche ich, Professor Doctor Karl Vogt, in hinreichenden Armeen aus der Erde stampfe, um meine Naturerklärung gegen jeglichen Angriff zu decken![1]

Man könnte die Antilopenbohnentheorie Dr. Vogts geistreich nennen, wenn sie nicht gar zu oberflächlich wäre. Die schwarz gefärbten Käfer herrschen in jenen Gegenden allerdings vor; auch auf uns machten sie den Eindruck, als ob sie aus einem Negerlande kämen. Daß aber dort auch die Laufkäfer sämmtlich schwarz seien, ist uns unbekannt; wir sahen nämlich auch große grüne und kupferbraune Arten aus denselben Gebieten. Noch märchenhafter ist der Gedanke, daß die Carabus-Arten Algeriens bei Berührung sich einkugeln und todtstellen; das wäre erst dann möglich, nachdem sie Dr. Vogt zuliebe einen neuen Instinct sich angeeignet hätten; bis jetzt besitzen sie denselben noch nicht. Die eigentlichen Schwarzkäfer Nordafrika's, der Familie der Melanosomen angehörig, haben aber in allen Erdtheilen dieselbe schwarze oder braune Färbung erhalten, auch dort, wo ihnen die Antilopen Dr. Vogts ihre Unterstützung versagten. Der gemeinste Vertreter dieser Familie, der Müller oder Mehlkäfer (Tenebrio molitor) genannt, wird mit seiner lang bohnenförmigen, schwarzbraunen Gestalt in den Mehlkisten und Brodladen unserer Vorrathskammern nur zu oft sichtbar; haben an ihm vielleicht die Mäuse die Stelle der Antilopen versehen? Eine des neunzehnten Jahrhunderts würdige Hypothese!

Also nicht einmal die dunkle Färbung der eigentlichen Schwarzkäfer läßt sich durch die Vogt'sche Bohnentheorie erklären. Denn dieselben Gattungen kommen auch noch bei uns mit einzelnen Vertretern vor; sind sie bei uns durch innere organische Entwicklungsgesetze zu ihrer schwarzen Farbe gelangt, so hatten sie in Afrika kein Bedürfniß nach einem anderen Maler. Ebenso oberflächlich ist die Vermuthung des darwinistischen Forschers, die großen schwarzen Ateuchus-Arten und die verwandten dunkelfarbigen Mistkäfer, die sich bei drohender Gefahr einkugeln und todtstellen — nur auf diese Käfer paßt nämlich die obige poetische Beschreibung Dr. Vogts in Wirklichkeit —, seien dadurch zu ihrer Färbung und zu ihrer feigen Kriegslist gelangt, daß die Vögel diejenigen ihrer Vorfahren auffraßen, welche besagte Bohnenfarbe nicht besaßen. Weßhalb? Weil sich *verwandte* Käfer derselben Färbung und desselben Handwerks auch

[1] Eine ähnliche Anpassung an die Form der Schafbohnen im Gebirge beschrieb Dr. Hermann Müller im „Kosmos" (Bd. VI. S. 121).

auf unseren nordischen Heiden umhertreiben; wir erinnern nur an den dreihörnigen Schafmistkäfer (Geotrupes typhoeus), den gemeinen Pillenkäfer (Byrrhus pilula) und ähnliche; selbst die Vogt'sche Bohnentheorie kommt also an verwandtschaftlichen Charakteren nicht vorbei. Wenn ferner die schwarzen Mistkäfer dadurch zu ihrer Schutzfärbung gelangten, daß ihre bunter oder greller gefärbten Nebenbuhler von den Vögeln neben den Farbentopf geworfen wurden, so erkläre uns Dr. Vogt doch nur, weßhalb sich denn gerade unter den verwandten Copriden die prächtigsten Metallfarben finden; woher hat die Gattung Phanaeus ihren feuerfarbenen Schein? Sie führt ja dieselbe Lebensweise, wie ihre schwarzen Mitbrüder. Wenn alle nicht bohnenfarbigen Verwandten des Todes gewesen wären, wodurch fristen denn unsere rothen Aphodien, unsere gelb und grün gefärbten Onthophagen ihr Dasein? Die bei uns so häufige Roßkäferart Geotrupes mutator möge schnell ihre glänzend goldgrüne bis goldrothe Unterseite wechseln oder mit einem schwarzen Überzuge versehen; denn man findet das plumpe Thier ebenso oft auf dem Rücken liegend als auf den Beinen spazierend; die glänzenden Metallfarben seiner Unterseite werden ihm dadurch ebenso gefährlich, wie eine grelle Färbung der Flügeldecken.

So bereitwillig wir also anerkennen, daß die braunen Pillenkäfer, sowie auch die Mehrzahl der schwarzen Gesellen aus der Familie der Mistkäfer, in ihrer Färbung im Verein mit der Gabe, sich todtzustellen, ein sehr weises Schutzmittel vor den Nachstellungen der Vögel besitzen, so entschieden müssen wir uns andererseits darwinistische Bohnentheorien verbitten; solche Hypothesen können nur dazu dienen, die Naturwissenschaft lächerlich zu machen.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

II. Schauspieler und Dichter (1647—1658).

Elf Jahre durchzog Molière mit seiner Truppe die Provinzen Frankreichs.

Über den Gang der Wander- und Spielzüge fließen die Nachrichten Anfangs sehr spärlich, ja das Meiste ist erst in neuester Zeit von den Forschern durch Wahrscheinlichkeitsbeweise oder Vergleichungen mit einiger Sicherheit festgestellt worden[1].

Nach den Magistrats-Acten von Nantes erschien im April 1648 der Sieur Morlierre, Schauspieler aus der Gesellschaft des Sieur Dufresne, um noch für denselben Tag die Ankunft seiner Truppe anzuzeigen und um die Erlaubniß zu bitten, in jener Stadt theatralische Vorstellungen geben zu dürfen. Von Nantes aus machte die Gesellschaft dann Ausflüge in die nahegelegenen Städte und Schlösser. Der Herzog von Epernon berief sie nach Bordeaux; aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange, da die Hauptstadt der Gironde, die ebenfalls in die damaligen politischen Wirren verwickelt wurde, sich empörte und auf die Seite der Frondeurs stellte, so daß der Herzog von Epernon sich genöthigt sah, 1649 diese Stadt zu verlassen. Molière folgte dem Gönner sehr bald; denn im Januar 1650 finden wir ihn in Narbonne, im Februar in Agen, und wahrscheinlich besuchte er im selben Jahre noch Limoges — wo er der Legende gemäß ausgepfiffen wurde — und Angoulême. Am 14. April 1651 stellte er in Paris eine Quittung aus über die Summe von 1965 Livres, welche er von seinem Vater erhielt. Im Jahre 1652 erscheint er nachweislich in Lyon, wo er in diesem und den nächstfolgenden Jahren häufig spielte, immer mit den Brüdern und der Schwester Béjart.

Da Lyon, wie überhaupt der Südosten, von den Unruhen der Fronde am meisten verschont war, schlug die Gesellschaft hier ihr Hauptquartier auf, von dem sie dann in den Sommermonaten ihre Kreuz- und Querzüge durch das Rhônethal machte. Ein adeliger Mitschüler Molière's, der Fürst von

---

[1] Das Beste und Gründlichste über diese Züge hat W. Mangold in seinem Aufsatz: „Molière's Wanderungen in der Provinz", geschrieben. Vgl. „Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Literatur". Hrsg. von Körting und Koschwitz. Bd. II. Heft 1.

Conti, berief die Lyoner Truppe 1653 auf sein Schloß La Grange bei Pézenas in der Nähe Montpelliers, wo er ihnen im Schlosse ein Unterkommen und eine Geldunterstützung gewährte. Freilich das Geld floß nicht gerade immer aus der Schatzkammer des Fürsten. So bewilligte der kunstliebende Mäcenas im Winter 1655/56 seinem ehemaligen Schulkameraden eine Summe von 5000 Livres — — durch eine Anweisung auf die Kasse, aus welcher die Kosten der Einquartierung und des Durchmarsches der königlichen Truppen bewilligt wurden. Man kann es wirklich dem Zahlmeister nicht verübeln, wenn er beim Anblick dieser Anweisung in der Hand eines Schauspielers zuerst etwas stutzte und dann sich sträubte, die Summe auf solchen Titel hin auszuzahlen — aber schließlich — — nun, der Fürst hatte ja die nöthige Unterscheidungsgabe, und Truppe war ja Truppe, ob Komödiant oder Soldat: Molière erhielt sein Geld; hatte er doch durch seine Späße nach Kräften dafür gesorgt, daß die Provinzialstände des Languedoc bei gutem Humor blieben und recht namhafte Beiträge zu den königlichen Finanzen bewilligten, und das war ja auch im Interesse des Königs. Indeß wollte der Intendant doch nur 1258 Livres zahlen, das Übrige wurde auf Proceßwegen erlangt [1].

Überhaupt scheinen die Kunstreisen jener Jahre recht einträglich gewesen zu sein und die Stimmung der Truppe sehr gefördert zu haben. Leichtlebig, wie das Völklein von den Brettern überhaupt, ließ es sich auch die Familie Béjart in Folge des Überflusses recht wohl sein. Ein fahrender Musikus, d'Assoucy (oder richtiger: Coypeau), trieb sich mit zwei Singknaben ebenfalls in den Provinzen herum und traf in Lyon die Truppe Molière's. „Da die Komödie einen solchen Zauber ausübt," schreibt er, „so konnte ich diese liebenswürdigen Freunde nicht so bald verlassen: drei Monate verweilte ich in Lyon bei Spiel, Komödie und Festmählern, obwohl ich besser gethan hätte, auch nicht einmal einen Tag zu bleiben; denn trotz aller Zärtlichkeiten hatte ich recht schlimme Begegnisse." Er verlor nämlich sein Geld im Spiel, und zum Unglück lief ihm auch noch einer der Knaben davon, und so entschloß sich der Virtuose, mit der Truppe nach Avignon sich einzuschiffen und dort einen neuen Sänger zu gewinnen, von dessen schöner Stimme er gehört hatte. Statt dessen gerieth er aber daselbst wieder in ein jüdisches Spielhaus und verlor seine ganze Habe. Molière nahm sich seiner an, bezahlte die Schulden und führte ihn sogar als „Verwandten" mit der Gesellschaft nach Pézenas, wo er ihn während des ganzen Winters, wahrscheinlich zu künstlerischen Zwecken, in seinem Hause behielt. „Da ein Mann niemals arm ist, so lange er Freunde hat, und da Molière mich schätzte und das ganze Haus Béjart mir freundschaftlich zugethan war, so sah ich mich — dem Teufel, der Glücksgöttin und jenem Judenvolk zum Trotz — reicher und zufriedener, als je zuvor. Die Genannten begnügten sich in ihrem Edelmuth nicht, mich als Freund zu unterstützen: sie wollten mich wie ein Familienglied behandeln. Da sie zur Versammlung der Stände

[1] Molière-Museum, Heft 4, S. 99.

berufen waren, nahmen sie mich mit nach Pézenas, und ich kann nicht sagen, wie viel Liebes und Gutes ich von dem ganzen Haus empfing. Man sagt, daß der beste Bruder nach einem Monat müde ist, seinen Bruder zu ernähren; sie aber, edelmüthiger als alle Brüder der Welt, wurden nicht müde, mich einen ganzen Winter lang an ihrer Tafel zu sehen, und ich kann sagen:

Daß ich mein Leben schön verbrachte
Im Kreis so lieber Kunstgesellen,
Die mit Musik ich oft erfreute;
An Sorgen dacht' ich nicht und Mangel
Bei sieben oder acht Gerichten,
Die täglich uns zu Tisch man brachte.
Kein Bettler wurde je wohl fetter — —"[1].

Man lebte also gut bei den Geschwistern Béjart — was aber das Übrige anging, „fragt mich nur nicht, wie!" Doch darüber später.

Der Aufenthalt in Pézenas dauerte viele Monate, und wiederum erfolgte am Schluß desselben eine Anweisung über 6000 Livres — auf die Provinzialkasse[2]. Noch mehr. Um auch die umliegenden Ortschaften mit den Segnungen des Theaters zu bedenken, gab Fürst Conti Molière die Erlaubniß, auf Kosten der Provinz Wagen und Pferde zu requiriren, um das Personal und die nöthigen Bühneneffecten nach den verschiedensten Richtungen zu befördern.

Conti ging in seiner Vorliebe für Molière so weit, daß er ihn nach dem Ableben seines Secretärs zu dessen Nachfolger ernennen wollte. Der Dichter hatte indessen zu viel Geschmack an seiner Unabhängigkeit gefunden, und er begann auch zu fühlen, daß seine Lorbeeren auf einem ganz anderen Felde als dem der Geheimschreiberei blühen würden, und so bat er denn den wohlmeinenden Fürsten, ihm unter Wahrung seiner hohen Gunst die Fortsetzung des Komödiantenlebens zu gestatten. Man tadelte den Dichter freilich, eine so ehrenvolle und gesicherte Stellung nicht angenommen zu haben; aber er antwortete: „Meine lieben Herren, nur keine schiefe Stellung! Ich bin ein leidlicher Autor[3], wenn ich dem Urtheil der Zuschauer trauen darf; ich kann vielleicht ein sehr schlechter Geheimschreiber sein. Ich unterhalte den Fürsten durch meine Schauspiele; ich würde ihm noch gar zur Last durch eine ernste, aber schlecht ausgeführte Arbeit. Übrigens, glauben Sie denn, daß ein Misanthrop, wie ich, mit all seinen Launen in der Nähe eines Großen es lange aushält? Zum Lakai fehlt mir die Geschmeidigkeit der Gesinnung; — aber, was schwerer wiegt, als Alles: was soll aus diesen armen Leuten werden[4],

---

[1] Vgl. den weiteren Auszug aus Aventures d'Assoucy (t. I. p. 309) in der Firmin Didot'schen Ausgabe der Werke Molière's (1879, S. 4, Anm. 2).

[2] Die Quittung über diese 6000 Livres hat sich wieder gefunden und bietet mit ihren etwa 50 Worten das größte und bedeutendste Autograph Molière's. Vgl. den Abdruck desselben Molière-Museum, Heft 4, S. 99.

[3] Er hatte damals schon zwei Komödien verfaßt. Vgl. weiter unten.

[4] Den Mitgliedern der Truppe.

die ich so weit mit mir geschleppt? Wer soll sie anführen? Sie haben auf mich gerechnet, und ich würde mir ein Gewissen daraus machen, sie zu verlassen.“ — „Inzwischen“ — fügt der naive Grimarest, dem wir diese Erzählung entnehmen, bei — „soll es, wie ich in Erfahrung gebracht, hauptsächlich die Béjart gewesen sein, die er nicht verlassen wollte; und diese Frau, welche alle Gewalt über seinen Geist besaß, verhinderte ihn auch, dem Fürsten Conti zu folgen. Freilich, Molière war entzückt, das Haupt einer Truppe zu sein; er machte sich ein großes Vergnügen daraus, seine kleine Republik zu leiten; er fand einen besonderen Genuß darin, öffentlich zu reden, und verlor auch keine Gelegenheit, sich diese Genugthuung zu verschaffen; ja, es starb nicht einmal ein Theaterdiener, ohne daß Molière bei der nächsten Aufführung darüber eine Rede an das Publikum gehalten hätte.“ [1] So blieb Molière, was er war: fahrender Komöde.

Allein da alle Vergünstigungen, welche er bei seinen Theaterzügen im Süden so reichlich genossen, nur von der persönlichen Gunst und Willkür Conti's ausgingen, so mußte der verwöhnte Dichter auch doppelt den ganzen Unwillen der Provinzialstände fühlen, als er bei der nächsten Jahresversammlung (1656—1657) nach Béziers zog und dort nicht mehr von seinem fürstlichen Gönner beschützt wurde. Die Freibillete, welche er den Ständeabgeordneten zu der ersten Vorstellung in's Haus sandte, um deren Gunst und womöglich die frühere Subvention zu gewinnen, wurden ihm nicht einmal zurückgeschickt, sondern er erhielt kurzweg Befehl, sie zurückholen zu lassen. Wer in's Theater gehe, werde seinen Platz für sich und aus seiner Tasche bezahlen — auf eine Unterstützung aus der öffentlichen Kasse solle man nicht rechnen. Das war eine spartanisch spröde Antwort!

Trotzdem das neue, von Molière selbst für diese Gelegenheit verfaßte Repertoirestück „Dépit amoureux“ großen Beifall erntete, glaubte die Truppe doch nicht so lange in Béziers bleiben zu sollen, als sie es sonst in Pézenas gethan hatte. Die kurzangebundene Art der Ständeversammlung schien ihr wenig gemüthlich.

Auf der Rückreise wurde noch in Avignon, Orange und anderen Städten ein kurzer Halt gemacht, und im Februar 1657 trat die Truppe wieder in Lyon auf. Während des Carnevals 1658 finden wir sie in Grenoble; von da aber ging's ziemlich geraden Weges ohne viel Aufenthalt nach Rouen, der Hauptstadt der Normandie. Schon in den Ostertagen gab Molière dort seine erste Vorstellung, und nun begann ein Wettstreit zwischen

---

[1] Vie de Molière a. a. O. S. 4. Zu all den Gründen, die Grimarest hier anführt, mag wohl, wie Aimé-Martin mit Recht bemerkt, als entscheidende Thatsache die Todesart des letzten Secretärs, des Dichters Sarrasin, hinzugekommen sein, die für den Nachfolger nicht eben rosige Aussichten bot. Sarrasin war — wie man sich geheim erzählte — an den Folgen einer Verletzung gestorben, welche ihm der Fürst in einem Zornesanfall beigebracht hatte. Es fehlte Conti nämlich häufig an Geld — und zu diesen Zeiten war es nicht angenehm und sicher, mit ihm umzugehen. Vgl. die betreffenden Anmerkungen zu Grimarest a. a. O.

ihm und einem zweiten Theaterunternehmer, Philibert Gassaud, Sieur du Croisy, aus dem Molière als Sieger hervorging. Die Gesellschaft Gassauds löste sich auf; die besten Mitglieder und ihr Director selbst gingen zu Molière über, und so glaubte dieser endlich sich stark genug, auch in der Hauptstadt noch einmal sein Glück versuchen zu können.

Von Rouen aus wurde der Pariser Boden untersucht; gute Freunde bei Hof, unter anderen Conti und der Maler Mignard, redeten ein Wort für den Dichter, und so wagte denn dieser den kühnen Schritt und traf im Herbste 1658 mit einer wohlgeschulten, vollbesetzten Truppe und einem eigenen Repertoire in der Hauptstadt ein.

Außer den beiden Brüdern und Madeleine Béjart hatte Molière bereits in Lyon zwei „berühmte" Frauen, die Du Parc und die Debrie, gewonnen; beide brachten ihre Männer mit. Ein verunglückter, halbverrückter Zuckerbäcker Rageneau und seine Tochter, Mademoiselle de la Grange, vervollständigten die Gesellschaft, bis sich später noch andere, minder „historische" Glieder und zuletzt die besseren Elemente der Gassaud'schen Truppe einstellten.

So sehr es uns widerstrebt, müssen wir doch zunächst auch einen Blick in die Häuslichkeit der Geschwister Béjart werfen. Wir thun es unter Führung der Lobredner Molière's.

„Molière hatte Madeleine mit der Zeit genau genug kennen gelernt, um in ihr nicht mehr das Ideal zu erblicken, das ihm vorgeschwebt hatte, als er sich entschloß, die geachtete Stellung eines wohlhabenden Bürgersohnes und jungen Gelehrten mit dem dornenvollen (?!) Looſe eines wandernden Komödianten zu vertauschen; er hatte auch von den weniger angenehmen Eigenschaften dieser Frau nothgedrungen Kenntniß erlangt, hatte bemerken müssen, daß Madeleine einen sehr unverträglichen Charakter besaß, in ihrem Auftreten barsch und unfreundlich war und wegen ihrer unleidlichen Herrschsucht ihm allerorten Unannehmlichkeiten bereitete. Und Madeleine war inzwischen fünfunddreißig Jahre geworden. Gewiß (!) seufzte Molière's Herz darnach, sich aus den Fesseln, die es sich auferlegt hatte, zu befreien. Der Eintritt der beiden schönen jungen Frauen[1] in die kleine Künstlerrepublik brachte den wohl unabsichtlich (?) gehegten geheimen Gedanken zur That."[2] Zuerst also band er mit der Frau des Herrn Du Parc an. Diese ließ sich die Bewerbungen des einflußreichsten Truppengliedes und Rollenvertheilers Anfangs sehr gerne gefallen; später wandte sie dem jungen Narren „lächelnd den Rücken". „Molière besaß Elasticität (das Wort ist gut!) genug, um das ihm angethane Leid ... zu verschmerzen. Er fand eine Trösterin und Freundin."[3] Wir sind zu sehr an christlich-anständige Ausdrücke gewöhnt, um die Lobeserhebungen der Trösterin, Frau Debrie, hier alle aufzuzählen, wie ihr moderner Liebhaber Lindau sie in seiner Studie des Weiten und Breiten anführt. Der frivole Chapelle faßt die Sache von der „komischen Seite" auf und sagt, Molière habe unter den drei Schauspielerinnen eine

[1] Debrie und Du Parc.

[2] Lindau a. a. O. S. 13 f. [3] Ebendas.

schwierige Stellung gehabt, um deren „Eigenthümlichkeiten" gerecht zu werden: „In Wahrheit großer Mann, Sie bedürfen Ihres ganzen Kopfes, um diese Köpfe zu leiten, und ich finde Sie vergleichbar dem gewaltigen Jupiter während des trojanischen Krieges."

Lotheißen behandelt die Sache schon etwas moralischer. Nachdem er das „Schwanken" Molière's zwischen seinen drei Polen erzählt hat, fährt er fort: „Andere vorübergehende Leidenschaften, von welchen man in den verschiedenen Städten zu flüstern wußte, seien hier übergangen. Der Dichter, der später seinen ‚Don Juan' schrieb, mußte reiche Erfahrungen gemacht haben, und auch von ihm konnte man sagen, was Sganarelle von seinem Herrn verräth... Es war doch ein wüstes Leben, das diese wandernden Truppen führten."[1]

Und der Kirche sollte man einen Vorwurf machen ob der Strenge, mit welcher sie ein solches Gewerbe behandelte?!

Wohl kurz nach Beginn der Wanderungen in der Provinz scheint Molière an die Spitze der Gesellschaft als künstlerischer Director und Dramaturg getreten zu sein, während Madeleine Béjart standhaft als praktische Frau die Kasse führte und nach Kräften die Finanzen in Ordnung hielt.

Als Director hatte Molière das Repertoire seiner Truppe zu bestimmen und meistens auch wohl erst zu besorgen, indem er schon bestehende Stücke für die Kräfte der Gesellschaft zurechtschnitt oder gar neue passende zu schaffen versuchte.

Das Hauptcontingent zu den Vorstellungen mögen wohl Trauerspiele und, im Geschmacke der Zeit, Schäferdramen gestellt haben. Aber Molière's ganze Anlage als Schauspieler und Dichter drängte ihn zum Lustspiel oder, besser gesagt, zur Posse; denn um jene Zeit konnte in Frankreich wohl noch kaum von dem höheren Lustspiel, insofern ein solches auf Kunstwerth Anspruch erheben darf, die Rede sein. Wie das Drama aus den mittelalterlichen Mysterien hervorging, so sollte sich das Lustspiel aus den alten Farces entwickeln, in denen die Belehrung des Volkes mit seiner Belustigung Hand in Hand ging, daher sie auch den Namen Farces oder Moralités gleichmäßig trugen. Verschieden davon waren die Soties, d. h. Farces mit vorwiegend persönlicher Satire. Das Privileg, Moralités aufzuführen, hatte von Alters her die Bazoche, während die Enfants sans souci, ein Verband eigentlicher Pariser Jugend, das Monopol der Soties für sich beanspruchten. Zu welchen Auswüchsen der Roheit ein schon von Natur aus niedriges Genre darstellender Kunst unter der ausschließlichen Leitung dieser sorglosen Kinder herabsinken mußte, läßt sich leicht denken. Während Italiener und Spanier bereits höhere Komödien neben den geistreichen Intriguenspielen und gewöhnlichen Possen besaßen, kannte man in Frankreich außer der Tragödie nur die plumpste Art der Farce mit der ausgelassensten Freiheit des Wortes und Spieles. „Die Lustspieldichter," so heißt es in einer Pariser Chronik, „wollten der Langweile unserer dramatischen Dichter durch schlechte, meist alberne

[1] Lotheißen a. a. O. S. 69.

Farcen voller Zweideutigkeiten abhelfen; aber nur die Hefe des Volkes und einige Lüstlinge hatten Freude an diesem lächerlichen, der französischen Bühne unwürdigen Schauspiel. Die Ausgelassenheit hatte einen solchen Grad erreicht, daß der Magistrat sich hineinmischen mußte."

Was bis auf Corneille und Molière's Anfänge an irgendwie beachtenswerthen komischen Stücken in Frankreich aufgeführt wurde, war entweder spanischen oder italienischen Ursprungs und wurde auch meistens von den Ausländern, hauptsächlich den Italienern, gespielt. Bei diesen beiden Nationalitäten mußte also auch Molière seine ersten Anleihen machen, da das von Corneille auf dem Gebiete der Komödie Geleistete für die Provinzen viel zu steif und hoch war.

Während sich nun in Spanien wie in den meisten andern Ländern auch die Komödie aus dem geistlichen Schauspiel des Mittelalters entwickelte, wie wir aus den Weihnachtsidyllen des Juan de la Encina ersehen, hatte sich in Italien der Einfluß des römischen Alterthums viel bemerklicher erhalten — sei es durch die Bestrebungen des Humanismus in der Commedia erudita, d. h. den aufgezeichneten, künstlerisch ausgearbeiteten Schauspielen, sei es durch eine Art unbewußter Tradition, die im Wesen des Italieners und seinem Talent für Improvisation zu liegen schien und besonders in der Commedia dell' arte, der Stegreifkomödie, zu Tage trat.

Da Molière unter dem Einfluß dieser beiden Arten italienischen Lustspiels aufwuchs und dichtete, so müssen wir etwas näher auf ihr Wesen eingehen. Der echt italienische, den altrömischen Saturnalien entsprungene Carneval begünstigte durch seine tolle Maskenwirthschaft die Fortsetzung der alten, grotesk-komischen und keineswegs schamhaften mimischen Tänze und Vorstellungen, aus denen dann, im Gegensatz zur gelehrten Komödie, die Volksposse hervorging. Meistens auf Improvisation in der Ausführung beruhend, hatte sie um so feststehendere Personen und Charaktere. Da war vor Allem der Doktor, auch Gratiano, ein steifer Pedant und gelehrter Schwätzer; dann Pantalone, der einfältige, gutmüthige Kaufmann und Vater, der von aller Welt hintergangen und seiner verliebten Anwandlungen wegen geschraubt wurde; ferner der Arlechino oder Pulcinello oder Scapino, der hanswurstige, spitzbübische Bediente des Pantalone, der stets bei der Hand ist, liederlichen Söhnen und Töchtern zum Ziele zu helfen; Scaramuzzo, der bramarbasirende Kapitän, der die Prügel erhält; Tartaglia, der Stotterer, der natürlich Wortverrenkungen und Mißverständnisse liefert; Colombina, Arlechino's Geliebte u. s. w. Ähnlich hatten ja auch die Atellanen ihren Spaßmacher Maccus, ihren geizigen, oft geprellten Pappus. Mit diesen stehenden Charakteren und Namen operirte nun die Phantasie der italienischen Schauspieler: Verwicklungen, Dialoge und Situation wurden im tollsten Übermuth erfunden, wie Züge auf einem Schachbrett oder zufällige Zusammenstellungen in einem Kaleidoskop; aber vor Allem gab der Improvisator seinem angeborenen Hang zu derbem Spaß, zur Zote und zur lachenden Satire ohne Zügel nach. Erst im 16. Jahrhundert kam, im Gegensatz zu dieser volksthümlichen Komödie, die sogenannte gelehrte Komödie (Commedia erudita) auf und wurde von

den humanistischen Autoren ebenso wohl wie die Tragödie den Regeln des Aristoteles unterworfen und nach den altrömischen Mustern Terenz und Plautus behandelt. Die classischen Muster waren den gelehrten Italienern lebendig geblieben durch zahlreiche Aufführungen in der Ursprache, welche an den kunstliebenden Höfen und Akademieen stattfanden. Der Stoff der neuen, den alten nachgedichteten Lustspiele war, wie J. Scherr sagt, „die Liebe, aber welche Liebe! Man darf dieses geweihte Wort kaum durch Anwendung auf die thierische Genußsucht mißbrauchen, welche den Angelpunkt der italischen Komödie abgibt. Der Knäuel von Schmach, Schande, zügelloser Frechheit, bodenloser Gemeinheit, raffinirter Lasterhaftigkeit, Betrug, Ehebruch, Verhöhnung und Mißbrauch alles dessen, was sonst den Menschen heilig zu sein pflegt, den diese Lustspiele abwickeln, findet nur in den furchtbarsten Schilderungen Juvenals ein Gegenbild"[1]. Zum Belege dafür, daß in dieser Schilderung nicht Alles übertrieben ist, genügt es, zwei „berühmte" Namen zu nennen, Macchiavelli mit seiner Mandragola, und Pietro Aretino mit seiner Cortigiana, oder vielmehr mit all seinem gemein-obscönen Wuste.

Die Liebe zum Theater war den Italienern angeboren. Während das Volk seinem Pulcinello zuklatschte, durfte an den Höfen kein Fest gegeben werden, dessen Vollständigkeit nicht erst ein theatralisches Spiel ausgemacht hätte. Als nun im 16. und 17. Jahrhundert zwei italienische Prinzessinnen, Katharina und Maria, als Königinnen nach Frankreich kamen, hätten diese nicht zu dem kunstliebenden Hause der Medici gehören müssen, wenn sie die vaterländischen Bestrebungen und Geschmacksrichtung auf allen Gebieten der Kunst nicht auch mit über die Alpen genommen hätten. So glich denn auch der Hof der letzten Valois in manchen Punkten einem italienischen Fürstensitz. Ganze Schauspielertruppen zogen nach Paris und fanden um so freundlichere Aufnahme, als sie es ohne viele Mühe ihren französischen Rivalen zuvorthaten. Die Italiener brachten neben wirklich scenischer Ausstattung der Bühne ein reiches Repertoire und eine geschulte Mannschaft. Ein Hauptanziehungsmittel waren die „Damen", welche hier zum ersten Mal auf der Bühne erschienen, um die Frauenrollen zu spielen. Kein Wunder, daß die „Italiener" bald und für lange Zeit die beliebtesten und besuchtesten Vorstellungen gaben, während die französische Dramatik sich noch in den bescheidensten Verhältnissen befand. Etwas besser wurde es mit der letzteren, als das Privileg der Passionsbruderschaft aufgehoben wurde und die freie Concurrenz ein regeres Leben in den Dichtern und Darstellern weckte. Schon gleich im Beginn des 17. Jahrhunderts finden wir darum zwei feste französische Theater in Paris, neben denen freilich noch die Italiener unbehindert und erfolgreich spielen. Die Tragödie machte nun rasche Fortschritte, und 1636 erschien das erste Meisterwerk der französischen Classik: „Der Cid", von Corneille. Wie bereits gesagt wurde, gab dieser Dichter auch den ersten Anstoß zur Veredlung des einheimischen Lustspiels oder vielmehr zur Schaffung eines solchen. Er schlug nicht bloß einen feineren Ton

[1] Allgemeine Geschichte der Literatur, I. S. 325.

des Dialogs an, und verzichtete auf die derben Späße des Hanswurstes und der stehenden Rollen, sondern er nahm einen nicht genug anzuerkennenden Anlauf, die Komödie aus dem tiefen Possenreißerthum, dem es einzig um Erregung der Lachmuskeln zu thun war, in die höhere Region der Kunst zu erheben, die sich Schilderung des wirklichen Lebens und ethisch-ästhetischen Genuß zum Ziele setzt. Freilich, sowohl die erste Komödie Corneille's, „Mélite" (1629), als das im gleichen Jahr mit dem „Cid" erschienene Lustspiel L'Illusion (1636) sind noch weit entfernt, für die Komödie das zu sein, was der „Cid" für die Tragödie war; aber es war ein Anfang, und sieben Jahre später gab dann auch wirklich der Dichter in seinem „Lügner" (1643—1644) das erste französische Muster des Charakterlustspiels. Wie im „Cid" suchte er auch im „Menteur" sein Vorbild und seine Quelle bei den Spaniern, trotzdem die Italiener ihm doch so nahe zu liegen schienen. Der „Menteur" blieb indeß für lange Jahre noch, wie Lotheißen sagt, „ein leuchtender Vorbote, der Morgenstern, der einsam am Himmel steht und den kommenden Tag verkündet, aber selbst noch kein helles Licht verbreitet". Corneille selbst wandte sich wieder der Tragödie zu, ja zog sich nach dem Mißerfolg seines „Pertharite" (1652) förmlich für einige Zeit in die Einsamkeit zurück. Der Bürgerkrieg der Fronde leitete das öffentliche Interesse auf andere Dinge, als auf das kaum entstandene Nationaltheater, und diejenigen, welchen es oblag, die Pariser zu erheitern, verfielen auf's Neue dem viel ergiebigeren und populäreren Repertoire der alten Posse.

Was indessen bei den Versuchen Corneille's in der Komödie nicht genug hervorgehoben werden kann und wodurch diese Versuche auch für Molière so wichtig wurden, ist das Streben des großen Tragikers, die französische Gesellschaft, Pariser aktuelle Zustände auf die Bühne zu bringen. Er war sich dieses Strebens wohl bewußt und bezeichnet als das Hauptverdienst seiner Lustspiele die Naivetät, also das Einfachere, Alltägliche, im Gegensatz zu dem Fremden und Hohen der classischen Tragödie[1]. So hoch also auch Molière die französische Komödie erhoben und ausgebaut haben mag, die Ehre des Beginnens, des ersten reformatorischen Schrittes gebührt dem Dichter des Cid.

Wie gesagt, war auch Molière für den Anfang auf die italienische Stegreifkomödie angewiesen, und es dauerte sogar ziemlich lange, ehe er sich

[1] Adolf Laun hat durchaus Unrecht, wenn er im Allgemeinen über Corneille's Komödien urtheilt: „Es fehlte der französischen Bühne an Franzosen, an nationaler Sittenschilderung, an einer Sprache, die, frei von ausländischen Pointen und Lazzis, die Gedanken und Empfindungen der damaligen Welt ausdrückte, an dem, was die Bühne zum Spiegel der Zeit, zur Schule des Lebens macht" (Molière's Charakter-Komödien, S. 22). Bereits in „Mélite" wird sehr deutlich die gespreizte Sprache der damaligen Pariser Stutzer verhöhnt, und das Lustspiel „Palais royal" bringt doch gewiß nicht bloß Franzosen, sondern auch alltägliche Scenen aus dem Leben der Hauptstadt. Freilich bis zur Popularität Molière's hat es Corneille in der Komödie nicht gebracht; aber ihm gebührt unbestritten das Verdienst, Molière die Wege gezeigt zu haben.

selbst in diesem niedrigen Genre selbständig zu bewegen wagte. Daß sein erstes Werk eine Tragödie, „La Thébaïde“, gewesen, die er 1649 in Bordeaux habe aufführen lassen, beruht wohl auf einem Irrthum[1], wäre jedenfalls vom Dichter selbst ein bedeutender Mißgriff gewesen.

Von einer schöpferischen Thätigkeit ist zum ersten Male mit Sicherheit[2] Rede um das Jahr 1653 oder gar 1655, und zwar handelt es sich um die erste Fassung des „Étourdi“. Drei, bezw. ein Jahr später tritt Molière schon kühner mit dem zweiten Stück, dem „Dépit amoureux“, vor die Ständeversammlung, und wie er mit dem ersteren in Lyon zwei concurrirende Gesellschaften aus dem Felde geschlagen und deren beste Kräfte für sich gewonnen, so gewann er mit dem zweiten trotz der ihm ungünstigen Stimmung der Stände einen durchschlagenden Erfolg beim Publikum. Mit diesen zwei Stücken zog er nach seinem Wanderleben in der Provinz nun auch hoffnungsfreudig in die Hauptstadt ein. Sie bilden nicht bloß den Beginn, sondern auch die erste noch unvollkommene, niedrigere Art seines Schaffens; denn bereits das nächste Stück gehört der höheren Gattung an und stammt aus dem Jahre 1659.

Im Gegensatz zu Corneille schließt sich Molière unmittelbar den Italienern an, und das ist leicht begreiflich; der Dichter des „Cid“ war in erster Reihe oder vielmehr ausschließlich Dichter, dem es um das Ideal zu thun war; seine ganze Natur neigte zum tragischen Cothurn, und selbst in den Comödien finden sich ganze Reihen von Versen, die an Adel und Erhabenheit der Sprache dem „Cid“ in nichts nachgeben; Molière stand als

---

[1] Vgl. Mangold, Molière's Wanderungen in der Provinz, a. a. O.

[2] Es ist wohl leicht anzunehmen, daß Molière sich auch früher schon in einzelnen Scenen, Entwürfen und Skizzen versucht, daß er einzelne, besonders zündende Witze und treffende Charakterzüge fremden Stücken eingeschaltet habe. So sind noch zwei kleine Possen erhalten: „La jalousie de Barbouillé“ und „Le médecin volant“, welche man Molière zuschreibt und deßhalb in einigen Ausgaben des Dichters aufführt. Sie wurden später im „Mariage forcé“, im „Médecin malgré lui“ und „George Dandin“ benutzt. Selbst ein zweites Drama „Mélisse“ sucht man mitunter noch unter Molière's Namen zu bringen (vgl. Nouvelle Collection Molièresque, par le bibliophile Jacob. Paris, librairie des bibliophiles, 1879. t. II: „Mélisse“). In den Registern La Grange's werden ebenfalls noch mehrere Titel aufgeführt, welche eine Molière'sche Arbeit zu bezeichnen scheinen: „Les trois docteurs rivaux“, „Le docteur pédant“ oder „Le docteur amoureux“ und „Le maître d'école“. Die Titel lassen noch vermuthen, daß diese Stücke erste, ungeschlachte Versuche zu den späteren so bekannten Komödien über die Ärzte und eben darum nachher in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr zu finden waren, weil sie ganz in die Umarbeitung aufgegangen waren. So ist es wohl fast mit Sicherheit anzunehmen von der Posse, die La Grange anführt: „Gorgibus dans le sac“, die später wahrscheinlich in den „Fourberies de Scapin“ benutzt wurde (Act 3, Scene 2), und von „Le fagoteux“, der wohl den ersten Ansatz zum „Médecin malgré lui“ bildet. Indessen ist über alle diese Versuche und Titel etwas ganz Sicheres nicht festzustellen, und so heben denn mit Recht die meisten Ausgaben Molière's mit dem „Étourdi“ an. Vgl. Grimarest a. a. O., Note 2.

Schauspieler mitten unter den Anforderungen des schaulustigen Publikums, er mußte für den Tagesbedarf der Bühne auf die leichteste und erfolgreichste Weise sorgen — und die Italiener lieferten in dieser Hinsicht brauchbarere, d. h. leichter zu verarbeitende Vorbilder.

Dem „Étourdi“ liegt der „Inavvertito“ des Barbieri (1629) zu Grunde, dem „Dépit amoureux“ das Lustspiel „L'Interesse“ des Nicolo Secchi; jedoch ist in der verschiedenen Benutzung der Vorbilder auch schon in sofern ein Fortschritt zu gewahren, daß der Nachdichter dem zweiten derselben in seinem „Dépit“ bereits ein kleines Charakterspiel eigener Erfindung einschaltet, sich also schon mehr auf eigene Füße stellt.

Von dem „Étourdi“ sagt P. Lindau: „Das Stück zeigt ein unverkennbares Talent, eine große Leichtigkeit in der Behandlung der poetischen Sprache, aber noch geringe Erfindung. Es ist eigentlich nicht als Originalarbeit zu bezeichnen; es ist eine knechtische (?) Bearbeitung, eine zum Theil fast wortgetreue Übersetzung eines älteren italienischen Lustspiels. Das Stück bewegt sich demgemäß auch ganz innerhalb der conventionellen Schranken der damaligen Komödie; Charaktere und Situationen sind schablonenhaft: der thörichte Alte, der schlaue Bediente, der alle Fäden in der Hand hat, beständige Verwechselungen und Verkleidungen bilden die komischen Elemente des Stückes, welches besser ist, als viele andere Stücke aus der Zeit, aber den eigentlichen Molière'schen Geist nicht athmet und nicht einmal errathen läßt, daß ein außergewöhnliches Talent in dem Verfasser verborgen ist.“ [1]

Es ist wahr, der Grundgedanke des „Étourdi“ gehört ganz der Commedia dell' arte. Ein zerstreuter, voreiliger, nicht besonders witziger Stutzer will in den Besitz seiner Geliebten kommen. Ein unbequemer Alter ist das Hinderniß. Dieß wegzuräumen, ersinnt nun der witzige, gewissenlose Diener hundert und einen Streich, lügt, betrügt, fälscht, heuchelt, stiehlt — kurz Alles ist ihm recht zu seinem Ziele. Der komische Conflict besteht aber darin, daß das jedesmalige neue Mittel in dem Augenblicke, wo der Zweck erreicht scheint, durch die Dummheit, Voreiligkeit oder Ehrlichkeit des Stutzers vereitelt wird. Man sieht, wie trefflich der Rahmen erfunden ist, um je nach Bedürfniß zwanzig oder auch bloß zwei Abenteuer hineinzuweben. So ist denn auch im Grund genommen der „Étourdi“ keine organisch ausgebaute Komödie, sondern so und so viel aneinandergereihte Spiele mit denselben Figuren.

Die Hauptrolle des Stückes liegt auf den Schultern des witzigen Dieners, und Molière hat sie sich — um des Erfolges sicherer zu sein — selbst „auf den Leib geschrieben“. Durch diesen Umstand aber sind einzelne Charaktereigenthümlichkeiten in die Rolle mit eingeflossen, die nicht dem abstracten Diener im Allgemeinen, sondern dem Molière'schen Mascarille angehören. Er ist nicht bloß der gewissenlose, geriebene und spaßhafte Anstifter aller dummen Streiche, sondern auch in manchen kleinen, aber doch bemerkenswerthen Zügen schon der mit künstlerischem Humor, mit einer Dosis lächelnder Selbstironie begabte Charakter, und insofern schon die Schöpfung eines wirklichen Dichters.

---

[1] Molière u. s. w. S. 12.

Eine andere Bemerkung macht übrigens derjenige, welcher zuerst die reiferen Stücke, wie den „Avare“ oder den „George Dandin“ und andere der Art liest und dann zu dem „Étourdi“ zurückkehrt. Er wird staunen, wie bereits in diesem Erstlingsstück eine Menge Motive verwerthet sind, an denen Molière selbst in seiner Glanzperiode gezehrt hat, ja daß Lindau zum Trotz doch bereits im „Étourdi“ der ganze künftige Molière mit Ausnahme der drei oder vier Charakterkomödien sehr deutlich enthalten ist [1]. Die Wahrheit ist, daß Molière sich niemals vollständig von der Posse freigemacht hat und daß die Schwächen und Fehler der italienischen Stegreifkomödie nur in sehr wenigen Stücken des französischen Dichters nicht zu Tage treten. Zu diesen Hauptschwächen zählen wir vom moralisch-ästhetischen Standpunkt die Sitte, auf Kosten der betrogenen Redlichkeit, Autorität oder Tugend lachen zu lassen; ferner eine Abstumpfung des Gefühls für Wahrheit und Gerechtigkeit durch die Häufung loser und schlechter, aber witzig ausgeführter Streiche, die sich schließlich fast Selbstzweck werden. So z. B. richtet sich im „Étourdi“ der so oft von seinem Herrn in seinen Plänen gestörte Diener wieder zu neuen „Versuchen“, d. h. neuen Spitzbübereien dadurch auf, daß er eine Art Ehre darein setzt, das Ziel zu erreichen, nicht mehr aus Liebe zu seinem Herrn, sondern aus reiner Liebhaberei an den Streichen und besonders an dem lustigen Ziele selbst. Dadurch erhalten die Betrügereien u. s. w. eine gewisse Art von Idealität, und das eben gibt ihnen den echt Molière'schen Beigeschmack. Im Allgemeinen wäre es ja griesgrämiger Unverstand, wollte man dem komischen Dichter verbieten, geistreich ausgesonnene und durchgeführte Streiche und Listen auf die Bühne zu bringen. Allein Alles hat seine Grenzen. Der Betrogene, auf dessen Kosten gelacht wird, darf nicht die Redlichkeit und die Autorität sein. Nothwendig erfordert schon die ästhetische Gerechtigkeit, daß der Gegner durch anmaßende Dummheit, gleichgroße Geschicklichkeit oder sonst eine herausfordernde Eigenschaft die Betrugsversuche zu einem Art Wettkampf macht, dem dann der Zuschauer eben wegen des spannenden Kampfes und nicht um der Schlechtigkeit der Streiche willen seine Aufmerksamkeit und seinen Beifall schenkt. Das aber ist bei den Molière'schen Dienern, Mascarille, Scapin, Sganarelle u. s. w. fast nie der Fall [2]. — Daß sich in den Komödien ferner Alles um wer weiß was für eigenthümliche Liebschaften dreht, ist zu allbekannt und allgemein, um es bei Molière besonders hervorzuheben; man wundert sich im Gegentheil, wie in dem „Étourdi“ eigentlich Alles noch verhältnißmäßig so sauber hergeht, bis der letzte Vers des Stückes ganz unerwartet und grundlos jenen häßlichen Accord anschlägt, der später in ganzen „Lust“spielen breitgeschlagen werden soll.

Alles in Allem müssen wir den französischen Kritikern viel mehr als

---

[1] So ließe sich beispielshalber sehr leicht eine interessante Parallele zwischen „Étourdi“ und „Avare“ ziehen. „Trufaldin“ ist in manchen Punkten eine leichte Skizze des „Harpagon“. Die Anagnorisis Anselme's im „Geizigen“ hat die größte Ähnlichkeit mit jener des Andrès im „Étourdi“ u. s. w.

[2] Eine rühmliche Ausnahme bilden z. B. die „Précieuses ridicules“.

dem deutschen Lindau beistimmen und den „Étourdi“, wenn auch nicht als ein Meisterwerk, so doch als eine Molière'sche Arbeit mittlerer Güte anerkennen, die in vielen Stücken besser ist, als manche seiner späteren Kleinigkeiten. Freilich, ob die heutige Form der Verse in ihrer Glätte und Abgerundetheit schon die ursprüngliche war, ist mehr als zweifelhaft; dafür aber unterliegt es keinem Bedenken, daß von Anfang an dem Stücke der Charakter jener Lebendigkeit, Keckheit des Fortschreitens, Sicherheit der Exposition aufgedrückt war, der es heute noch als das Werk eines mit der Bühne praktisch vertrauten Mannes auf den ersten Blick verrathen muß.

Wendet man das letzte Blatt des „Étourdi“ und schaut nun die erste Scene des „Dépit amoureux“, so glaubt man fast an einen Irrthum: so identisch ist der Anfang der beiden Stücke. Wie in ersterem Lélie dem Diener Mascarille sein Liebesleid wegen des Rivalen auseinandersetzt, ganz so thut es beim Aufziehen des Vorhanges Eraste seinem Diener Gros-René. Und trotzdem zeigt sich bald genug der Unterschied in der poetischen Aufgabe beider Stücke. Eine wirklich komische Parallele zwischen dem idealistisch überspannten Eraste und seinem Liebeszwist mit der gleich heißblütigen Lucile einerseits und dem durchaus realistischen, etwas derben Gros-René in seinem Verhältniß zur Dienerin Lucile's, Marinette. Alle Kritiker sind einig, daß der Liebeszwist Eraste's die eigentliche Pointe des Stückes, und daß dieser Theil durchaus Molière'sches Eigenthum ist. Entkleiden wir ihn aber der Zufälligkeiten und Beithaten, so stellt er sich bereits als eine recht annehmbare Charakterstudie der Liebe und Eifersucht dar, die zu ihrer kunstgerechten Durchführung nicht bloß künstlerische und theatralische, sondern auch Lebens-Erfahrung in diesem Punkte erforderte. Daß es Molière an keinem dieser drei gemangelt, zeigt das Stück. Die Scenen, in welchen die Eifersucht zum Ausbruch kommt, in welchen dann die Liebe mit dem gekränkten Stolze kämpft, bis sie schließlich über alle falschen Rücksichten den Sieg davonträgt, sind so lebenswahr, so ewig jung, daß sie nur nach dem Leben und zwar aus eigenster Erfahrung geschrieben sein können. Und wahrlich, an Gelegenheit zu solcher Erfahrung fehlte es dem Dichter nicht. In dem Verhältniß, in dem er mit Madeleine Béjart lebte, und bei der Leidenschaft, die ihn zu den Füßen anderer Frauen führte, waren Eifersuchtsscenen nichts Ungewöhnliches für ihn. Wer aufmerksam liest, findet manches Wort, das Molière nur sagen konnte, weil er es von sich selbst zu sagen hatte. Übrigens ist auch die Kunst der Darstellung so wahr und echt, daß die betreffenden Scenen bis heutigen Tages sich auf den ersten Bühnen erhalten und die ursprünglichste Wirkung bewahrt haben. Man hat nämlich alles, was aus dem italienischen Vorbild an schwerfälligen und gehäuften Intriguen entlehnt war, aus den fünf Akten der Molière'schen Dichtung ausgeschieden und so ein Lustspiel in zwei Akten erzielt, „aber,“ wie Lindau mit Recht sagt, „diese zwei Akte sind als das wirkliche Debüt eines genialen Dichters zu betrachten“.

Auch die Sprache — ebenfalls Verse — hebt sich bereits durch die beliebten Sentenzen vortheilhaft und echt französisch vor jener des „Étourdi“ ab, so daß der Erfolg des „Dépit amoureux“ in der Provinz und später in

der Hauptstadt ein durchaus begreiflicher und verdienter war; verdient, insofern wir uns auf den bloßen Standpunkt des großen Publikums stellen: anders freilich lautet — und das sei hier ein für allemal gesagt über die meisten Molière'schen Komödien — das Urtheil des Christen und Idealisten.

Daß man bei diesen Komödien lacht, daß sie durchschnittlich lustige Lustspiele sind, ist nicht zu läugnen. Von den meisten ist es auch erwiesen, daß sie einen Zweck verfolgen, sich eine bestimmte Aufgabe stellen; aber leider ist die Aufgabe nur allzu häufig schief gestellt oder schief gelöst. Auch die idealen Charaktere der Komödie, die Ariste's, sind im Durchschnitt nicht das, was sich ein Christ unter solchen Charakteren vorstellt.

Das „castiga ridendo mores" in seiner Anwendung auf die Komödie bedarf gar sehr der Einschränkung, insofern es sich um Molière und um wahre Sittlichkeit handelt. Hier lieben wir daher viel mehr die Consequenz jener[1], welche diesen Papierschild fortwerfen und offen bekennen, daß, wie die Kunst überhaupt, so vorzüglich die Komödie mit Moral und moralischen Zwecken nichts zu schaffen habe. Das ist wenigstens entschieden und klar und wehrt von ihrem Standpunkte einzig siegreich alle Streiche ab, die gegen Molière von Seiten der Moral geführt werden könnten. Leider ist jener Grundsatz aber ebenso falsch, als er folgerichtig — aus einem falschen Hauptdogma der Neuzeit abgeleitet ist. Zuerst soll ja die Moral nichts mehr mit der Religion — und dann die Kunst nichts mehr mit der Moral zu thun haben — die Kunst ist sich selbst Zweck und selbst die höchste Religion. — „Welche Summe von irdischem Glück, Genuß, Wohlbehagen, von idealer Erhebung, geistiger Läuterung verdanken wir nicht Homer, Dante, Shakespeare, Molière, Göthe, Schiller? Welche Nacht umgäbe uns ohne die erleuchtenden Strahlenradien, die von diesen ewig fortglühenden Sonnen ausgehen! — Wie sie denen, die zu ihnen schauen, ja selbst solchen, die sich ihrem Einfluß entziehen zu können glauben, eine stete Lichtquelle sind, so ist es auch Völkerpflicht, diesen Göttern, nicht Götzen, fortdauernd Weihrauch zu streuen, Altäre zu bauen, Opfer darzubringen."

Solchen Blödsinn (für Blasphemie ist das Geschreibe wirklich zu dumm) leistet sich die „wissenschaftliche" Zeitschrift des Molière-Museums![2] Glücklicherweise war Molière vernünftiger, als viele seiner heutigen Bewunderer!

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

[1] Selbstverständlich ohne ihre Meinung zu theilen.

[2] Heft 2, S. 98. Was sich diese Zeitschrift an Verworrenheit, Bombast und Vergötterung Molière's, an Wichtigthuerei mit Lappalien überhaupt erlauben darf, das übersteigt jegliches Maß des selbst Dilettanten Erlaubten. Leider hat der Herausgeber einige ernste und vernünftige Mitarbeiter und enthält auch der größte Gallimathias oft manche materiell wichtige Notiz, so daß der deutsche Molière-Forscher der Zeitschrift nicht gut entrathen kann, wenn er auch häufig genug sowohl über die Form als den Inhalt der Mittheilungen in Entrüstung und Trauer geräth. Auch dieses Molière-Museum mit seinem Genie-Cult ist ein Zeichen unserer gottarmen und gottbedürftigen Zeit!

Recensionen.

Geschichte der neueren Philosophie von Baco und Cartesius bis zur Gegenwart. Von Dr. **Albert Stöckl**, Professor der Philosophie an der bischöflichen Akademie zu Eichstätt, Mitglied der römischen Akademie des hl. Thomas. Zwei Bände. 8⁰. 502 u. 643 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 15.

Bei dem vielen Betrübenden, welches die Gegenwart den Katholiken Deutschlands vor Augen führt, läßt man den Blick doppelt gern auf den erfreulichen Erscheinungen ruhen, die dazwischen emportauchen. Dahin gehört der rege und erfolgreiche Eifer, mit dem katholischerseits seit einiger Zeit auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft gearbeitet wird. Auch da, wo bis vor Kurzem die Nichtkatholiken das Feld beherrschten, treten jetzt Katholiken mit achtunggebietenden Leistungen hervor. Es gilt das vor Allem auf dem Gebiete der Geschichte, sowohl der allgemeinen, als auch der besonderen in ihren einzelnen Zweigen. Wir erinnern bloß an die Literaturgeschichte; gerade hier haben schon jetzt die tüchtigen Arbeiten katholischer Gelehrten gezeigt, wie nothwendig es war, das Gängelband zu zerreißen, an welchem man unbesorgt so lange Zeit sich bewegt hatte. Noch mehr als die Literaturgeschichte war die Geschichte der Philosophie die unbestrittene Domäne nichtkatholischer, ja großentheils glaubensfeindlicher Forscher. Wer bedenkt, in wie engem Zusammenhange Philosophie und Religion zu einander stehen, kann nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß hier im Interesse der Religion sowohl als der geschichtlichen Wahrheit eine Emancipation ebenfalls dringend geboten war. Was hat sich, um nur Eines zu erwähnen, die Scholastik nicht Alles von jenen Geschichtschreibern müssen gefallen lassen? Die meisten wohl sind mit Nasenrümpfen ob dem „Modergeruch“, vornehm ignorirend an der „Entseelten“ vorübergegangen; andere — es genügt, den Namen P r a n t l zu nennen — haben ein Zerrbild von ihr entworfen, um dasselbe zur Zielscheibe ihres wohlfeilen Spottes zu machen; wieder andere begnügten sich mit der Reproducirung der althergebrachten Vorurtheile und glaubten ihren guten Willen und ihre Unparteilichkeit übergenug bekundet zu haben, wenn sie ein aufrichtig gemeintes Mitleid über die Sterilität des Geisteslebens im Mittelalter zum Ausdruck gebracht; nur wenige drangen etwas tiefer ein — das volle Verständniß blieb auch diesen verschlossen. Das hohe Verdienst, eine Geschichtschreibung der Philosophie vom katholischen Standpunkte aus in Angriff genommen zu haben, knüpft sich an die Namen W e r n e r und S t ö c k l.

Letzterer, bekanntlich wegen seiner großen Gelehrsamkeit und seiner segensreichen Wirksamkeit auf dem Gebiete der Philosophie vom Heiligen Vater Leo XIII. durch die Aufnahme in die römische Thomas-Akademie ausgezeichnet, hat die ganze Geschichte der Philosophie, von den altheidnischen Systemen der Weltweisheit bis auf die Philosophie unserer Tage, vollständig durchgearbeitet und die Frucht dieser seiner Studien in einer Reihe ansehnlicher Werke hinterlegt. Gern ergreifen wir die Gelegenheit, hier wenigstens in Kürze auf dieselben hinzuweisen. Das „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie", welches bereits in zweiter Auflage erschienen ist, entwirft durch eine gedrängte Darlegung der hauptsächlichsten philosophischen Systeme ein Bild des Entwicklungsganges der Philosophie durch die ganze Vergangenheit. Auf eine tiefere Einführung in die geschichtliche Kenntniß der Philosophie sind drei größere Werke berechnet, welche bestimmte Zeitabschnitte behandeln. Das erste besteht (bis jetzt) aus zwei Bänden, von denen der erstere unter dem Titel: „Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte", außer den theoretischen Darlegungen die betreffende Geschichte für die Zeit des Alterthums umfaßt, während der zweite sein Programm erweitert und darum auch mit dem Separattitel: „Geschichte der Philosophie der patristischen Zeit mit besonderer Hervorhebung der durch sie bedingten speculativen Anthropologie", sich einführt. Die dreibändige „Geschichte der Philosophie des Mittelalters" will nicht als eine eigentliche Fortsetzung des vorigen Werkes betrachtet werden, indem es die jenem gezogenen Schranken überschreitet und allen Lehrpunkten der Philosophie eine gleichmäßige Berücksichtigung angedeihen läßt. Denselben allgemeineren Standpunkt wählt das dritte, zuletzt erschienene Werk: „Geschichte der neueren Philosophie von Baco und Cartesius bis zur Gegenwart"; auch Anlage und Durchführung sind in den beiden letztgenannten Werken für die verschiedenen Zeiten ungefähr die gleichen. Wir besitzen also in ihnen thatsächlich eine zusammenhängende Geschichte der Philosophie für das Mittelalter und die Neuzeit. Dieser Umstand legt uns eine Bemerkung nahe, deren Äußerung an dieser Stelle der hochw. Herr Verfasser uns gütigst gestatten möge. Wenn derselbe nämlich (Geschichte der Philosophie des Mittelalters, 1. Band, Vorrede) auch eine Weiterführung des an erster Stelle genannten, die speculative Anthropologie speciell hervorhebenden Werkes in Aussicht stellt, so glauben wir, noch erwünschter werde den meisten Freunden der Stöckl'schen Schriften jetzt, wo das Mittelalter und die Neuzeit in umfassenden Werken gleichmäßig bearbeitet vorliegen, eine Ergänzung gerade dieser beiden Werke sein. Durch eine ihnen entsprechende Geschichte der Philosophie des Alterthums und der Väterzeit würde eine große, einheitliche Gesammtgeschichte der Philosophie fertiggestellt werden — gewiß ein Werk, zu dessen Vollendung das katholische Deutschland dem Verfasser und sich selbst Glück wünschen müßte.

Wenn wir jetzt die jüngst erschienene „Geschichte der Philosophie der Neuzeit" näher in's Auge fassen, so dürfen wir an ihr zu unserer Freude dieselben formellen Vorzüge loben, welche auch ihre Vorgänger auszeichnet. Unter ihnen ist rühmend hervorzuheben die Einfachheit und Klarheit der Sprache,

welche wesentlich dazu beiträgt, ein leichtes Verständniß überall dort zu erzielen, wo ein solches überhaupt erreichbar ist. Wo die philosophischen Systeme selbst sich so sehr in Dunkel hüllen, daß dasselbe zu verscheuchen auch den eigenen Urhebern nicht gelungen ist, da bleibt für den Geschichtschreiber allerdings nichts Anderes übrig, als die Dunkelheit mit in den Kauf zu nehmen — ein Fall, der bekanntlich in der Geschichte der modernen Philosophie nicht gerade so selten vorkommt.

Inhaltlich weisen die beiden Bände eine fast erdrückende Fülle von Stoff auf. Selbstverständlich konnten und durften nicht alle Systeme in gleicher Ausführlichkeit dargelegt werden; bei gar manchen mußte es genug sein, sie mit wenigen Strichen zu charakterisiren. Um dem Leser einen annähernden Begriff von der Reichhaltigkeit des Werkes zu geben und ihm zugleich einen kleinen Einblick in die innere Organisation desselben zu ermöglichen, genüge es, auf die folgenden Philosophen, die alle eine eingehende Berücksichtigung gefunden haben, in der vom Verfasser gewählten Gruppirung hinzuweisen.

Der erste Band, welcher sich mit der Zeit von Baco und Cartesius bis Kant beschäftigt, umfaßt nach des Verfassers Anordnung zwei Perioden. In der ersten, die als die Zeit der Begründung und ursprünglichen Gestaltung der neueren Philosophie bezeichnet wird, treten uns entgegen: Baco von Verulam, Herbert von Cherbury und Hobbes als Vertreter des Empirismus und Deismus; Descartes, Geulinx[1], Malebranche, Spinoza als Vertreter des Rationalismus, denen sich die Hauptvertreter der oppositionellen Strömungen (platonisirende Richtung, apologetisirende Richtung, Mystiker) anschließen. Für die zweite Periode, den Fortgang der neueren Philosophie seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, wird als oberstes Eintheilungsprincip die Verschiedenheit der Länder gewählt. Die Philosophie in England zeigt uns in ihrer Entfaltung den intellectuellen Empirismus Locke's, den ethischen Antonomismus des Grafen von Shaftesbury, den deistischen Naturalismus in seiner Entwicklung, welche er in Toland, Collins, Woolston, Tindal, Chubb und Bolingbroke nimmt, den Akosmismus Berkeley's und den Skepticismus Hume's, gegen den als Reaction die schottische Schule mit Thomas Reid an der Spitze auftrat. Der Philosophie in Frankreich gibt der Verfasser folgende Gruppirung: Anbahnung der naturalistischen Richtung durch Bayle; die Rechts- und Staatslehre Montesquieu's; der antichristliche Naturalismus in seiner vollen Gestalt bei Rousseau, Voltaire und Diderot; der Sensualismus Condillac's; der Materialismus bei Helvetius, de la Mettrie, von Holbach und dem Verfasser des Système de la nature. Die Philosophie in Deutschland und in den angrenzenden germanischen Ländern zeigt als Vertreter der Rechts- und Gesellschafts-Philosophie Grotius und Pufendorf, als Begründer eines

[1] Im vorliegenden Werke stets: Geulincs. Gleichfalls immer: Puffendorf, Rosenkrantz, Comté, Littrée statt Pufendorf, Rosenkranz, Comte, Littré.

ideal-philosophischen Systems Leibniz und Wolff, als Anwälte der „deutschen Aufklärung" Reimarus, Lessing und Herder. Die dritte Periode, welche die neueste Philosophie von Kant bis zur Gegenwart umfaßt, füllt den ganzen zweiten Band. Die erste, größere Hälfte desselben beschäftigt sich mit der Philosophie in Deutschland, während die andere der Philosophie der übrigen Länder gewidmet ist. Die Entwicklung der Philosophie in Deutschland weist folgende Phasen bezw. nebeneinander laufende Richtungen auf: Idealismus und idealistischer Pantheismus (Kant, Fichte, Jacobi, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Krause, Schopenhauer); Versuche zur Reform der Philosophie in realistischer Richtung auf dem Unterbau der Naturwissenschaft (Herbart, Beneke, Trendelenburg, Lotze, Fechner, Ulrici, auch Stahl); Versuche zur „Versöhnung" des Christenthums mit der modernen Philosophie (Baader, Günther, Deutinger, Frohschammer, Rosenkranz); Ausgang der bisherigen philosophischen Entwicklung in Deutschland als Materialismus (Büchner und Haeckel) und materialistischer Nihilismus (v. Hartmann). Für die neueste Philosophie in Frankreich und Belgien werden drei Hauptrichtungen namhaft gemacht: die antispiritualistische, welche den Sensualismus und Materialismus, den Phrenologismus (Gall), den Positivismus (Comte u. A.) und den Socialismus (St. Simon, Fourier u. A.) unter sich begreift; die schottische und eklektische Philosophie (Royer-Collard, Maine de Biran, Cousin); endlich die religiös-philosophische Richtung mit dem Traditionalismus (de Bonald, de Lamennais, Bautain) und dem Ontologismus (Maret, Gratry, Ubaghs). Die neueste Philosophie Spaniens läßt Balmes in den Vordergrund treten, während die Englands die Namen Stuart Mill, Darwin und Bentham aufweist, und die Italiens in Rosmini und Gioberti, aber auch in Taparelli ihre Hauptvertreter hat. Bei den einzelnen Ländern werden außerdem jedesmal am Schlusse die gegenwärtigen Bestrebungen einer Rückkehr zur Philosophie der christlichen Vorzeit in einigen Zügen geschildert.

Dieser Überblick, der die große Zahl so verschiedener, in so vielen Punkten sich schnurstracks zuwiderlaufender Systeme vor Augen führt, zeigt genugsam, wie äußerst schwierig die Aufgabe war, vor die der Herr Verfasser sich stellte, als er es unternahm, aus diesem Chaos mit ordnender Hand ein übersichtliches Bild zu gestalten. Um so mehr Anerkennung verdient daher die Ausführung, welche im Großen und Ganzen als eine wohlgelungene bezeichnet werden darf. Durch die vom Verfasser hergestellte Reihenfolge und Gruppirung, die an den entscheidenden Stellen auch jedesmal im Voraus angekündigt und kurz motivirt wird, ist ein wahrer Ariadnefaden geschaffen, welcher auch dem mit diesem Gebiete minder Vertrauten seinen Dienst nicht versagt.

In einzelnen Fällen ließe sich über den Ort der Einfügung einzelner Systeme rechten: daß es nur in einzelnen Fällen geschehen kann, ist gewiß ein großes Lob. Noch seltener wohl kommt es vor, daß die Einordnung eines Philosophen unter eine bestimmte Richtung der Grund ist, weßhalb die eine oder andere Seite seiner Eigenart und seiner philosophischen Leistungen gar nicht oder doch nicht genügend hervortritt. Ein Beispiel. Johann Gottfried

Herders philosophische Bedeutung liegt unstreitig in seiner Geschichtsphilosophie. Hier haben seine Arbeiten leider erfolgreich gewirkt. Wiewohl er auf Baco, Hume und Shaftesbury, auf Montesquieu und Rousseau, auf Leibniz, und trotz seiner Polemik auch auf Spinoza einigermaßen fußte, war er doch hinwiederum der Erste, welcher im Gegensatze zur abstract rationalistischen Auffassungsweise sich in mehr realistischer Betrachtung dem Eigenthümlichen der verschiedenen Lebens- und Denkarten aller Zeiten zuwandte, um auf diese Weise zu einem genetischen Begreifen vorzuschreiten. Er ging dabei von einer Naturauffassung aus, die ihm die Erde mit all ihrem Leben nur als einen großen Entwicklungsproceß erscheinen ließ, in welchem immer höheres individuelles Leben sich bildet bis hinauf zum höchsten Naturproduct, dem Menschen, welcher seinerseits wieder eine neue, höhere Natur, die Humanität, verwirklichen soll. Mit Recht hat man in dieser Auffassung die Vorläuferin sowohl der Schelling'schen und Oken'schen Naturphilosophie und der Hegel'schen Geschichtsphilosophie, als auch aller neuzeitlichen Descendenz- und Entwicklungstheorien zu finden geglaubt. Und wegen der vergleichenden Studien über das Völkerleben, die Herder zur Fruchtbarmachung seiner Ideen anstellte, preist man ihn in neuester Zeit besonders gern als Vater der vergleichenden Sprach- und Religions-Wissenschaften. Eine Geschichte der Philosophie muß darum diese Bedeutung des Mannes vor Allem in's rechte Licht setzen und demgemäß das Wichtigste und Wesentlichste seiner geschichtsphilosophischen Anschauungen zur Darstellung bringen, wie sie in dessen berühmtestem Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte", sich geltend machen. Herr Dr. Stöckl führt Herder als dritten Repräsentanten der „deutschen Aufklärung" an und faßt, um dementsprechend dessen Stellungnahme zur geoffenbarten Wahrheit zu erläutern, einzig die Schrift: „Vom Unterschiede zwischen Religion und Lehrmeinungen", näher in's Auge, indem er aus ihr lange Auszüge beibringt. Auf Herders „Metakritik" kommt er an einer anderen Stelle, bei der Bekämpfung des Kantianismus, mit einigen Worten zu sprechen. Aber Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte" werden auch nicht einmal genannt. Das ist eine bedauerliche Unterlassung, die sich zwar nicht rechtfertigen, aber doch, wie vorhin schon angedeutet, dadurch in etwa entschuldigen läßt, daß der bei der Gruppirung und Einreihung gewählte Standpunkt eine gewisse Einseitigkeit der Betrachtungsweise zur nothwendigen Folge hatte. Allein dieser Fall, wir wiederholen es, gehört zu den Seltenheiten; durchweg trägt die Gruppirung dazu bei, das verschiedene Gepräge der einzelnen Geistes-Physiognomien nur um so wirkungsvoller hervortreten zu lassen.

Die Art der Behandlung im Einzelnen ist nicht schablonenhaft. Wohl aber schreitet die Darstellung nach einer bestimmten, wenn auch je nach den Umständen modificirten Ordnung voran. Für die einzelnen Perioden und größeren Abschnitte finden wir außer den schon berührten Erläuterungen der Stoffgruppirung gewöhnlich auch eine kurze Charakteristik der betreffenden Zeit und ihrer Strömungen an die Spitze gestellt. Gegebenen Falls werden auch Ereignisse aus der Zeitgeschichte, insofern sie das Verständniß bestimmter neu auftretender Richtungen erleichtern, zur Erklärung herangezogen, so vorzüglich

bei den englischen Philosophen, besonders glücklich bei Hobbes[1]. Der Darlegung der einzelnen philosophischen Systeme gehen gewöhnlich die nothwendigsten Notizen über das Leben und die Hauptschriften der betreffenden Philosophen voraus. Die Systeme werden übersichtlich nach ihren Hauptbestandtheilen skizzirt. Wo die Darstellung bei der Wichtigkeit eines Systemes eine größere Ausdehnung annimmt, ist auch jedesmal neben der passenden Gliederung noch durch gute Überschriften für die Erleichterung des Verständnisses und des Überblickes gesorgt. Bei der Auseinandersetzung der Systeme ist für gewöhnlich in den Anmerkungen nur auf die betreffenden Fundorte in den Werken der behandelten Philosophen verwiesen. Zuweilen jedoch, z. B. bei Cartesius, Leibniz, Helvetius, dem Système de la nature, bringen die Anmerkungen auch eine Anzahl ganzer Stellen im Wortlaut. Wir müssen gestehen, der Grund für diese Ungleichheit des Verfahrens ist uns nicht recht ersichtlich geworden. Eine kritische Würdigung des auseinandergesetzten Systems bildet jedesmal den Abschluß. Hier ist es, wo der hochw. Herr Verfasser den katholischen Standpunkt wirksam zur Geltung bringt, indem er die jeweiligen größeren oder geringeren Abweichungen des Systems vom „christlichen Gedanken" klar und entschieden aufweist, aber auch die Widersprüche hervorhebt, in die das System sich zu den gesunden philosophischen Principien und häufig auch zu seinen eigenen stellt. Auf eine ausführliche und vollständige Widerlegung der einzelnen Systeme ist es dabei selbstverständlich nicht abgesehen. Nichtsdestoweniger enthalten jene kritischen Bemerkungen häufig eine Zusammenstellung der triftigsten Gründe, welche sich überhaupt gegen das in Rede stehende System in's Feld führen lassen. Gleich das gegen Baco Gesagte enthält manche treffende Bemerkung. Weiter ausgreifende Widerlegungen finden sich z. B. bei Cartesius, Locke, Kant.

Gewiß muß diese kritische Beleuchtung, welche sich durch das ganze Werk hinzieht und auf's Neue für die gründlichen philosophischen und theologischen Kenntnisse, wie für die scharfe Dialektik des Verfassers ein rühmliches Zeugniß ablegt, den katholischen Leser in hohem Grade zum Dank verpflichten. Dennoch aber wird er dabei auf Eines nur ungern verzichten. Unwillkürlich frägt er sich nämlich: Wie haben sich denn die gleichzeitigen und nachfolgenden katholischen Philosophen zu den verschiedenen Systemen gestellt? Was haben diese zu deren Widerlegung vorgebracht? Und da es sich um eine ausführliche Geschichte der Philosophie vom katholischen Standpunkte handelt, kann die Berechtigung solcher Fragen wohl kaum bestritten werden. Hier zeigt nun das Stöckl'sche Werk — wir dürfen das nicht verschweigen — unliebsame Lücken. Um es kurz zu sagen, nur sehr selten wird auf jene katholischen

[1] Wenn der Verfasser den großen Anklang, den Rousseau's „Emil" bei seinem Erscheinen fand, einzig aus der „durch und durch corrumpirten Zeit" begreiflich machen will, so hat er einen anderen, wenigstens ebenso schwerwiegenden Erklärungsgrund außer Acht gelassen, nämlich das Bedürfniß jener Zeit, aus dem unnatürlichen Zustande der Hypercultur, der Ziererei und des Etiquettenwesens zur Hochschätzung der Natur und des Natürlichen zurückzukehren. Rousseau's „Emil" war es, der die lang erwartete Parole: „Rückkehr zur Natur", ausgab.

Gegner verwiesen, und wo es geschieht, hat es fast stets bei dem einfachen Hinweis sein Bewenden, meistens sogar ohne Namhaftmachung der betreffenden Schriften, stets ohne ein näheres Eingehen auf diesen Zweig der katholischen Literatur. Gleich bei Cartesius z. B. werden die mit gerechtem Aufsehen aufgenommenen und aus dem Französischen auch in's Lateinische, Italienische und Englische übersetzten Schriften des Anti-Cartesianers Daniel nicht einmal dem Titel nach angeführt. Und ähnlich geht es weiter bis herunter auf den Philosophen des Unbewußten, bei dem selbst die Thatsache unerwähnt bleibt, daß eine Reihe katholischer Gelehrten, zuletzt noch Braig in der größeren Schrift: „Die Zukunftsreligion des Unbewußten und das Princip des Subjectivismus" (Freiburg, Herder, 1882), schätzenswerthe Beiträge zu seiner Widerlegung geliefert haben. Wir unterschätzen keineswegs die Größe der Schwierigkeiten, welche bei der Lückenhaftigkeit der hier verwendbaren Vorarbeiten sich für die Erzielung einer auch nur annähernden Vollständigkeit nach dieser Richtung hin hemmend in den Weg legen. Dennoch müssen wir es bedauern, daß bei einem im Übrigen so weitschichtig angelegten Werke nicht wenigstens ein erster Versuch zur Ausfüllung dieser Lücken gewagt wurde.

Ein anderer Wunsch steht mit dem eben geäußerten in enger Verbindung: er geht auf eine größere Berücksichtigung der katholischen Philosophen überhaupt. Unzweifelhaft stand es dem Herrn Verfasser frei, sich seinen Stoff zu beschränken und demgemäß für die Neuzeit etwa bloß die Entwicklungsgeschichte der von der kirchlichen Wissenschaft emancipirten Philosophie in Behandlung zu nehmen. Wenn aber eine solche Beschränkung nicht gewählt und die Darstellung der neueren Philosophie einfachhin in Angriff genommen wird, dann darf der katholische Leser auch mit Recht erwarten, daß neben den zahlreichen auf dem Boden des Protestantismus und des modernen Heidenthums emporsprießenden Systemen gleichfalls die wichtigsten Erscheinungen der katholischen Philosophie nach Gebühr gewürdigt werden. Es lag nun auch keineswegs in der Absicht des Verfassers, dieser Anforderung sich zu entziehen. Er ist vielmehr der Ansicht, daß sein neuestes Werk mit seiner „Geschichte der Philosophie des Mittelalters" sich zu einer vollständigen Darstellung der Philosophie, auch der auf katholischem Boden erwachsenen, ergänze. Der Verfasser selbst schreibt: „Es schließt sich das vorliegende Werk unmittelbar an den dritten Band meiner ‚Geschichte der Philosophie des Mittelalters' (Mainz, Kirchheim, 1866) an und soll in gewisser Beziehung die Fortsetzung des letzteren bilden. Von jenen Erscheinungen auf philosophischem Gebiete, welche auf der Grenzscheide der älteren und neueren Zeit liegen, habe ich daher in dem vorliegenden Werke jene, welche schon in dem genannten dritten Bande meiner Geschichte der Philosophie des Mittelalters zur Sprache gekommen sind, nicht mehr eigens behandelt; ich habe mich in dieser Beziehung damit begnügt, auf das letztgenannte Werk zu verweisen. Der Vollständigkeit der Darstellung im vorliegenden Buche wird aber dadurch kein Eintrag gethan" (Vorrede). Ist es nun schon mißlich, für das, was man in dem einen Werke zu suchen berechtigt zu sein glaubt, auf ein anderes verwiesen zu werden,

so ist zudem auch das dort Gebotene wohl kaum ausreichend. Es wird nämlich daselbst nur ein „geschichtlicher Überblick“ der nach der Reformationszeit wieder aufblühenden Scholastik mit der Namenangabe ihrer Hauptvertreter und ihrer hervorragendsten Werke auf wenigen Seiten vorgeführt und dann einzig das System des Suarez einläßlich dargelegt. Soll das wirklich genügen für das ganze sechzehnte, siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert, wo an zahlreichen Hochschulen und an noch zahlreicheren Ordensschulen die scholastische Philosophie weiter gelehrt wurde [1] und die neuscholastische Literatur so manche Bereicherung sowohl an selbständigen Werken, wie an gediegenen Commentaren zu den Werken des Aristoteles und des hl. Thomas aufzuweisen hat? Faßt man aber den Inhalt der zwei Bände, welche die neuere Zeit behandeln, allein in's Auge — und manche Leser werden ja dabei stehen bleiben —, so empfängt man geradezu den Eindruck, als sei während dieses ganzen Zeitraumes von der katholischen Philosophie überhaupt nichts Nennenswerthes zu Tage gefördert worden, als sei bei ihr für diese Zeit eine völlige Stagnation eingetreten. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch einige wirklich mißverständliche Ausdrücke. So heißt es gleich in der Einleitung des ersten Bandes, nachdem darauf hingewiesen, daß im Mittelalter der philosophische Gedanke einen continuirlichen Entwicklungsgang genommen: „Das änderte sich nun aber im fünfzehnten Jahrhundert. Es wurde der Faden der bisherigen philosophischen Tradition mit Einem Male abgeschnitten, und damit der continuirliche Fortgang in der Entwicklnng des philosophischen Gedankens abgebrochen.“ Dem entsprechend wird dann später im zweiten Bande, wo von der Wiederbelebung der Scholastik in unserem Jahrhundert die Rede ist, ausdrücklich gesagt, man habe dabei die Überzeugung von der Nothwendigkeit gehabt, „daß wieder an die altchristliche Philosophie, wie sie in den christlichen Jahrhunderten vor der ‚Reformation‘ geblüht, angeknüpft, der seit dreihundert Jahren unterbrochene Faden der christlich-philosophischen Tradition wieder aufgenommen werde“. Solche Ausdrücke wären unmöglich gebraucht worden, wenn die Geistesfrüchte, welche bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts — wo thatsächlich der Faden der christlich-philosophischen Tradition abgebrochen wurde — von der katholischen Philosophie gezeitigt waren, auch im Einzelnen verfolgt und aufgezeigt worden wären. Die vorzüglich in den letzten Decennien von katholischer Seite unternommenen Regenerationsbestrebungen der altchristlichen Philosophie gelangen, wie bereits bemerkt, allerdings zur Darstellung, aber doch nur in recht skizzenhafter Weise. Wir zweifeln nicht, daß die meisten Leser hier mit uns ein Mehr gewünscht hätten. Oder ist es ein

[1] Noch im Jahre 1735 konnte z. B. Lossada den zweiten Band seiner Cursus philosophici mit den Worten beginnen: „Philosophia Peripatetica, quae longo saeculorum tractu pacifice regnavit in scholis, et, licet jam interturbata pace, regnat adhuc etc.“ — Eine wirkliche Beeinflussung erfuhr die Philosophie der katholischen Schulen durch Christian Wolff, nicht zwar in der Lehre, wohl aber in der Methode und Systematisirung. Ein näheres Eingehen auf die Methode Wolffs, in welcher auch, abgesehen von der eben berührten Thatsache, die Hauptbedeutung des Mannes liegt, vermissen wir bei Stöckl.

richtiges Verhältniß, wenn z. B. Günther mit 34, Deutinger mit 13, Frohschammer mit 17, Rosenkranz mit 11 Seiten bedacht wird, dagegen über Kleutgen und „sein classisches Werk" in ganzen fünf Zeilen gehandelt wird?

Fast müssen wir befürchten, daß durch die Äußerung unserer Wünsche, welche wir eben nicht unmotivirt vorlegen durften, die hohen Vorzüge des Werkes, welche wir ja bei den gewaltigen Schwierigkeiten des Unternehmens mit doppelter Freude anerkannt haben, etwas in den Schatten gerückt seien. Es würde das ganz und gar unserer Absicht widersprechen. Darum betonen wir hier nochmals: unserer Überzeugung nach ist das katholische Deutschland dem gelehrten und verdienstreichen Herrn Verfasser für seine neueste Gabe zu großem Danke verpflichtet. Das Werk ist auch in der vorliegenden Gestalt bereits „eine großartige Apologie des positiven Christenthums, der katholischen Kirche". Als eine solche möge es in unserer Zeit des Unglaubens recht viel Gutes stiften!

Aug. Langhorst S. J.

De distinctione essentiae ab existentia theses quatuor. Disputatio scholastica, quam ad auditorum suorum usum emisit *Maximilianus Limbourg* S. J. Permissu Superiorum. 8⁰. p. 71. Ratisbonae, Pustet, 1883. Preis: 60 *Pf.*

Das Schriftchen behandelt die berühmte Frage, welcher Unterschied in den geschaffenen Dingen zwischen ihrem Dasein und ihrer Wesenheit bestehe. Daß irgend ein Unterschied obwalte, leuchtet ein: die existirenden Dinge könnten ja auch nicht sein; ihr Dasein liegt also nicht in ihrem Wesen. Ebenso ist es etwas Anderes wirklich sein, und etwas Anderes möglich sein. Die Frage spitzt sich darauf zu: ob im wirklichen Dinge seine Wesenheit reell verschieden sei von seinem Dasein oder seiner Existenz. Manche meinen, wie Gott die bewirkende Ursache von Leib und Seele ist, die Seele aber als innere Formalursache die Materie zum menschlichen Körper macht, — so müsse auch neben der Wesenheit noch eine besondere Realität angenommen werden, welche gewissermaßen als innere Formalursache der geschaffenen Wesenheit das volle Wirklichsein verleihe und daher den besonderen Namen Existenz führe. Gegen diese Ansicht ist vorliegende Schrift gerichtet. Gang und Anlage sind vorwiegend polemisch. Der hochw. Verfasser selbst zeigt große Vertrautheit mit den scholastischen Ideen und volle Beherrschung des Stoffes; mit großer Überzeugung und Sicherheit verficht er seine These und verfolgt die gegnerische Ansicht mit einer Schärfe und Consequenz, welche die Schwierigkeiten eher aufsucht als umgeht.

Das scheint uns nun evident zu sein, daß der virtuelle Unterschied zur Wahrung des vollkommenen Abstandes zwischen Gott und dem Geschöpfe und zur vollen und ungetrübten Darlegung der Wahrheiten, die darauf ruhen, völlig hinreicht. Ja die Gründe des Verfassers überzeugten uns auch, daß nur ein virtueller Unterschied vorhanden ist. Bei manchen Gegengründen empfängt man den Eindruck, daß die Vertheidiger des reellen

Unterschiedes sich mehr von der Auctorität, als von inneren Gründen leiten ließen: es handelt sich hier nämlich um das Ansehen des hl. Thomas. Auch diese Schwierigkeit würdigt der Verfasser, und wir glauben, daß er die Alternative des Tiphanus siegreich zurückweist. Tiphanus meinte nämlich, die Behauptung, der englische Lehrer hätte nur einen virtuellen Unterschied gelehrt, beruhe entweder auf Unverschämtheit oder auf Unkenntniß der Doctrin des hl. Thomas (hominis est aut impudentis, aut in ejus doctrina peregrini).

Wie konnte aber überhaupt die genannte Lehre für einen Grundstein der Doctrin des englischen Lehrers erklärt werden? Allerdings, insofern von der Frage, ob ein bloß virtueller oder ein reeller Unterschied vorhanden sei, thatsächlich keine weiteren Grundbegriffe bedingt sind, so daß alle wichtigen metaphysischen Wahrheiten mit voller Klarheit und Sicherheit ohne dieselbe können behandelt werden, haben wir es mit einem bloßen Ausläufer des Systems zu thun, und es wäre darum gewiß verkehrt, die wichtigsten philosophischen Deductionen des hl. Thomas von ihr abhängig machen zu wollen. Doch verbleibt der Sache immerhin ihre Bedeutung. Der hl. Thomas soll Lehrer und Führer des christlichen Denkers sein — nicht bloß in dem Sinne, daß dieser nach jeweiligem Bedürfnisse nach diesen oder jenen Stellen greift, wo der heilige Lehrer klar und einfach diese oder jene Wahrheit vorträgt; nein, das Studium des hl. Thomas soll, so viel es angeht, den ganzen Denkproceß des großen Meisters in's Auge fassen, um in diesem Lichte die einzelnen sich folgenden und gegenseitig bedingenden Wahrheiten zum vollen Verständnisse zu bringen. Es ist nun klar, daß der Gedankengang des hl. Thomas, je nachdem die vorliegende Streitfrage gelöst wird, nicht unbedeutende Modificationen erfahren wird. Demnach wäre es gewiß eine verdienstvolle Arbeit und eine dankenswerthe Ergänzung der vorliegenden Schrift, wenn der Verfasser, etwa in der „Theol. Zeitschrift", die metaphysischen Begriffe, welche unsere Frage berühren, genau nach der Anschauung und Auffassung des englischen Lehrers mehr thetisch und stufenweise entwickelte, woraus sich dann die Lösung der Frage als einfache Folge ergeben würde. Dabei könnte die strenge Schulform mit einer freiern Darstellung vertauscht werden; doch müßte diese, wie uns scheint, immerhin lateinisch sein. — Im Citate aus Bannez (S. 20) muß es s i v e substantia heißen.

V. **Felchlin** S. J.

Dr. *Bukowski*, **Dzieje Reformacyi w Polsce.** I. Kraków 1883. (Geschichte der Reformation in Polen. Band I. Krakau 1883.)

Das ganze Werk, von dem hier der erste Band vorliegt, soll in drei Bänden seine Vollendung finden. Band 1 führt uns die Geschichte der Einführung des Protestantismus und seiner Verbreitung bis zum Ende der Regierungszeit König August Sigmunds vor. Wohl haben auch Andere bereits vor Dr. Bukowski diese Periode polnischer Geschichte behandelt; indeß fast alle diejenigen, welche die Reformation in Polen zum besonderen Gegenstande ihrer literarischen Thätigkeit wählten, Węgierski, Lubiemicki, Friese, Krasinski,

Fischer, stellten dieselbe vom protestantischen Standpunkte aus dar. War auch Lukaszewicz Katholik, so kennzeichnet doch der Umstand seinen Standpunkt genügend, daß er von Vielen, die ihn nur aus seinen Werken kennen, als Protestant citirt wird. Andere katholische Schriftsteller beschränkten sich entweder auf den politischen Theil in der Reformation, wie Zakrzewski, oder gingen nicht tief genug auf die Sache ein, wie Bulinski, während Dzieduszycki in seinem „Peter Skarga und sein Zeitalter“ nur einen späteren Theil zur Darstellung bringt.

Der Herr Verfasser hat die ihm zu Gebote stehenden Quellen, besonders die gedruckten, gewissenhaft benutzt. War indeß sein Versuch, die Geschichte der Reformation in Polen vom katholischen Standpunkte zu schreiben, der erste in seiner Art, so ist selbstverständlich Manches in der Benutzung der Quellen und in der Darstellung noch derart geblieben, daß es einen Fortschritt zuläßt. Von ungedruckten Quellen sind besonders die Krakauer bischöflichen und Consistorial-Acten benützt worden. Wenn die Gnesener, Kulmer, Wloclaw'schen und Wilna'schen Archive auch unbenutzt geblieben, so haben wir doch im vorliegenden Werke ganz besonders werthvolle Aufschlüsse über die Reformation in Klein-Polen, während die anderen Theile des ehemaligen Königreiches eine zweite Auflage abwarten müssen, um in dem ihnen gebührenden Verhältnisse Berücksichtigung zu finden. Auch die deutschen Bezirke, welche unter polnischer Oberhoheit standen, wie Danzig, Thorn, sind nur in zweiter Linie zur Besprechung gekommen. Freilich würde es noch langjähriger Vorarbeiten bedürfen, hätte Verfasser ein nach allen Seiten gleichmäßig fallendes Licht über die Reformation verbreiten wollen, und so wäre vielleicht zum großen Schaden der Wissenschaft das vorliegende Werk nie zum Abschluß gekommen. Es gebührt dem Verfasser die höchste Anerkennung und aufrichtiger Dank, daß er trotz aller Schwierigkeiten ein Werk geliefert, das die Reformation in Polen endlich einmal in ihrer wahren Gestalt zeigt und dessen kein künftiger Geschichtsschreiber dieser Periode entrathen kann. Hat er nicht allen Ansprüchen genügen können, die man an ein solches Werk richten möchte, so liegt der Grund eben nicht am Verfasser, er liegt daran, daß Dr. Bukowski der erste ist, der es unternahm, ein so umfassendes Werk herauszugeben.

Die Reformation wurde in Polen durch verschiedene Ursachen angebahnt und eingeleitet. Krakau, an der Grenze der westlichen Civilisation gelegen, zog durch den Ruf seiner blühenden Universität die Humanisten von fern und nah herbei. Der Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern hatte auch in Polen sein Echo gefunden; Humanismus und Hussitismus bereiteten das Terrain zu eigenmächtigen Thaten vor. Einzig der hohe Adel und die deutsche, handeltreibende Bevölkerung der Städte erklärte sich im Anfang für die neue Lehre. Aus Abneigung gegen alles Deutsche verschloß der hohe Adel sich gegen das Lutherthum und nahm den Calvinismus, dessen strengere Lehre ihm mehr zusagte, an. Die zügellose Sucht nach gänzlicher Unabhängigkeit, die selbst den Schatten einer Beschränkung als unerträgliches Joch verabscheute, die fortwährenden Streitigkeiten mit den Geistlichen wegen der Grenzen der geistlichen Jurisdiction, der Heranziehung des Klerus zu

den Nationallasten und des Zehnten machten ihm die neue Lehre angenehm. Herrschte ein jeder größere Edelmann mit fast unbeschränkter Gewalt über seine Untergebenen, so wollte er auch durch einen Hofstaat seine Würde kundgeben; und als die Prediger der neuen Lehre sich an die Höfe der Edlen drängten, war es ein zu verlockender Gedanke für diese, die Herrschaft über ihre Unterthanen, welche sie bisher mit der Kirche getheilt, ganz an sich zu reißen. Die deutsche Bevölkerung der Städte bildete ein von den übrigen Bestandtheilen des Königreiches sich scharf abgrenzendes Element. Hatten sie Sprache und Recht des deutschen Vaterlandes bewahrt und standen sie mit demselben noch immer in fortwährendem Verkehr, so war nichts leichter, als daß sie die neue Lehre, die in den Schwesterstädten Deutschlands so gute Aufnahme gefunden, als Religion ihrer Heimath nach Polen zurückbrachten. Wittenberg und Leipzig wurden die beiden Centren der Bewegung. Der Weltklerus war zum großen Theile höchst ungebildet und vermochte nicht, den Kampf um die Wahrheit siegreich zu führen, während seine Sitten Gelegenheit zu leichten Angriffen boten. Der Ordensklerus war in traurigem Verfalle, mit Ausnahme der Dominicaner. Besonders einige verirrte Söhne des hl. Franciscus gaben schweres Ärgerniß, indem sie der Häresie Vorschub leisteten. Die gesammte eben erst in Polen erstandene Presse war in den Händen der Protestanten, und es thaten den Anhängern der neuen Lehre die Werke der Katholiken, die wenig zahlreich und von geringer Bedeutung waren, so gut wie gar keinen Abbruch. Eines der Hauptmittel der Einführung des neuen Evangeliums in Polen waren die von den protestantischen Lehrern überall errichteten großen Schulen. Vergeblich widersetzten sich die Universitäten der Bewegung. In Krakau kam es zu einer Spaltung; 6000 Studenten verließen an einem Tage die Stadt. Wenn trotzdem von den 4000 Kirchen des gesammten Königreichs Polen nur 1200 in die Hände der Protestanten (in Groß-Polen etwa jede sechste, in Klein-Polen jede zweite) kamen; wenn von den zahlreichen polnischen Adeligen nur etwa 1000, wenngleich aus den ersten Geschlechtern, die neue Lehre annahmen: so lag der Grund, in den ersten Jahren wenigstens, keineswegs in dem Eifer der Bischöfe, von denen einer apostasirte, sondern vielmehr darin, daß der masovische Adel, unter den Piasten an strenges Regiment gewöhnt, treuer an den Traditionen seiner Vorfahren hing, als der ruthenische.

Es ist uns unmöglich, dem Verfasser in alle Einzelheiten hier zu folgen. Beschränken wir uns auf einige Bemerkungen, die nicht sowohl bestimmt sind, dem Werke den ihm eigenen Werth zu verkürzen, als vielmehr anzudeuten, was bei einer zweiten Auflage auch bei der jetzigen Anlage als Ergänzung wünschenswerth wäre. Die beiden Factoren, welche dem Protestantismus in Polen die Wege bereiteten, Hussitismus und Humanismus, hätten wohl ausführlicher charakterisirt werden sollen. Auch wäre die eingehendere Besprechung der Theilnahme der Bischöfe an der Säcularisations-Erlaubniß, die Polen Albrecht von Preußen zugestand, eine interessante Aufgabe für eine Geschichte der Reformation geworden. Hätte Verfasser die Acten anderer Diöcesen einsehen können, so wäre jedenfalls das Verfahren der Bischöfe gegen die den

Bestand der Kirche bedrohende Häresie noch klarer und vollständiger dargestellt worden, und manche nun streitig gebliebene Frage hätte ihre Lösung gefunden. Das Gleiche gilt einigermaßen auch von der Ordens- und Weltgeistlichkeit.

Indeß auch so heißen wir sein Buch mit Freuden willkommen und hoffen bald den zweiten und dritten Band dieses werthvollen Erstlingswerkes über die Reformation in Polen begrüßen zu können.

A. Arndt S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das heilige Meßopfer, dogmatisch, liturgisch und ascetisch erklärt von Dr. Nikolaus Gihr, Spiritual am erzbischöflichen Priesterseminar zu St. Peter. Mit Approbation und Empfehlung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg. Dritte, abermals vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8°. XVIII u. 767 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 7.50.

Einer ausführlichen Besprechung wurde die erste Auflage des genannten Werkes in dieser Zeitschrift (Bd. XIV. S. 93 ff.) unterzogen. Wir wüßten für den angehenden Priester oder vielmehr den Candidaten der heiligen Weihen keine gediegenere Schrift, welche ihn einführen könnte in den Inhalt und das Verständniß der großen Opferfeier des Neuen Bundes und in den rechten priesterlichen Geist, diese nothwendige Unterlage für eine segensreiche Verwaltung der göttlichen Geheimnisse; noch auch kännten wir für den im Amte schon alt gewordenen Priester ein geeigneteres Buch, dessen Lesung und Erwägung den Erstlingsgeist wieder aufzuwecken im Stande wäre, als das vorliegende Werk Dr. Gihrs. Dogmatische Tiefe, liturgische Erudition und ascetische Salbung machen das Werk zu einer belehrenden und anregenden Lectüre, die man nach einmaliger Vollendung gerne von Neuem wieder beginnt, um stückweise die einzelnen Partien zu verkosten. Die in verhältnißmäßig kurzer Zeit vergriffenen zwei Auflagen sind eine Bekräftigung dieses unseres Urtheils. Der hochw. Herr Verfasser ist bemüht gewesen, immer noch die verbessernde Hand anzulegen und die unterdessen erschienenen literarischen Erzeugnisse einzusehen und zu benutzen. Eine besonders schätzenswerthe Zugabe ist das beigefügte sachliche Register, welches in den früheren Ausgaben leider vermißt wurde.

Theorie der Seelsorge. Von Dr. Ferdinand Probst, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Breslau. Mit bischöflicher Approbation. Kl. 8°. 172 S. Breslau, G. P. Aderholz, 1883. Preis: *M.* 2.

Mit diesem Büchlein wird dem Priester eine Weiterführung des Stoffes geboten, welchen der gleiche Verfasser in der Bd. XXII. S. 435 dieser Zeitschrift besprochenen Schrift: „Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes“, in Angriff genommen hatte.

Wurde dort mehr die instrumentale Thätigkeit des Priesters, welche derselbe bei der Feier der heiligen Geheimnisse und Spendung der Sacramente als Christi Werkzeug ausübt, nach ihrer verschiedenen Beziehung dargestellt: so bildet hier die eigentlich menschliche Thätigkeit oder vielmehr Mitwirkung, welche der Priester als Seelsorger für das ewige Wohl seiner Mitmenschen zu leisten hat, den Gegenstand der Erörterung. Mit vielem Geschick und Geschmack verstand der hochw. Herr Verfasser es auch hier, seinen Amtsbrüdern in jenen der Sorge und Verantwortlichkeit am meisten unterliegenden Amtspflichten in gedrängter Kürze Winke zu geben, die ihnen für eine gedeihliche Pastoration inner- und außerhalb des Beichtstuhles ein Wegweiser seien. Den so vielgestaltigen Lebenslagen, Menschenklassen und persönlichen Zuständen gegenüber, für welche der Seelsorger eine jeweilig passende Leitung finden muß, bedarf es wohl eines erfahrenen Wegweisers. Seine Absicht bezeichnet der Verfasser selbst mit den Worten: „Der vielbeschäftigte Seelsorger liebt kurze Resultate, und die sollte er hier finden." In der That versteht er es, in kurzen Sätzen die Stellung zu zeichnen, welche dem Beichtvater und Seelsorger eignet, je nach den Klassen, in welche seine Pflegebefohlenen durch die Verschiedenheit der sittlichen Zustände, der leiblich-geistigen Zustände, der Stände innerhalb der menschlichen Gesellschaft einzureihen sind: mit einem einzigen Ausdruck hebt er manchmal das hervor, worauf es bei der Seelenleitung für diesen oder jenen Zustand vor Allem ankommt. Wenn auch durch solch kurze Resultate ein eingehenderes Studium nicht ersetzt werden kann, so bieten sie doch ein treffliches Hilfsmittel zur raschen Orientirung. — Entgangen oder noch nicht zugänglich war wohl dem Verfasser (S. 122), daß das Decret vom 12. März 1855 über die mehrmalige Ablaßertheilung in der Todesstunde zu corrigiren ist, laut „Decreta authentica . . . jussu Leonis XIII." (n. 362). Auch schreiben wir es einem Versehen zu, daß S. 130 noch die strengeren Strafbestimmungen der Decretalen betreffs des kirchlichen Begräbnisses von Excommunicirten statt der Milderung der Bulle „Apostolicae Sedis" erwähnt werden. — Bezüglich der Behandlung von „Rückfälligen" (S. 20) würden wir einige eingehendere und genauere Angaben wünschen; der These 60 Innocenz' XI. könnte nach dem Citat eine größere Tragweite beigelegt werden, als sie formell hat. — Die Geständnißpflicht eines Gefangenen wird wohl zu stark betont (S. 22). — Bei Nupturienten wird, so glauben wir, manchmal der Beichtvater selbst die Sache in die Hand nehmen müssen, statt sie an den Pfarrer zu verweisen (S. 146); daß die nach der Ehe erfolgte geistliche Verwandtschaft den Eheleuten ein Hinderniß bereite (S. 153), ist nach dem hl. Alphons nicht sicher. — Auch würden wir nicht so absolut ein Nichtabsolvirendürfen bei einem bis dahin unbußfertigen, aber jetzt bewußtlosen Sterbenden betonen (S. 119), so lange noch ein schwacher Grund für eine etwa eingetretene Sinnesänderung spräche; ebenso nicht für alle Fälle die bedingungsweise Absolution bei Akatholiken (S. 159) verwerfen, da ihnen ja dieselbe vielleicht noch von Nutzen sein könnte: im Übrigen aber empfehlen wir gerade besonders die §§ 53 und 54 über die Pastoration der Kranken und Sterbenden, weil sie sehr beachtenswerthe Winke enthalten.

La Santa Casa. Het heilig huis van Nazareth thans vereerd te Loreto, door F. Heynen S. J. Kl. 4°. 123 S. Herzogenbusch 1882.

In der heutigen Zeit hört man so viele Spötteleien über das heilige Haus zu Loreto, daß man sich über den Zuwachs solider Vertheidigungsschriften nur freuen kann. Schon im vorigen Hefte haben wir eine solche angezeigt. Dieser steht die Schrift des P. Heynen, welche ein Separatabdruck aus dem holländischen Prachtwerk „Maria's Heiligdommen" ist, in Bezug auf Gründlichkeit durchaus nicht nach, über-

trifft sie aber an schöner Ausstattung. Der gelehrte Verfasser, welcher im Oriente gewesen und seit vielen Jahren in Italien sich aufhält, war zur Abfassung der Schrift ganz besonders geeignet.

Thomas von Kempen, Vier Bücher von der Nachfolge Christi. Aus dem Nachlasse des sel. P. Haßlacher S. J. herausgegeben von J. Hertkens. 32°. 576 u. 192 S. Gladbach 1883.

Das apostolische Wirken des P. Haßlacher in Deutschland ist noch unvergessen; darum zweifeln wir nicht, daß wir den vielen Verehrern dieses Mannes einen Dienst erweisen, wenn wir sie auf vorstehende Schrift aufmerksam machen. Sie enthält nicht bloß eine Übersetzung des goldenen Büchleins von der Nachfolge Christi, sondern jedem Kapitel sind treffliche und bündige Erwägungen hinzugefügt. Eine fließende Übersetzung einiger schöner Gedichte des Thomas von Kempen schließt das Ganze.

Leben der ehrw. Dienerin Gottes Mutter Magdalena Sophia Barat und Gründung der Gesellschaft des heiligsten Herzens Jesu. Bearbeitet nach dem Französischen des Dr. L. P. J. Baunard. Zweite, verbesserte Auflage. LVI u. 736 S. Regensburg, Pustet, 1884.

Es freut uns, die vorliegende Geschichte einer so gottbegnadeten Seele der letzten Zeiten und ihres segensreichen Werkes zum zweiten Male nach so kurzer Frist den weitesten Kreisen empfehlen zu können. Wir haben früher (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XIX. S. 109 ff.) ausführlich über Baunards mustergiltige Arbeit und die deutsche Wiedergabe derselben gesprochen. In der vorliegenden zweiten Auflage sind manche kleinere Mängel der ersten, besonders in sprachlicher Beziehung, beseitigt worden; jedoch hätte in sachlicher Hinsicht dem deutschen Leser noch etwas mehr Rechnung getragen werden dürfen. Es herrscht ein wesentlicher Unterschied in dem äußeren Umfang (nur ein Band) und dem billigeren Preis. Indeß, trotz dieser empfehlenden Änderungen dürfte sich eine eigentliche deutsche Bearbeitung mit durchgreifenden Kürzungen für das große Publikum noch immer als wünschenswerth darstellen, und vielleicht will sich auf diesen von Vielen getheilten Wunsch die Übersetzerin auch diesem verdienstlichen Werke noch unterziehen. Dann könnte die Geschichte der M. Barat ein wahres Volksbuch werden, wie jetzt das größere mit Recht in Frankreich als eine Musterbiographie betrachtet wird.

Sterne in der Nacht. Gedichte von Winrich an der Volt. 8°. 255 S. Graz, Styria.

Dem Titel wird der Dichter vorliegender Lieder und Sprüche insofern durchaus gerecht, als er mit hohem Ernst, tiefem Wissen und unverkennbarer Frömmigkeit einzig und allein die ewigen Wahrheiten der Vernunft und des Glaubens zum Gegenstand seiner Poesie nimmt. Dadurch wird das Büchlein dem gewöhnlichen Literaturkreise entzogen und stellt auch an den Kritiker eine andere Anforderung, als jede bloß poetische Sammlung. Es will nicht so sehr auf seine Form als auf seinen Gehalt geprüft werden. Der letztere aber ist durchaus reich und tief; wir gehen vielleicht nicht fehl, wenn wir annehmen, daß sich hinter dem Pseudonym ein bekannter und hochgeehrter Name der österreichischen Prälatur verbirgt. Das Gedicht auf den Ring (S. 168) läßt dieses ebenso durchblicken, als die vielen der höchsten dogmatischen und ascetischen Speculation angehörigen Motive, so gleich das herrliche: „Einer und Drei."

Der ganze Reichthum des Inhalts gruppirt sich in drei Abtheilungen: I. Schöpfer und Geschöpf; II. Heil und Heiligung; III. Sein und Sollen. Bei der Schwierigkeit des Stoffes ist es mehr zu bedauern als zu verwundern, daß die poetische Form nicht überall zu ihrem Rechte gekommen und daß sich unter der übergroßen Zahl des Gebotenen auch manches Minderwerthige findet. Wir werden gewiß nicht mit kleinlichen literarischen Ausstellungen kommen, wenn uns ein so reicher Geist, wie derjenige Winrichs an der Volt, die Leitgedanken seines langen Erdenlebens in poetischem Gewande zu unserer Erbauung vorträgt, sondern auch aus dem Gewölk minder anerkennenswerther Form den Lichtstern der Lebensweisheit uns strahlen lassen. Nur das Herausfordern der glaubenslosen Kritik (S. 254) hätten wir lieber ausgelassen gesehen.

Aus dem Leben St. Benedicts nach Gregor dem Großen. Fresken der Beuroner Schule. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 25.

Seit 50 Jahren ist auf die verschiedenste Weise versucht worden, die ernste und würdige Kunst der älteren Zeiten wieder zu beleben, und man hat zu diesem Ende bald diesen, bald jenen Weg eingeschlagen. Knüpften die Einen an altchristliche Vorbilder an, so begeisterten sich Andere für die strengen Linien des 13. Jahrhunderts, Andere für die sanftere Schönheit des 15., und wieder Andere fanden in den Vorläufern Raphaels ihre Meister und ihre Ideale. Das vorliegende Buch zeigt in 22 Photographien eine Anzahl von „Werken der Künstler der Beuroner Benedictiner-Congregation, welche zum Theil in den Kreuzgängen des Klosters Beuron und in einer nahegelegenen, dem hl. Maurus geweihten Kapelle, zum größten Theile aber im Erzkloster Monte Cassino in Süditalien al fresco ausgeführt sind". Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß der ruhmreiche Orden des hl. Benedict, der durch mehr als ein halbes Jahrtausend die christliche Kunst des Abendlandes beherrscht und getragen hat, sich seiner großen Traditionen erinnert, um sich abzuwenden von der modernen Kunst, die gewiß ihre Vorzüge hat, die jedoch schlecht paßt zum Ernst des alten Klosterlebens. Doppelt erfreulich ist es aber, wenn schon die ersten Versuche dieser erneuerten Kunstthätigkeit so hervorragende Leistungen bieten, wie diejenigen sind, die hier vorliegen. Man sieht es den photographischen Reproductionen an, wie ernst die Meister ihre Aufgabe genommen haben und wie gründlich und allseitig ihre vorbereitenden Studien gewesen sind. Sie haben sich nicht nur in die besten frühgothischen Bildwerke und in die innig frommen Gemälde eines Fra Angelico vertieft, sondern sind herabgegangen bis zu den Mosaiken der alten Basiliken und Kuppelbauten, ja bis zur Plastik der Griechen und zu den reichen Decorationsarbeiten der Ägypter, auf deren Malereien hier mit bemerkenswerther Vorliebe zurückgegriffen wird. Ohne Zweifel hat diese „Schule von Beuron" eine Zukunft vor sich, wenn sie sich weiterentwickelt auf dem von ihr betretenen Wege. Sie wird, das hoffen wir fest, in ihrer organischen Weiterentwicklung den Eklekticismus überwinden und die verschiedenartigen Vorbilder immer mehr zu einer einheitlichen Stilgattung harmonisch vereinen. Die strenge und feste Linienführung, der Ernst und die Klarheit der vorliegenden Zeichnungen sichert ihr Erfolg und entschiedenen Einfluß auf die Erneuerung der christlichen Malerei und auf das Wiedererblühen einer echt kirchlichen Kunst. Möchten die deutschen Katholiken den Bestrebungen der Benedictiner von Beuron allseitig entgegenkommen und ihren hier veröffentlichten Zeichnungen den Platz anweisen, den Andere den leichtfertigen Bildern heutiger Genremaler auf ihren Salontischen geben! Die Bilder, die wir auf das Wärmste empfehlen, adeln und bilden das Herz, während jene es verflachen und leider nur zu oft verderben.

Geilers von Kaisersberg ausgewählte Schriften u. s. w. Von Dr. Philipp de Lorenzi, Domcapitular. Mit Druckerlaubniß der heiligen Congregation des Index. Dritter und vierter Band. 8°. VI u. 392, VI u. 400 S. Trier, Ed. Groppe, 1883. Preis: *M.* 7.20.

Mit den vorliegenden beiden Bänden ist die Veröffentlichung der Geiler'schen Schriften, welche ursprünglich auf fünf Bände berechnet war, abgeschlossen. Die beigefügten Register (1. Bilder und Gleichnisse, 2. Sachregister) erhöhen die praktische Brauchbarkeit. Die Gründe, welche aus der Anfangs beabsichtigten Zahl der Geiler'schen Schriften einige von der Veröffentlichung ausscheiden ließen, nämlich die für den Geschmack der Gegenwart zu barocke Form und die sonst zu ausgedehnte Wiederholung von schon ausgeführten Gedanken, können nur Billigung finden. — Über die beiden jetzt vorliegenden Bände müssen wir wiederholen, was schon über Band I und II in dieser Zeitschrift (Bd. XXII. S. 563) gesagt ist. Wenn ein Unterschied gemacht werden soll, so kann dieser nur auf eine größere Empfehlenswürdigkeit der jetzt veröffentlichten Schriften hinausgehen. Es ist durchaus richtig, was der hochw. Herausgeber (Bd. IV. S. III) von dem dort mitgetheilten Geiler'schen Werke sagt: „Das Schiff des Heils' nimmt wegen des Reichthums der in demselben behandelten Wahrheiten, wegen der Tiefe der Auffassung, wegen der Gründlichkeit der Beweisführung und wegen der Schönheit der Darstellung ohne Frage die erste Stelle unter allen Schriften Geilers ein." Mehrere Kapitel sind wahrhaft classisch in ihrer praktischen Ausführung; ein reicher Schatz von originellen und packenden Gedanken kann aus ihnen gehoben werden. Abgesehen von einigen Wendungen und Vergleichen, welche dem Geschmacke der Zeit zugute gehalten werden müssen, kann der angehende Prediger neben den sachlichen Ausführungen auch die Art und Weise lernen, die dogmatischen Lehren und ergreifenden religiösen Wahrheiten in volksthümlicher und für den Zuhörer fruchtbarer Form zum Ausdruck zu bringen. — Den einen Wunsch können wir auch hier wiederum nicht unterdrücken, daß der hochw. Herausgeber ein wenig freigebiger hätte sein sollen mit kurzen, verbessernden Bemerkungen. Er beschränkt sich auf das Allernothwendigste und unterstellt einen theologisch gebildeten Leserkreis: sonst würden einige Mal Correcturen übertriebener und mißdeutungsfähiger Ausdrücke am Platze gewesen sein, z. B. bezüglich der Pflicht, Andere zu vertheidigen (III. S. 23), der Seltenheit wahrer Reue und Bekehrung in der Todesstunde (III. S. 89 ff.), über die Sündhaftigkeit der Ehrsucht und Eitelkeit bei geistlichen Verrichtungen (III. S. 251), über die Unzuverlässigkeit des Martyriums (IV. S. 126), bezüglich des Beichtens beim eigenen Pfarrer (IV. S. 70), der Sünde wider den heiligen Geist (IV. S. 130).

Die ältesten Schriften Geilers von Kaisersberg — XXI Artikel, Todtenbüchlein, Beichtspiegel, Seelenheil, Sendtbrief, Bilger —. Mit Erlaubniß der heiligen Congregation des Index herausgegeben von L. Dacheux, Priester der Diöcese Straßburg. Gr. 8°. CXXXXIII u. 319 S. nebst XXVI Taf. Freiburg, Herder. Preis: *M.* 10.

Während Dr. de Lorenzi sich das Ziel gesetzt hat, durch Überarbeitung die gediegensten Werke Geilers für die heutige Zeit unmittelbar gebrauchsfähig zu machen und so den berühmten deutschen Kanzelredner nach 400 Jahren wiederum predigen zu lassen, dient die Schrift von Dacheux dem literaturhistorischen Interesse. Sie gibt zunächst im einleitenden Theil ein möglichst vollständiges Verzeichniß der einzelnen Geiler'schen Werke und deren verschiedenen Ausgaben, d. h. nicht ein bloßes Register, sondern eine genaue Beschreibung, welche meist auf persönlicher Einsichtnahme der alten

Ausgaben oder auch der Manuscripte beruht. Dann folgen sieben der ältesten Schriften Geilers, genau in ihrer ursprünglichen Form wiedergegeben. Mit Ausnahme der XXI Artikel an die Straßburger Rathsherren und einiger Briefe, welche in lateinischer Sprache abgefaßt sind, tönen sie uns in der damaligen deutschen Mundart, für jeden Deutschen jedoch leicht verständlich, entgegen. Wer den beredten Prediger in seiner ganzen Volksthümlichkeit und in seinem Seeleneifer, wie er leibte und lebte, sich vor die Seele führen will, der findet dazu in gegenwärtigem Werke ein unverfälschtes Mittel. Zugleich bieten mehrere der abgedruckten Schriften auch noch ein gutes Stück Culturgeschichte der damaligen Zeit. Die getroffene Auswahl ist um so anerkennenswerther, als die weniger bekannten oder erst vor Kurzem wieder an's Tageslicht gekommenen Schriften zum Abdruck gelangt sind. Die vielen beigefügten Facsimile's des alten Druckes und der alten Holzschnitte erhöhen nicht unerheblich das Interesse. Als Verzeichniß der Geiler'schen Schriften wird Dacheux' Werk den Fachmännern unentbehrlich sein.

Garcia Moreno's Tod. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von Adolf von Berlichingen S. J. Mit einem Titelbild. Kl. 8°. 207 S. Einsiedeln, Benziger, 1884. Preis: *M.* 2.40.

Für ein Trauerspiel dürfte sich selten ein Stoff in solchem Grade eignen, wie der Tod Garcia Moreno's. Auf der einen Seite die edle, lebensfrische, charaktervolle Gestalt des Helden, der ebenso hehr und bewunderungswerth durch das private Leben einherschritt, wie durch das öffentliche; dessen große, christlich geadelte, für alles Gute begeisterte Seele nicht müde wurde, durch kühnes, unerschrockenes Auftreten, durch schnelles, kräftiges Handeln, durch großmüthige, schwere Opfer dem Vaterlande und der Kirche bis in den Tod zu dienen — eine Seele, welche dem tief gesunkenen Freistaate Ecuador in kürzester Frist wieder gesundes Leben mittheilte und neue, frische Regsamkeit und volles, gesegnetes Wachsthum in die weitesten Kreise und verschiedensten Schichten der Bevölkerung hineintrug, ja über Ecuador hinaus bis nach Europa den kräftigen Pulsschlag verspüren ließ, welcher in dem schönen Lande unter dem Erdgleicher wieder zu schlagen begonnen hatte. Auf der anderen Seite der plötzliche, grausame, hochtragische Fall des Helden in dem Augenblicke, wo er die Hindernisse, die seinem Schaffen bisher entgegenstanden, siegreich niedergeworfen, wo er eben im Begriffe war, als neuerwählter Präsident das Werk, das er so glücklich grundgelegt, bis zum Giebelfirst mit wachsender Schnelligkeit auszubauen — ein Fall, der, wie es uns kurzsichtigen Menschen scheinen will, so leicht zu vermeiden gewesen, wenn der Held etwas weniger gottvertrauende Kühnheit und etwas mehr wachsame Vorsicht gezeigt hätte. Nur diesen letzten Abschnitt aus dem Leben Garcia Moreno's bringt der hochw. Verfasser zur Darstellung, nämlich die Zeit von der Wiederwahl bis zur Ermordung; bei passender Gelegenheit berichten uns aber die handelnden und sprechenden Personen auch über die sonstigen Lebensschicksale. Die Darstellung ist feierlich, ernst und ergreifend und lehnt sich möglichst enge an die geschichtlichen Thatsachen und localen Verhältnisse an. Der Charakter des Helden ist im Ganzen sehr richtig und treu gezeichnet; nur das eine oder andere Mal vermißten wir jene klare, schnelle Einsicht und Entschlossenheit, die alle Handlungen Garcia Moreno's auszeichneten. Auch die übrigen Personen, unter denen die wichtigeren alle historisch sind, werden gut durchgeführt, wenn auch bei ihnen die dramatische Rolle sich weniger mit der Wirklichkeit deckt. Vielleicht wäre es nicht bloß für die Aufführung, sondern auch für die Wirkung des Stückes vortheilhafter gewesen, wenn der Verfasser größere Kürze angestrebt hätte.

Don Gabriel Garcia Moreno, Präsident der Republik Ecuador. Ein Leben im Dienste des Vaterlandes und des Glaubens. Von Adolf von Berlichingen S. J. Mit einem Titelbild und einem Holzschnitt. Kl. 8°. 138 S. Einsiedeln, Benziger, 1884. Preis: *M.* 1.50.

Dieses meisterhaft abgefaßte Werkchen bildet eine sehr erwünschte Ergänzung zu dem vorigen. Ja, wir möchten dessen Nutzen noch höher anschlagen und sind dem Verfasser dafür dankbar, daß er seine mühsam gesammelten Documente dazu weiter-verwerthete, ein übersichtliches, allseitiges, mehr in's Einzelne gehendes Lebensbild von dem außergewöhnlichen Manne zu entwerfen, auf welchen Pius IX. so große Stücke hielt und welcher gewiß verdient, in den weitesten Kreisen besser bekannt zu werden. Es ist ein Bild voll Frische und Leben und mit warmer Begeisterung entworfen. Es wollte uns selbst dünken, als ob gerade die hohe Verehrung den Verfasser verleitet hätte, einige Charaktereigenthümlichkeiten dieses Mannes von Stahl und Eisen, dieses Geistes voll Blitz und Feuer allzusehr abzuschwächen. Waren diese Charakterzüge an und für sich gewiß keine Fehler, so trugen sie doch in manche Handlungen und Maßregeln Garcia Moreno's eine gewisse Härte und ein gewisses Ungestüm, das auf solche oft abstoßend wirkte, die ihn nicht näher kannten. — Wer es weiß, wie schwierig es ist, über Zustände und Persönlichkeiten südamerikanischer Republiken sich genaue Informationen zu verschaffen, wird sich wundern über die Umständlichkeit und Genauigkeit, mit welcher der ecuadorianische Präsident in seinen wechselvollen und verwickelten Situationen geschildert wird. Referent wüßte kaum mehr über ihn zu berichten, obgleich er das Glück hatte, vier Jahre hindurch ihn aus der Nähe beobachten und öfters persönlich mit ihm verkehren zu können. Nur das eine oder andere Mal vermißten wir die Erwähnung eines bedeutenderen Umstandes oder Ereignisses. So spricht der Verfasser ausführlich von der Verehelichung mit der Señorita Maria Ana Alcázar, gedenkt aber nicht des wichtigen Umstandes, daß dieses die zweite Verehelichung gewesen, und sagt nichts von der ersten Ehe Garcia Moreno's mit der Tochter des Herrn Manuel de Ascásubi. Der Verfasser schrieb, wie er in der Vorrede bemerkt, das Trauerspiel sowohl als auch dieses Lebensbild für die katholischen Jünglinge; wir glauben indessen, daß beide Jedermann eine nützliche, erbauliche und in hohem Grade anregende Lectüre bieten.

Joseph von Führichs **Briefe aus Italien** an seine Eltern (1827—1829). 8°. VIII u. 164 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 2.

„O Rom, Rom! wer auch nur einige Wochen in deinem Schooße verweilte und aus deinem ernsten Mutterauge, aus den Monumenten deiner Geschichte nicht heiligen, unvertilgbaren Ernst getrunken, der gehe nach London und Paris, bewundere Maschinen und Fabriken, besuche Theater, Bälle und Assembleen und gehe, getragen von dem lecken Nachen moderner Cultur, gänzlich unter im Pfuhle seelenloser Gemeinheit. Ich und wir Alle aber wollen auch noch in der Erinnerung in Rom den letzten Ring der Kette erblicken, welcher die Erde mit dem Himmel verbindet." Das ist der große Accord, in dem diese Briefe ausklingen. Oft klagen sie in vertraulicher Herzlichkeit den Eltern die Leiden und Widerwärtigkeiten einer beginnenden Künstlerlaufbahn; oft erheben sie sich zu glanzvollen Schilderungen und streuen tiefe Gedanken ein in naive Herzensergüsse, in denen der junge Künstler seinem Vater seine Ideale darlegt, die er am 7. Dezember 1827 zusammenfaßt in die Worte: „Wie göttlich ist die Kunst im Gesetze des Glaubens." Die Briefe zeigen so schön,

wie die Denkmäler, die Feierlichkeiten und das Leben von Rom ein deutsches Gemüth immer mehr in die ernsten Linien classischer Kunst eingewöhnt, und werden so allen Kunstfreunden eine angenehme Lesung sein.

Admont im unteren Ennsthale und seine Umgebung. Von Friedrich August Kienast. Mit 12 Illustrationen. 8°. 48 S. Graz, Styria, 1883. Preis: 80 *Pf.*

Im Jahre 1865 zerstörte eine viertägige Feuersbrunst das 800 Jahre alte Stift Admont, so daß der Schaden sich auf 800 000 Gulden belief. In liebenswürdiger Weise beschreibt der Verfasser, was die Flammen verschonten (darunter den prachtvollen Bibliotheks-Saal), was die Thatkraft der Benedictinermönche neu herstellte, und wie schön die Gegend rings umher ist. Den Besuchern wird das Büchlein eine angenehme Erinnerung sein.

Miscellen.

Zu Gutenbergs Erfindung. Als im verflossenen Jahre die Leipziger Typographische Gesellschaft zu Ehren des deutschen Buchdrucker-Vereines eine Ausstellung veranstaltet, bei der eine Menge der bedeutendsten typographischen Seltenheiten in wundervoll erhaltenen Exemplaren ausgelegt waren, zog insbesondere eine Handschrift, die laut einer Inschrift im Jahre 1436 von dem Mönch Conrad Förster zu Nürnberg gebunden wurde, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der Einband besteht, wie die „Zeitschrift für Kunst- und Antiquitäten-Sammler" berichtet, aus Holzdecken, die mit Schweinsleder überzogen und mit starken Messingbeschlägen verziert und geschützt sind. Die ganze Vorder- und Rückseite ist mit gepreßten Ornamenten verziert, die auf der ersten Seite von einer lateinischen, auf der andern von einer deutschen Inschrift umrahmt sind. Beide Inschriften sind mit einzelnen beweglichen Typen oder Stanzen in das Leder hineingedrückt; denn man bemerkt zwischen jedem Buchstaben eine erhöhte Linie, welche die kleinen Zwischenräume bezeichnet, die zwischen den einzelnen Typen bestanden. Daraus erhellt von Neuem, wie vor Gutenbergs glücklicher Ideencombination, die ihn zu seiner weltbewegenden Erfindung führte, bewegliche Metallbuchstaben in Deutschland in Gebrauch waren. Es lag somit Gutenbergs Erfindung damals sozusagen latent in der Luft.

Noch einmal die Reform der Gymnasien.

Die neuere Zeit hat auf dem Gebiete der Schule, wie auf so manchen anderen Gebieten, mit den alten Traditionen gründlich gebrochen. Sie hat die alte Mittelschule zerschlagen. Für diesen Bau war schon in vorchristlicher Zeit der Grund gelegt. Fast zwei Jahrtausende hindurch ward derselbe ausgebaut, erhalten, vervollkommnet. Man darf ihn die Geburtsstätte der europäischen höheren Bildung nennen. Vielfach war er angegriffen und erschüttert worden; da zerstörte ihn die französische Revolution. Statt seiner führte man ein neues, elegantes Gebäude auf, welches Manchen gefiel, während Andere über seine Unbrauchbarkeit klagten. Man hat darum geändert; aber die Klagen wollten nicht verstummen. Dieselben gehen nicht bloß von ultramontanen Verehrern der alten Zeit aus; sie rühren von Männern der verschiedensten Richtungen her. Auch gehören ihre Urheber nicht *einer* Menschenklasse an, sondern den verschiedensten Ständen, besonders denen, welche das Wohl der Kinder zunächst interessirt: Geistliche, Lehrer, Ärzte, Eltern. Schon Alexander von Humboldt eiferte gegen die „durchaus verderbliche, jetzt beliebte Richtung der geistigen Überfütterung“, welche den Menschen geistig und körperlich zu Grunde richte, und ebenso geißelt Ritter von Bunsen „das verfluchte Vollstopfungssystem auf den Gymnasien“. Was Wunder, daß sich die Sehnsucht nach dem alten Mutterhause wieder regt! „Die alte Schulmethode,“ sagt Humboldt, „mag auch ihre Fehler gehabt haben, aber sie war naturhafter, sie machte eine selbständige Entwicklung des Geistes möglich.“

Wo schwere Schäden tief und allgemein empfunden werden, kommt es beim Beklagen derselben leicht zu Übertreibungen. Aber unrecht wäre es, darum die Schäden selbst ignoriren zu wollen. Wenn Jemand, von großem Schmerz bewegt, lauter aufschreit, als es nöthig ist, sollen wir deßhalb nichts auf sein Unglück geben? Oder wenn ein Anderer,

von der Größe eines allgemeinen Übels hingerissen, dasselbe etwas zu drastisch schildert, sollen wir darum seinen Hilferuf verachten?

Viele und hoch angesehene Ärzte haben beispielsweise die Überbürdung der Jugend auf den Gymnasien getadelt[1]. Wenn nun auch wirklich, wie man behauptet, constatirt worden, daß einer derselben übertrieben hätte, wäre dadurch das so einstimmig bezeugte Übel aus der Welt geschafft? Auch das ist zu beachten, daß allgemeine Schäden durch besonders günstige Umstände von einzelnen Personen oder Orten häufig abgewendet werden. Ein gut talentirter Knabe bewältigt leicht eine Aufgabe, welche die große Masse der Schüler erdrückt. An kleinen katholischen Gymnasien mögen Übelstände, welche anderswo bitter beklagt werden, weniger hervortreten. Das gibt den Betreffenden Grund zur Freude, aber kein Recht, Andere der Übertreibung zu beschuldigen. Was die modernen Gymnasien betrifft, so beweisen die Menge und die Dauer der Klagen, die Verschiedenheit und das Ansehen der Kläger, daß an denselben trotz aller Besserungen und Änderungen große Übelstände bestehen und eine gründliche Reform nothwendig ist. Hiervon haben in neuerer Zeit zwei Jesuiten, P. Kleutgen[2] und P. Pachtler[3], Anlaß genommen, die Rückkehr zur Methode der alten Schule zu befürworten. Beide sind alte, erprobte Schulmänner, welche die Unterrichtsanstalten verschiedener Länder, sowohl die nach der modernen als die nach der alten Studienordnung geleiteten, aus langjähriger Erfahrung kennen gelernt haben. Der Erstere wurde vom Heiligen Vater zur Reform der höheren Studien nach Rom berufen und dort mit der Leitung der größten Unterrichtsanstalt betraut; der Zweite hat schon vor mehr als 30 Jahren sein Staatsexamen für alle Gymnasialklassen gemacht. Beide haben auch, wie ihre Citate beweisen, sich nicht bloß auf ihre Erfahrung beschränkt, sondern die einschlägige Literatur durchstudirt. Daß sie von den besten Absichten geleitet wurden, müssen auch ihre Gegner zugeben. So ist denn auch ihren Arbeiten hohe Anerkennung gespendet worden. Doch erschienen gegen das Werk des P. Pachtler in jüngster Zeit zwei scharfe Angriffe. Daß geharnischte Kritiken überhaupt in die Öffentlichkeit treten,

---

[1] Siehe diese Zeitschrift, Bd. XXIV. S. 179 ff.

[2] Über die alten und die neuen Schulen. Von Joseph Kleutgen, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Münster, Theissing, 1869.

[3] Die Reform unserer Gymnasien. Von G. M. Pachtler S. J. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1883. Das Werk ist aus Artikeln dieser Zeitschrift entstanden.

ist an und für sich nicht zu bedauern. Wie die Einen das Recht haben, Heilmittel vorzuschlagen, so steht den Andern in gleicher Weise die Befugniß zu, solche zu prüfen, eventuell zurückzuweisen. Die Sache selbst kann durch eine gründliche Erörterung nur gewinnen. Aber leider haben sich beide Kritiken fast nur an die Form oder an Nebensachen gehalten; der Kernpunkt der Frage ist nicht erkannt, geschweige denn gehörig gewürdigt worden. Wir glauben darum, zur Beseitigung von Mißverständnissen, die Controverse, ohne uns auf die einzelnen Details einzulassen, auf den eigentlichen Fragepunkt zurückführen zu sollen.

Worin besteht der Unterschied zwischen beiden Gymnasialmethoden, der alten und der modernen, und worin stimmen sie überein?

Beide Studienordnungen harmoniren betreffs der Zeit, welche sie der Vorbereitungsschule zu den gelehrten akademischen Fachstudien einräumen. Beide bestimmen nämlich hierfür neun Jahre: die alte sechs Jahre für das Gymnasium im engeren Sinne und drei Jahre für das Lyceum; die moderne diese ganze Zeit für ihr Gymnasium, nach dessen Absolvirung man unmittelbar die Fachstudien auf einer Universität beginnen kann. Beide Studienordnungen harmoniren auch so ziemlich betreffs der Fächer, deren Erlernung für jene Vorbereitung als nothwendig erachtet wird: vorab das Studium der lateinischen und griechischen Sprache an der Hand der alten Classiker, auch Geschichte als Hilfsfach; ferner Philosophie, endlich Mathematik und Naturwissenschaften [1]. Besonders in Betreff der Philosophie waltet indeß ein Unterschied ob. Die moderne Studienordnung gibt dem Gymnasium die sogen. philosophische Propädeutik als ein bescheidenes Nebenfach der obersten Klasse, und erheischt dann außerdem die Anhörung philosophischer Vorlesungen auf der Universität. Damit ist indeß die Nothwendigkeit philosophischer Vorbildung für die gelehrten Stände grundsätzlich wenigstens anerkannt. Letzteres entspricht nun auch der alten Studienordnung; aber diese macht hier Ernst und will ein gründliches, dreijähriges Studium der Philosophie, das in ähnlicher Weise das Lyceum beherrscht, wie der Lateinunterricht das Gymnasium.

Doch da beide Studienordnungen, wie schon bemerkt, die Nothwendigkeit einer philosophischen Vorbildung anerkennen, so brauchen wir diesen Unterschied nicht schon hier zu betonen, und können sagen, im großen Ganzen weisen beide Studienordnungen weder betreffs der Studienzeit, noch betreffs der Unterrichtsfächer bedeutsame Abweichungen auf.

[1] Über den Unterricht in der Religion und in der Muttersprache werden wir weiter unten Einiges sagen.

Der Hauptunterschied kann also nur darin bestehen, daß dieselben Fächer während derselben Zeit in verschiedener Ordnung gelehrt werden. So ist es in der That. Die alte Methode verweist die Mathematik und die Naturwissenschaften in das Lyceum, die moderne aber bereits in die unteren Stufen des Gymnasiums. Hieraus ergibt sich der radical verschiedene Charakter beider Ordnungen: die Einheit in der alten Schule, die bunte Mannigfaltigkeit in der modernen; dort die pädagogische Stufenfolge, hier das gleichzeitige Durcheinander; dort die Richtung auf die Übung und Praxis, hier die Richtung auf Aneignung möglichst vieler Kenntnisse; dort die große Werthschätzung der Philosophie, hier deren Vernachlässigung. Wir werden an dieser Stelle beide Systeme nur kurz kennzeichnen; für das Weitere verweisen wir auf die Werke Kleutgens und Pachtlers.

Das erste charakteristische Merkmal der alten Schule ist die Einheit. Das alte Gymnasium ist wesentlich eine Lateinschule. Mit dem Unterricht im Lateinischen verbindet sich aber ganz harmonisch das Studium des Griechischen, als minder principales Fach, damit so das Verständniß und der Gebrauch der alten Classiker, der bis jetzt unerreichten Muster für den Stil, erschlossen und zugleich für spätere Berufsarbeiten das Studium der in beiden Sprachen geschriebenen Fachwerke ermöglicht werde. Diese beiden Sprachen sind der fast ausschließliche Lehrstoff auf den alten, sechsjährigen Gymnasien, insofern die Nebenfächer möglichst beseitigt werden oder doch bedeutend gegen die Hauptfächer zurücktreten. Eine solche Einheit des Unterrichtsgegenstandes macht es aber möglich, daß ein Klassenlehrer eine ganze Klasse führen kann, ohne daß andere Fachlehrer erfordert werden.

Auf dem Lyceum herrscht die Philosophie als Hauptlehrfach, doch so, daß sich auch mit ihr ein zweites, minder principales Studium naturgemäß verbindet: Mathematik und Naturwissenschaft. Die Logik harmonirt herrlich mit der Mathematik, welche ja nur die strengste Anwendung der logischen Gesetze enthält; im zweiten Jahre die specielle Metaphysik, besonders die Kosmologie, mit den Naturwissenschaften, da die Philosophie, um festen Boden unter den Füßen zu haben, vom Sinnlichen sich zur Erforschung des Übersinnlichen erhebt, und anderseits die Naturwissenschaften nicht vollkommen ohne die letzten, im Übersinnlichen liegenden und durch die Philosophie erschlossenen Gründe begriffen werden können; im dritten Jahre endlich die Theodicee mit der Ethik und dem Naturrecht, der Anwendung der göttlichen Ordnung auf den Menschen

und die menschliche Gesellschaft. So herrscht in dem alten Lehrplan die höchste Einheit und Harmonie.

Der einheitliche Charakter der alten Schule tritt noch mehr hervor, wenn wir damit die bunte Mannigfaltigkeit des modernen Gymnasiums vergleichen. Wie gesagt, man hat hier mit den alten Sprachen und der Geschichte die Mathematik und die Naturwissenschaften verbunden. So bilden Algebra und Geometrie, Naturgeschichte, sowohl Zoologie als Botanik und Mineralogie, Lehrgegenstände schon auf den unteren Stufen des Gymnasiums; auf den höheren kommt zu der Mathematik Chemie und Physik. Nachdem man so den alten, einheitlichen Lehrplan völlig durchbrochen und an dessen Stelle die Mannigfaltigkeit gesetzt hatte, schien man den Spruch: Variatio delectat, allmählich zur Maxime machen zu wollen und fügte auch noch Französisch und deutsche Grammatik, Literaturgeschichte, Zeichnen und Gesang hinzu.

Natürlich war es unmöglich, daß ein Lehrer in allen diesen Fächern unterrichtete. So wurden statt des alten Klassenlehrers Fachlehrer angestellt, die ein Fach auf verschiedenen Klassen lehrten und mit vier, fünf Collegen die Kinder einer Klasse unterwiesen. Damit trat die Erziehung völlig zurück, da dieselbe bei Einem Kinde von so Vielen, die stundenweise an- und abtreten, nicht gedeihlich unternommen werden kann. Man mußte sich auf den bloßen Unterricht in dem einen Fache beschränken und soviel als möglich dessen Erlernung betreiben. Dieses System mit den vielen Fächern und den vielen Fachlehrern führt naturgemäß zu jener „Übersütterung" und „Überbürdung", worüber so viel geklagt worden ist [1]. Ebenso erhellt, daß so Vielerlei zugleich nicht ordentlich gelernt werden kann. Die Schule ist nicht bloß für einzelne gute Talente da,

---

[1] Noch in der 49. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 14. Februar d. J. sagte der Abgeordnete Dr. Perger u. A.: „Auf die Gefahr hin, auch des Leichtsinnes geziehen zu werden, will ich es aussprechen, daß nach meiner Überzeugung allerdings dadurch gefehlt wird, daß in einem zu frühen Alter unsere Knaben beschäftiget werden mit zu Vielem und beschäftiget werden von zu vielen Lehrern. Die Aufmerksamkeit der Unterrichtsverwaltung ist gewiß schon auf diesen Punkt gerichtet gewesen; dennoch muß ich bitten, sie noch einmal dahin richten zu dürfen. Ich sage also, unsere Jugend in dem Alter von neun, zehn und elf Jahren wird schon zu einer Art von encyklopädischem Vielwissen angeleitet; in denselben Jahren werden unserer Jugend nicht etwa ein oder zwei, sondern vier, fünf, sechs, auch sieben Lehrer gleichzeitig gegeben. Das drückt die Jugend zu sehr, das überbürdet sie und ist der Grund davon, daß doch vielfach geklagt wird, in den höheren Klassen fehle der frische Eifer" (Germania, Nr. 38).

sondern muß auf die große Masse der mittelmäßig Begabten Rücksicht nehmen.

Ein zweites charakteristisches Merkmal des alten Lehrplanes ist die pädagogische Stufenfolge. Eines nach dem Andern, und zwar zuerst das Leichtere und die Übung jener Fähigkeit, welche sich auch nach der natürlichen Ordnung zuerst entwickelt. In der Grammatik wird besonders das Gedächtniß in Anspruch genommen, in der Poetik und Rhetorik die Phantasie; in der Philosophie und Mathematik der Verstand. Wir sagen: besonders. Denn selbstverständlich wird auch schon auf den untersten Stufen die Thätigkeit des Verstandes mitgeübt, aber in einer dem kindlichen Alter angemessenen Weise. Während auf dem Gymnasium die analytische Methode, herrscht in den Lycealfächern die schwerere synthetische. So geht Alles stufenweise in naturgemäßer Entwicklung auf Einem Wege vorwärts, was in der modernen Schule unmöglich ist, da durch die gleichzeitige Häufung so vieler Fächer thatsächlich Alles durcheinander geworfen wird.

Das dritte charakteristische Merkmal der alten Schule ist die Richtung auf die Übung und Praxis. Auf dem modernen Gymnasium ist es für den Schüler unmöglich, die vielen zugleich gelehrten Fächer zu bemeistern und dadurch Fertigkeit in denselben zu erlangen. Er muß sich damit begnügen, möglichst viele Kenntnisse aus all den Fächern zu erwerben, oder, wie der unschöne Ausdruck lautet, für das Examen sich einzupauken. Diese zur Gewinnung des Maturitätszeugnisses eingepaukten Kenntnisse sind, um einen andern studentischen Ausdruck zu gebrauchen, großentheils sehr bald wieder verschwitzt und damit für das Leben verloren. Anders in der alten Schule. Eben wegen der Einheit ihres Lehrstoffes, der jahrelang Tag für Tag vorgenommen wird, kann eine große Fertigkeit in demselben erlangt werden. Darauf hat sie es denn auch vorzüglich abgesehen; sie will durch beständige Übung die Fähigkeiten ausbilden. Insbesondere wird die Beredsamkeit, welche leider auf dem modernen Gymnasium viel zu viel vernachlässigt wird, als das Ziel angesehen, auf das der gesammte humanistische Unterricht berechnet sein soll. Und mit Recht, nicht nur, weil eine große Anzahl der Studirenden in ihrem späteren Berufe der geistlichen und bürgerlichen Beredsamkeit bedarf, sondern auch ganz vorzüglich, weil dieß Verfahren der sicherste Weg zur formalen Geistesbildung ist. Denn, sagt Kleutgen (S. 45), „die Rede ist ohne Zweifel dasjenige Kunstwerk, zu dessen Gestaltung alle höheren Fähigkeiten des Menschen zusammenwirken müssen“. Auf dieses Ziel

wurden stufenweise die unzähligen Stilübungen hingerichtet, wodurch der Schüler allmählich die in diesem Kunstwerk culminirende schöne, durchsichtige, kräftige Sprache erwerben sollte. Ebenso geht auch noch in der Philosophie Übung mit Unterricht Hand in Hand. Tag für Tag findet des Abends drei Jahre lang unter den Studirenden die eine Stunde währende Disputation statt, worin die in der Schule behandelte Materie discutirt wird. Einer wird aufgestellt als Vertheidiger, der zugleich eine Viertelstunde hindurch in freiem Vortrage den zu discutirenden Stoff darstellen soll; dann legen ihm zwei dazu bestellte Mitschüler Schwierigkeiten gegen seine These vor; endlich kann Jeder aus der Corona gegen ihn auftreten. Zu diesen täglichen Disputationen kommt jeden Samstag in der Schule die sogen. sabbatina, und jeden Monat vor der gesammten Facultät die disputatio menstrua. So wird der Schüler nicht nur tüchtig in der Logik praktisch geübt, da alle Disputationen nach den strengsten Regeln der Dialektik geführt werden, und zur Durchdringung und Beherrschung des in der Schule gehörten Stoffes in der wirksamsten Weise angeregt, sondern er erwirbt auch eine immer höhere Fertigkeit im freien Vortrag und eine große Schlagfertigkeit. Demgemäß zielt die alte Schule ganz und gar auf Übung und Praxis hin und bildet darum die Jugend auch ganz angemessen für die Bedürfnisse der Gegenwart, in welcher die Beredsamkeit eine so große Rolle spielt.

Das vierte charakteristische Merkmal des alten Lehrplans ist eine große Werthschätzung der Philosophie, „der Wissenschaft der Wissenschaften", ohne welche keine andere Wissenschaft, insbesondere nicht die Theologie, gründlich betrieben werden kann, welche zugleich die wirksamsten Mittel zur Aufdeckung der von den Gegnern der Religion und sittlichen Ordnung angewandten Sophismen bietet und den Menschen anleitet, bei der Naturforschung nicht in der Materie stecken zu bleiben, sondern zu der sie beherrschenden höheren Ordnung vorzudringen. Was ist aber aus der Philosophie in der modernen Schule geworden? Wie jämmerlich ist sie vernachlässigt! Und kein Wunder. Ihr gründliches Studium ist unmöglich, wenn sie nicht drei oder zum mindesten zwei Jahre lang als Hauptfach betrieben wird; das ist aber nach der modernen Studienordnung unmöglich, welche neun oder gar zehn Jahre dem Gymnasium und dann noch drei oder vier Jahre den akademischen Fachstudien zuweist. Wenn aber das Gymnasium nur sechs Jahre in Anspruch nimmt, dann ist Zeit da für ein dreijähriges philosophisches Studium, in dem ebenfalls die Naturwissenschaften gründlich betrieben werden

können. Wer darum, den Absichten des Heiligen Vaters entsprechend, auf eine Restauration der philosophischen Studien bedacht ist, kann nicht für den modernen Lehrplan schwärmen.

Bisher haben wir noch nicht von dem Platze, den die Religion in der alten Schule einnimmt, gesprochen; sie wird daselbst zwar auch als ein Unterrichtsfach, aber außerdem und vor Allem als die Seele des Ganzen angesehen; auch bei ihr wird besonders die Übung betont. Dahin ging auch die Ansicht Guizots, der in der französischen Kammer (Juni 1833) die schönen Worte sprach: „Der Unterricht in der Moral und Religion ist nicht ein Unterrichtsgegenstand wie das Rechnen, die Geometrie und die Orthographie, die zu einer dafür angesetzten Stunde vorübergehend gegeben werden, nach deren Ablauf einstweilen nicht mehr die Rede davon ist. Der wissenschaftliche Theil des Unterrichtes ist der geringste von allen in Beziehung auf die sittliche und religiöse Unterweisung. Unerläßlich ist die allgemeine sittliche und religiöse Atmosphäre der Schule."

Es handelt sich bei der Reform der Gymnasien nicht um eine confessionelle Sache. Die alte Schule ist nicht etwas specifisch Katholisches, geschweige Jesuitisches. Die schola Melanchthoniana stimmte wesentlich mit der katholischen Schule jener Zeit überein. Auch ist die ratio studiorum für den Jesuitenorden nicht mehr strenge verpflichtend; die deutschen Jesuiten-Gymnasien in Österreich mußten sich dem vom Staate vorgeschriebenen Lehrplan accommodiren. Einzig die großen, in den weitesten Kreisen beklagten Mißstände des modernen Unterrichtswesens selbst haben die beiden Patres Kleutgen und Pachtler bewogen, ihren Vorschlag zur Wiederaufnahme des alten Lehrplanes zu machen.

Ebenso wenig handelt es sich darum, daß „der ganze Unterricht wieder in die Hände der Orden gelegt werden muß", dagegen „das Laienelement aus der Schule" zu verweisen ist. P. Pachtler, dem dieß zugeschrieben wird, sagt das gerade Gegentheil. Unmittelbar nach dem Satze, worin er die Ordensleute die berufensten Lehrer an gelehrten Schulen nennt, erklärt er ausdrücklich: „Man mißverstehe uns nicht. Wir denken nicht daran, den Ordensleuten ein Monopol in den Schooß zu werfen", und in demselben Kapitel eifert er gegen jedes Unterrichtsmonopol, welches die Concurrenz und damit den Wetteifer aufhebe. Auch der später citirte „Jesuit Cathrein" spricht an der angeführten Stelle gar nicht von Gymnasien, sondern vom Staatsmonopol und Schulzwang in Elementarschulen, wenn sie der Staat in der Weise mißbraucht, daß er die Kinder mit Gewalt in die entchristlichten und

gottlosen Schulen zwingt. Was hat das in aller Welt mit der Frage zu thun, ob das Laienelement aus den Gymnasien zu verdrängen ist? Noch weniger handelt es sich um „eine gewaltsame Umwälzung“ auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, was wiederum dem P. Pachtler mit Unrecht vorgeworfen wird. Und wenn in diesem Sinne vom Recensenten der ganz aus dem Contexte gerissene Satz des „Jesuiten Cathrein“ angeführt und als „des Pudels Kern“ bezeichnet wird, so sei nur bemerkt, daß gerade P. Cathrein in dem incriminirten Buche auf die ausdrücklichste Weise jede gewaltsame Neuerung sogar gegen unmoralische Gesetze verwirft: „Der Widerstand gegen Staatsgesetze, welche einem göttlichen Gebote entgegen sind, hat sich auf den sogen. passiven Widerstand zu beschränken ... Sich mit Gewalt der rechtmäßigen Obrigkeit widersetzen, hieße sich gegen dieselbe empören und ist in keinem Falle gestattet.“ Das ist „des Pudels Kern“ in der Lehre der Jesuiten, und darum werden sie von allen Umsturzmännern mehr als der Tod gehaßt.

Es handelt sich in unserer Frage auch gar nicht um die Pflege oder die Vernachlässigung der deutschen Sprache und des deutschen Stiles. Auch die alte Schule will durchaus nicht eine Vernachlässigung der Muttersprache. Es fragt sich nur, auf welche Weise wir Vollkommenheit und Fertigkeit im Gebrauche derselben erzielen sollen. Die alte Schule weist für ihre Erfolge auf die größten Classiker (Tasso, Calderon, Molière und viele Andere) hin, welche sie gebildet. Auch unsere angesehensten Classiker sind nicht auf einem modernen Gymnasium erzogen. Schiller suchte noch im Mannesalter seinen Stil durch das Studium des Virgil zu vervollkommnen; eine Frucht des Studiums des classischen Alterthums besitzen wir auch in der hohen Schönheit und Formvollendung der „Iphigenie“, einer der werthvollsten Schöpfungen Göthe's. Und um von neueren Theologen zu reden: verdanken nicht Möhler und Hettinger ihre schöne Sprache der Vertrautheit mit den alten Classikern?

In der März-Nummer der „Deutschen Rundschau“ lesen wir eben einen Artikel Zellers, worin es heißt, daß „die Kinder gerade für die Grammatik der Muttersprache das geringste Interesse zu haben pflegen ... Der Bau und die Eigenthümlichkeit unserer eigenen Sprache wird uns nur durch die Vergleichung mit andern deutlich ... Die methodische Erlernung einer fremden Sprache leistet daher selbst für das grammatische Verständniß der Muttersprache mehr, als sich durch den Unterricht in der letzteren ohne den gleichzeitigen in einer fremden erreichen läßt“.

Doch wozu alles dieses? An und für sich widerspricht der specielle Unterricht im Deutschen nicht dem Wesen der alten ratio studiorum. Wir wollten aber nur von den wesentlichen Unterschieden zwischen den beiden Studienordnungen reden.

Endlich handelt es sich in unserer Frage am allerwenigsten um Gefährdung der „nationalen Güter", des „Erbtheils unserer Väter", der „vaterländischen Gesinnung", um Vernachlässigung der „Großthaten unseres Volkes", der „Bildungsbedürfnisse" und des „Kulturlebens der Gegenwart", um gänzliche Loslösung der „Erziehung und Bildung vom nationalen Boden", um Zertretung der „kostbarsten Kleinodien unserer Gymnasien", um einen Angriff auf den „nationalen Geist" und das „patriotische Ehrgefühl". Wir bitten den Herrn Recensenten, welcher diese Worte im Munde führt, einmal einige Nummern der „Deutschen Vereins-Correspondenz" nachzulesen; und wenn er dann findet, daß dort armselige Streber durch diese und ähnliche Phrasen jeden treuen Katholiken zu verdächtigen suchten, so wird er wohl bereuen, daß er derselben Phrasen in dieser Sache sich bedient hat.

Wir sind freilich weit entfernt, ihn jener Absichten oder Gesinnungen zu beschuldigen; aber dennoch möge es uns gestattet sein, einen Augenblick bei diesem Punkte zu verweilen, da heutzutage der in unseren Schulen herrschende Geist dermaßen verdächtigt wird, daß selbst unsere Schüler in die über uns verhängte Acht verwickelt werden sollen. Novum crimen, C. Caesar, et ante hunc diem inauditum, daß man in Innsbruck, in Rom bei den Jesuiten studirt hat. Warum dieß? Offenbar wegen unserer angeblich unpatriotischen Gesinnung und Lehre. Da müssen wir doch, im Interesse so vieler unbescholtenen Priester und so vieler verwaisten Gemeinden, gegen eine solche Beschuldigung Protest erheben und die Thatsachen reden lassen. Als 1870 der Krieg losbrach, eilten alle deutschen Jesuiten, die abkommen konnten, zu den kranken und verwundeten Soldaten. So machte sich u. A. eine ganze Klasse der Rhetorik mit ihrem Professor zur Pflege der Soldaten auf. Wo geschah Ähnliches auf einer höhern Klasse irgend eines der Hunderte preußischer Gymnasien? Die Zahl der thätig gewesenen Ordensmitglieder war nach dem „Generalbericht der Centralstelle der Johanniter-Malteser-Genossenschaft in Rheinland-Westfalen" 109 + 50, die Zahl der Verpflegungstage 110, 317, die Durchschnittssumme der täglich verpflegten Soldaten 1813 (S. 62—65). In den bei der Abwesenheit so vieler Ordensleute leer gewordenen Räumen wurden Lazarethe für die Soldaten errichtet. Bei dieser Pflege starben

drei Jesuiten, theils an den schwarzen Pocken, theils am Typhus; andere wurden krank; 80 aber wurden vom Kaiser wegen „Treue im Kriege“ decorirt. So haben wir Patriotismus und Vaterlandsliebe thätig geübt, jedenfalls thätiger als manche Andere, die auf unsere Gesinnung und Lehre schimpfen und sie verdächtigen, ohne auch nur den mindesten Grund zu haben. Als im Reichstage das Scherbengericht gegen uns ausgeübt wurde, hat man auch nicht einem einzigen deutschen Jesuiten den Schatten eines Vergehens vorgeworfen, geschweige bewiesen. Nichtsdestoweniger werden wir wie die Pest angesehen. Nicht nur wir persönlich werden von jeder Wirksamkeit in preußischen Landen ausgeschlossen, sondern, wie jetzt verlautet, auch alle jene, die mit uns längere Zeit in Berührung gewesen. Jesuiten, welche deutsche Soldaten im Kriege verpflegt, wirken als Lehrer im Germanicum und sehen jetzt nicht nur sich selbst in der Verbannung, sondern auch ihre Schüler von der Seelsorge im Vaterlande ausgeschlossen!

Bei der Frage über die Reform der Gymnasien sind indessen alle politischen Rücksichten sorgfältig auszuscheiden. Ein Lehrer der alten Schule kann ebenso patriotisch oder unpatriotisch handeln, wie ein Professor des modernen Gymnasiums. Halten wir uns bei dieser wichtigen Frage an die Hauptsache, an das Wesen.

Wiederholt gelangten an die preußische Abgeordneten-Kammer Petitionen von einer großen Anzahl von Magistraten und Vereinen betreffs der Überbürdung der Jugend auf den Gymnasien. Das hohe Haus empfahl im Februar 1884 diese Petitionen der königlichen Regierung zur Berücksichtigung. Schon vorher hatte letztere die ständige wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen mit der Untersuchung dieser Angelegenheit betraut. Das Gutachten derselben ging dahin: „Die Frage der Überbürdung ist nicht eine vereinzelte oder neben den übrigen bestehende, sondern nur ein besonderer Ausdruck der Frage nach der Zweckmäßigkeit der Lehreinrichtung und ihrer Ausführung überhaupt. Von dieser Überzeugung durchdrungen, glaubt die Unterrichtsverwaltung nur dadurch, daß sie gleichzeitig in allen wesentlichen Richtungen Reformen zur Ausführung zu bringen sucht, eine allmähliche Erledigung der Frage herbeiführen zu können und der Verpflichtung, deren sie sich bewußt ist, zu entsprechen.“ Solche Reformen geschehen aber am wirksamsten gerade durch die Rückkehr zu den Grundanschauungen der alten Schule, zu ihrem einheitlichen, die natürliche Stufenfolge einhaltenden, praktischen Lehrplan, welcher auch ein gründliches Studium philosophischer und naturwissenschaftlicher Fächer

als allgemeine Vorbildung für die gelehrten Stände möglich macht. Das mögen Alle reiflich erwägen, denen das Heil unserer Jugend und die Wohlfahrt des Vaterlandes am Herzen liegt.

G. Schneemann S. J.

Erinnerungen an Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen.

(Fortsetzung.)

3.

ΨΥΧΗΣ ΙΑΤΡΕΙΟΝ, „Heilmittel der Seele". Das ist die Inschrift, welche in großen Buchstaben über dem Rococoportal der St. Galler Stiftsbibliothek prangt, wie bekannt, einer noch viel berühmteren Büchersammlung des Alterthums entlehnt. Sie war für Greith kein leeres Wort. In der großen, kostbaren Büchersammlung des alten Klosters fand Greith seine liebste Erholung, stete Nahrung der Seele, Freude und frischen Muth, Anregung zu neuen Studien, zugleich aber auch einen Anknüpfungspunkt des Verkehrs mit Gelehrten der verschiedensten Länder und traulicher Freundschaft mit mehr als einem bedeutenden Mann. Wie kaum für einen Zweiten, war sie für ihn ein „Heilmittel der Seele".

Unter den Männern aber, mit welchen er als Bibliothekar schon im Anfang der dreißiger Jahre in intimeren Verkehr trat, nimmt der „Guardian von Eppishusen" keine geringe Stelle ein. So nannte sich scherzhafter Weise der Freiherr Joseph von Laßberg nach einer schönen Besitzung im Thurgau, die einst dem Kloster Muri gehörte, die er aber 1813 durch Kauf an sich gebracht. Er war ein origineller, höchst interessanter Mann.

Aus altem österreichischem Geschlecht entsprossen (10. April 1770), in seiner Jugend streng erzogen, war er schon mit 15 Jahren aus dem väterlichen Haus entwichen und in französischen Diensten Husar geworden, erst in dem vierten Husarenregiment, dann in dem neuformirten des Herzogs Philipp Egalité. Die späteren Marschälle Kellermann und

Klarke waren seine Kameraden. Ney trat in's Regiment, als Laßberg dessen jüngster Offizier war. Längere Zeit wohnte der jugendliche Offizier bei seiner Tante, Frau von Malsen, welche als Hofdame der Gräfin von Albany (geborene zu Stolberg), der Gemahlin Karl Eduards Stuart, auf dem Schloß Martinsburg bei Colmar lebte. Dort tummelte er sich auf den Prachtspferden des italienischen Dichters Alfieri herum und fing an, sich für Ökonomie und Forstfach zu interessiren. In den Jahren 1788 und 1789 studirte er zu Freiburg und Straßburg; noch 1789 ward er fürstlich fürstenbergischer Jagdjunker, um wohl dereinst seinem Vater im Amte eines fürstlichen Oberjägermeisters nachzufolgen. Als aber der Fürst Karl Aloys von Fürstenberg 1799 unter Erzherzog Karl im Kampfe gegen die Franzosen gefallen war, wurde Joseph von Laßberg, ohne es zu suchen, der einflußreichste Beamte und Berather der verwittweten Fürstin Elisabeth und in gewissem Sinne Vormund des noch minderjährigen Fürsten Karl Egon. Während er indessen in zwölfjähriger Administration des Fürstenthums eine ausgezeichnete Fachkunde und staatsmännische Energie entwickelte, wandte sich sein Geist einer schon früh gefaßten Neigung für deutsche Literatur und Geschichte zu. Zu Hause und auf Reisen suchte er beständig seine Kenntnisse zu vermehren, und brachte eine Sammlung seltener Bücher und Handschriften zusammen, wie sie kaum ein Privatmann jener Zeit besaß. Darunter war eine der wichtigsten Handschriften des Nibelungenliedes, die er später herausgab, und eine wichtige Liedersammlung, die er als „Liedersaal“ in vier Bänden publicirte. Wie auf Handschriften und seltene Bücher, machte er auch auf Bilder, Glasgemälde und andere Kunstantiquitäten unaufhörlich Jagd. Sein Wohnzimmer wurde zu einer Art Museum, und er selbst nannte sich gern „Meister Sepp von Eppishusen“ und lebte und webte mitten in der philiströsen Periode der Restauration in Geschichte und Ideen, Kunst und Poesie einer schöneren, herzensfrohen Zeit.

Für Greith mußte die Freundschaft mit dem gelehrten, feingebildeten und stets jovialen Mann ein wahres Labsal sein. In einer Zeit, wo der prosaische Parteikampf in St. Gallen ihn nahezu niederdrückte, hob sie ihn in eine ritterliche, herzensfreudige Sphäre der Poesie empor, nährte und unterstützte seine germanistischen Studien, brachte ihn mit der großen ausländischen Welt in Berührung und verhinderte ihn, seine Anschauungen, Ziele und Bestrebungen auf den engen Kreis eines schweizerischen Localpatriotismus zusammenschrumpfen zu lassen. Laßberg selbst stand im Verkehr mit den angesehensten Germanisten. Seine Frau, Maria

Anna von Droste-Hülshoff, war die Schwester der berühmten Dichterin dieses Namens und mit Erzbischof Clemens August verwandt. Werner von Haxthausen, der 1832 Laßberg im Thurgau besuchte, beschäftigte sich mit den höchsten Fragen der Politik; sein Bruder August war mit Kaiser Nikolaus von Rußland befreundet. In mannigfacher Weise erweiterte sich da der Gesichtskreis, den Greith schon in München, Paris und Rom gewonnen hatte, und der um mehr als 30 Jahre ältere Freiherr förderte die Studien seines jungen priesterlichen Freundes in liebevollster Weise durch Rath und That. Greith zog ihn über seine literarischen Projecte zu Rathe, und Laßberg antwortete, wie der folgende Brief zeigt, klar, praktisch und in jenem heiteren Tone, in welchem der fröhliche Humor des Mittelalters wiederklingt:

„Hochwürdiger Vorsteher ἐπι των ψύχες ἰάτρεϊων![1]

Alten Leuten muß man Nichts übel nehmen! Ihre Lettres patentes habe ich erhalten, und würde das geschriebene Heft längst zurückgeschickt haben, wenn ich nicht seit Anfang des Frühlings die angenehme Hoffnung gehegt hätte, es Ihnen in der Zelle des heiligen Gallus persönlich zu überreichen; allein l'homme propose, Dieu dispose, und ich setze hinzu: et le diable y fait aussi quelque chose! Letzterer ist in Gestalt eines hartnäckigen Katers (κατάῤῥους) mir auf oder in den Hals gekommen, so daß ich noch nicht ganz davon frei geworden bin. Was ist zu machen? Dum subeunt morbi tristisque senectus? Man muß Geduld haben. Haben Sie also auch Geduld mit dem alten Guardian! Oder vielmehr verzeihen Sie ihm die Ungeduld, die er Ihnen verursacht hat; besonders da er Ihnen die wohlgemeinte Predigt des Pater R. Schaneldt, denn anders ist es doch nichts, ohne weiteren Commentar zurücksendet. Es hat mir leid gethan, daß ich nicht all das Gute und Schöne darin habe finden können, was Ihnen erschien; aber ich muß es für ein opus levioris notae halten, das wohl keine Edition verdient. Von solchen allegorischen Kanzelreden wimmelt die krankhafte Literatur des 15. Jahrhunderts; man wollte ja damals gar nichts Anderes mehr hören, aber wenn solche Sachen nicht ausgezeichnet scharfsinnig sind, so werden sie heutzutage nicht einmal in die Reihe der Reden meines Landsmannes des P. Abraham a Sancta Clara gestellt und also auch nicht gelesen. Selbst die Umarbeitung, oder besser zu sagen, Spracherneuerung des Textes, dürfte demselben zu keiner Empfehlung dienen; weil gerade die etwas alterthümliche Sprache dergleichen Producte anziehend macht. Dieses sind nun meine Ansichten. Alles, was der gute Cisterciensermönch über die Verderbniß seiner Zeiten und Vernachlässigung der Religion sagt, ist vor und nach ihm viel

[1] Der gestrenge Philologe breche über diese Accente u. s. f. nicht den Stab, ohne zuvor zwei Jahre als Husar zu dienen und zwölf Jahre die ausgedehnte Finanzverwaltung eines ganzen Fürstenthums zu übernehmen.

kräftiger und besser, mit gleichschlechtem Erfolg gesagt und geschrieben worden. Etwas Ausgezeichnetes ist seine Arbeit nicht, und nur etwas Ausgezeichnetes könnte Effect machen.

Mein Freund Werner Haxthausen trägt mir einen sehr freundlichen Gruß an Sie auf, mit dem Beisatze: wir sollen ihn doch in diesem Sommer besuchen. Was sagen Sie dazu, hochwürdiger Herr? und was soll ich ihm darauf antworten?

Sie hatten einst die Güte, sich der Unterhandlung um den von Arxischen literar. handschriftlichen Nachlaß unterziehen zu wollen und mir die Summe bekannt zu machen, für welche man mir denselben überlassen will. Sie würden mich verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, mir hierüber Auskunft zu verschaffen; besonders würde ich recht gerne das Manuscript der Geschichte von Ebringen, jetzt recht gerne lesen.

Ich sage noch einmal meine venia vor dem versammelten Capitel, nehme mir ernstlich vor mich zu bessern und geharre hochachtungsvoll

Dero gehorsamster Diener

Guardianus indignus

Fr. Josephus.

Eppishaus am 21. May MDCCCXXXIII."

Auch in ernsten Augenblicken dankte der joviale Guardian von Eppishausen sein humoristisches Amt nicht ab. Als am Gallustag 1833 Ildephons von Arx, der Geschichtschreiber des Klosters St. Gallen und der letzte seiner ehemaligen Capitulare, starb, beantwortete er die Todesnachricht mit einem Condolenzschreiben, in dessen wunderlicher Latinität Ernst und Scherz, tiefgefühlte Trauer und unerschütterlich froher Humor so treuherzig zusammenklingen, daß man an der Trauer nicht zweifeln kann und doch zuletzt mit dem naiv-gemüthlichen Tröster mitlächeln muß:

„Multis ille flebilis occidit, nulli flebilior quam mihi!

Quamquam mihi tristis ille morbus et nimium diuturnus clarissimi et charissimi illius viri Ildefonsi ab Arce, et familiare et literarium commercium, iam ultra triennium eripuerit; tamen alta mente reposita habui, et post fata semper habebo ipsius eruditionem profundissimam, et animi candidissimi amabilitatem, erga omnes paratissimum semper officium, in me autem nunquam denegatam amicitiam.

De meritis viri doctissimi in rem literariam doctorum virorum respublica judicabit, sepulcralem titulum eruditiores eloquentioresque erigant; mihi solum liceat absentiam ejus, cum quo mihi et studii et animi necessitas fuit, ex intimo cordis plangere et dolere.

Mirabilis paene casus, quod beatus noster eadem die, qua primus antiquissimi istius coenobii fundator, quasi ultimus ejusdem socius et inhabitator, agmen et januam claudens, vitam exivit. Sit illi terra levis, sitque aeterna requies, imperterrito Christi militi, quem dominus

tam longinquis probavit perpessionibus! maneat autem in cordibus nostris memoria viri, cujus studia nobis florentissima Sangallensium tempora: Keronis, Notkeri, Ysonis, Radperti, Ekkehardorum et aliorum, qui epocham in literis fecere, illustrium virorum tempora revocarunt.

Tu vero, reverende in Christo frater! quem charus noster defunctus singulariter amabat, cui provinciam peculiariter amatam post se regendam reliquit, pone modum lacrymis, nam vasto quidquid in orbe nascitur, invita mors rapit atra manu! Nunc demum omnem amorem, quo eum prosecutus es, Bibliothecae, tanquam haeredi et filiae suae impende, ut hujus (uti ibi inscriptum legitur) ψυχῆς ἰατρειου verus Κειμηλιαρχης sis.

Non omittam Tibi, vir reverende! pro nuntio quamquam luctuoso, gratias agere affectuosas, tamen scias literas tuas modo die depositionis domini Ildephonsi me accepisse, alioquin ad beati viri exequias certe venissem celebrandas.

Vale et guardiano consenescenti fave! Dabam in villa et coenobio Sti Epponis. XXII. Octobris 1833.

Frater Josephus Lassbergius pro tempore Guardianus."

So sehr identificirte sich in dem Geiste des bücherliebenden Guardians die alte Klosterbibliothek mit ihrem neuen Hüter, daß er sich ein paar Monate später kaum in den Gedanken finden konnte, daß Greith seiner Stelle wirklich entlassen sei. Als daran nicht mehr zu zweifeln war und Greith nach Rom ging, gab er ihm allerlei gelehrte Instructionen [1] mit, die mit der Bemerkung endigen:

---

[1] „Ad quaestionem I. Aus der Palatina sind zwar die deutschen Handschriften nach Heidelberg zurückgekommen, aber nicht alle; noch sind einige in der Vaticana, theils deutsche, theils solche, welche auf die deutsche Literatur Beziehung haben. Höchst wichtig sind dort in einer beinahe gleichzeitigen Handschrift die Beschlüsse (canones) der ersten deutschen, unter dem hl. Bonifaz gehaltenen Kirchenversammlungen (von 742—748). Man könnte sie vielleicht die ältesten deutschen Sprachurkunden nennen, indem sie ein langes Verzeichniß der verdammten und abgestellten altdeutschen abergläubischen Religionsgebräuche in deutscher Benennung enthalten. Holstenius hat seine Ausgabe durch äußerste Incorrectheit unbrauchbar gemacht, eine treue kritische Ausgabe wäre deßhalb zu wünschen.

Noch ist da eine vielleicht gleichzeitige Handschrift von Willeram († 1085) in derselben genauen Schreibart, wie die Notkerischen Sachen zu St. Gallen, mit Bezeichnung des Tones und der scharfen und langen Selbstlaute und Doppellaute. Da Hofmanns Ausgabe der Willeramischen Paraphrase nicht genügend ist, so müßte diese vaticanische Handschrift behufs einer vollständigen kritischen Ausgabe, besonders in dialectiologischer Hinsicht, genau und sorgfältig verglichen werden.

Ihnen kann vielleicht da bemerkenswerth sein eine Handschrift des zehnten bis elften Jahrhunderts, enthaltend die Reisen und Wunder des schottischen Heiligen Brandanus, eines Schülers und Gefährten des hl. Columba. — Ferner finden Sie da die Geschichte des irländischen Ritters Tundal (1144), welche der Abt Vero von

„Sonst möchte in der Vaticana Mancher noch Manches finden, wenn man ihn suchen ließe; aber daran ist nicht zu denken. Anfangs machen Einem die Monsignori die besten Hoffnungen, aber wenn man glaubt, die Thüre schon in der Hand zu haben, so heißt es immer wieder: Expectata seges fatuis delusit avenis!"

Wie schon erwähnt, fand Greith in Rom mehr Entgegenkommen, als ihm der „Guardian" in Aussicht stellte. Als das Spicilegium erschien, hielt es Laßberg eigentlich für seine Aufgabe, seinen jungen Freund der deutschen Gelehrtenwelt vorzuführen.

„Da die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen," so schrieb er Greith am 3. Februar 1838, „mich an ihrem Jubiläum zu einem Mitgliede ausgerufen hat, so wäre es eigentlich an mir gewesen, bei Uebersendung eines Exemplars von dem Spicilegium nach Göttingen, eine Recension des Buches für die dortigen Gelehrten Anzeigen beizuschließen; allein ich mache keine Recensionen mehr; ich habe mir einmal, bei einer solchen über ein Thurgauisches Geschichtswerk, die Finger verbrannt und gebrannte Finger fürchten das Feuer."

Kein Geringerer als Jakob Grimm selbst übernahm die Recension.

„Übrigens," konnte Laßberg beifügen, „höre ich auch von andern Orten her, daß das Spicilegium überall sehr gut aufgenommen werde; besonders bezeigte mir Uhland ein großes Vergnügen über Gregors Erscheinen."

„Meine Frauen," fährt er dann fort, „sind noch immer sehr mißstimmt über die Begebenheiten des Vetters Erzbischof, und nun durch die nachherigen Declarationen der Bischöfe von Münster und Paderborn, wovon der letztere Geschwisterkind mit meiner Schwiegermutter ist, in neue Besorgniß versetzt. Nicht weniger unangenehm ist die Geschichte des königl. preuß. Gesandten in Brüssel, Grafen v. Galen, dessen Frau wieder mit der meinigen Geschwisterkind ist. Aber es scheint, daß der Erzbischof Droste als vir intemeratus aus seinem Gefängnisse hervorgehen werde: die Preußen werden ihm zwar

---

Reichenberg aus mündlicher Erzählung in Latein aufgeschrieben hat. — Eine lateinische Übersetzung der schon so frühe als deutsches Volksbuch vorkommenden sieben weisen Meister. — Eine lateinische, prosaische Übersetzung von des Bühelers deutschem Gedichte von der Königstochter von Frankreich (1306). — Eine in Deutschland gemachte Weltchronik, fortgesetzt von 1200 bis 1223, geschrieben im Kloster S. Trinitatis in Verona, ein Codex picturatus mit merkwürdigen Bildern. — Die lateinische Chronik des Helimandus, worin zuerst die Geschichte von dem Schwanenritter vorkommt."

(Ad quaestionem II bezieht sich auf die Frage, ob Karl der Große wirklich der Verfasser lateinischer Gedichte sei, was der Abt Angelus de Nuce in seiner Chronica Sacri Monasterii Cassinensis (Lut. Paris. 1668. p. 137) mit Anführung von etwa einem Dutzend Verse behaupte. Greith soll dafür in Monte Cassino die Codices No. CCLIII und CCLVII nachsehen.)

seinen alten Platz nicht wieder geben; aber der heilige Vater wird die ganze Geschichte mit einem rothen Hut zudecken. Die Wunden, welche Preußen sich in dieser Sache durch sein beispielloses Verfahren geschlagen hat, werden bei seinen katholischen Unterthanen in den nächsten 20 Jahren nicht vernarben; die öffentliche Meinung ist auf lange Zeit verloren."

Einige Monate später (18. Mai) schrieb er über dieselbe Angelegenheit an seinen Schweizer Freund:

„Paulus in der Epistel an die Epheser sprach: Esset und trinket, nur zerbrecht keine Gläser; also sagt auch die beiliegende Epistel: Schüttet das Kind nicht gar mit dem Bade aus! Sie berührt die preußische Cabinetsordre vom 21. November 1803, welche all die böse Nachkommenschaft, die jetzo die Katholiken im preußischen Staate bedauern, geboren hat. Hinc illae lachrimae! Denn wenn dieser Brennenkönig nicht lutherischer als Luther und calvinistischer als Calvin selbst sein wollte, wenn er nicht diese beiden Confessionen g e z w u n g e n hätte, unter dem Titel Evangelisch eins zu sein, ohne sich dem Gemüthe nach zu vereinigen, wenn er sie nicht durch die Bayonette (wie einst Ludwig XIV. die Hugenotten durch seine Dragoner) bekehrt und vermocht hätte, seine neue Reichsagende anzunehmen, wenn er nicht seine katholische Gemahlin (Gräfin Harrach) gedrungen hätte, protestantisch zu werden, und seine Schwiegertochter (gegen den Willen ihres Mannes des Kronprinzen) mit Zwang und Drang in die sogenannte evangelische Kirche genöthigt hätte, so würden wir all den Spektakel in Köln, Posen, Preußen und Schlesien nicht erlebt haben: es war also an der Zeit, die Frage an der Wurzel anzugreifen, aus welcher diese Monstruositäten erwachsen sind. Ob und wie es dem Verfasser gelungen sei, mögen Sie, verehrter Freund, nun selbst sehen. Wie leid hat es mir gethan, daß Sie letzthin gerade zu uns kommen mußten, als wir sammt und sonders in der alten Meersburg waren! Hätte ich es nur früher gewußt, so würde ich die Reise verschoben haben ... Mir wird es täglich leichter die Schweiz zu verlassen! Abermal ist ein Stadium des Wahnsinnes über die größeren Kantone ausgebrochen. Bern, Luzern, Zürich, Schwyz, Glarus, St. Gallen rasen schon wieder in offenbarem Unsinn!!! Wer kann sich enthalten, hierbei an die französischen Revolutionsjahre von 1793 bis 1795 zu denken und an den alten Spruch: quos Deus vult perdere, dementat! Hat Luzern wegen dem Kriege der Horn- und Klauenmänner ein eidgenössisches Aufsehen verordnet, so hätten die Nachbarn jenseits des Jura und des Rheines nicht weniger Ursache dazu; denn, wohin soll es zuletzt kommen, wenn die ersten, wichtigsten und heiligsten Bedingnisse des gesellschaftlichen Vertrages: Sicherheit der Personen und des Eigenthums, von den Regierungen selbst so gewaltthätig aufgehoben werden?. Das vorige Jahrhundert nannte man das philosophische, das jetzige nennen wir das aufgeklärte! Gott bewahre mich! Man könnte es mit mehr Recht das närrische, das wahnsinnige nennen. Nie, nie war mehr und schädlichere Thorheit bei den Menschen, als jetzt. Ich schrieb am 26. Februar 1831 an einen Freund: Im Mittelalter erscheint

selbst das Laster mit Geist und Kraft und hat durch That und Tüchtigkeit Werth behalten: die gegenwärtige Zeit erscheint dagegen als niederdrückend und vernichtend; man erblickt überall nichts als eine feige Kriecherei vor dem Volke oder vor den Fürsten, Sittenlosigkeit, Unverstand und eine wüthige Umwälzungssucht. Eben hierdurch wird unsere Zeit dem Manne von Kopf und Herz so schwer zu ertragen. Was den Vätern heilig war, wird jetzt herabgesetzt und verachtet; aber das Schlechte und Gemeine wird hinaufgehoben und oft wohl auf den Altar gestellt. Überall will man jetzt durch Angst und Schrecken und Gräuel die friedlichen Menschen aus ihren Verhältnissen und Gewohnheiten aufrütteln, verblüffen und ihren Verstand gefangen nehmen. — Ach! Werther Freund! ich kann im Jahre 1838 noch nichts Anderes schreiben als 1831. Indessen, was hilft dieß Alles, es bleibt wohl noch lange so! Et veterem in limo ranae cecinere querelam. Lassen Sie sich nicht abhalten, uns vor Pfingsten noch einmal zu besuchen; nachhero werde ich seltener zu Hause sein. Segel und Steuer stehen an meinem Schiffe nach dem schwäbischen Ufer des Bodensees gerichtet, et fugiunt **fraeno non remorante dies.**"

Noch im Herbst 1838 siedelte der Freiherr, durch kleinliche Vexationen der Thurgauer Behörden seines Landgutes Eppishausen überdrüssig geworden, in die alte Meersburg über und richtete sich da ein freundliches Heim ein. Prachtvoll ragt diese alte Behausung der Bischöfe von Konstanz auf einer steilen Felsenkuppe am Bodensee empor. Von der Stadt trennt sie eine künstlich ausgehauene Schlucht. Ein alter Eckthurm rührt noch aus den Zeiten der Merovinger her. König Dagobert von Austrasien hat ihn gebaut. Von den hohen Sälen des Schlosses hat man den ganzen oberen Bodensee vor sich: eine herrliche Aussicht. Über dem Obstwald des Thurgau und den waldigen Hügeln des St. Gallischen Ufers thront majestätisch der Alpstein, meist bis in den Sommer hinein mit Schnee gekrönt. Die Höfe und Terrassen der altersgrauen Burg schmückte bald der schönste Blumenflor, die Säle und Zimmer eine auserlesene Sammlung von Gemälden, die Gänge und Corridore stattliche Hirschgeweihe, Hörner von Elken oder Auerochsen, mancherlei alte Waffen und Rüstungen. Im Dagobertthurm richtete sich der unermüdliche Sammler seine Bibliothek ein und freute sich seiner handschriftlichen Schätze. Er war ein schlichter, einfacher Mann. Das Frühstücken hatte er sich als Jägersmann abgewöhnt, dem Wein sprach er nur sehr mäßig zu, auch in seinen älteren Tagen. Meist trug er wie in jungen Jahren einen grünen, knapp anliegenden Rock, wie ein Förster oder Jäger. Ein wallendes weißes Lockenhaar umfloß die offene Stirne. Als freundlicher Hausgeist ihm zur Seite waltete in der gemüthlichen Burg seine edle,

feingebildete Gattin, eine ebenso verständige als kunstsinnige Frau. Von ihren beiden Töchtern Hildegard und Hildegund widmete sich die eine mit Vorliebe der Malerei, die andere der Dichtkunst. Mit der Mutter theilte sich in die Erziehung der beiden munteren Burgfräulein der Mutter Schwester, Deutschlands gefeiertste Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff. Viele ihrer schönsten Werke hat sie hier vollendet. Den Geist, der den kleinen Familienkreis belebte, hat sie allerliebst in einigen Verszeilen an ihre Freundin Ludowina von Haxthausen gezeichnet:

Was ist mehr denn Schmuck und Kleid?
„Ein g'sunder Leib, so's in Freuden treit."
Was ist mehr denn Gold so werth?
„Ein frei Gemüth, so des nit entbehrt."
Was ist mehr denn Kron und Grund?
„Ein klug Gemüth, so des brauchen kunnt."
Was ist mehr denn glückselig sein?
„Ein fein Gemüth, so des werth allein."

Die benachbarte Schweizerlandschaft aber hat sie in dem folgenden begeisterten Bilde besungen:

Ich aber steh' und lausche
Nach jedem Flöckchen, das vergoldet weht;
Ist's nicht, als ob der Morgenwind schon rausche?
Wie's drüben wogt und rollt und in sich dreht!
Nun breitet sich's, nun steht es über'm Schaume;
Was steigt dort auf? — Ein Bild aus kühnem Traume,
O Säntis, Säntis, deine Majestät!

Bist du es, dem ringsum die Lüfte zittern,
Du weißes Haupt, mit deinem Klippenkranz?
Ich fühle deinen Blick die Brust erschüttern,
Wie über'm Duft du riesig stehst im Glanz;
Ja gleich der Arche über'm Wogengrimmen
Seh' ich in weiter Wolkenfluth dich schwimmen,
Im weiten, weiten Meere einsam ganz.

— — — — — — — — — — —

Und immer sinkt es, immer zahllos steigen
Ruinen, Schlösser, Städte an dem Strand;
Schon will der Bodensee den Spiegel zeigen
Und wirft gedämpfte Strahlen über Land,
Und nun verrinnt die letzte Nebelwelle,
Da steht der Äther, goldenrein und helle,
Die Felsen möcht' man greifen mit der Hand.

So klar, ein stählern Band, die Thur sich windet,
Und wie ich lauschend späh' von meiner Höh',
Ein einziger Blick mir zwölf Kantone bindet;

Wo drüben zitternd ruht der Bodensee,
Wo längs dem Strand die Wimpel lässig gleiten,
Vier Königreiche seh' ich dort sich breiten,
Erfüllt ist Alles, ohne Traum und Fee.

Auf der alten Meersburg, in dem hochsinnigen Familienkreise des alten Laßberg hat sich Greith oft von den Tracasserien erholt, mit welchen ihn helvetische liberale Cultur — weder gerade „frei", noch „klug", noch „fein" — in seinem priesterlichen und kirchenpolitischen Wirken behelligte. Schon 1837 war auch er an die anmuthigen Ufer des Bodensees gezogen. Etwa eine Stunde über Rorschach liegt das Dorf Mörschwil, unter einem freundlichen Obstwald versteckt, eine echt katholische Gemeinde, so päpstlich gesinnt, wie nur irgend ein westphälisches Dorf. Sie hatte selbst das Präsentationsrecht, d. h. das Recht, ihren Pfarrer zu wählen, und wählte den beim „Staate" übel angeschriebenen Greith. Die von kräftiger Hand geschriebene Ernennungs-Acte lautet:

„Zufolge der auf den 1. Februar 1837 zur Wiederbesetzung unserer vakanten Pfarrpfrund angeordneten und abgehaltenen Gemeind- und Pfarr-Genossenversammlung sind Sie Hochwürd. Hochgelehrten H. H. Karl Greith von Rapperschwyl, vermög dem der hiesigen Kirch-Gemeinde zustehenden Kollaturrecht und gemäß dem vollen Vertrauen der stimmgebenden Mehrheit für hierortige Pfarrey als würdigster Pfarrer und Seelsorger erwählt worden. Wir wünschen und bitten, daß der Allgütige Ihnen, für die neu anvertraute Heerde, den nöthigen Beystand und Aecht unverdrossenen Muth zu Eurem und unserem allgemeinen Besten beständig verleihen wolle.

Actum Mörschwil, den 1. Februar 1837.

Der Praesident des Verwaltungsrathes
Joseph Anton Mäder.
Im Namen der gesammten Kirch-Gemeinde Mörschwil
Der Schreiber des Verwaltungsraths
Joh. Baptist Hanimann."

Nur zwei Jahre blieb der gelehrte Pfarrer bei dem für ihn hochbegeisterten braven Landvolk. Doch auch da er wieder nach St. Gallen übersiedelte, dauerte die gemüthlich-nachbarliche Beziehung zu dem greisen Schloßherrn auf Meersburg fort. Sie besuchten und schrieben sich, trösteten sich gegenseitig über den Wirrwarr der prosaischen Zeit, machten auch wohl gemeinschaftlich antiquarische Streifzüge oder tauschten sich die Ergebnisse solcher Streifzüge aus und leisteten sich die mannigfachsten Freundschaftsdienste. Auch an den Schicksalen der katholischen Schweiz nahm Laßberg noch immer Antheil. Über den Sonderbund schrieb er seinem Freund am 15. Wintermonat 1847:

„Freiburg wird zuerst an den Tanz müssen und ich bin begierig, wie diese Leute sich benehmen werden. So viel Ehrgefühl traue ich ihnen auf alle Fälle zu, daß sie sich nicht ergeben, ehe ihre Mauern Löcher bekommen haben und bis dahin könnte wohl das Wetter sich ändern.... Dahin also hat es die Jacobinische Propaganda seit 1831 gebracht, daß sie nach so vielen gescheiterten Versuchen endlich in der Schweiz ein Heer von 100 000 Mann aufstellen konnte. Ein großer Erfolg!... Vertheidigt sich Freiburg tapfer und beharrlich, dann ist die katholische Schweiz gerettet; denn ein Mißlingen dieser ersten Unternehmung wird auf Freund und Feind einen ungeheuren Eindruck machen."

Als Greis von 82 Jahren, körperlich gebrochen, aber geistig noch frisch und munter, kam der Freiherr 1852 zum letzten Mal nach St. Gallen. Noch das Jahr darauf (im November) schrieb er an Greith mit deutlicher, wenn auch jetzt etwas zitternder Schrift. Es war wegen einer Handschrift, welche Greith benutzen wollte. Seine Sammlungen hatte der Greis damals schon durch einen Vertrag an den Fürsten von Fürstenberg übermacht. Als er nicht mehr schreiben konnte, setzte seine Gemahlin noch die Correspondenz mit Greith fort.

Den 15. März 1855 starb Laßberg, mit allen Tröstungen der Religion versehen, eines sanften, friedlichen Todes.

„Ein edler deutscher Ritter im Sinne der alten deutschen Vorzeit," so schildert ihn Greith, „von Gott mit hohen Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, hat er durch die Hoheit seiner Gesinnung und den Glanz seines Charakters den Adel seiner Ahnen verherrlichet. Gott und seiner Kirche fromm ergeben, blieb er nicht minder ohne alle Wandelbarkeit treu seinem Fürsten und seinem Vaterlande. Keines Menschen Feind, bot er jederzeit großmüthige Hilfe, Schutz und Rath allen, die ihn suchten. Ein Mann ohne Falsch, dem ‚die Wahrheit über Alles ging', redete er, wie er dachte, und vollzog seine That, wie er redete. Der alten, ehrlichen und ruhmwürdigen Geschichten, Dichtungen und Sagen deutscher Vorzeit kundig wie Wenige, pflegte er an seiner lehrreichen Tafelrunde die Lieder, die Thaten und die Lehren der Alten, übte an seinen Freunden edle Gastfreundschaft und Treue, darum ist sein Name auch in allen deutschen Landen gepriesen und weit über deren Grenzmarken hinaus berühmt geworden.

Nu helfet min leid mir chlagen,
Der triuwe her ist tot,
Swaz er begie in sinen tagen,
Genedich sî im got."

Die biographische Skizze, welche Greith dem Dahingeschiedenen in den „Histor.-polit. Blättern" [1] widmete, ist in ihrem Genre ein kleines

[1] 1864. LIII. 425—441. 505—522.

Meisterwerk. Plutarch wird darin nicht bloß eruditionis gratia citirt, Greith hatte ihn studirt und wußte ihn mit classischer Feinheit nachzuahmen.

4.

Von anderen Beziehungen, welche Greith mit dem katholischen Deutschland unterhielt, war jene mit den Gründern der „Histor.-polit. Blätter“ wohl die wichtigste. Wenn man die älteren Bände dieser Zeitschrift durchgeht, kann man kaum bezweifeln, daß Greith sie öfter durch Mittheilungen über schweizerische Zustände und Ereignisse unterstützte. Wie weit das aber der Fall war, ob mehr direct oder indirect, ist schwer zu sagen. Briefe darüber liegen mir nicht vor. Doch hat Greith noch öfter seinen Freund und Lehrer Joseph von Görres in München besucht, und war bei ihm wie zu Hause. Guido berichtete ihm gelegentlich über alle Mitglieder der Familie, wie Einem, der mit dazu gehörte, und auch Ernst Lassaulx widmete wohl dem alten Jugendfreund noch ein Lebenszeichen.

„Von Ernst Lassaulx,“ schreibt Guido am 18. Februar 1833, „haben wir neulich Nachricht erhalten, Du wirst schwerlich errathen, woher. Er hat endlich seinen alten Wunsch, nach Griechenland zu gehen, auf unerwartete Weise erfüllt; mit König Otto hat er sich, dulci jubilo, auf dem „Madagaskar“ eingeschifft. Das Frühjahr will er in Constantinopel sein, von da nach Palästina und ich weiß nicht wo noch Alles hingehen. Wahrscheinlich wird er aber wohl in Griechenland bleiben und dort mit an dem neuen Thron zimmern helfen; denn er kann nicht genug die freundliche und zuvorkommende Aufnahme rühmen und ich glaube, man wird ihn auch dort wohl brauchen können.“

Fünf Jahre später (1. August 1838) schrieb Lassaulx von Würzburg aus selbst an Greith:

„Lieber Freund!

Ich benutze die Abreise Deines Landsmannes Herrn Jacob Forrer, um Dir meine und meiner Frau herzliche Grüße zu schicken. Wir sind nun fast drei Jahre verheirathet und haben seit December v. J. ein kleines Töchterchen, Anna Maria, die uns unendliche Freude macht; unser erstes Kind hat Gott eine Stunde nach der Geburt wieder zu sich genommen. Ich fühle mich jetzt post tot discrimina rerum im ruhigen Hafen angelangt, weiß was ich zu thun und zu lassen habe und bin so glücklich, als ein Mensch in dieser Zeit sein kann. Nur die Kölner Sache hat mir, wie Du aus dem Schriftchen ersehen, einen furchtbaren Ärger und Ingrimm erregt; nachdem es confiscirt worden, reut mich nur, es nicht ärger gemacht und alles, was ich auf dem

Herzen hatte, ausgesprochen zu haben. Sich dem Feind gegenüber auf der Linie des strengen Rechtes strict zu halten, führt zu nichts anderem, als systematisch zertreten zu werden; vim vi repellere licet, das Recht ist hier nur der leidige Trost derer, denen Unrecht geschehen ist. Meine wissenschaftlichen Arbeiten schreiten langsam, aber stetig voran, ich hoffe Dir in einigen Jahren eine Sammlung religiösphilosophischer Abhandlungen, heidnisches und christliches auf meine Weise in einander gearbeitet, zuschicken zu können, bisher nahmen die pflichtmäßigen Arbeiten für meine Professur der Philologie meine ganze Zeit in Anspruch; nun ich anfange das Gelesene zum zweiten Mal vorzutragen, hoffe ich freier zu werden. Dein Spicilegium Vat. habe ich mit großem Interesse gelesen; gerne hätte ich Deinem Wunsche gemäß eine Recension davon geschrieben, wenn dieß meine Kenntniß der Sache möglich gemacht hätte. Aber unmöglich kann ich da miturtheilen wollen, wo ich mir bewußt bin, bei weitem weniger von der Sache zu wissen, als der den ich beurtheilen soll. Übrigens ist die Wichtigkeit Deiner Arbeit, wie ich zu meiner Freude sehe, überall anerkannt und gerühmt worden. Auch Jacob Grimm, der mich vor einiger Zeit hier besuchte, war damit sehr zufrieden. Hoffmann wird Dir selbst schreiben: wir wünschen fortwährend, Dich hier zu haben. Freilich glaube ich, daß Du gerade jetzt nicht gerne Dein Heimathland verlassen willst, sollte es Dir aber doch noch einmal wünschenswerth sein, hier eine Professur zu erlangen, so lasse es mich wissen.

Siehst Du Laßberg und seine Frau, so grüße sie von mir.

Wie immer Dein getreuer Freund
Ernst Lassaulx."

Weniger herb, als Lassaulx und Laßberg, betrachtete Hofrath Schlosser die „Kölner Ereignisse". Er schrieb Greith darüber den 21. December 1837:

„An der Einfalt des erhabenen apostolischen Staatsgefangenen in Minden scheint die Berliner Intelligenz zur Thorheit werden zu wollen. Nicht Katholiken allein sind es, welche das Ereigniß als Segen bringend für die deutsche Kirche betrachten. Auf allen Fall ist aus der Sache ein Anderes geworden, als was die Erfinder beabsichtigen mochten. Gott wird Alles zum Heile leiten. Für den frommen edlen Greis wollen wir beten — mehr noch beten für den Heiligen Vater, daß Gott ihm Erleuchtung und Kraft schenken möge, unverworren und mit apostolischer Einfalt im Geiste der großen, alten Päpste, im Vertrauen auf die untrüglichen Verheißungen und den Beistand von Oben, das Rechte und nur das Rechte zu thun."

Dem Briefe liegt, von Schlossers Hand geschrieben, ein Hymnus bei, der das schöne Gebet an den hl. Petrus enthält:

Petre, tu praepotens coelorum claviger
Agnos cum ovibus pascens perenniter:
Cum bis sex tribuum sederis arbiter,

Parce fragilibus, judica leniter;
Pro successoribus, ut alto naviter
Fungantur munere, precare jugiter.

Als stellvertretender Rath im Hause Görres' erscheint in Greiths Correspondenz auch einmal der Dichter Clemens Brentano, welcher damals in München mit Dr. Haneberg zusammenwohnte[1]. Er empfiehlt den Convertiten P. Karl Brandes in folgender Weise:

„Hochwürdiger Herr und Freund!

Da Guido noch in Botzen bei Vater Görres ist, muß ich diese Zeilen an Sie richten, Pater Brandes aus dem volontairen Benedictiner Kloster Solesmes bei le Mans, der für seinen Abt die Bibliotheken bereist, an Sie dringend und herzlich zu empfehlen, er geht nach Einsiedeln. Er ist ein Braunschweiger. Lassen Sie sich erzählen, wie Gott ihn zur Kirche und zu den Benedictinern geführt; er ist ein frommer, bescheidener, sinnvoller Priester, und hat hier bei den Benedictinern von Metten, welche jetzt das Gymnasialconvict haben, mehrere Wochen geherbergt. Was Sie ihm als einem armen Mönche Liebes erweisen, ist gut angewendet, er ist durchaus vor Gott wandelnd. Er wird Ihnen Alles erzählen, was Sie von Ihren hiesigen Freunden interessiren kann. Ich wohne jetzt mit dem Professor Haneberg, Professor der orientalischen Sprachen, zusammen, Herzogspitalgasse Nr. 11. — Ich habe Sie in herzlicher Liebe und Verehrung und empfehle mich in Ihr Gebet.

Ihr ergebener
München, 4. November 1840. Clemens Brentano."

Der Gedanke, Greith als Professor an eine deutsche Universität zu ziehen, den Lassaulx so natürlich fand, scheint später nicht mehr aufgetaucht zu sein. Dagegen meldete sich am 17. März 1839 ganz plötzlich sein alter Freund Christian Brentano, damals von Preußen ausgewiesen, von Aschaffenburg aus bei ihm, schilderte ihm sein Familienleben und überraschte ihn dann mit folgenden Fragen:

„a. Wie es Ihnen dort ergeht und ob Sie zufrieden sind?

b. Ob Sie es in dem Grade sind, keine andere Anstellung zu wünschen?

c. Falls dieses nicht der Fall, ob Sie auf sonst so brillante Bedingungen hin, daß sie weder eine Pfarrei noch Professur regrettiren ließen, sich dazu verstehen könnten, die Erziehung eines erst neun bis zehn Jahre alten, gutbegabten, einzigen Sohnes einer reichen, hochadeligen Familie zu übernehmen?

d. Ob, falls letzteres nicht der Fall ist, Sie mir einen andern nicht gar zu jungen, kenntnißreichen, schon lebenserfahrenen, feinsittigen Geistlichen nennen könnten, der sich für so etwas eignen möchte, unter Umständen, wo man beabsichtigt, zugleich auf die Mutter des Knaben, welche mit demselben

[1] Diel=Kreiten, Brentano, II. 534.

von ihrem Gemahl getrennt lebt, wohlthätigen Einfluß ausgeübt zu sehen, wofür sie disponirt scheint?"

Näheren Aufschluß über diese mysteriösen Fragen brachte ein weiterer Brief vom 13. Mai:

„Die Personen, um die es sich handelt, sind der Graf Hatzfeld in Düsseldorf, seine Frau und ihr Sohn. Diese letzteren waren, da ich Ihnen das letzte Mal schrieb, in Baden-Baden. Wenn Sie die Zeitungen gelesen, so werden Sie vielleicht einen zwischen diesen Allen stattgehabten Vorgang vernommen haben: wie nämlich der Sohn auf Veranstaltung des Vaters seiner Mutter quasi entführt, von dieser dann wieder ereilt worden. Nach diesem hat zwischen dem Grafen und der Gräfin eine Übereinkunft stattgehabt, wonach der Knabe bei der Mutter bleiben, der Vater aber ihm einen Gouverneur nach seinem Ermessen wählen und beigeben soll. Der Graf ist ein wohlgesinnter Mann, der seine verirrte, aber dem Guten und Religiösen keineswegs unzugänglich entfrembete Frau zu ihrem Heile resipisciren sehen möchte, wenn auch nie wieder eine Vereinigung zwischen ihnen stattfinden sollte, was allerdings schwerlich je statthaben kann, und, wie ich glaube, zur Zeit ganz gegen seine Absicht ist. Die Frau soll sehr noble Eigenschaften haben und lebte mit ihrem Gemahl geraume Zeit im besten Vernehmen. Wie man sagt, ist dieses zuvörderst durch eine Königl. Hoheit gestört worden und hat sich seither nicht wieder gestalten wollen. Doch kann ich hierin nichts verbürgen, und ist auch nicht nöthig, das Nähere hier zu erörtern."

Falls aus dieser Anstellung nichts werden und Greith doch in den Fall kommen sollte, von St. Gallen „abzuziehen", rieth ihm Brentano, sich um eine Anstellung „in der Diöcese des Grafen Reisach oder in der Speyer'schen, wo der Bischof, mir bekannt, wie ich nicht zweifle, Sie gern placiren würde", umzusehen. Keiner dieser Fälle sollte sich indeß verwirklichen.

5.

Den 9. Januar 1839 wurde Greith, 32 Jahre alt, von dem katholischen Administrationsrath als zweiter Pfarrer nach St. Gallen berufen, den 16. gab die Regierung ihm das hoheitliche Placet. Noch im Juni wurde er auch in den katholischen Erziehungsrath gewählt. Er nahm die Ernennung an und brachte von da an, einige Reisen abgerechnet, die übrigen 43 Jahre seines Lebens in St. Gallen zu.

In einem Hochthal zwischen zwei freundlichen Hügelzügen gelegen, ist St. Gallen die höchstgelegene Stadt der Schweiz, im Sommer recht anmuthig, im Winter ziemlich rauh. Die gewerbsame und wohlhabende Bürgerschaft ist seit der Reformation vollständig protestantisch und hat, mehr als es in anderen Schweizerstädten der Fall war, bis in die neueste

Zeit herab eine zähe Unduldsamkeit gegen die katholische Kirche bewahrt. Die Mehrheit der sonstigen Kantonsbevölkerung ist dagegen katholisch. Hart an das Stadtgebiet, dessen Mauern längst gefallen sind, grenzen die Gebäude der alten Abtei, zum Theil umgebaut und verändert, eine kleine Stadt für sich. Den ansehnlichen äußeren Klosterhof begrenzt nach der Stadt hin das große katholische Primarschulgebäude und die Schutzengelkapelle — dann jenseits der Straße das kantonale Arsenal. An dieses stößt im rechten Winkel die sogenannte alte Pfalz, d. h. das Regierungsgebäude der einstigen Fürstäbte, ein palastartiger Bau mit großem Pavillon in der Mitte. Von der Pfalz geht wieder unter rechtem Winkel ein langer, ehemaliger Klosterflügel aus, der früher dem Abt zur Wohnung diente und der das älteste Heiligthum des Landes, die Kapelle des hl. Gallus, enthält. An diesen Flügel reiht sich die ehemalige Klosterkirche, ein großer Renaissancebau mit zwei stattlichen Thürmen. An der anderen Seite der Kirche umschließen hohe, drei- bis vierstöckige Flügel zwei geräumige Höfe, während kleine Nebengebäude noch einen weiteren Complex von Höfen begrenzen.

In diesem höchst unregelmäßigen Labyrinth wohnten Staat und Kirche von St. Gallen, stets mit einander hadernd und doch immer auf einander angewiesen, wie recht unglückliche Eheleute, seit Gründung des Kantons beisammen. In dem hohen Saale der Pfalz tagte alle Jahre der Große Rath, 150 Mitglieder stark, das legislative Parlament des Kantons. In den anstoßenden Zimmern und Sälen war der Kleine Rath oder die Regierung untergebracht, die höchste executive Behörde mit ihren Sitzungszimmern und Bureaux, Kantons- und Stiftsarchiv. Zwischen den Amtswohnungen der Regierung und der Klosterkirche residirte der Apostolische Vikar, in den anstoßenden Flügeln die Stadtpfarrer und Vikare, der Administrationsrath, welcher die katholischen Fundationen verwaltete, und der Erziehungsrath, welcher das katholische Schulwesen leitete und regierte. An diese Wohnungen und Sitzungssäle reihte sich im anderen Flügel die katholische Kantonsschule, ein Gymnasium mit etwa 200 Schülern — und endlich die berühmte Stiftsbibliothek. In den Nebenbauten befand sich das Criminalgefängniß, unmittelbar daneben das alte Stadttheater, einst fürstäbtlicher Pferdestall; in anderen waren Ökonomieräume, Küster- und Privatwohnungen.

Während in den inneren Höfen zu gewissen Stunden Geistliche, Regierungsräthe, Schreiber, Kassirer, Küster und Pedellen, Professoren und Studenten in bunter Gesellschaft durcheinanderliefen, spielten auf den

äußeren die Schulkinder und putzten die Artilleristen die Kanonen des Zeughauses, die noch nie in einem Krieg gewesen waren. Es war keine Annehmlichkeit, 40 Jahre lang, ohne eigenen Grund und Boden, ohne Garten und freie Aussicht, in diesem staatskirchlichen, pädagogisch-militärischen Bienenstock zu wohnen. Von den sieben Regierungsräthen, welche als Minister des Innern, des Äußern, der Polizei u. s. w. den Kanton regierten, mußten immer drei Protestanten sein, und nach diesem Verhältniß richteten sich die anderen Beamten. Da unter diesen, oft auch unter den katholischen Regierungsräthen und Beamten, viele waren, welche ihre Lebensaufgabe in die Bekämpfung der katholischen Kirche setzten, so war die Nachbarschaft eine höchst ungemüthliche.

Einen Trost fand jedoch Greith in dieser sonderbaren Behausung, einen Trost, der sein hochsinniges Gemüth für Vieles entschädigte. Er wohnte am Grabe des hl. Gallus, an der Stiftskirche der ehrwürdigen Abtei, die durch Jahrhunderte eine Leuchte christlicher Bildung gewesen, neben der Bibliothek, die noch von den Zeiten der ältesten Glaubensboten und karolingischer Herrschaft Zeugniß gab. Das ehrwürdige Kloster war vernichtet, seine Schule zerstört, seine weltliche Herrschaft an Laien übergegangen. Die letzten Mönche waren gestorben, und Niemand trat mehr für ihre Rechte ein. Aber die Ideen, deren Träger sie gewesen, die große sittliche Aufgabe, die sie erfüllt, waren mit ihnen nicht erloschen. Das katholische Volk, das ihnen unterthan gewesen, verlangte nach kirchlicher Leitung und Seelsorge. Die Schule, die an Stelle der alten Klosterschule getreten, konnte der Kirche erhalten werden. Die Fundation, die noch vorhanden, konnte sich bei besserer Organisation zu einem mächtigen Hilfsmittel für religiöse und charitative Zwecke gestalten. Die Wissenschaft, die sie so treu gepflegt, konnte wenigstens durch den Eifer einzelner Männer erhalten und gemehrt werden. Die Schätze, welche sie in der Bibliothek hinterlassen, konnten durch treue Benützung der Wissenschaft und der Religion zu gute kommen.

In diesem geistigen Sinne konnte von einem Wiedererstehen des Klosters, d. h. seiner kirchlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit, die Rede sein, und dieses geistige Wiedererstehen des alten St. Gallen hat Greith sich zum Lebensziele gesetzt. Diesen Gedanken hat er mit der frohen Begeisterung des Jünglings aufgefaßt, mit unbesieglicher Manneskraft zu verwirklichen gesucht, unter den entmuthigendsten Schwierigkeiten festgehalten und bis zum Tode bewahrt.

Die Pastoration, welche Greith zunächst oblag, war eine müh- und

opfervolle. Ansehnliche Landgemeinden gehörten zu der ausgedehnten Stadtpfarre und kamen in die Stiftskirche zum Gottesdienst. Die meist ärmeren Katholiken, welche in der protestantischen Stadt zerstreut lebten, bereiteten durch ihre Lage vielfache Schwierigkeit. Klugheit, Liebe, Eifer, Muth des Seelsorgers wurden beständig auf die Probe gestellt. Von den angesehenern Katholiken hielten manche zu den Protestanten und befeindeten die Kirche unaufhörlich, obwohl sie den Gottesdienst besuchten und noch Katholiken sein wollten. Sie stützten sich auf Geistliche Wessenbergischen Schlages, deren noch viele im Kanton herum wohnten und großen Einfluß besaßen. Einer der einflußreichsten, Federer, leitete die katholische Kantonsschule und war der geistliche Rath der liberalen Parteiführer in ecclesiasticis und spiritualibus. Als Domcustos hatte Greith hauptsächlich die Sorge für Arme und Kranke, als Pfarrrector die Gesammtleitung der ausgedehnten Pfarrei. Da er das Predigtamt für eine heilighohe Aufgabe hielt, und es sich vor Allem zum Ziele setzte, durch dogmatisch-apologetische Kanzelreden den katholischen Anschauungen Eingang und Ansehen zu verschaffen, so that sich schon auf der Domkanzel ein Arbeitsfeld auf, das seinen Mann vollständig hätte beschäftigen können. Doch auch auf der Bibliothek konnte man seines Rathes und seiner Hilfe nicht entbehren; er war da besser zu Hause, als irgend ein Anderer.

Auf den benachbarten Bureaux des Erziehungs- und Administrationsrathes richtete man bald den Blick auf ihn, als auf den Mann, der das katholische Erziehungswesen in bessere Bahnen leiten könnte. Im Großrathsaal hatte er als Redner schon seit seiner Rückkehr von Rom die politische Vertheidigung der Kirche übernommen. Er überflügelte die katholischen Laien an Talent, Wissen und Energie, und sah sich, ohne es zu beabsichtigen, an die Spitze der katholischen Volkspartei gestellt, eine Aufgabe, die auch in der Presse seine fortwährende Bethätigung nöthig machte. Im Juni 1839 wählte ihn das katholische Großraths-Collegium zu seinem Präsidenten; im November 1840 trat er an die Spitze des katholischen Erziehungsrathes.

Die bedeutendsten Erfolge gewann er in letzterer Stellung — auf dem Gebiete des Erziehungswesens. An die katholische Kantonsschule waren nämlich im Anfang der dreißiger Jahre mehrere Professoren gezogen worden, welche sich zwar durch Talent und Kenntnisse auszeichneten, aber, selbst rationalistisch oder liberal, den religiösen Charakter der Anstalt entschieden gefährdeten. Hauptsächlich dem Einflusse Greiths gelang es, diese Elemente — zuletzt 1844 auch ihren Chef und Meister, den

Rector Federer — von der Schule zu entfernen und derselben ihren religiösen Charakter zurückzugeben. Das setzte vielen Lärm ab. Greith wurde wie früher des kohlenpechrabenschwarzesten Obscurantismus bezichtigt; doch er ließ sich nicht einschüchtern. Die religiöse Bildung galt ihm mehr, als das Phantom einer fortschrittlichen Scheingelehrtheit, welche einem möglichst ausgebreiteten Realwissen die eigentliche Perle des Erziehungswerkes, Glauben und Gottesfurcht, zum Opfer brachte.

Gegen die Säcularisation des Klosters Pfäffers, das durch innere Zersetzung seinen eigenen Untergang heraufbeschworen hatte, kämpfte Greith vergebens an. Wirkungslos verhallten auch seine redegewaltigen Proteste gegen die Aufhebung der Klöster in Aargau und Thurgau. Auch für die Errichtung eines St. Gallischen Bisthums schien er mehrere Jahre vergeblich zu ringen. Noch 1839 faßte Baumgartner die dagegen allgemein verbreiteten Vorurtheile in das Wort zusammen: „Ein St. Gallischer Bischof kann nur entweder eine Null oder ein Friedensstörer sein. Das Erstere ist nicht zu wünschen, das Andere ist nicht zu dulden.“

Unbestechlicher Rechtssinn, tiefer Ernst und eine trotz aller Vorurtheile männlich religiöse Gesinnung führten indeß, im Verein mit äußern Fügungen und Ereignissen, nach und nach diesen Mann selbst, den eifrigsten Gegner des Bisthums, zum Bruch mit der liberalen Partei, deren Leiter er bis dahin gewesen. Denn in offenen Rechtsverletzungen verlangte dieselbe ein „Opfer des Verstandes“, das er zu bringen sich nicht im Stande fühlte. Es empörte ihn [1]. Schon im Jahre 1841 trat er mit Greith für das gute Recht der Aargauischen Klöster ein, wurde durch die leidenschaftlichen Angriffe seiner bisherigen Partei immer mehr dazu gedrängt, die Unhaltbarkeit der liberalen Theorien in anderer, unabhängiger Beleuchtung zu sehen, und zögerte, nachdem er sich über seine bisherigen Irrthümer klar geworden, nicht, dieselben auch in der Bisthumsfrage 1844 offen zu bekämpfen. In einer Präsidialrede „Die St. Gallischen Katholiken, wer sie sind und was sie wollen“ stellte er für die gesammte innere Politik 1845 ein entschieden katholisches Programm auf und übernahm die Leitung der katholischen Volkspartei, deren geistiger Führer bis dahin Greith gewesen.

Die Unterhandlungen über ein Bisthumsconcordat in Rom führte

[1] Darnach ist zu corrigiren, was Wartmann (Allgemeine deutsche Biographie. Leipzig 1875. II. 165 ff.) über ihn sagt. Die Angabe, daß er aus verletztem Ehrgeiz zur katholischen Partei übergetreten sei, ist nur eine schnöde Anklage seiner Gegner.

der Präsident des Administrationsrathes Leonhard Gmür, ein guter Jurist, voll Leben, Humor und Witz, Kunstfreund und Ästhetiker. Seine Aufgabe war nicht leicht, da Rom volle Garantie kirchlicher Freiheit verlangte, die St. Gallischen Katholiken aber mit den Postulaten der conservativen Protestanten und andern häuslichen Schwierigkeiten zu rechnen hatten, um nicht an neuer Gegenbewegung alle bisherigen Anstrengungen scheitern zu lassen. Nur unter unsäglichen Schwierigkeiten gelang es endlich den vereinten Anstrengungen Greiths, Baumgartners und Gmürs, eine Vereinbarung zu treffen, welche beide Paciscenten befriedigte. Am 7. November 1845 zeichnete der Nuntius d'Andrea im Namen des Papstes, Baumgartner und Gmür im Namen der Staatsbehörde das Concordat, am 21. December ward es in St. Gallen definitiv angenommen, am 12. April 1847 erließ Pius IX. die Circumscriptionsbulle und am Peter- und Paulstage dieses Jahres wurde Dr. Jos. Peter Mirer, ein Graubündner, vom Nuntius Macciotti in der Cathedralkirche zum ersten Bischof von St. Gallen consecrirt.

Der Erfolg, zu dem Greiths vermittelnde Klugheit nicht wenig beitrug, war von höchster Bedeutung. Eine geringe Verzögerung hätte Alles auf's Spiel gesetzt und die kirchlichen Zustände in ein unentwirrbares Chaos zurückgeworfen. Nur wenige Monate später entschied ein St. Gallischer Wahlbezirk (hauptsächlich durch den Einfluß einiger liberaler Geistlicher) das Schicksal der ganzen Schweiz, indem St. Gallen eine liberale Regierung erhielt, sich auf der Tagsatzung gegen die katholischen Kantone erklärte und die gewaltsame Unterdrückung ihrer guten Rechte herbeiführen half.

Nachdem das Bisthum einmal da war, konnte es die liberale Partei so leichten Kaufes nicht wieder aus der Welt schaffen. Sie hätte sich selbst blamirt. Ihr Streben war deßhalb für die nächste Folgezeit darauf beschränkt, die freie Bewegung des Bischofs möglichst zu hindern, die Gymnasialbildung der katholischen Leitung völlig zu entziehen und zu säcularisiren, die katholischen Fundationen — den nervus rerum — ihren religiösen Zwecken zu entfremden und durch eine josephinistische Gesetzgebung Ansehen und Einfluß der Kirche zu paralysiren. Zeitweilig begnügte man sich mit einem kleinlichen Guerillakrieg, zeitweilig wurde mit Hochdruck aus Leibeskräften „Cultur" gekämpft.

Greith stand im Kampfe für Recht und Freiheit nicht allein, und es wäre eitel Lobrednerei, ihm ausschließlich die weitere Entwicklung der Diöcese zuschreiben zu wollen. Allerdings stand er dem ersten Bischof

von St. Gallen sechzehn Jahre lang mit Rath und That zur Seite, ein unermüdlicher Arbeiter auf dem Gebiete pastoraler Administration, ein erfahrener Rathgeber in schwierigen Conflicten, ein ausgezeichneter Organisator im Schul- und Erziehungsfach, ein beredter und gewandter Apologet der Kirche nach jeder Richtung hin. Doch war der Bischof selbst, Joh. Peter Mirer, Doctor juris utriusque, ein durchaus kirchlich gesinnter, hochbegabter und kenntnißreicher Mann, durch seine persönliche Würde, Herzensgüte und Sanftmuth allgemein beliebt, den Gegnern der Kirche weniger persona ingrata und darum oft im Stand, Einfluß auszuüben, wo Greith nur auf Mißtrauen und Schwierigkeiten gestoßen wäre. Einen tüchtigen Mitarbeiter im Erziehungsfach und in der katholischen Administration fand Greith an L. Gmür [1]; auch in der Presse nahm sich dieser geistvolle und lebensfrohe Mann der katholischen Angelegenheiten auf's Nachdrücklichste und Wirksamste an. Wie Cicero von den Sicilianern sagt, ging ihm in den schlimmsten Zeiten nie der gute Humor aus.

Einen viel ernster gearteten, thatkräftigen und unbeugsamen Vertreter ihrer guten Rechte im Großen Rath sowohl wie zeitweilig auch in der schweizerischen Bundesversammlung fanden die St. Gallischen Katholiken an Baumgartner, der nach dem Urtheil Bernhards von Meyer [2] der befähigtste schweizerische Staatsmann jener Zeit war. Während er nicht leicht mit dem Gegner pactirte, sondern scharf und unnachsichtlich auf's Ziel losging, leistete der tüchtige Advocat J. J. Müller durch seinen mehr conciliatorischen Charakter der katholischen Sache in mancher Situation die wichtigsten Dienste. Bei den Gegnern war Baumgartner entschieden der mißbeliebteste; sie konnten ihm seine „Apostasie“, wie sie es nannten, nie verzeihen.

Greith hat vor ihm und den genannten Männern das hohe Verdienst voraus, lange vor ihnen das katholische Programm aufgestellt und zu

[1] S. Präsident Leonhard Gmür. Lebensskizze. St. Gallen, Moosbrugger, 1878.

[2] Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer. Wien und Pest, Sartori, 1875. I. 143 ff. „Baumgartner war unstreitig die größte Capacität damals in der Schweiz, bewandert in allen Fächern der Administration, ein eminentes Rednertalent, ein Staatsmann, wie seither keiner mehr in der Schweiz zum Vorschein gekommen. Er war früher in seinem Kantone und in der Schweiz einer der Hauptanführer der gemäßigt liberalen Partei; sein klarer Blick aber und die Redlichkeit seines Herzens durchschauten bald die Gefahren, in welche die auf dem vom Liberalismus umgepflügten Boden emporwuchernde radicale oder Revolutionspartei nothwendig die schweizerische Eidgenossenschaft stürzen mußte. Er fing an zurückzuhalten, zu warnen, und verfiel dadurch der Vehme seiner früheren Freunde.“

einer Zeit verfochten zu haben, wo man es als hoffnungslos betrachtete. Zunächst während und nach der Sonderbunds-Katastrophe war er als Domdekan mit der praktischen Organisation des neuen Bisthums beschäftigt und widmete sich, um für die Zukunft Boden zu gewinnen, mit der opferwilligsten Hingebung dem Erziehungs- und Schulwesen. Es war ihm hier nicht genug, bloß seinen officiellen Pflichten zu genügen. Seinem Scharfblick war es nicht entgangen, daß der schweizerische Liberalismus und Unglaube seine eigentliche Pflanzstätte an den deutschen Universitäten habe, wo die katholischen Theologen, Juristen und Mediciner, in Ermangelung einer höhern katholischen Lehranstalt, ihre höhere Fachbildung zu holen sich genöthigt sahen. Alles, was die katholische Gymnasialbildung Gutes zu Stande gebracht, wurde dort wieder verdorben. Das naturgemäße Gegenmittel wäre die Gründung einer freien katholischen Hochschule gewesen; doch dazu waren weder Geld noch Kräfte vorhanden, dieses naturgemäßeste aller Projecte ist nie aufgetaucht. Um wenigstens zu thun, was in seinen Kräften war, gründete Greith 1849 ein katholisches Lyceum in St. Gallen, um die studirende Jugend durch eine tüchtige philosophische Schulung gegen die verderblichen Einflüsse der ungläubigen Wissenschaft zu waffnen. Fundation war keine da. Er übernahm selbst gratis den Lehrstuhl der Philosophie, Gmür den der Ästhetik, andere Professoren die übrigen Fächer. Gleichzeitig wurde ein katholisches Seminar in's Leben gerufen, um die Candidaten des Priesterthums schon während ihrer Gymnasialstudien sorglicher zu erziehen und nach den Universitätsstudien zum Empfang des Priesterthums vorzubereiten.

Doch alle diese Anstrengungen und Mühen wurden schon 1855 durch den Terrorismus der liberalen Partei wieder vereitelt. Durch demagogische Künste zur Herrschaft gelangt, hob sie das neue Lyceum auf, verschleuderte einen großen Theil der katholischen Fundation und schweißte die katholische Kantonsschule mit dem protestantischen Stadtgymnasium zu einer staatlichen Mischanstalt zusammen, um die höhere Erziehung ein- für allemal jedem kirchlichen Einfluß zu entziehen. Alle Anstrengungen der Katholiken scheiterten an dem hohnlachenden Machtgebot der Majorität, die mehr als je das Wirken der kirchlichen Behörde durch josephinistische Maßregeln einzuschränken bemüht war. Ein vollständiges Bild aller dieser Vergewaltigungen, nebst einer ausgezeichneten historischen und kanonistischen Kritik derselben gibt die von Greith im Auftrage des Bischofs verfaßte Denkschrift: „Die Lage der katholischen Kirche unter der Herrschaft des Staatskirchenrechts in St. Gallen. 1858."

Unterstützt von der Beredsamkeit, Preßthätigkeit und parlamentarischen Action der übrigen politischen Führer, wirkte sie tief und gewaltig. Das katholische Volk raffte sich 1859 und 1860 energisch auf, um das Joch der liberalen Gewissenstyrannei zu brechen. Es wurde eine Verfassungsrevision im katholischen Sinne durchgesetzt. Das placetum regium fiel und mit ihm die drückendsten Fesseln des Staates. Doch nun bot der Liberalismus mit verzweifelter Wuth alle, auch die schmählichsten Mittel der Agitation auf, drohte mit Gewaltthat und Bürgerkrieg, warf die neue Verfassung über den Haufen und führte in triumphirendem Übermuthe das frühere Staatskirchenrecht wieder ein. Müller starb mitten im Kampfe, der Bischof Mirer überlebte die Katastrophe nur um ein paar Jahre, der greise Baumgartner ward aus der Regierung verdrängt, Gmür streckte in hoffnungsloser Transaction die Waffen, um, wie er meinte, zu retten, was zu retten war. Ein tiefes Gefühl der Vereinsamung beschlich Greith, als er 1869 Baumgartner zur letzten Ruhestätte begleitete. In dem unermüdlichen, unbeugsamen Mann, der bis zum Tode noch gegen die liberale Gewaltherrschaft kämpfte und protestirte, ja bei den Gegnern noch für schlimmer, d. h. für „päpstlicher“, „ultramontaner“ und „jesuitischer“ als der Bischof galt, sank die kräftigste Stütze der katholischen Volkspartei zu Grabe. Wie Greith einst der Erste auf dem Kampfplatz war, so sollte er ihn auch als der Letzte verlassen.

So tragisch indeß der Tod jener Männer erscheinen mochte, die alle ihre persönlichen Interessen gleichsam fruchtlos, ohne politischen Erfolg, für die Sache der Kirche in die Schanze geschlagen hatten, sie hatten doch nicht umsonst gekämpft. Das Bisthum, das sie gründeten und vertheidigten, hielt Stand, und das katholische Glaubensleben gelangte in allen Theilen des Kantons zu neuer Blüthe. Von dem alten Wessenbergischen Sauerteig ward das Land in jenen Kämpfen und Stürmen gründlich gesäubert. Schon als Bischof Mirer starb, sah sich die kirchenfeindliche Coterie umsonst nach Geistlichen um, die man den „ultramontanen“ gegenüberstellen könnte. Unter den sogen. „gebildeten“ Laien war, wie allüberall, eine kleine Schaar, welche mehr an das illusorische Recht glaubte, Geistliche zu maßregeln, als an die wirkliche Pflicht, der Kirche zu gehorchen. Aber die Schaar war klein und hatte Niemand im Klerus für sich. Der Klerus wußte wieder, wo Rom war, und als später die „deutsche Wissenschaft“ zur Gründung des Altkatholicismus sich nach den Tausenden ihrer Anhänger umsah, hat sie im St. Gallischen Klerus keinen Handlanger ge-

funden. Das ganze innere Leben der Kirche war aus dem paralytischen Schlummer der Aufklärungsperiode neu erstanden. Diese innere Neubelebung war hauptsächlich Greiths Verdienst.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Zur Geschichte des elektrischen Lichtes.

(Schluß.)

II.

Kaum waren die ersten Versuche mit Gramme's Lichtmaschine zur vollsten Befriedigung ausgefallen und weiter bekannt geworden, als auch die Überzeugung Platz griff, daß wenigstens von Seite der Elektricitätsquelle für eine elektrische Beleuchtung im Großen keine Schwierigkeit mehr vorliege. Allerorts wandte sich deßhalb Genie und Technik mit Eifer den elektrischen Lampen zu. Denn hier waren noch Schwierigkeiten zu überwinden, von deren Lösung jetzt Alles abhing.

Sollte nämlich die elektrische Beleuchtung billig werden, so mußten die Lichtmaschinen starke Ströme liefern, so daß durch eine einzige Maschine viele Lampen zugleich gespeist werden konnten, ähnlich wie durch einen Gasometer Tausende von Gasbrennern unterhalten werden. Nun war es aber bis dahin nicht gelungen, mit nur einem Strome mehr als eine Lampe zu speisen [1], so daß bisher nur eine doppelte Möglichkeit vorlag: entweder stets ein einziges sehr helles Licht, was für die meisten Zwecke unpraktisch oder auch unmöglich wäre, oder aber für jedes kleinere Licht je eine eigene Dynamo-Maschine, was sich auch nicht rentiren konnte. Also mit einem kräftigen Strome anstatt eines einzigen Bogenlichtes von 10 000 Kerzen 10 kleinere à 1000, oder 20 à 500, oder 1000 à 10 Kerzen zu erzeugen, kurz, die Theilung des elektrischen Lichtes war das erst zu lösende Problem.

---

[1] Aus diesem Grunde werden die alten elektrischen Lampen (Regulatoren) auch Einzellichtlampen genannt.

So ruhig und schön das elektrische Licht einer Lampe sich ausnahm, ebenso unruhig, unsicher und unangenehm wurde es, sobald derselbe Strom noch eine zweite oder dritte Lampe besorgen mußte. Schon in den fünfziger Jahren suchte man diese Schwierigkeit zu heben durch Stromverzweigung, indem man die Lampen nicht hinter einander, sondern neben einander (parallel) schaltete. Zu diesem Zweck wurde der Strom an einer Stelle in so viele Zweige getheilt, als Lampen eingeschaltet werden sollten, z. B. in drei Zweige für drei Lampen. Von da an, wo der Hauptdraht sich verzweigt, bis dorthin, wo die Drähte sich wieder vereinigen, hat demnach der Strom so viele Wege, als Zweige sind. Sind die drei Zweige gleich lang und von gleichem Querschnitt, so fließt — das beweist die Ablenkung der Magnetnadel — durch jeden der Zweige ein Drittel des Gesammtstromes. Wird jetzt in jeden der Zweige eine Lampe eingeschaltet, so gibt das drei kleinere elektrische Lichter an Stelle des einen großen, welches durch den Hauptstrom erzeugt würde. Obgleich auf diese Weise durch das zufällige Versagen einer Lampe das gleichzeitige Auslöschen aller andern verhindert wird, so gelang es trotzdem nicht, auch nur drei Lampen länger als fünf Minuten ohne gegenseitige Störung zu halten. Alle Versuche mußten mißlingen, gleichviel, ob die Lampen hinter einander in denselben Draht oder neben einander in Zweigdrähte eingeschaltet wurden. Der Grund liegt darin, daß Davy's Flammenbogen dem elektrischen Strom einen großen Widerstand bieten. So kommt es, daß geringe Änderungen in der ohnehin schon unbedeutenden Länge desselben auf den Widerstand, mithin auf die Gesammtintensität des Stromes von wesentlichem Einfluß ist. Geringe Störungen in einer Lampe werden größere in der zweiten nach sich ziehen; die zweite wirkt verstärkt störend weiter u. s. f. Der Versuch einer Theilung des Lichtes durch bloße Stromverzweigung mußte als mißlungen betrachtet werden.

Später suchte man ein Mittel in der vollständigen Stromtheilung. So wurden von Gramme, Lontin u. A. Lichtmaschinen gebaut, welche mehrere von einander unabhängige Ströme (Partialströme) lieferten, von denen jeder nur eine Lampe speisen sollte. Mit den Strömen waren natürlich auch die Lampen von einander unabhängig, so daß sie sich gegenseitig nicht stören konnten. Aber auch diese Theilung des Lichtes erwies sich als unzureichend. Denn erstens war mit der Maschine auch die Grenze der Theilbarkeit gegeben. Eine Maschine mit vier oder zwölf Partialströmen konnte eben nur vier oder zwölf Lichter geben, nicht mehr.

Außerdem mußte für jede Lampe eine eigene Leitung bis zur Maschine hergestellt werden, ein sehr umständliches Verfahren.

So waren alle Versuche einer Theilung des Lichtes gescheitert, bis Jablochkoff (1877) den glücklichen Gedanken hatte, die elektrische Lampe und ihr complicirtes Regulirwerk mit der höchst einfachen elektrischen Kerze zu vertauschen. Jablochkoffs Kerze wurde überall mit Enthusiasmus begrüßt, als der erste befriedigende Versuch zu einer Theilung des Lichtes. Sie besteht aus zwei parallel nebeneinanderstehenden Kohlenstäbchen, welche durch einen kleinen Zwischenraum getrennt sind. Zur Ausfüllung des Zwischenraumes dient ein schwer schmelzbarer und Elektricität nicht leitender Stoff, z. B. Gyps, Kaolin u. s. w. Oben sind die Kohlenspitzen durch einen dünnen Kohlenstreifen wie durch eine kleine Brücke verbunden. Sobald der elektrische Strom durch die beiden Kohlenstäbe geleitet wird, glüht und verbrennt die dünne Kohlenbrücke, und es bildet sich zwischen den Kohlenspitzen das elektrische Bogenlicht, dessen Leuchtkraft dadurch noch erhöht wird, daß mit den Kohlenspitzen auch der zwischen denselben befindliche Gyps weißglühend sich verflüchtigt.

Zur Speisung der elektrischen Kerze ist offenbar eine Wechselstrom-Maschine erforderlich. Denn bei Anwendung eines gleichgerichteten Stromes verbrennt die positive Kohle doppelt so schnell als die negative, wie bei den Haupteigenschaften des Bogenlichtes hervorgehoben wurde. Der Lichtbogen würde daher immer länger, und nach wenigen Minuten wäre die Kerze ausgelöscht. Wird dagegen ein Wechselstrom benützt, so tritt in dieselbe Kohlenspitze bald der positive, bald der negative Strom. Auf solche Weise unterscheiden sich die Kohlen nicht mehr durch die ungleiche Wirkung des positiven und negativen Stromes; sie brennen deßhalb gleich schnell ab, was zur Folge hat, daß der Lichtbogen immer gleich lang bleibt, nämlich gleich dem Abstand der beiden Kohlen oder der Dicke der sie trennenden Schichte. Mit der Länge des Lichtbogens bleibt der Widerstand, mithin die Stromstärke dieselbe, so daß sich mehrere Lampen in denselben Stromkreis einschalten lassen.

Die elektrische Kerze hat eine große Verbreitung gefunden, besonders in Frankreich. Im Jahre 1878 wurden 420000, 1879 schon 980000 Kerzen angefertigt. Die Länge der jährlich verbrauchten Kohlenstäbe beträgt jetzt mehr denn 3000 Kilometer.

Zur Kategorie der elektrischen Kerzen gehört auch die „Lampe Soleil", eine höchst einfache Hängelampe, welche viel gepriesen wurde; auf der Wiener Ausstellung hat sie jedoch sowohl wegen unruhigen

Brennens als auch wegen des eigenthümlichen Farbentones wenig befriedigt.

Abgesehen von andern Mängeln, ist auch die Theilung des elektrischen Lichtes, der Hauptvorzug von Jablochkoffs Kerzen, noch durchaus keine vollkommene; denn es lassen sich kaum mehr als sechs Kerzen ohne gegenseitige Störung durch denselben Strom speisen, so daß für eine größere Zahl von Kerzen die oben erwähnte Theilung des Lichtes durch Partialströme zu Hilfe genommen werden muß. Deßhalb wurde unablässig weiter gearbeitet, die alten Einzellichtlampen oder Regulatoren für weitergehende Theilung des elektrischen Lichtes brauchbar zu machen. Die Arbeit wurde endlich mit Erfolg gekrönt, indem 1878 die ersten Theillichtlampen entstanden. Unter der fast zahllosen Schaar von Theillichtlampen, welche in den nächsten Jahren patentirt wurden, haben die sogenannten Differentiallampen wohl die meiste Verbreitung gefunden. Mit wenigen Ausnahmen ist allen Theillichtlampen das gemeinsam, daß der Strom innerhalb der Lampe sich verzweigt; ein Theil, wir nennen ihn den Hauptstrom der Lampe, geht durch eine Rolle (Hauptrolle) aus kurzem und dickem Draht und von da durch die Kohlen, der andere Theil dagegen, der Nebenstrom, nur durch eine Nebenrolle aus sehr vielen Windungen dünnen Drahtes. Der Hauptstrom gibt das Licht, während beide Ströme, bezw. ihre magnetischen Kräfte, — in verschiedenen Lampen auf sehr verschiedene Art — dazu benützt werden, den Abstand der Kohlenspitzen zu reguliren. In der Differentiallampe von Hefner-Alteneck (1879) — nach der Firma auch Siemens-Lampe genannt — steht die Nebenrolle genau lothrecht über der Hauptrolle. Ein Eisenstab, welcher lothrecht am einen Ende eines horizontalen zweiarmigen Hebels befestigt ist, schwebt innerhalb der Höhlung beider Rollen auf und ab. Die Kohlen, welche das Licht geben, sind hier, wie in fast allen Lampen, lothrecht übereinandergestellt, die untere fest, die obere dagegen in verticaler Richtung beweglich, weil am anderen Ende des Hebels befestigt und so gezwungen, den Bewegungen des Eisenstabes zu folgen. Setzen wir nun voraus, daß die Kohlen sich berühren, so nimmt der Strom offenbar den leichteren Weg durch die Hauptrolle, welche wenig Widerstand bietet, und durch die Kohlen, welche dadurch in's Glühen kommen. Im selben Augenblick wirkt der Strom der Hauptrolle magnetisirend auf den Eisenstab und zieht ihn nach unten, was zur Folge hat, daß die obere Kohle sich hebt und von der unteren sich entfernt unter Bildung des elektrischen Bogenlichtes. Aber mit der Entfernung der

Kohlen wird der Widerstand im Hauptstrom größer. Ein merklicher Theil desselben nimmt jetzt den Weg durch die Nebenrolle; diese zieht den Eisenstab nach oben und bewirkt eine Annäherung der Kohlen. Man begreift leicht, daß bei einer bestimmten Länge des Lichtbogens die entgegengesetzten Wirkungen der beiden Zweigströme sich das Gleichgewicht halten müssen. Die Differentiallampen werden demnach nicht wie die Einzellichtlampen durch den ganzen Strom regulirt, sondern nur durch die Differenz der Theilströme in den entgegengesetzt wirkenden Rollen, in Folge dessen die Regulirung langsamer und ruhiger vor sich geht, als wenn der volle Strom sie zu besorgen hätte. Solche Lampen sind daher unabhängig von den Schwankungen des elektrischen Stromes, so daß viele Lampen, bis an 30, in denselben Stromkreis gelegt werden können, ohne daß die eine durch die andere merklich gestört wird. In den Differentiallampen beherrschen die beiden Theilströme gleichzeitig das Regulirwerk der Lampe, und zwar mit der Differenz ihrer Kräfte — daher der Name —, während bei den andern Theillichtlampen (Nebenschlußlampen) die beiden Theilströme nicht gleichzeitig, sondern nach einander mit Hilfe von Rädern, Federn, Hemmungen, magnetischen Ankern u. s. w. den Abstand der Kohlenspitzen reguliren.

Eine vorzügliche und wohl die einfachste Differentiallampe ist die Lampe von Krizik und Piette (Pilsner Lampe), welche durch die eigenthümliche, doppelt konische Form des Eisenstabes jedes weitere Hebel- und Regulirwerk entbehrlich macht. Die größte Lampe der Wiener Ausstellung, hoch oben in der Kuppel der Rotunde, war eine Krizik-Lampe, welche ein Licht von mehr als 20 000 Kerzen ausstrahlte. Von anderen viel gebrauchten Bogenlampen seien noch genannt die von Brush, Bürgin, Crompton, Schuckert, Weston. Auf die sehr originelle Art, in welcher das Problem der Theilung des Lichtes durch die Lampe von Gülcher gelöst ist, ohne daß in derselben eine Stromtheilung stattfindet, können wir hier nicht eingehen [1].

---

[1] Noch zwei andere Eintheilungen der Bogenlampen mögen der Vollständigkeit wegen hier erwähnt werden. Man unterscheidet erstens Bogenlampen für Gleichstrom und solche für Wechselstrom. In ersteren verbrennt die positive Kohle doppelt so schnell, als die negative; in letzteren verbrennen beide Kohlen gleich schnell; man vergleiche, was oben über Jablochkoffs Kerze gesagt wurde. Der Mechanismus, welcher den Abstand der Kohlen regulirt, kann daher in den Wechselstrom-Lampen bedeutend einfacher werden, als in jenen für Gleichstrom. — Zweitens spricht man von Bogenlampen mit festem und solchen mit veränderlichem Lichtherd. Bei letzteren ist die untere Kohle fest und nur die obere beweglich; da nun beide Kohlen

So war denn nach rastlosem Ringen eines halben Jahrhunderts das elektrische Bogenlicht mit Eigenschaften ausgerüstet, welche es geeignet machten, den Kampf mit dem Gaslicht, besonders dort, wo es sich um Beleuchtung großer Räume handelte, erfolgreich aufzunehmen. Die lichtgebende Quelle war gewaltig und doch einfach und billig; andererseits machte die Theilung des Lichtes es möglich, die ungeheure Lichtmenge möglichst zu vertheilen und auszunützen. Feld um Feld wurde erobert. Vor dem Bogenlicht wich das Gas vielerorts von öffentlichen Plätzen, Hallen und Bahnhöfen, aus Theatern, großen Fabriksräumen, Werkstätten und Waarenlagern. Eine große Zahl von Firmen aller Länder ist beschäftigt mit der Fabrikation der verschiedensten Arten von Lichtmaschinen, ebenso viele mit Herstellung elektrischer Bogenlampen, von der kleinsten Sorte bis zur größten, von 150—40 000 Kerzen Lichtstärke. Die größten Erfolge hat das Bogenlicht in Amerika zu verzeichnen. Alle Berichte lauten dahin, daß die elektrische Beleuchtung und zwar vornehmlich die durch Bogenlicht dort bereits eine kolossale Verbreitung gewonnen hat, und daß nicht nur New-York, sondern auch kleine, angehende Städte und diese dann ausschließlich und in Menge mit elektrischem Bogenlicht erleuchtet sind.

Aber so sehr das elektrische Bogenlicht zur Beleuchtung großer Räume, Plätze und Straßen sich eignet, ebenso unbrauchbar wird es für die kleineren Verhältnisse des Privat- und Familienlebens. Hier konnte eine Concurrenz mit Gas oder Öl nie aufkommen. Denn ein kleines Bogenlicht läßt sich zu praktischen Zwecken überhaupt nicht darstellen. Ferner hat jedes Bogenlicht, selbst das schwächste, einen grellweißen Farbenton; auch wirft es, weil in einem Punkt concentrirt, sehr scharfe Schatten. Diese nachtheiligen Wirkungen können allerdings durch geeignete Glasglocken beseitigt werden. Aber wozu das Geld für ein Licht von 100 Kerzen ausgeben, wenn eine Gasflamme von acht Kerzen vollständig ausreicht? Wo es sich ferner um so viele Lampen in Zimmern und

---

abbrennen, so rückt auch das Licht, der Lichtherd, allmählich nach unten, bis die untere Kohle ganz aufgezehrt ist, ähnlich wie es bei jeder Kerze der Fall ist. Bogenlampen mit festem Lichtherd sind meist nur für Leuchtthürme oder für physikalische Versuche nöthig, wo das Licht im Brennpunkte eines Hohlspiegels oder einer Linse bleiben soll. Hier muß offenbar auch die untere Kohle beweglich sein. Aufgabe des Regulir-Mechanismus ist es, sie stets um so viel nach oben zu schieben, als sie nach unten abbrennt, und dadurch das Licht auf demselben Punkt des Raumes zu erhalten, wie es bei jedem Öl- oder Gaslicht der Fall ist.

Gängen handelt, dürfen die Kosten der complicirten Bogenlampen nicht übersehen, darf die so oft sich wiederholende Arbeit des Einsetzens neuer Kohlenstäbe nicht vergessen werden.

Eine so weitgehende Theilung des elektrischen Lichtes wie jene des Gaslichtes war durch die Natur des Bogenlichtes ausgeschlossen. Hierin lag die zweite Hauptschwierigkeit, welche einer weiteren Verbreitung des elektrischen Lichtes im Wege stand.

Nach ganz anderen Principien mußte eine einfache elektrische Lampe hergestellt werden, deren Licht die so angenehme Helle der Zimmergasflamme zu ersetzen im Stande war. Das war das Ziel, welches Edison sich setzte, der Gedanke, welcher bei allen Arbeiten ihm vorschwebte, bis endlich 1878 in der nach ihm benannten Glühlampe das Ziel erreicht, die Idee realisirt war.

Den Glühlampen liegt ein sehr einfacher, längst bekannter Versuch zu Grunde. Leitet man einen elektrischen Strom durch einen kurzen und sehr dünnen Eisen- oder Platindraht, so wird dieser der ganzen Länge nach erst roth-, dann weißglühend; das Licht, welches er in diesem Zustand ausstrahlt, heißt Glühlicht oder Incandescenz-Licht. Zum Zweck einer Beleuchtung kann sich höchstens Platin- oder Iridiumdraht empfehlen, weil andere Metalle entweder schmelzen, oder in der Hitze sich mit der Luft verbinden und verbrennen. Schon 1841 suchte man das Glühlicht praktisch zu verwerthen, allein ohne Erfolg; denn selbst Platin wurde zu bald unbrauchbar. Wenige Jahre später (1845) ersetzten die Amerikaner Starr und King die Platindrähte durch dünne Kohlenstäbe, die man in luftleeren Glasglocken glühen ließ, da sie an der Luft augenblicklich verbrannt wären. Selbst das führte zu keinem befriedigenden Resultat. Denn mit den damaligen Mitteln ließ sich die Luft durchaus nicht in jenem Grade verdünnen, wie es hier erforderlich ist; auch konnten die Kohlenstäbe oder Kohlenfäden nicht zweckmäßig genug hergestellt werden. Das hatte zur Folge, daß von jedem weiteren Versuche Abstand genommen wurde. Erst später kamen die Franzosen Jobard und de Changy (1858), die Russen Buliguine (1872) und Lodiguine (1875) abwechselnd auf Platindrähte, Kohlenstäbe und Kohlenfäden zurück. Ohne uns auf heikle Prioritätsfragen einzulassen, wollen wir hier nur hervorheben, daß 1877 auch Edison die Versuche mit dem Glühlicht aufnahm, und zwar mit dem klaren Ziele und der festen Hoffnung, dieses Licht für elektrische Kleinbeleuchtung brauchbar zu machen. Nach vielem vergeblichen Experimentiren mit Platindraht, verkohlten Papierstreifchen und

Bambusfasern konnte Edison 1878 die erste praktisch verwerthbare Glühlampe patentiren lassen.

Edisons Lampe — andere Glühlampen unterscheiden sich von ihr nicht wesentlich — besteht aus einem vollkommen ausgepumpten, birnförmigen Glasgefäß, in welches zwei Platindrähte luftdicht eingelassen sind, deren innere Enden durch einen dünnen hufeisenförmigen Kohlenfaden verbunden werden. Die Verbindung der Kohle mit dem Platin geschieht durch einen galvanoplastischen Kupferniederschlag. Zur Herstellung des Kohlenfadens nimmt Edison Bambusfasern, die er bei vollständigem Luftabschluß ausglühen und verkohlen läßt. In ähnlicher Weise benützt Swan einen Baumwollenfaden, Maxim einen dünnen Kartenstreifen, Lane-Fox feine Reiswurzeln. In der Swan-Lampe bildet der Kohlenfaden eine Schlinge; Maxim gibt ihm die Form eines lateinischen M. Der eigentliche Unterschied der verschiedenen Glühlampen besteht in der Fabrikation des Kohlenbügels, sowie in der Art und Weise, die beiden Platindrähte luftdicht in das Glas einzulassen. Lampen auch desselben Systems unterscheiden sich ferner noch durch größere oder geringere Leuchtkraft. Von den Edison-Lampen sind hauptsächlich zwei Arten im Handel, die A-Lampe (in der Stärke von 16 Kerzen) entsprechend einer Straßengasflamme, und die B-Lampe (acht Kerzen) entsprechend einer Zimmergasflamme.

Auf der Wiener Ausstellung hat eine neue Lampe von Bernstein in Boston, auch Boston-Lampe genannt, Aufsehen erregt. Bernstein verwendet als Material für Kohlenbügel äußerst dünnwandige, aus feinsten seidenen Coconfäden gewobene Röhrchen, welche, in Graphitpulver eingebettet, verkohlt werden. Mit großem Widerstand für den Strom, in Folge dessen möglichst viel Elektricität in Licht umgesetzt wird, verbinden diese Kohlenbügel eine größere leuchtende Oberfläche. Auch zeichnen sie sich aus durch Dauerhaftigkeit gegenüber zu starken Strömen. So konnte z. B. eine Lampe von 50 Kerzen durch stärkere Ströme bis 300 Kerzen gesteigert werden.

Die Glühlampe von Gérard in Paris mit 70 bis 500 Kerzen Leuchtkraft ist durch die Wiener Ausstellung auch in Deutschland mehr bekannt geworden. An Stelle des Kohlenfadens hat sie zwei dünne Kohlen (Coaks-)Stäbchen, welche unten an die Platindrähte befestigt, oben aber durch Kohlenteig mit einander verkittet sind. Gérard's Lampe strahlt ein Licht von 80—120 Kerzen aus, welches durch Anwendung mehrerer Kohlenstäbchen auf 300—500 Kerzen gesteigert werden kann. Trotzdem behält die Lampe den milden, goldgelben Farbenton der Edison-

oder Maxim-Lampen; das Licht ist intensiv, ohne zu blenden. Da Gérard's Lampe nur bei hoher Leuchtkraft sich zu rentiren scheint, so wird sie sich weniger für Haus- als vielmehr für Theater-, Hallen- und Straßenbeleuchtung empfehlen. In Wien diente sie zur Beleuchtung des Haviland-Theaters.

Mit der Zeit wird aber in den Glühlampen der Kohlenfaden unbrauchbar, theils wegen des wenn auch noch so geringen Rückstandes von Luft, theils in Folge des Zerstäubens der Kohle durch die Hitze. Im Mittel garantiren die Glühlampen eine Brennzeit von nahe 1000 Stunden, oder ein Jahr mit täglich drei Stunden Brennzeit. Nach dieser Zeit muß der wesentliche Theil der Lampe, das luftleere Glas mit Platindraht und Kohlenbügel — im Werth von fünf Mark — erneuert werden. Als Curiosum sei hier erwähnt, daß eine Edison-Lampe auf dem Bahnhof zu Straßburg es zu einer Brennzeit von 5800 Stunden gebracht hat. Es wurden mit dieser Lampe eine Reihe von Versuchen angestellt, welche Fachkreisen mitgetheilt werden sollen. Eine Copie dieses Rapportes, sowie die Lampe selbst, gedenkt die Straßburger Direction dem Herrn Edison zuzusenden.

Das elektrische Glühlicht zeichnet sich aus durch seine außerordentliche Ruhe und Milde, sowie durch seine dem Auge so wohlthuende Farbe. Überall fand es ungetheilten Beifall, allenthalben in großem Maßstab Verwendung: außer in Straßen, Bahnhöfen, Theatern, Parlamentsgebäuden auch in Bibliotheken, Museen, Restaurationen, Kaufläden, Schiffen, Pullmann'schen Schlafwagen und gewöhnlichen Eisenbahnwaggons u. s. w. Den Reigen eröffneten New-York und andere Städte Nordamerika's; ihnen folgten in der letzten Zeit auch europäische Städte, z. B. Mailand, Amsterdam, Rotterdam, Berlin, Paris, Brüssel u. s. w.

Im ganzen Nobelviertel von New-York ist die Gasbeleuchtung verschwunden, um der Beleuchtung mit Edison-Lampen Platz zu machen. Es befinden sich dort in der sogenannten Centralstation zwölf Dampfmaschinen zu je 150 Pferdekraft, um eine Menge von Dynamo-Maschinen in Bewegung zu setzen und dementsprechende elektrische Ströme zu erzeugen. Jede der Dampfmaschinen vermag an 2500 B-Lampen (à acht Kerzen) zu speisen, so daß gegen 30 000 B-Lampen von einer solchen Station aus unterhalten werden können. Von der Dynamo-Maschine aus gehen in einer unterirdischen Röhre zwei dicke Kupferdrähte, überall von einander wohl isolirt, durch die Straße, deren Häuser elektrisch beleuchtet werden sollen. Wünscht man nun in einem Hause elektrische Beleuchtung,

so wird an der nächsten bequemen Stelle von jedem der beiden Hauptdrähte ein dünnerer Draht abgezweigt, in das Haus geleitet und durch die Lampen verbunden. War vorher Gasbeleuchtung im Hause, so werden die Gasröhren selbst benützt zum Weiterführen der elektrischen Drähte. An Stelle der Gasbrenner werden die leichten Glühlämpchen aufgeschraubt. Jedes derselben ist mit einem Hahne versehen, durch dessen Drehung die Lampe entzündet oder ausgelöscht, bezw. der elektrische Strom geschlossen oder geöffnet wird. Eine ähnliche Einrichtung beim Eintritt des Drahtes in das Haus macht es möglich, alle Lampen des Hauses zugleich auszulöschen. Die Lampen eines jeden Hauses sind so in den Stromkreis eingeschaltet, daß durch Auslöschen einer Lampe der Strom in den anderen Lampen nicht unterbrochen wird, wozu meist Parallelschaltung durch die schon früher erwähnte Stromverzweigung angewendet wird. Und da in der Hauptleitung der Straße keine Lampe sich befindet, so lassen sich beliebig viele Lampen in den verschiedenen Häusern auslöschen, ohne daß die anderen merklich gestört würden, obwohl die Stärke des Stromes sich in Folge dessen etwas ändert. Aber diese Änderung kündet sich sofort an einem der bei der Dynamo-Maschine befindlichen Apparat an, wodurch es ermöglicht wird, daß sogleich durch einen Beamten der Strom wieder auf die richtige Stärke gebracht wird. Wie früher ein Gasmesser, so ist jetzt in jedem Hause ein Elektricitätsmesser angebracht, welcher an der Menge des durch den Strom niedergeschlagenen Kupfers direct abzulesen gestattet, wie viel Elektricität innerhalb einer gewissen Zeit verbraucht wurde. Es würde zu weit führen, diese und alle anderen Einrichtungen Edisons zum Schutz der Lampen, zur Regulirung der Stromstärke u. s. w. genauer zu beschreiben. Seine Dynamo-Maschine selbst, im Wesentlichen nach der von Wheatstone angegebenen Disposition arrangirt, zeichnet sich nicht gerade durch Eleganz der Form aus, um so mehr aber durch innere Vorzüge.

Wahrlich, es wäre nicht nöthig gewesen, die Erfindungen Edisons mit Übertreibung und auf Kosten Anderer fast bis zum Überdruß anzupreisen. Seine Patente auf dem Gebiete der Telegraphie, sein Phonograph, sein Elektro-Hydro-Telephon, sein vollständiges Beleuchtungssystem für Glühlicht werden seinen Namen in den Annalen der Physik und Elektrotechnik unsterblich machen. Aber ein eigenthümliches Geschick will es, daß Ehre und Verdienst gerade der großartigsten und folgenreichsten Entdeckungen kaum je an einen einzigen Namen geknüpft sind. Newtons Gravitationsgesetz hatte seine Vorgänger und Rivalen in Hooke's

und Huygens' Gesetzen über die Bewegung um Centralkörper. Wie viele Namen sind mit der Geschichte der Telegraphie, des Telephons, Mikrophons, der Magneto- und Dynamo-Maschinen, der elektrischen Lampen auf's Engste verwachsen! Wie manche Streitigkeiten, selbst öffentliche Processe sind geführt worden um das Recht der Vaterschaft der berühmtesten Erfindungen der letzten Zeit! Und wie oft würde die Meinung zu Gunsten Anderer umschlagen, wenn man wüßte, wie viele Mittel der Erziehung, Bildung und wissenschaftlichen Materials dem Einen, wie wenige dem Anderen zur Verfügung standen, wenn sich nachweisen ließe, wer den Gedanken zuerst klar gefaßt und verwerthet, nicht wer ihn als solchen zu veröffentlichen zuerst Gelegenheit hatte! Kurz, wo immer allseitiges geschichtliches Material vorliegt, wird eine von gewissen Sympathien gleicher Tendenz oder Abstammung freie Kritik zu dem Schlusse gelangen, daß kaum je das ausschließliche und ganze Recht bedeutender Erfindungen Einem allein gebührt. Diese Erscheinung ist begründet theils in der begrenzten Begabung jedes einzelnen Menschen, theils aber auch in einem gewissen Drang, von dem nicht selten Viele zugleich und scheinbar ganz unabhängig von einander ergriffen werden, um Ideen und Pläne zum Durchbruch zu bringen, welche durch die objective Entwicklung der Wissenschaft und Cultur gewissermaßen vorgezeichnet sind. Niemand wird Edison ein erfindungsreiches und fruchtbares Talent absprechen. Und wenn ihm, wie überhaupt den Amerikanern — mit Recht oder Unrecht — vorgeworfen wird, daß sie, was Kenntniß auf dem Gebiete der feineren Elektrotechnik angeht, nicht ganz auf der Höhe der Zeit ständen, so wäre das jedenfalls ein Grund mehr für die Originalität ihrer Leistungen. Betreffs der Glühlampen steht wenigstens dieses Eine fest: Auf der Pariser Ausstellung (1881) war Edisons Beleuchtungssystem das einzige, welches sich nach allen Richtungen hin als vollständig durchdacht und den praktischen Verhältnissen in allweg angepaßt erwies. Soviel über das Glühlicht.

Fast gleichzeitig wurde auf ganz andere Weise versucht, eine elektrische Kleinlampe herzustellen, nämlich mit Hilfe des Contactlichtes, d. h. jenes Lichtes, welches sich an der Berührungsstelle zweier Kohlenstäbe bildet, bevor durch Abbrennen der Kohlen der elektrische Flammenbogen sich bilden kann. Es ist dieses Licht bedeutend ruhiger, als das Bogenlicht; auch kann es beliebig schwach, je nach der Stärke des Stromes, dargestellt werden. In den Contactlampen wird es also darauf ankommen, die eine, bewegliche und spitze Kohle etwa durch Feder-

kraft stets gegen die andere, feste und dicke Kohle, welche in verschiedenen Lampen verschiedene Formen hat, so heranzubewegen, daß wohl die Kohlenspitze hell glühen, daß aber nie ein Bogenlicht sich bilden kann. Solche Lampen sind construirt von Reynier, Werdermann, Marcus u. A. Da sie aber noch keine praktische Bedeutung erlangt haben, welche mit jener des Bogen- oder Glühlichtes in Vergleich kommen könnte, so möge es genügen, sie hier erwähnt zu haben.

So sind denn nach jahrelangem Ringen und Streben auch die fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten von Seiten des elektrischen Lichtes selbst in sehr befriedigender Weise gelöst. Jablochkoffs Kerzen in Verbindung mit Partialströmen, besonders aber die Stromtheilung in den Theillicht- und Differential-Lampen gestatten eine verhältnißmäßig weitgehende Theilung des lichtstarken Bogenlichtes. Besonders für schwächere Beleuchtung und kleinere Verhältnisse tritt an die Stelle des Gaslichtes das farbenreine, milde Licht der Glühlampen. Die Theilung des Glühlichtes ist in der Natur desselben von selbst gegeben. Ob der Strom stärker oder schwächer wird, bewirkt wohl einen Unterschied in der Helligkeit des glühenden Kohlenbügels, aber keine Unterbrechung des Stromes. Und wenn die Lampen nicht hinter einander in denselben Draht, sondern neben einander in Zweigdrähte eingeschaltet werden, so hat auch das Auslöschen einer oder mehrerer Lampen keinen störenden Einfluß auf die anderen, weil ja dem elektrischen Strome so viele verschiedene Wege bleiben, als Zweigdrähte, d. h. Lampen vorhanden sind. Endlich ist nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte die Hoffnung, auf neuen Wegen eine noch weitergehende Theilung des elektrischen Lichtes zu erreichen, durchaus nicht in das Reich der Unmöglichkeit zu verweisen.

* * *

Wir waren wiederholt im Verlaufe unserer Darlegungen veranlaßt, dem bereits weit vorgeschrittenen Kampfe des elektrischen Lichtes gegen das Gaslicht unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wollen wir über den muthmaßlichen Ausgang dieses Kampfes uns ein Urtheil bilden, so dürfen wir einem genaueren Vergleiche der beiden Combattanten nicht aus dem Wege gehen. Thatsache ist, daß das Gas bereits vielfach aus seinen alten Positionen verdrängt worden ist. Welches sind also seine Schwächen? Als Nachtheile des Gaslichtes, welche beim elektrischen Licht gar nicht oder nur in sehr geringem Grade sich bemerkbar machen, müssen besonders folgende hervorgehoben werden.

1. Erwärmung des beleuchteten Locals. Verschiedene Versuche, z. B. im Münchener Theater, haben constatirt, daß die Zunahme der Temperatur bei Gasbeleuchtung bedeutend größer ist, als bei Beleuchtung mit Glühlicht, und zwar bei vollem Haus im Parket dreimal, im III. Rang nahezu zweimal größer, bei leerem Haus im Parket viermal, im III. Rang zehnmal größer. Es war z. B. bei vollem Haus im III. Rang die Temperatur bei Gaslicht um 6° Celsius höher als bei Glühlicht. Eine solche Erwärmung in einem dicht gefüllten Local ist aber nicht nur sehr lästig, sondern auch höchst nachtheilig für die Gesundheit. Daß bei Anwendung von Bogenlicht, wo eine einzige Lampe mehr als 50 Glühlichter ersetzt, die Temperaturzunahme noch weit geringer ausfällt, als bei Glühlicht, ist leicht begreiflich.

2. Großer Verbrauch an Luft, welcher bei Glühlicht ganz wegfällt und bei Bogenlicht im Vergleich mit Gaslicht sehr gering ist. Im Louvre-Magazin z. B. verzehrten die 1110 Gasbrenner stündlich an 2900 cbm Luft, während die an ihre Stelle getretenen 150 Jablochkoff-Kerzen, vier Regulatoren und 60 Edison-Lampen in derselben Zeit nur acht cbm Luft zur Verbrennung der Kohlenstäbe erfordern. Mit dem Verbrauch an Luft steht in Verbindung die Überfüllung des Locals mit den Verbrennungsproducten des Gases, nicht nur mit Kohlensäure und Wasser, sondern auch mit Spuren von schwefliger Säure und Schwefelsäure, welche einen sehr schädlichen Einfluß auf farbige Stoffe, glänzende Metalle, Pflanzen u. dgl. mehr ausüben, wie in Bibliotheken und Museen nachgewiesen ist.

3. Gaslicht übt nach dem Urtheile der Sachverständigen sehr nachtheilige Wirkungen auf das Auge aus; denn erstens haben die gebräuchlichen Gasflammen etwas Zuckendes und Flackerndes, und zweitens hat die dem Gaslicht entströmende Hitze Austrocknung der Augen, Hitze im Kopfe, Blutandrang zur Folge. Auch hier ist das elektrische Licht dem Gaslicht weit überlegen. Das Glühlicht zeichnet sich ja gerade aus durch seine Ruhe und Milde, sowie durch geringere Wärmestrahlung. Bringt man ein berußtes Thermometer im Abstand von 10 cm vor eine Gasflamme von 20 Kerzen, und ein gleiches Thermometer ebenso nahe vor eine gleich starke Glühlampe, so steigt bei einer Zimmertemperatur von 14° nach zehn Minuten das Thermometer vor dem Glühlicht um 12,8°, jenes vor dem Gaslicht aber um 23,5°.

4. Was die Farbe des Lichtes angeht, gebührt dem elektrischen Licht weitaus der Vorzug. Die Helligkeit der rothen Strahlen, denen

so oft die Bezeichnung „brennend, schreiend“ beigelegt wird, ist im Glühlicht $1^1/_2$=, im Bogenlicht zwei=, im Gaslicht aber viermal so stark als die der gelben Strahlen. In den übrigen Farben unterscheidet sich das Glühlicht nur wenig vom Gaslicht, indem bei beiden die Helligkeit der Strahlen um so mehr abnimmt, je mehr sie dem Violett nahe kommen. Im Bogenlicht sind alle Farben von Gelb bis zum äußersten Violett fast gleich stark vertreten, weßhalb seine Farbe als entschieden weiß bezeichnet werden muß. Der reiche Gehalt an Strahlen im äußersten Violett macht das Bogenlicht sehr geeignet, bei photographischen Aufnahmen die Stelle der Sonne zu vertreten, gibt der Beleuchtung aber auch einen gewissen geisterhaften Ton. — Bei hellem Bogenlicht betrachtet, erscheint eine Gasflamme schmutzig gelbroth, ein Glühlicht dagegen rein, schön gelb, Edison= und Maxim=Licht fast goldgelb. Man kann wohl sagen, daß dem Bogenlicht jener warme Farbenton abgeht, welcher das Gaslicht, besonders aber das Glühlicht auszeichnet, so daß für Theaterbeleuchtung, Kunsthallen u. s. w. Glühlicht dem Bogenlicht vorzuziehen ist.

5. Das größte Hinderniß, welches seiner Zeit der Einführung des Gaslichtes lange im Wege stand, ist seine Feuergefährlichkeit. Diese hat ihren Grund theils in den meist ungeschützten Gasflammen, theils in den Explosionen, welche durch Gasausströmungen, sei es aus beschädigten Röhren, sei es in Folge von Unvorsichtigkeit beim Anzünden oder Auslöschen, verursacht werden können. — Ohne Zweifel werden die schrecklichen Theaterbrände, wie wir sie in den letzten Jahren erlebten, erst dann ein Ende nehmen, wenn die elektrische Beleuchtung die ausschließliche geworden ist. Gewiß, auch das elektrische Licht ist Licht, verbunden mit Wärme, und deßhalb nie ohne alle Gefahr. Aber die Gefahr ist besonders bei Glühlicht verschwindend klein im Vergleich mit jener des Gaslichtes, von dem wir im Gegensatz zum elektrischen Licht sagen müssen, daß es Wärme in Verbindung mit Licht ist. Beim elektrischen Lichte finden wir einen mannigfachen Schutz vor Feuersgefahr. Das Bogenlicht trägt eine schützende Hülle in den es ganz umschließenden starken Milchglaskugeln, welche dazu dienen, die scharfen Schatten und das blendende Licht zu dämpfen. Beim Glühlicht besteht der Schutz schon in dem luftleeren Glase, in welchem der Kohlenbügel gegen alle Luft hermetisch abgeschlossen sein muß. Ferner erwärmen sich die Glühlampen so wenig, daß man sie nach mehreren Stunden Brennzeit mit voller Hand anfassen, ja sogar in Wasser eintauchen kann, ohne daß sie zerspringen, ein Umstand, welcher die Sicherheit gegen Feuersgefahr außerordentlich erhöht. Sollte aber

eine Lampe zerbrechen, so verbrennt im selben Augenblick in Folge des Luftzutrittes der weißglühende Kohlenbügel; dadurch ist der elektrische Strom dieser Lampe unterbrochen und alle Gefahr beseitigt. Ein Entzünden in unmittelbarer Nähe befindlicher feuergefährlicher Stoffe tritt selbst in diesem Falle nicht ein; eigens zu diesem Zweck angestellte Versuche haben das bewiesen. Denn Zerbrechen der Lampe und vollständiges Verbrennen des feinen Kohlenfadens ist das Werk ein und desselben Augenblicks.

Aber was, wenn in einem Hause Feuer ausbricht? In solchem Falle muß bei Gasbeleuchtung sofort der Haupthahn geschlossen werden. Welches Unheil aber diese nöthige Vorsicht bringen kann, wenn durch das plötzliche Erlöschen sämmtlicher Flammen alle rettenden Treppen, Ausgänge und Zufluchtsorte unsicher geworden, liegt auf der Hand und ist durch die traurigsten Erfahrungen bestätigt. Eine elektrische Beleuchtung bedarf dieser Vorsichtsmaßregel nicht. Die elektrischen Drähte und Lampen bieten ja kein Brennmaterial; in demselben Maße, als das Feuer um sich greift, werden Lampen und Leitungen zerstört; weitere Folgen hat das, wie vorhin erwähnt, nicht. Es ist kein Grund vorhanden, auch nur eine Lampe auszulöschen.

Mehr Gefahr könnte entstehen durch Erhitzen und Glühendwerden der leitenden Drähte in Folge eines zu starken elektrischen Stromes. Aber auch diese Gefahr verschwindet, wenn die Leitungen von bewährten Firmen ausgeführt, an sicheren Stellen angebracht und wohl isolirt sind. Befinden sich die elektrischen Drähte, wie es vielfach der Fall sein wird, in den Röhren der früheren Gasleitung des Hauses, so kann ein Glühendwerden der Drähte wohl die elektrische Leitung zerstören, aber nie Gefahr eines Brandes bringen. Um aber alle Gefahr gegen Glühendwerden der Leitungen fernzuhalten, bringt Edison in jedem Hause, selbst an jeder bedeutenderen Drahtverzweigung, einen kurzen Bleidraht in die Leitung. Wird der Strom zu stark, so daß die Drähte in's Glühen kommen könnten, so wird eher der Bleidraht abschmelzen; der Strom ist dann freilich unterbrochen, alle oder einige Lampen ausgelöscht, aber auch alle Gefahr beseitigt.

Gegenüber den bis jetzt erwähnten ausgezeichneten Eigenschaften des elektrischen Lichtes dürfen wesentliche Vorzüge der Gasbeleuchtung nicht verschwiegen werden. Für's Erste ist es dem Gas eigenthümlich, daß es nicht nur als Leucht-, sondern auch als Brennmaterial zum Heizen und Kochen, ja selbst als Ersatz des Dampfes in Motoren verwendet werden

kann[1]. Ferner läßt sich Größe und Intensität der Gasflamme durch bloßes Drehen des Gashahnes beliebig verändern — ein Umstand, der nicht nur je nach Zweck und Verhältnissen große Bequemlichkeit bietet, sondern auch, wo es auf's Sparen ankommt, den Verbrauch an Gas auf ein Minimum zu reduciren gestattet. Endlich hat Gasfabrikation und Gaslicht bereits eine lange Erfahrung auf seiner Seite, wodurch es möglich wurde, seine Feuergefährlichkeit wenigstens für gewöhnliche Verhältnisse zu vermindern und die Kosten der Gasbeleuchtung bedeutend herabzusetzen.

Wenn nichtsdestoweniger das elektrische Licht schon jetzt so vielfache und ausgedehnte Verwendung findet, und zwar an Stelle des seit Jahrzehnten eingebürgerten und deßhalb liebgewordenen Gaslichtes, so muß das ohne Zweifel als ein Beweis innerer Vorzüge und als Anfang einer großen Zukunft der elektrischen Beleuchtung angesehen werden. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn von Seiten der Gas-Interessenten Alles aufgeboten wurde, um die öffentliche Meinung zu Ungunsten einer elektrischen Beleuchtung zu bearbeiten. Zuerst wurde die Feuergefährlichkeit hervorgehoben, welche in dem zufälligen Erglühen der elektrischen Leitungen liege; allein der oben ausgeführte Vergleich mit der Feuergefährlichkeit des Gases ist entschieden zum Nachtheil des letzteren ausgefallen. — Dann wurden mit Vorliebe die Fälle aufgeführt, wo durch Berührung von Drahtleitungen augenblicklicher Tod oder Lähmung die Folge war. Aber für's Erste ereigneten sich solche Tödtungen fast ausschließlich dort, wo elektrisches Licht durch Brush-Wechselstrom-Maschinen erzeugt wird. Das wäre also zum höchsten ein Grund gegen Wechselstrom-Maschinen von so hoher Spannung, wie die von Brush es sind. Ferner läßt sich selbst diese Maschine unschädlich machen, wenn die Leitungen möglichst isolirt und verborgen sind, und wenn nur solche Bedienstete für Maschinen und Lampen zugelassen werden, welche die nöthige Erfahrung und den nöthigen Ernst besitzen. Freilich, wer muthwillig, gegen die Mahnung Anderer, wie es in mehreren der aufgezählten Fälle geschehen, die elektrischen Drähte anfaßt, der hat auch die Folgen zu tragen. Man vergesse doch nicht die schrecklichen Gefahren, die bei Gasbeleuchtung durch Mangel an Vorsicht beim Anzünden und Auslöschen der Flamme, ferner durch Fehler in den Leitungen u. s. w. entstehen können. — Noch

[1] Daß es übrigens nicht unmöglich ist, Elektricität mit Nutzen selbst in Wärme umzusetzen, haben die in Thätigkeit gesetzten elektrischen Koch-Apparate der Wiener Ausstellung bewiesen.

eine andere Möglichkeit, nämlich das Versagen der Dynamo-Maschine, wurde gegen die elektrische Beleuchtung in's Feld geführt. Es wurden in grellen Farben die Folgen vor Augen gestellt, welche das plötzliche Auslöschen aller Flammen in Straßen, Theatern u. s. w. mit sich bringen müsse. Aber eine ähnliche Möglichkeit ist ja auch bei Gas nicht ausgeschlossen, wie durch Fälle aus früheren Zeiten augenscheinlich dargethan wird. Deßhalb sind für eine solche Möglichkeit z. B. in Theatern eigene Vorkehrungen getroffen. Würde aber ein solcher Fall vorkommen, so wäre die Gefahr trauriger Folgen bei Gasbeleuchtung jedenfalls unvergleichlich größer, als bei Beleuchtung durch Elektricität. Endlich ist auch bei elektrischem Licht für solche Fälle Vorsorge getroffen, indem die elektrischen Lampen durch mehrere Dynamo-Maschinen gespeist werden können. Übrigens wird eine Erfahrung von nur wenigen Jahren jede Gefahr eines Versagens der Maschinen ausschließen.

Fast könnte es scheinen, als wollten wir bei unserem Vergleiche zwischen Gas-, Bogen- und Glühlicht einen eminent praktischen Gesichtspunkt ganz außer Acht lassen — den nervus rerum, die Geldfrage. Wir haben diesen Punkt aber nur bis zum Ende verschoben, weil wir hier, um bestimmt antworten zu können, zwischen Bogen- und Glühlicht genau unterscheiden müssen. Verwendet man Bogenlicht für große Räume, so kommt dasselbe, Installation, Zinsen, Amortisation und Ausnutzung eingerechnet, etwa doppelt so billig, als Gas (abgesehen von den Regenerativbrennern), und noch viel billiger, wenn Wasserkräfte zur Verfügung stehen oder wenn große Dampfmaschinen gewissermaßen nur als Nebenarbeit auch Dynamo-Maschinen zu besorgen haben. Im South-Kensington-Museum beträgt die Ersparniß durch Bogenlicht 42 %. Im Verkaufs-Magazin des Seidengeschäftes von Henneberg (Zürich) kamen 50 bis 60 Gasflammen per Stunde auf 2,40 bis 2,88 Mark, während jetzt für 7 Krizik-Lampen 1,44 bis 1,60 Mark gezahlt wird. Der schlesische Bahnhof in Berlin berechnet die Ersparniß seit Einführung des Bogenlichtes auf wenigstens 50 %. Der Eisengießerei von Heilmann in Mühlhausen kosten 4 elektrische Lampen à 2240 Kerzen (15 % Amortisation mit eingerechnet) 5,51 Mark per Stunde; vordem wurden die 442 Gasflammen mit 12,04 Mark bezahlt. Ja, es kommt viel billiger, Gas als Kraft in den Gasmotoren zu verwenden und durch diese erst Elektricität und Licht zu erzeugen, als dasselbe direct zur Beleuchtung zu verwenden. Es ist das begreiflich, weil beim Verbrennen von Gas viel Wärme, aber wenig Licht entsteht. Das elektrische Licht des Münchener Bahnhofs hat

Gasmotoren als Kraftquelle; gleichwohl kommt es 1,88mal billiger als Gas, so daß eine der großen Lampen stündlich auf nur 0,78 Mark zu stehen kommt.

Viel brennender ist die Frage nach den Kosten des Glühlichtes, welches allein für Privatwohnungen und kleinere Verhältnisse sich eignet. Jedenfalls ist Glühlicht viel theurer, als Bogenlicht. Denn erstens findet beim Bogenlicht ein Verbrennen der Kohle statt, wodurch die Leuchtkraft bedeutend gesteigert wird. Zweitens ist der Widerstand des fadendünnen Kohlenbügels bei weitem größer, als der des Flammenbogens. Drittens müssen die Hauptleitungsdrähte für Glühlicht-Beleuchtung viel dicker sein, als für Bogenlicht. Endlich wird der elektrische Strom in Hunderte, ja Tausende von Glühlampen vertheilt; auch Bogenlicht wird je um so theurer, je mehr Lampen durch denselben Strom gespeist werden. Setzt man z. B. an Stelle einer Bogenlampe von 1200 Kerzen 8 Lampen à 150 Kerzen, so kommen per Stunde 100 Kerzen im ersten Fall auf 5,39 Pfennig, im zweiten auf 12,29 Pfennig. — Rechnungen und Angaben über Kosten des Glühlichtes gehen bisher vielfach weit auseinander. Im Allgemeinen kann man aber sagen, daß Glühlicht bis jetzt wenigstens noch höher kommt, als Gaslicht, wobei jedoch von der Vollkommenheit der Farbe, von der Reinlichkeit und Gefahrlosigkeit des Glühlichtes gegenüber dem Gaslicht ganz abgesehen ist, deßgleichen von der Bequemlichkeit, welche darin liegt, daß nicht nur zum Auslöschen, sondern auch zum Anzünden einer elektrischen Lampe kein Feuerzeug erforderlich ist, sondern das Drehen eines Hahnes genügt. Es ist auch ganz gewiß, daß wie beim Gas, so auch bei der Elektricität in Folge allgemeiner Verwendung und längerer Erfahrung die Preise der stromgebenden Maschinen, elektrischen Leitungsanlagen und Lampen bedeutend sinken werden.

Es läßt sich nicht läugnen, auch die Glühlicht-Beleuchtung dehnt sich bereits mehr und mehr aus. Die Centralstelle von Edison in New-York, Pearl Street, wurde am 1. October 1882 mit 1284 Lampen eröffnet; sie versorgte am 1. Januar 1883 bereits 3477, am 1. Juli 7429, am 1. October 1883 8573 und am 27. October sogar 10 194 Lampen, so daß sich schon bei einem Betriebe von 14 Monaten die Vergrößerung der Anlage als erforderlich erwies. Die verschiedenen Edison-Gesellschaften allein unterhalten in den Vereinigten Staaten 61 366 Lampen, in Europa (ausschließlich England) 31 339 Lampen, zusammen an 100 000 Lampen, und das bloß Edison-Lampen. Dazu kommen noch die zahlreichen Gesellschaften, welche nach den Systemen Swan, Maxim, Lane-

Fox, Siemens, Müller, Bernstein u. s. w. elektrische Beleuchtungs-Anlagen mit Glühlicht übernehmen und unterhalten. Die meiste Verwendung hat das Glühlicht bis jetzt in öffentlichen Gebäuden und Fabriken, besonders in Theatern gefunden. Hier haben die großen Theaterbrände der letzten Jahre, welche nach statistischem Ausweis meistens durch offenes oder schlecht geschütztes Licht oder durch Gasexplosionen entstanden sind, der elektrischen Glühlicht-Beleuchtung die Wege geebnet und zu einer allgemeineren Einführung derselben gleichsam gezwungen. Durch Errichtung von Centralstellen wird jetzt auch auf dem Continent eine Beleuchtung von Privatwohnungen mit Glühlicht angebahnt. Aber wenn schon das Leuchtgas nur langsam und allmählich in die conservative Familie eindringen konnte, um Stearin und Öl zu verdrängen, so wird es dem Glühlicht gewiß noch weit schwerer werden gegenüber einem viel bedeutenderen Concurrenten, wie das Gaslicht es ist. Und wie Stearin, Öl und Gas noch jetzt neben einander bestehen, so wird auch Gas durch Elektricität nie ganz verdrängt werden, sondern beide werden mit einander fortbestehen.

Sicher wird das elektrische Licht, speciell das Bogenlicht, fortfahren, sich der Straßen, Plätze und öffentlichen Gebäude zu bemächtigen. Das Gas aber wird in dem Maße, als es aufhört, als Leuchtmaterial zu dienen, dazu verwerthet werden, wozu es eigentlich seiner Natur nach bestimmt ist: zum Wärmen und Heizen, oder in Folge seiner explodirenden Eigenschaft an Stelle des Dampfes als bewegende Kraft in den Gasmotoren, welche mehr und mehr sich vervollkommnen und immer weiterer Verbreitung sich erfreuen. Diese Andeutungen dürften ein annähernd richtiges Bild geben von dem Einfluß, den das elektrische Licht in der nächsten Zukunft ausüben wird.

F. X. Rüf S. J.

Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister.

3. Der Ausbau.

(Fortsetzung.)

Spätestens im Januar 1851 war „Oper und Drama" vollendet. Noch im November dieses Jahres folgte die „Mittheilung an meine Freunde". Sie sollte eigentlich das Vorwort zur Veröffentlichung seiner drei bisherigen Operndichtungen bilden, war aber dem Meister unter den Händen zu einem Buche angeschwollen, wie Herr Glasenapp berichtet (I, 333). Derselbe nennt sie „die letzte größere schriftstellerische Arbeit Wagners, in der er auch noch den Rest dessen, was er seinen Freunden gegenüber auf dem Herzen hatte, aussprach". Noch höher greift ein anderer Wagnerenthusiast [1]. Ihm ist die Mittheilung eine Seelenbiographie sonder Gleichen, die den ganzen Menschen in Wagner enthüllt. Am Schlusse der „angeschwollenen" Mittheilung eröffnet der Meister seinen Getreuen einen Ausblick auf sein neu zu beginnendes Kunstschaffen und die weitgehenden Pläne, welche diesem zur Seite gingen. Es gilt dieß der Nibelungendichtung. „Ich beabsichtige meinen Mythos in drei vollständigen Dramen vorzuführen, denen ein großes Vorspiel vorauszugehen hat." „An einem eigens dazu bestimmten Feste gedenke ich dereinst im Laufe dreier Tage mit einem Vorabende jene drei Dramen nebst dem Vorspiele aufzuführen." „Bei diesem Unternehmen habe ich mit unserem heutigen Theater nichts mehr zu thun." — Wahrlich, man muß staunen über das Selbstbewußtsein und die ungebeugte Willenskraft, welche in diesem Manne wohnten und ihn solche Worte schreiben ließen in einer Zeit, wo kaum ein schwacher Hoffnungsschimmer für die Verwirklichung solcher Absichten — Träume möchten wir sie nennen — vorhanden war. „Nur mit meinem Werke seht ihr mich wieder!" ruft er schließlich seinen Freunden zu. Sie haben ihn wirklich damit gesehen und sogar auf einer Höhe des Ruhmes und in einem Glanze des Erfolges, wie sie wohl nie gehofft und erwartet hatten.

[1] Universal-Biographie. Musiker-Biographien. 5. Bd.: Wagner, von Ludwig Nohl. Leipzig bei Ph. Reclam jun.

Sehen auch wir ihn jetzt mit seinen Werken. Freilich legte er nun die Feder des Literaten nicht für immer aus der Hand. Einem Manne wie er, der überall mitsprechen mußte und seine Ideen mit einer gewissen Gewaltthätigkeit aufzudrängen suchte, war das geschriebene Wort ein unentbehrliches Mittel und Bedürfniß geworden. Für unsern Zweck aber kommt nur noch das letzte seiner literarischen Erzeugnisse: „Religion und Kunst", vorzüglich in Betracht. Doch davon später. Hier möchten wir nur vorübergehend eine Schrift des Meisters streifen, die ihm viele Feinde erweckt und seinem Rittergesipp saure Arbeit für Beschönigung und Rechtfertigung gebracht hat. Unter dem Pseudonym „K. Freigedank" hatte er zur Zeit, als er noch an „Oper und Drama" arbeitete, in der „N. Zeitschrift für Musik" einen Artikel über „das Judenthum in der Musik" erscheinen lassen[1]. Die Sache machte böses Blut und argen Verdruß, da man den richtigen Namen des Autors bald errieth. Die Zeit ließ freilich auch hier in der Folge das Schlimmste vergessen. Doch achtzehn Jahre später entsprang dem Meister — wie Glasenapp bemerkt — „aus einem Lossagungsbedürfnisse vom handwerksmäßigen Geiste des öffentlichen Theaterlebens" der Gedanke einer Erneuerung seiner Schrift als Aufklärung über „das Judenthum in der Musik". Es ist recht heiter, die Schilderung des dadurch hervorgerufenen literarischen Rumors zu lesen, wie sie der ebengenannte Wagnerbiograph in farbensatter Übermalung liefert. Da heißt es z. B.[2]: „Unbeschreiblich war der Aufruhr, den diese Signatur der deutschen musikalischen Zustände im ganzen Europa, ja bis jenseits des Oceans hervorrief . . . Von der untersten Hefe der einfachen, scandalfrohen literarischen Canaille bis zum Feuilletonschaum der Wiener ‚Neuen Freien Presse' wogte Alles wild und aufgeregt durcheinander." Selbst vom „Zetergeschrei armer Israeliten" ist die schaurige Rede, „die sich von den flammenden Holzstößen des Mittelalters bedroht glaubten", weil sie die wirkliche Bedeutung der Wagner'schen Schrift nicht ahnen konnten. Dagegen erklärte Ad. Horawitz zu großer Genugthuung des Herrn Glasenapp: „Das war eine — nationale That." Ein junger Wiener Literat fand das Charakteristische der Schrift sogar in ihrer „contemplativen" Eigenthümlichkeit. Wenn wir unserem Wagnerbiographen glauben dürften, so wäre das einzige Motiv zu dieser literarischen That, „ohne welches kein Wort und keine

---

[1] Gesammelte Werke. 5. Band.

[2] II. S. 244—249. „Ein Sammler brachte die Zahl der Gegenschriften bis auf hundertundsiebenzig."

That Wagners verstanden werden kann", welches aber „dem Blicke der Beschränktheit und Bosheit verborgen blieb" — „die Liebe zur Wahrheit und zu seinem Volke gewesen" (II, 248). Das lautet recht contemplativ. Wir können uns aber doch nicht des Gedankens erwehren, daß auch Unbehaglichkeit über persönliche Lage und eine etwas kleinliche Rancune gegen Meyerbeer und Mendelssohn mit unterliefen. So hat man die Sache gleich von Anfang an aufgefaßt, was nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht die eigenen Worte Wagners dazu veranlaßt hätten. Es mußten die sonstigen, ziemlich leidenschaftlichen Äußerungen des Meisters und vorab jener gereizte Ton, womit in „Oper und Drama" gegen Meyerbeer polemisirt wird [1], in dieser Auffassung bestärken.

Der Kern löst sich ziemlich einfach aus der Schale. Wagner steht durch seine hohe und ernste Auffassung der Aufgaben seiner Kunst mit dem Kunsthandwerke des modernen Theaters in hellem und grellem Widerspruche. Bei ihm muß aber Alles Gestalt gewinnen. Meyerbeer mit seiner Ausstattungsoper erscheint als der Träger dieser auf puren Geldinteressen beruhenden (d. h. jüdischen) Opernmache. Meyerbeer ist aber seiner Abstammung nach ein Jude. Also ist er das Judenthum in der Musik. Mendelssohn hat mit Meyerbeer die jüdische Abstammung gemein. Also gehört er auch zum Judenthum in der Musik. Glasenapp findet den Grundgedanken der famosen Judenschrift in der echt Wagnerschen Stelle: „Was die Heroen der Künste dem kunstfeindlichen Dämon zweier unseliger Jahrtausende mit unerhörter, Lust und Leben verzehrender Anstrengung abrangen, setzt heute der Jude in Kunstwaarenwechsel

[1] Auch Mendelssohn bekommt seinen Theil von den Hieben des Meisters. Er ist doch wohl „der Melodiker der neuen Zeit", welcher „Lieder ohne Worte" „zum bequemen Handgebrauche für unsere Kunst-Commisvoyageurs componirte" (S. 232). Leidenschaft macht blind. So übersah auch der Ästhetiker der Zukunftsmusik, daß Mendelssohns allgemein beliebte „Lieder ohne Worte" aus demselben Princip von musikalischer Ausdrucksfähigkeit entstanden sind, welches Wagner für die Ahnungssprache seines Orchesters ausgiebigst in Anspruch nimmt. Nur ist Mendelssohn gegen Wagner insoweit im Vortheil, als das „Lied ohne Worte" mit der natürlichen Ausdrucksfähigkeit der Musik in seinen Schranken sich begnügt, während Wagner in den Leitmotiven ein willkürliches Ausdrucksmittel einführt. Die „Lieder ohne Worte" bleiben bei dem, was die Musik aus sich vermag — Wagners Orchester steigert die Musik über ihr natürliches Vermögen. Übrigens hätte Wagner von Mendelssohn Eines lernen können: edles, vornehmes Maßhalten. Aber wahrscheinlich war es gerade dieser Charakterzug Mendelssohn'scher Musik, was dem gewaltthätigen Manne zuwider war. Wie manches wahrhaft Schöne müßte man nicht in das Meer der Vergessenheit werfen, wenn man blindlings dem kategorischen Imperativ des Zukunftsmusikers folgen wollte!

um: wer sieht es den manierlichen Kunststückchen an, daß sie mit dem heiligen Nothschweiße der Genies zweier Jahrtausende geleimt sind?" Aus dem Wortschwall leuchtet gewiß Wahrheit heraus. Doch wir wollen sie nicht weiter verfolgen. Wie immer, trifft auch in dieser Schrift Wagner mehr als einmal den Nagel auf den Kopf[1].

Herr Glasenapp versichert nun am Ende seiner Sturmepisode, daß die Erschütterungen, die sich an das abermalige Erscheinen des „Judenthums in der Musik" knüpften, wenig rückwirkende Macht auf die Gemüthsverfassung geäußert hätten, „in welcher der Meister während all dieser Emotionen friedlich an seinem ‚Siegfried' weiterarbeitete". So weit war nämlich damals (1869) das Nibelungenwerk in seiner Ausführung schon gediehen, welches eben um die Zeit des ersten Erscheinens jenes Judenmusik-Artikels in Brendels Zeitschrift der schöpferischen Phantasie des Meisters mit Gewalt sich aufgedrängt und sie nicht ruhen gelassen hatte, bis er seine gestaltende Kraft zum ganzen Werke einsetzte. Die Dichtung von „Siegfrieds Tod" (Götterdämmerung) hatte er noch in Dresden in Angriff genommen und im Herbst 1848 bereits vollendet. Aus ihr erschloß sich ihm während seines Züricher Aufenthaltes die Idee zur Dichtung des eigentlichen „Siegfried". Der Auftrag zum Werke kam von keinem Geringeren, denn Liszt selbst, und „Jung Siegfried" sollte es heißen. Siegfrieds Schwertschmieden, den Drachenkampf und Brautgewinn sollte es vorstellen. Aber auch jetzt schien dem Meister die Sache nur halb. Brünnhilde's Schuld und Strafe sollte die „Walküre" vorführen und „Rheingold" den tragenden Grund des Ganzen bilden.

Schon im Frühjahr 1853 war die Gesammtdichtung vollendet und zunächst nur für Wagners Freunde im Drucke herausgegeben. Die Com-

[1] Ganz ähnlich, wie Wagner, ließ sich späterhin Liszt über die Leistungen der Juden in der Musik aus. Hanslick, der berufene musikalische Reporter der großen Wiener Judenpresse, notirte darüber: das erkläre sich nur aus der „schrankenlos schweifenden Redseligkeit" des gefeierten Mannes, „die die Lectüre seiner Bücher zu einer aufreibenden Mühsal mache". Hanslick wußte auch nicht zu entscheiden, ob diese Anschauungen Liszt's herrührten „von dem Einfluß R. Wagners, des großen Judenfeindes, oder von Liszt's geistlicher Umgebung in Rom". Dann hieß es weiter: „In der That macht die neueste Phase des alten Herrn einen zu pathologischen Eindruck, als daß man sich so recht con amore über ihn lustig machen könnte." So fein wird die Sprache selbst über einen Hochmeister der Kunst, sobald er sich über die Kinder Israels mißfällig äußert. Es mag wohl auch als „ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst" gelten. Wir läugnen jedoch nicht, daß uns Sätze, wie: „Mendelssohn hat nur das gethan, was Händel vor ihm that, allerdings mit neueren, den Gewohnheiten unserer Zuhörer angepaßten Mitteln" — eines Liszt nicht ganz würdig und werth erscheinen.

position des „Rheingold" begann Wagner Ende desselben Jahres [1] und beendete sie im Mai des folgenden. Schon im nächsten Juni wurde die „Walküre" in Angriff genommen, die ihm als „beseligende Arbeit" erschien. Dieselbe mußte aber für einige Monate unterbrochen werden, da die „philharmonische Gesellschaft" in London den Meister der Zukunftsmusik zur Leitung von acht Concerten eingeladen hatte [2]. In die Schweiz zurückgekehrt, vollendete er auch alsbald den zweiten Theil seines Riesenwerkes, wobei ein Aufenthalt in Seelisberg durch die Schönheit der Natur für ihn besonders anregend wurde. Die Reihe kam jetzt an „Siegfried". Allein schon während der Arbeit an der „Walküre" waren ihm zwei neue dramatische Stoffe aufgetaucht, deren er sich, nach seinem eigenen Geständnisse, nur schwer erwehren konnte. Zudem war seine Kraft am Nibelungenwerke umsomehr erlahmt, als die Frage, mit welchen Mitteln das Werk herzustellen sei, noch gänzlich unbeantwortet blieb. Noch schuf er im Sommer 1857 den zweiten Act des „Siegfried". Dann aber legte er das Nibelungenwerk bei Seite und dichtete und componirte „Tristan". Die Dichtung war bald vollendet, so daß noch im Herbst und Winter der erste Act componirt und instrumentirt werden konnte. Nachdem im folgenden Sommer die musikalische Skizze des zweiten Actes noch in Zürich zu Ende geführt worden war, siedelte der Dichtercomponist nach Venedig über, wo er sich mit vollem „Wohlgefühl" an die Instrumentirung machte. Wieder in die Schweiz zurückgekehrt, schuf er die

---

[1] Er hatte im Sommer einen Ausflug nach Italien gemacht. Er erzählt von dieser Reise: „Sei es ein Dämon oder ein Genius, der uns oft in entscheidungsvollen Stunden beherrscht — genug: schlaflos in einem Gasthofe von La Spezzia ausgestreckt, kam mir die Eingebung meiner Musik zum ‚Rheingold' an; und sofort kehrte ich in die trübselige Heimath zurück, um an die Ausführung meines übergroßen Werkes zu gehen." — Da ging es ja dem Meister fast wie dem Züricher Reformator mit seinem divinatorischen Traum, wo es ihm auch nicht klar werden wollte, ob der Helfer weiß oder schwarz, Dämon oder Genius war.

[2] Die Aufnahme Wagners in England war nicht die freundlichste. Besonders hatte die „Times" ihn als „den Lästerer der größten Componisten um ihres Judenthums willen" denuncirt. Wagner selbst meinte, daß diese Anklage bei den Engländern von besonderem Gewicht sein müßte; „einerseits der großen Verehrung wegen, welche Mendelssohn gerade dort genießt; andererseits aber auch wegen des eigenthümlichen Charakters der englischen Religion, welche Kennern mehr auf dem alten als auf dem neuen Testamente zu fußen scheint". — Auch Herr Glasenapp machte eine Fußnote über „jüdische Bigotterie" der Engländer zurecht. — Nohl meint, ganz wie der Meister selbst: „Der jüdische Geist ihrer Kirche machte ihnen den ‚Judenverfolger' geradezu verdächtig." Doch erinnert er auch, daß die Engländer zu sehr an die „ruschliche" Vortragsweise Mendelssohns gewöhnt waren, um sich mit Wagner schnell zurechtfinden zu können.

Musik des dritten Actes. Ende August 1859 war Alles vollendet. „Tristan" war fertig. Es folgt das „tiefzerstreuende Lebensjahr" in Paris und die ärgerliche Tannhäuseraffaire [1].

Im Winter 1861 nahm der Dichtercomponist wieder seine schöpferische Thätigkeit auf und vollendete in kurzer Zeit die Dichtung der „Meistersinger". Zu Biebrich am Rhein begann er im Februar des folgenden Jahres die Composition. Bis in den Spätsommer blieb er an der Arbeit. Im Leipziger Gewandhaussaale wurde am 1. November das prächtige Vorspiel zum erstenmale aufgeführt [2]. Jetzt wurde auch zur allgemeinen Veröffentlichung die Dichtung des Nibelungenringes in den Druck gegeben, und Bruchstücke aus den schon vollendeten Theilen fanden in Concerten zu Wien, Prag, Petersburg und Moskau begeisterte Aufnahme. Während aber der Prager Enthusiasmus sich mit roth-schwarz-gold bebänderten Lorbeerkränzen behalf, brachte es der Meister bei den Russen „auch zu einer wirklichen materiellen Entschädigung" (Gl. II. 99). Nicht mehr in cadente domo stand sein Stern. Es wächst aber der Mensch nicht nur mit seinen höheren Zwecken, sondern auch, und oft noch mehr, mit seinen größeren Erfolgen.

Das im April 1863 von Wien aus gegebene Vorwort zur Dichtung: „Der Ring des Nibelungen", ist in der That viel lebenskräftiger und schaffensfroher gestimmt, als die dem Inhalte nach im Allgemeinen fast gleiche „Mittheilung an meine Freunde" vom Jahre 1851. Wollen wir es auch nicht gleich Herrn Glasenapp mit dem hochfahrenden Namen eines kunstgeschichtlichen Documentes bezeichnen, so bleibt dieses Vorwort doch durch seine Hinweise auf constructive Momente des Theaters, auf Vereinigung ausgezeichneter künstlerischer Kräfte und ihrer Leistungen zu

---

[1] „In diese Zeit traf es, daß dem Meister von Deutschland aus das ihm inzwischen endlich erwirkte Amnestie-Decret zugestellt wurde. Uns fehlt jeder Anhalt zur Schilderung des Gemüthszustandes, in welchen dieser erfreuliche Act den lange Verstoßenen versetzen mochte" (Glasenapp, Bd. II. S. 39). Sachsen blieb indessen noch immer untersagt. Erst im März 1862 wurde ihm dorthin „straffreie" Rückkehr gestattet. Wer sich gegen die Amnestirung Wagners am meisten und längsten gesperrt hatte, war kein Geringerer gewesen, als der Minister Beust. L. Nohl sucht den Grund darin, daß Beust als „dilettirender Selbstcomponist von dem Dichtercomponisten wenig hielt". Das wäre jedenfalls ein hochpolitischer Grund gewesen. Man sieht, die Wagner-Biographen wissen auch Staatsmänner zu charakterisiren. Es scheint, beim Meister lernte man Alles.

[2] „wozu der selige Mendelssohn bedenklich und verwundert genug aus seinem Relief-Medaillon über dem Orchester herabgeschaut haben mag!", bemerkt hierzu — geistvoll, wie immer — Herr Glasenapp (Bd. II. S. 87).

einem stilgerechten Zusammenwirken ein sprechendes Zeugniß der reifen, in die bestimmtesten Umrisse gefaßten, gestaltungsmächtigen Vorstellungen und Bestrebungen dieses außerordentlichen Mannes. Freilich schweifen seine Absichten weit über das sachliche, fast möchten wir sagen, vernünftige Ziel hinaus. So wahr seine Maxime ist, daß einer nationalen Kunst das originelle Kunstschaffen vorausgehen müsse, so überspannt ist sein Begriff von nationaler Kunst und ihrer Bedeutung.

Wir wollen es Wagner gewiß nicht verargen, wenn er, im berechtigten Gefühle seiner Riesenkräfte, glaubte, daß der eigentlich künstlerische Theil des Werkes von seiner Hand sicher zum Gelingen geführt würde. Aber die Forderungen, welche für das wirthschaftliche Element des Unternehmens von ihm einfach so hingeworfen werden, lassen sich doch nur daraus erklären, daß er, gänzlich befangen in den Ideen seiner schon besprochenen Kunstschriften, das Wohl und Heil, die Erlösung der Menschheit in sein Zukunftskunstwerk setzte. Nur Eines war ihm unterdessen klar zur Einsicht gekommen, daß nämlich nicht der Barrikadenmann und rohe Gewalt, sondern nur der Fürst und hohe Gunst ihm zum Gelingen helfen könne. „Wird dieser Fürst sich finden?" — Herr Glasenapp wird bei dieser Frage des Zukunftsmusikers elegisch und schreibt: „Tief ergreifend ist diese schmerzliche Frage." Wir konnten uns nicht der Frage erwehren, ob Wagner etwa wußte, daß Kräfte thätig seien, ein sommerliches Reich der königlichen Gnade für ihn zu suchen. Es müssen ja doch hin und wieder geheime und hochmögende Kräfte für ihn thätig gewesen sein. Das allein vermag den einen oder anderen fast plötzlichen Scenenwechsel in seinem Leben zu erklären. Eines verwunderte uns in der uns ziemlich reichlich vorliegenden Wagnerliteratur sehr. An Redseligkeit fehlt es ihr wahrlich nicht, und doch ist uns kein Sätzchen aufgestoßen, das uns klar und wahr die Frage beantwortet hätte: Wie stand Wagner zur Loge? Ihre Beantwortung würde vielleicht Einiges erklären, Anderes wenigstens vermuthen lassen. Uns ist es kaum erklärlich, daß die Loge einen Mann, der ihr so vertraute Zwecke mit Riesenkraft und Riesenschritt verfolgte, habe unbeachtet und unbenützt seiner Wege ziehen lassen. Allerdings läßt uns das laut Herrn Glasenapp „erschütternde, offene Bekenntniß" in den Schlußworten eine „tiefe Resignation" des Meisters errathen. Allein bei Wagner ist Vieles möglich. Ihm mußte eine Hoffnung, sollte sie ihm gelten, plötzlich sich erfüllen. Einfach zu harren in Geduld, war dem Meister nicht gegeben.

Thatsächlich wendete sich Wagner bei Wiederaufnahme seines Schaf-

fens nicht den Nibelungen zu. Er wollte erst die „Meistersinger“ weiterführen. Ihre Vollendung zog sich aber noch vier Jahre hinaus, und erst im October 1867 lag die Partitur des ganzen Werkes fix und fertig vor.

Da die erste Anregung zu diesem Werke schon während seines Aufenthaltes in Marienbad 1845 erfolgte, so waren 22 Jahre bis zur Vollendung verflossen. Eine lange Zeit. Doch glauben wir nicht, daß sie zum Schaden des Werkes war, welches uns das frischeste und lebensvollste aller Wagner'schen Werke zu sein scheint. Es dünkt uns geradezu staunenswerth, wie derselbe Mann, während er die musikalischen Ideen des Nibelungenringes mit sich herumträgt, zwei so gewaltig verschiedene Objecte bewältigen kann, wie „Tristan und Isolde“ und die „Meistersinger von Nürnberg“. Beide haben allerdings einen gemeinschaftlichen Entstehungsgrund. Der Meister verhehlte sich die Schwierigkeiten nicht, welche der Aufführung von Kunstschöpfungen, wie die „Nibelungen“ es werden sollten, fast überall entgegentreten mußten. Er wollte also seine ästhetischen Ideale an Werken verwirklichen, welche zwar nach denselben Formen, aber im verkleinerten Maßstabe gebildet und gefügt, für die Aufführung sich leichter darstellten. Er erreichte dabei auch den andern Vortheil, daß durch das Kleinere dem künftigen Größeren der Weg gebahnt wurde. Er hatte genügend erfahren, wie seinen Werken der Mangel an entsprechendem Verständniß für den Anfang immer hinderlich war. Er wollte sich also sein Publikum auf zugänglicherem Boden erst schulen. Solche Absichten dürfen uns bei dem Charakter Wagners und seinen Ideen von den segensreichen Wirkungen seiner Musikdramen für das Wohl der Menschheit nicht befremden. Er hatte zwar seinen Freunden am Schlusse seiner „Mittheilung“ mit einem gewissen Prophetenton zugerufen: „Nun denn, ich gebe euch Zeit und Muße, darüber nachzudenken: — denn nur mit meinem Werke seht ihr mich wieder!“ Allein während die Wagnerianer in beschaulicher Versunkenheit des Meisters mit seinen vier Riesenbänden von Partituren harrten, konnten die übrigen Menschenkinder möglicherweise ihn ganz vergessen. Wagner war aber nicht der Mann, der noch im Leben schon zu den Todten geworfen werden wollte. Er beschloß also, sich von seinem harten Worte des Nimmerwiedersehens vorläufig zu entbinden und, wenn auch nicht mit Göttern, Riesen und Nornen, so doch mit dem wilden nordischen Jäger und den biedern Nürnberger Spießbürgern sein Glück zu versuchen. — Ist das nun der gemeinschaftliche Beweggrund für die Schöpfung des „Tristan“

und der „Meistersinger", so hat jedes der Werke doch auch seine eigenen Existenzmotive.

Es war unmittelbar nach Vollendung des „Tannhäuser", daß im Meister, während er in der Sommerfrische weilte und dort seinen guten Humor glücklich wiederfand, „mit fast willkürlicher Absichtlichkeit", wie Herr Glasenapp sich ausdrückt (I. S. 195), der Entschluß rege wurde, einmal eine komische Oper zu schreiben. Der „wohlgemeinte Rath guter Freunde" trug auch das Seinige dazu bei. Eine Oper leichteren Genres sollte den Zutritt zu den deutschen Theatern für die Wagner'schen Werke eröffnen. Das waren allerdings Beweggründe. Sie schließen aber das weitere Motiv nicht aus, das die Biographen Wagners durchaus nicht eintreten lassen wollen, das aber doch dem Charakter und der Gedankenwelt des Meisters gar nicht so ferne lag. „Die Meistersinger von Nürnberg" können sub rosa als eine recht hübsche Persiflage auf die Gegner des „Tannhäuser" und der Bestrebungen seines Meisters bezeichnet werden. Der herrlich gegebene Hans Sachs ist des Meisters verkörperte Idee von Oper und Opernmusik, und der jugendfrische, sangesreiche, ritterliche Walther von Stolzing ist des Meisters schaffende That. Wer durch Beckmesser und Standesgenossen symbolisirt wird, ist dann leicht zu errathen. Es sind eben die Anhänger der alten Oper, z. B. Reissiger, mit ihrer spießbürgerlichen Zähigkeit für die alten, geschlossenen Formen damit gemeint und mehr oder minder gut getroffen. So läßt sich auch erklären, wie sich die Wagner'sche Komik durch das Bestreben, lächerlich zu machen, wiederholt und rasch in das eigentlich Possenhafte verliert. Beckmessers Benehmen bei dem Ständchen und auf der Festwiese beim Preissingen ist niedrig komisch und nicht mehr drollig, sondern dumm. Das Maßhalten wurde eben dem Meister immer schwer. Die Prügelscene und ihr drastischer Abschluß möchte in der eigentlichen Posse vielleicht noch Platz finden können; allein in der komischen Oper, deren ganzes Terrain durch die Musik schon höher gehoben ist, paßt sie nicht mehr. Das Rohe der Handlung wird durch die verfeinerte musikalische Einfassung oder Staffage widerlich herausgekehrt. Der komischen Oper, in welche naturgemäß Contraste eintreten müssen, ist allerdings mehr gestattet, als ihrer ernsteren Schwester. Aber auch sie darf nicht in die Arena einer stilgerechten Straßenkeilerei sich verlieren. Übrigens muß Wagners Musik an dieser Stelle zum förmlichen Lärm und Spectakel werden. Es ist wirklich ein Mißbrauch der Kunst, wenn ein so außerordentlich künstlerisches Harmoniegefüge, wie diese Stelle es zeigt, zur

musikalischen Illustration und Folie einer rohen Gassenschlägerei herabgewürdigt wird.

Man hat die „Meistersinger“ einen Berg von Albernheit und Plattheit genannt. Das ist die Stimme einer gereizten Leidenschaft und nicht eines besonnenen ästhetischen Urtheils. Nach Bergeshöhen und Meilenmaßen dürfen Werke eines unläugbar künstlerisch begabten Mannes überhaupt nicht gemessen werden. Allein auch ruhig und objectiv urtheilend, wird man doch zugestehen müssen, daß das Eine und das Andere in den „Meistersingern“ vom Eindruck des Gemeinen, Platten und Possenhaften nicht wird freigemacht werden können. Wir nehmen hier freilich die Musik als solche aus. Jedoch gerade dieser Umstand spricht gegen den Meister. Komik und Musik im hohen Stil sind immer unverträgliche Dinge. Wagners Musik ist aber schon aus rein formellen Gründen in den Kreis des höheren Stiles gebannt. Er hat sich Formen geschaffen, worein das Komische und Possenhafte sich nicht mehr gießen lassen. Die wahre Komik ist wesentlich objectiv, Wagners Musik ist überaus subjectiv. Wir erinnern nur an die Leitmotive. Nicht aus sich selbst, sondern durch die Wahl des Componisten, haben sie ihre Bedeutung. Das Streben nach Ausdruck im Sinne Wagners ist ebenfalls dem Wesen der Komik entgegen. Das Komische gründet und gipfelt im Ungesuchten, Absichtslosen; bei Wagner hingegen ist Alles „dichterische Absicht“. Auch die unendliche Melodie eignet sich naturgemäß zur Darstellung des Komischen in sehr geringem Grade. Sie ist wesentlich weit und breit und groß, daher von packender Wirkung in hochtragischen, weit ausgesponnenen Situationen. Die Komik verlangt dagegen eine gewisse Bündigkeit und Kürze. Sie muß allererst rasch wirkend und schlagfertig erscheinen. Die Musik, welche ihr entsprechende Effecte erzielen will, muß deßhalb etwas leicht Faßliches, fertig in's Ohr Fallendes mit sich bringen. Man darf die Conturen nicht erst suchen müssen, sondern sie müssen sich von selbst hervorheben. Wagners Musik zu wirklich komischen Momenten macht bisweilen den Eindruck, welchen ein artiges Genre-Sujet hervorrufen würde, wenn es der Maler im großen Stile der historischen Malerei ausführen wollte. Das freie, ungebundene Wesen der endlosen Melodie bekommt, wo die Haltung des Gedankens es nicht bannt und bindet, wie von selbst den Anflug des Burschikosen, Burlesken, was zur Haltung und Stimmung des musikalischen Stiles eines Wagner sich nicht reimen läßt. Hin und wieder muß gerade aus diesem Grunde eine unbeabsichtigte, ästhetisch-komische Wirkung sich zeigen: da nämlich,

wo die aufgebotenen musikalischen Mittel im Verhältniß zu den scenisch-poetischen einen auffallenden Contrast des Großen zum Kleinen bilden. Wir werden dann zum Lachen aus demselben Grunde gestimmt, welcher uns aus vollem Vergnügen auflachen macht, wenn wir plötzlich einen kleinen Mann unter einem großen Hute und in riesigen Stiefeln einherschreiten sehen. Der unerwartete, grelle Contrast bedingt stets die mächtigste komische Wirkung.

Viel besser eignet sich Wagners Art und Weise zu einem Tone, den wir jovial, aufgeräumt nennen. Der Humor ist etwas Subjectives und schon deßhalb im Wagner'schen Stile, der überall das subjective Sinnen und Fühlen vordrängt, viel leichter auszusprechen. Thatsächlich müssen Stellen dieser Art als die gelungensten nicht nur der „Meistersinger" selbst, sondern der Wagner'schen Tondichtungen überhaupt betrachtet werden. So ist Sachsens Schusterlied wirklich ein Meistergesang [1]. Überhaupt ist der alte Hans Sachs eine dichterisch und musikalisch überaus glücklich und verständig eingeführte dramatische Gestalt, um welche sich das hübsch und frisch gezeichnete, bisweilen freilich etwas zu derbe und lärmende Culturbild des Nürnberger Stadt- und Volkslebens in alter, schöner Zeit recht sinnig und artig herumgruppirt. Der Zuschauer muß sich unwillkürlich mitten in dieses rege, bunte, spießbürgerlich gemüthliche Treiben zurückversetzt fühlen und lebt ein paar Stunden behaglich ein Stück alten Städtelebens. Insofern sind die „Meistersinger" eine echt deutsche That des Meisters, für die ihm stets der Deutschen Dank gebührt und auch nicht fehlen wird. „Die Meistersinger von Nürnberg" werden mit den Minnesängern auf der Wartburg ohne Zweifel von ihrem Meister dem deutschen Volke viel länger hold und lieb vorsingen, als Nornen und Rheintöchter, Blumenmädchen und Knabenchöre in der Kuppel des gemalten Gralstempels. Sie haben etwas unverwüstlich Frisches, welches auch von dem Wagner'schen Sirocco seiner sinnlich-sinnigen Musik nicht lästig und störend angeweht wird [2]. Es

---

[1] Eine unästhetisch wirkende Übertreibung scheint uns die Markirung der Hammerschläge des künstlichen Schusters zu sein. Ein Schuster-Klopfstein wird doch nicht als musikalisches Ausdrucksmittel in's Kunstarsenal der Zukunftsmusik aufgenommen werden müssen.

[2] Die Gegner der Zukunftsmusik haben jedoch gerade gegen die „Meistersinger" die heftigsten Angriffe gerichtet. Es war dieses Strategie. „Als musikalischer Alter-Weiber-Sommer erscheinen die ‚Meistersinger', verglichen mit dem Mozart'schen Töne-Frühling: ‚Figaro's Hochzeit'." Der Vergleich ist blendend, trifft aber schlecht die Sache. Einen Mozart'schen Töne-Frühling zauberte Wagner in seiner Oper freilich

scheint fast, als ob der Gluthhauch der Zukunftsmusik in den Stürmen von „Tristan und Isolde" zeitweilig sich ausgetobt und erschöpft habe, da er nur das eine oder das andere Mal, und zwar im schwachen, verdeckten Zuge, in die „Meistersinger" eindringt.

„Tristan und Isolde." Wir haben auch dieses Werk des Meisters noch zu besprechen. Wir möchten zwar gern an demselben einfach vorübergehen, wie noch im vorigen Jahre die bedeutsamen und trefflichen Besprechungen Wagner'scher Werke in einem süddeutschen größeren Journale katholischer Richtung es thaten. Allein unsere Aufgabe erlaubt dieses um so weniger, als der Meister selbst seinen „Tristan" als die Frucht „der vollkommensten Unbedenklichkeit beim Produciren" bezeichnet. Wir zweifeln keinen Augenblick an der Wahrheit dieses Selbstbekenntnisses. Denn das stärkste Bedenken, das auch den größten Künstler binden muß, scheint den Meister im Genusse seines „größten Wohlgefühls" nicht gestört zu haben. Dr. Norrenberg schreibt im ersten Bande seiner „Allgemeinen Literaturgeschichte"[1] (S. 426) von Meister Gottfried von Straßburg und seinem „Tristan": „Die Frivolität des sinnlichen Lebens umgab Gottfried im ‚Tristan', der mit der seinem Onkel Marke vermählten Isolde in unerlaubtem Umgange lebt, mit allem Zauber einer verlockenden, einschmeichelnden Darstellung." „Es ist kein Bild des Kampfes zwischen Pflicht und Leidenschaft, sondern ein Bild sorglosen, üppigen Genusses; es ist ein süßes, um Gott und Welt unbekümmertes Behagen, in welches er uns einhüllt und in dem er uns, gleichsam in einer lauen Badefluth, süß und wonnig schwimmen

---

nicht hervor. Das konnte er nicht, aber das wollte er auch nicht. Solche Angriffe sind ebenso unbillig, wie die Überschwenglichkeiten der Wagnerianer herausfordernd. Das Menschenmöglichste leisten auch hier wiederum die „Beiträge" des Herrn Edmund v. Hagen. In den „Zwei Kleinigkeiten" (S. 69) lesen wir: „In der vierten Scene des zweiten Actes entgegnet die auf dem Steinsitze bei dem Fenster des Hans Sachs sitzende Eva, als Sachs die Worte: ‚Ein Junker, Kind, gar unbelehrt', gesprochen: ‚Ein Junker? Mein, sagt!' — Wie entzückend wirkt hier das Wort: ‚Mein'! Ich läugne nicht, daß es mich bis zu Thränen gerührt hat. Solche höchste, ursprünglichste Schönheit läßt uns weinen, wenn wir auch längst alles Weinen verlernt zu haben glauben. Dieses so alltägliche Wort: ‚Mein', wie herrlich neu nimmt es sich aus im Munde Wagners!" — S. 72 wird zum Gruße der Eva: ‚Gut'n Abend, Meister!', bemerkt: „Wie schelmisch vorbedeutend klingt Evchens: ‚Gut'n Abend!', wenn man bedenkt, daß gerade dieser Abend mit einer großen Prügel-Scene endet!" Zu Sachsens Frage: ‚Ei, Kind! Lieb' Evchen? Noch so spät?', heißt es: „Ja sogar das Fragezeichen hinter Evchen hat tiefere Bedeutung, zumal wenn es bald darauf, wie bei der Wiederholung dieser Worte, wegfällt."

[1] Münster, Russels Verlag, 1882.

läßt."[1] Und diesen „Tristan", möchten wir mutatis mutandis mit den Worten Vilmars sagen, hat nun Wagner aufgegriffen — „die schmählichste Verhöhnung der Gattentreue, so schmählich, wie sie der Sache nach nur in irgend einer der frivolsten Schilderungen der französischen Neuzeit vorkommen kann" (S. 149). „Jeder abstracte Zweifel," declamirt Herr Glasenapp (I. S. 387), „war ihm entnommen; mit voller Zuversicht versenkte er sich hier nur noch in die Tiefen der inneren Seelenvorgänge und gestaltete zaglos aus diesem innersten Centrum der Welt ihre äußere Form." „Was im ‚Siegfried' ein Augenblick entscheidender Heftigkeit ist," erklärt Ludwig Nohl (Wagners Biographie, S. 58), „wird dort (im ‚Tristan') zu einem unendlich mannigfaltigen psychologischen Vorgange, in den Wagner sogar das ganze tragische Wesen unseres Daseins hineingewebt hat." Der Dichter hatte in einer gewissen natürlichen Feinfühligkeit des Genies den belogenen und betrogenen König Marke in eine Passivität hineingedrängt, die zwar dramatisch unbedingt verfehlt ist, aber immerhin durch eine Art moralischer Verschämtheit sich rechtfertigt. Ein Herr Moritz Wirth schrieb nun eine eigene Broschüre, um zu erweisen, daß der alte König „keineswegs eine Nebenperson, sondern vielmehr in gewissem Sinne die Hauptperson ist".

Scheinbar gemessener und in einer Art fürsorglicher Abwehr bespricht die Vogl'sche Biographie die „Handlung: Tristan und Isolde": „Bei Wagner übt König Marke ein überchristliches Verzeihen aus, im seligen Liebestod vereinigen sich auf ewig Tristan und Isolde. Was immer in die Dichtung unnützerweise (sic!) von Manchen hineinphilosophirt worden, was immer für Studien man über König Marke und über den Liebestrank geschrieben hat: das Alles vergißt der Hörer beim Anhören dieser Musik, in welcher das mächtige Fluthen einer unbezähm-

---

[1] So aus Vilmars „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (16. Aufl., S. 148—153). Andere Bearbeiter der deutschen Literaturgeschichte haben allerdings für diese Seite von Gottfrieds Dichtung kein derartiges Urtheil übrig. Für sie ist es viel ergötzlicher und bedeutungsvoller, auszukundschaften, daß Meister Gottfried müsse ein Geistlicher gewesen sein. Eine Andeutung will man finden in der Strophe des Einganges:

> Trib' ich die zît vergebene hin,
> so zîtec ich ze lebene bin,
> sone váre ich in der werlt sus hin
> niht sô gewerldet, alse ich bin.

Das ist gerade so, wie wenn man aus der berühmten Geschichte vom Ei des Columbus erweisen wollte, daß der Entdecker Amerika's in seinen jüngeren Tagen müsse einen Eierhandel betrieben haben.

baren Liebesneigung all unser Sein und Sinnen in seinen Strudel zieht" (S. 77). — Richard Pohl nennt den „Tristan" ein Meisterwerk von Einheit und Ausdrucksfähigkeit des Stiles, von Gewalt der Leidenschaft und Größe der musikalischen Charakteristik. „Er war eine Apotheose der Liebe, die Alles besiegt, ihre Erlösung aber nur durch die Vereinigung im Tode findet" (S. 182).

Wir halten es für überflüssig, noch einen Commentar zu geben. Man maskirt die moralische Häßlichkeit mit einem, freilich nicht unbestrittenen, ästhetischen fait accompli, und erklärt „die schmählichste Verhöhnung der Gattentreue" als eine „Apotheose der Liebe". Wenn König Marke über Sünde, Schuld und Schande seines Weibes segnend[1] die Hand breitet, dann übt er im Sinne und in der Redeweise der Wagnerianer ein „überchristliches Verzeihen". Welche „entrückende" Gewalt muß nicht in den Wagner'schen Kunstwirkungen liegen, wenn man, wie es thatsächlich geschieht, sich so weit davon blenden läßt, daß man glaubt, vor Moral und Gewissen solchen Hohn auf Sitte und Religion rechtfertigen zu können durch den Hinweis, Tristan und Isolde handelten unbewußt und genöthigt durch die Zauberkraft des unheilvollen Trankes! Das ist Selbsttäuschung. So lange es noch zehn Gebote Gottes gibt, ist im sechsten von ihnen das Urtheil über „Tristan" schon gesprochen. Nur der von Kants Autonomie der Vernunft her eingeschmuggelte, unser ganzes modernes Kunstschaffen beherrschende Grundsatz: die Kunst ist sich Selbstzweck; nur Schopenhauer'scher Cynismus erklären, wie das Kunstwerk der Zukunft eine „Handlung" auf unsere Bühne bringen und auf ihr erhalten kann, wie „Tristan und Isolde" von Richard Wagner sie vorführt.

Ursprünglich entnommen aus den der Scham und Sitte, der Treue und Ehre unbewußten Erzählungen der alten keltischen Stämme, bereichert in ihrer Art durch französische Frivolität und Lüsternheit, in gleißendes Gewand deutscher Dichtung gekleidet von einem Manne, dem Widerwille und Unwille gegen den sittlichen Ernst seiner Zeitgenossen den Genius beschwingten — ist diese „Handlung" eingetaucht in die Gluth einer Wort- und Tondichtung, welche, angefacht an der „schweifenden Lohe" der „Walküre", gefeit durch den Pessimismus Schopenhauers, den Feuerzauber der Sinnlichkeit zu einem wahren Flammenmeere entfesseln

[1] Die Regie-Note zum Schlusse des „Tristan" lautet: „Isolde sinkt, wie verklärt, in Brangäne's Armen sanft auf Tristans Leiche. Große Rührung und Entrücktheit unter den Umstehenden. Marke segnet die Leichen."

soll. Und wenn ein ernsterer Mann „dieses fieberglühende Stück", diese „in Musik gesetzte Blöße" zu tadeln wagt, dann wird jede Silbe seiner Worte als Schimpf auf den Meister in Acht und Aberacht erklärt. Dafür aber wird das Meisterwort: „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen, als in der Liebe!" mit folgenden Zeilen commentirt: „Die Musik war die Tochter der Kirche; sie hat den Geist der Religion in seiner vollen Reinheit in sich aufgenommen und läßt ihn nun beseligend und erneuend wieder auf die Nation und die Menschheit zurückstrahlen."[1] Ist das Wahn oder Hohn?

Bei einer solchen Vergewaltigung und Verzerrung der ethischen Momente des Kunstwerkes ist es schon von vornherein unmöglich, daß sein ästhetisches Moment nicht Schaden gelitten habe, besonders bei einem Meister, dessen Anschauungen so rasch und unvermerkt sich auszuwechseln pflegten. Wir läugnen nicht, daß Wagners Genie, und vorab dessen großartige, gestaltende Kraft sich auch im „Tristan" zeigen. Stellen, wie jene Marke's:

Todt denn Alles!
Alles todt?

finden nur in Shakespeare's Tragödien ihre Seitenstücke. Dazu kommt nun im „Tristan" noch die grauenhafte Plastik Wagner'scher Musik. Von eigenthümlicher Kraft und charakteristischer Haltung in Wort und Musik ist auch die eine oder die andere Stelle aus der Partie des Kurwenal. Geradezu hervorstechend präsentirt sich sein Schluß der zweiten Scene im Bescheid an Brangäne:

Das sage sie
der Frau Isold'. —
Wer Kornwalls Kron'
und Englands Erb'
an Irlands Maid vermacht,
der kann der Magd
nicht eigen sein,
die selbst dem Ohm er schenkt.
Ein Herr der Welt
Tristan der Held!
Ich ruf's: du sag's, und grollten
mir tausend Frau Isolden. —
„Herr Morold zog
zu Meere her,

[1] Richard Wagners Bedeutung für die nationale Kunst. Gekrönte Preisschrift L. Nohls. — Der Preis war ausgeschrieben von dem Vereine deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen: „Concordia".

in Kornwall Zins zu haben;
ein Eiland schwimmt
auf ödem Meer,
da liegt er nun begraben!
Sein Haupt doch hängt
im Iren=Land
als Zins gezahlt
von Engeland.
Hei! unser Held Tristan!
Wie der Zins zahlen kann!"

Die ganze Wucht des Ausdruckes Wagner'scher Kunst sammelt sich auch in Kurwenals Rede an den eintretenden König:

Hier wüthet der Tod.
Nichts and'res, König,
ist hier zu holen.

Aber durch solche Glanzpunkte dürfen wir uns nicht bestechen lassen, dem Ganzen die Vorzüge des Einzelnen zuzusprechen. Wagner forderte übrigens die Kritik dereinst selbst heraus, indem er sich also vernehmen ließ: „An dieses Werk erlaube ich mir die strengsten, aus meinen theoretischen Behauptungen fließenden Anforderungen zu stellen, nicht weil ich es nach meinem System geformt hätte, denn alle Theorie war vollständig von mir vergessen; sondern weil ich hier mit der vollsten Freiheit und gänzlichsten Rücksichtslosigkeit gegen jedes theoretische Bedenken in einer Weise mich bewegte, daß ich während der Ausführung selbst inne ward, wie ich mein System weit überflügelte." Also Wagner über sich selbst hinaus und das Zukunftswerk größer, als des Meisters Plan es vorgezeichnet hat! Und doch suchen wir vergebens nach musikalischen Formen, welche die Musik nicht ewig wird entbehren können und wollen. Da ist kein großer Chorsatz, da sind keine mehrstimmigen Sätze der Hauptpartien. Nur Tristan und Isolde schlagen bisweilen harmonisch vereint ihre musikalischen Pfade ein. Allsogleich bewegt sich aber dann ihr Gesang wieder allein auf seinen endlosen Bahnen, umspielt und gedeutet von den kommenden und fliehenden, drängenden und zwängenden Leitmotiven des Orchesters, das den ganzen Apparat seiner Tonfülle und Klangunterschiede unablässig zur Erregung des nöthigen Sinnenreizes aufwendet. Wagner will nicht mehr nur gefallen, er will aufregen. Es ist, als solle der Hörer durch das unablässige Hin= und Herfluthen, Auf= und Abwogen dieser bestrickenden und betäubenden Instrumentenklänge und ihrer immer neuen, reizvollen Ton= und Klangverbindungen mit ver=

führerischer Gewalt in den wilden Strudel der Leidenschaft hineingerissen werden, welche auf der Bühne entfesselt rast.

Die Musik hat in ihrem weiten, wunderlichen Reiche wohl Weniges oder Nichts, was sich mit der zweiten Scene des zweiten Actes aus „Tristan und Isolde" messen kann. Sie ist ein Riesenspielzeug, gerade recht, seinen Meister zu ergötzen, gewöhnliche Menschenkinder zu erdrücken, für sich selbst zu gewaltig und gigantisch, um noch schön zu sein.

Meister Richard hat mit seinem „Tristan" den Meister Gottfried gewiß nicht in geschmackvoller, krystallheller Darstellung übertroffen, wohl aber in der „gänzlichsten Rücksichtslosigkeit gegen jedes theoretische Bedenken". Maßlosigkeit ist der Hauptfehler der Wagner'schen Werke; aber in dem Grade, wie im zweiten Acte des „Tristan", waltet sie nirgends. Da ist sie in „vollster Freiheit". Von Gottfried wird das künstlerische Darstellungsmittel zur glatten und glänzenden Hülle gewoben, um Sünde und Laster zu umkleiden, damit ihre Häßlichkeit nicht schrecke und vom Werke verscheuche. Wagner nimmt die Ungeheure ohne jene Hülle, schärft noch durch Schopenhauer'schen Jargon die häßlichen Conturen, und mischt dann den Taumelbecher seiner Musik, voll bis zum Rande. Trunken von diesem Zaubermeth, soll sein Publikum vergessen, daß, was hier „gehandelt" wird, unter nüchternen Leuten Scham und Schande erregt. Wenn Alles im Wahne der Sinnenlust aufgeht, dann ist freilich

ertrinken —
versinken —
unbewußt —
höchste Lust!

Wagner braucht sich wirklich nicht zu verwundern, als habe er sein eigenes System überflügelt. Wenn er mit seinem Materialismus und Pessimismus Moral und Ideal der Kunst vergiftet hat, dann bleibt ihm für sein Kunstwerk selbst allerdings nur noch König Marke's Wort übrig:

Die Ernte mehrt' ich dem Tod:
der Wahn häufte die Noth!

Es ist ein heller Widerspruch, wenn Wagner einerseits behauptet, „Tristan" entspreche den strengsten, aus seinen Theorien fließenden Behauptungen, und gleich darauf erklärt, dieses finde gerade deßhalb statt, weil er, alle Theorie vollständig vergessend, nicht nach seinem System geformt habe. Nur in einem Punkte hat er sein System vollständig vergessen oder verlassen — nämlich in Bezug auf den sinnig-sinnlichen Stabreim. Herr Nohl erklärt die Sache so: „Der furchtbar energisch

vordringende Stabreim konnte nach seiner Reinheit nur in der Welt der gewaltigen Götter-, Riesen- und Heldengeschlechter walten. Der nach Innen gekehrte, das innere Welträthsel schmerzlich sinnend ergrübelnde Tristan kann den Stabreim nur gemäßigt verwenden" (S. 67). Das ist tiefsinnig, trifft aber den Nagel kaum auf den Kopf. Wagner hatte eben in seiner Tristan-Quelle den Stabreim nicht vorgefunden, wie in jener des Nibelungenringes. Möglicherweise war er auch zu der Überzeugung gekommen, daß diese Form für den Gesang nicht sonderlich tauge.

Ambros erklärte den Text des „Tristan" für eine Todsünde gegen den Genius der deutschen Sprache. Wir halten dieses Urtheil, in seiner Allgemeinheit genommen, für zu hart. Allein in einer anderen, höheren Sache möchten wir es nochmals und entschieden aussprechen: wir halten „Tristan" für eine Todsünde gegen Gottes Gebot.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung)

III. Die Hauptstadt (1658—1661).

Die Freunde, welche Molière gerathen hatten, nach Paris zu kommen, hielten ihm getreulich Wort und thaten ihr Möglichstes, ihm bei Hofe irgend eine Stellung oder wenigstens einen hohen Gönner zu erwerben. Ohne diese vornehmen Sachwalter wäre es dem Dichter auch wohl auf lange Zeit noch unmöglich gewesen, nicht bloß irgendwie durchzudringen, sondern sich auch nur nothdürftig zu halten.

Das Pariser Publikum jener Zeit war nicht sehr schaulustig, wenigstens nicht der zahlreiche Bürgerstand, und für die verhältnißmäßig wenigen Theaterhabitués war mehr als ausreichend durch zwei stehende Bühnen gesorgt. Die erste und angesehenste, welche man heute wohl als Hoftheater bezeichnen würde, und deren Mitglieder auch wirklich einen geringen Zuschuß aus der königlichen Kasse bezogen und das Recht hatten, sich troupe royale zu nennen, war das Theater des Hôtel de Bourgogne. Diesem stand aber schon seit einigen Jahren das Marais-Theater gefährlich

gegenüber; denn wenn das Hofinstitut von dem Einfluß seiner Beschützer und Gönner einen ihm allein eigenen Glanz erborgte, so strahlte das andere durch ein Repertoire von Neuheiten, wie kein zweites französisches Theater sie damals aufweisen konnte, indem die beiden Corneille ihm ihre Stücke zur Aufführung überließen. Sei es nun der Einfluß der Jansenisten[1], oder vielmehr eine gewisse vorsichtige Nachgiebigkeit der Königin-Wittwe gegen diese politisch wie religiös gefährliche Sekte, oder sei es die ganze, auf gespreizte Vornehmheit gehende Zeitrichtung oder das Übergewicht der Corneille'schen Tragik über seine Komödien, oder sei es endlich das seltsame, selbst fast tragische Ende der letzten berühmten Komiker[2], kurz die Komödie und Posse waren in den beiden Haupttheatern sozusagen in Vergessenheit oder wenigstens in eine Art von Mißachtung gerathen, so daß nur ein ernstes Repertoire und tragische Darsteller sich einigen Erfolg versprechen konnten. Abgesehen von der vornehmen Concurrenz und dem geringen Bedürfniß der Bevölkerung, lag also auch darin eine große Schwierigkeit für Molière's Emporkommen, daß er im ernsten Schauspiel und in der Tragödie nur ein sehr unbedeutendes Talent besaß und auch seine Truppe es bis dahin nur in den Possen zu einiger Meisterschaft gebracht hatte.

Die Freunde vertrauten aber gerade auf diese Meisterschaft und glaubten

---

[1] Auf die Gegnerschaft der Jansenisten gegen die Komödie werden wir im Verlaufe dieser Studie noch ausführlicher zurückkommen müssen, da sie für die Schöpfungen Molière's und deren Geschick von der größten Wichtigkeit war. Über die Beschränkung der Komödie durch Anna von Österreich wegen der jansenistischen Scrupel vgl. **Mémoires de Me de Motteville.**

[2] Das Schicksal dieser Komiker ist um so interessanter, als ihre Namen zu allgemeinen Bezeichnungen in der späteren Komödie wurden. Unter den gewöhnlichen Possenreißern zeichneten sich drei Männer durch ihr lustiges Spiel und durch ihre enge Freundschaft aus. Sie hießen: Gauthier-Garguille, Turlupin und Gros-Guillaume. Sie genossen beim Pariser Volk eines solchen Ruhmes, daß ihr Name selbst dem Cardinal Richelieu zu Ohren kam und der Minister seine Neugier nicht mehr bewältigen konnte. Im Publikum verborgen, hörte er ihnen zu, lachte mit dem Volk und ließ nach der Vorstellung die königlichen Schauspieler zu sich kommen, um ihnen zu befehlen, die drei Possenreißer als Komiker in ihre Truppe aufzunehmen, damit man künftig nicht mehr so trauerselig das königliche Theater verlasse und auch dort einmal lachen könne. Zwei oder drei Jahre spielten die drei Brüder auch wirklich auf der königlichen Bühne, da geschah im Jahre 1634 etwas, was man nicht erwartet hätte. Gros-Guillaume war besonders stark im Nachahmen von persönlichen Eigenheiten und in Grimassen, und so ließ er sich um jene Zeit hinreißen, irgend eine hohe Magistratsperson nachzuäffen, die sofort erkannt wurde. Jene Person erließ aber auch sofort einen Haftbefehl nicht bloß gegen den Schuldigen, sondern auch gegen seine beiden Freunde, die sich nur durch eine schleunige Flucht zu retten vermochten. Gros-Guillaume wurde verhaftet, in den Kerker geführt und starb bald darauf vor Schrecken. Als Gauthier-Garguille und Turlupin dieß vernahmen, starben auch sie bald darauf vor lauter Leid um den Verlust des Freundes. Die drei Schauspieler wollten niemals mit Frauen spielen; denn diese, sagten sie, würden nur dazu dienen, ihr Freundschaftsbündniß zu zerstören. Vgl. Grimarest, a. a. O. S. 1, Anm. 2.

Alles gewonnen, wenn der junge König der neuen Theatergesellschaft gewogen würde. So benutzten sie denn die Mode, wonach es für hohe Herren Pflicht war, sich für das Theater zu interessiren oder gar eine eigene Truppe zur Verschönerung ihrer Festlichkeiten in Dienst zu nehmen, und machten den Herzog von Orléans, Ludwigs jüngeren Bruder, auf Molière und seine Gesellschaft aufmerksam. Der Herzog ging auf die Vorschläge ein und ließ im alten Louvre, im „Salle des gardes" eine Probevorstellung ansagen. Zu dieser wurde nun auch der König eingeladen, und Ludwig sagte für den 24. October 1658 sein Erscheinen huldvollst zu. Alles wäre vortrefflich gewesen, wenn den hohen Herrschaften dem guten Geschmack gemäß nur nicht mit einem ernsten Stücke hätte aufgewartet werden müssen.

Molière wählte den „Nicomède" von Corneille und schärfte seinen Genossen die ganze Wichtigkeit dieses ersten Auftretens ein. Der entscheidende Tag erschien und mit ihm die erste Begegnung Ludwigs XIV. und Molière's. Man braucht nicht gerade ein Molièrist zu sein, um die Tragweite dieser Begegnung für die französische Literatur vollauf zu würdigen. In einem Lande und Zeitalter, wo der König Alles und ohne den König Niemand Etwas war, hing wahrscheinlich Molière's ganze Zukunft an dem Lächeln oder der Langweile, welche der Eindruck dieses ersten Auftretens sein würde. Wir werden im Verlaufe dieser Studie noch oft genug zu verzeichnen haben, welch großen Einfluß Ludwigs Autorität und Interesse auf die Entwicklung des Dichters und seiner Schöpfungen hatten, ja wie sich schließlich der König zum Mitarbeiter des Komikers machte, sobald die „Kunst" des Dichters die Politik des Herrschers unterstützen sollte.

Die Tragödie spielte sich ohne Unfall, aber auch ohne besonderen Beifall ab; „die Schauspielerinnen fand man gut", sagt Grimarest. „Aber Molière fühlte, daß er im ernsten Spiele es niemals dem Theater des Hôtel de Bourgogne zuvorthun würde, und so trat er denn nach der letzten Scene des Nicomède an die Rampe, und nachdem er Sr. Majestät in sehr bescheidenen Ausdrücken für die Güte gedankt hatte, mit welcher Hoch-Sie seine und seiner Gesellschaft Fehler geduldet, fügte er hinzu, daß die Begierde, welche sie Alle beseelte, der Ehre würdig zu sein, den größten König der Welt zu erheitern, sie habe vergessen lassen, daß Seine Majestät ausgezeichnete Spieler, deren schwache Nachahmer sie nur seien, zu ihrem Dienste habe; weil aber Se. Majestät sich gewürdigt habe, ihre Provinzialart zu dulden, so bäte er Sie sehr demüthig um die huldvolle Erlaubniß, Ihr nun noch eines jener kleinen Erheiterungsspiele vorführen zu dürfen, welche ihm einigen Ruf erworben und womit er die Provinzen zu ergötzen pflege. Der König schien zufrieden mit dem Complimente Molière's [1], welches dieser auch mit besonde-

[1] Es war aber auch danach angethan, dem jungen, von sich eingenommenen Monarchen zu gefallen. Ihn, den kaum Zwanzigjährigen, nicht einmal zu einer ganz selbständigen Regierung Gelangten, einfachhin „den größten König der Welt" nennen, war doch genug, und man sieht, wie man schließlich, als Ludwig wirklich etwas geleistet, ihn nicht mehr anders als einen Gott nennen konnte, wie Molière es bekanntlich gethan hat, und zwar in Prosa. Ludwig allein ist also nicht Schuld

rer Sorgfalt ausgearbeitet hatte, und Se. Majestät geruhte das erste der drei Stücke sehen zu wollen, welche Molière aufgezählt hatte."[1]

Das Stück („Le docteur amoureux") und das Spiel gefielen um so mehr, als die Gattung der tollen Posse für den vornehmen Hof fast wieder eine neue Art des Genusses bildete. Ludwig war zufrieden, der Herzog „lachte hell-auf" — und damit war vorderhand Alles gewonnen. Molière erhielt für seine Gesellschaft einen Titel: „Troupe de Monsieur", ein Theater und eine nominelle[2] jährliche Unterstützung von 300 Livres. Wichtiger für den Augenblick als die Geldzulage war die Einräumung des Theatersaales im Petit-Bourbon für die vier Tage der Woche, an denen die dasselbe Local benutzende italienische Gesellschaft nicht spielte. Indeß mußte Molière dem Italiener als Pacht- und Einrichtungsentschädigung die Summe von 1500 Livres ausbezahlen. So konnte er denn endlich unter möglichst günstigen Bedingungen sein Glück in demselben Paris versuchen, das ihm vor seinen Wanderungen nur Unglück gebracht hatte. Und auch jetzt schien der alte Unstern nicht weichen zu wollen. Im „Élomire" erzählt Molière, wie es ihm in der Provinz ergangen, und wie er sich nach zehn Jahren entschlossen, mit seiner geschulten Truppe nach Paris zu ziehen, indem er mit Grund zu hoffen meinte:

„Mit Glanz die alte Scharte auszuwetzen.
So kehrten wir zurück und träumten Wunder.
Auswendig wußten beide Corneille[3] wir,
Und meines Namens bloßer Ruf vermochte,
Daß man uns gleich den Bourbon-Saal anbot.
Heraklius[4] war unser Erstlingsstück,
Und Alles hofft' ich nur so zu bezaubern — —
Mein Gott! Wer hätt's geglaubt? Statt zu gefallen,
Erregten wir nur bares Mißvergnügen.
Der ich gemeint, den Meisterschuß zu thun,
Ich wagte kaum, mich auch nur seh'n zu lassen. . . .
Doch faßt' ich Muth; mit siegesheit'rem Antlitz
Sag' neues Spiel ich an und sprech' zur Menge —
Doch ganz umsonst versuch' ich stets das Glück.
Man pfeift bei Rodogune, wie man gepfiffen
Erst bei Heraklius; dann pfiff man Cinna
Und selbst den schönen Cid aus und Pompejus —
Und tausendmal in all dem Mißgeschick
War ich versucht, mich gleich nur aufzuhängen[5]. . . ."

---

daran, daß er sich für etwas Besseres hielt, als alle Anderen um ihn — man hatte es ihm von Jugend auf in so viel Tonarten vorgesungen, daß er ein Heiliger hätte sein müssen, um es nicht endlich selbst zu glauben.

[1] Grimarest, a. a. O. S. 5.

[2] In der That wurde diese Summe niemals ausbezahlt.

[3] Die Brüder Pierre und Thomas.

[4] Ein Irrthum, es war Nicomède.

[5] Vgl. Élomire hypocondre: Divorce Comique, Sc. II.

Man sieht — immer dasselbe „Mißgeschick“ der Pfeife — aber auch immer derselbe Mißgriff Molière's, im Drama oder in der Tragödie mimische Kränze erringen zu wollen. Außerdem, daß der Dichter für Darstellung ernster Rollen anerkanntermaßen nur wenig Talent besaß, mußte ihm sogar ein wirklicher Vorzug seines und seiner Genossen Spieles in den Augen des großen Publikums schaden. Durch die Aufführung improvisirter Possen und durch das Tragiren vor der ländlichen oder kleinstädtischen Bevölkerung, wahrscheinlich aber zumeist durch ein echt künstlerisches Gefühl hatte Molière bei sich und seiner Truppe im Vortrag eine große Natürlichkeit und lebenswahre Betonung errungen, die jedoch im Gegensatze zu dem traditionellen Declamationston der königlichen Schauspieler stand und darum als bäuerisch und unkünstlerisch verachtet wurde. Daß aber dieser vermeintliche Fehler bei ernsten Stücken noch mehr hervortrat als bei lustigen Possen, liegt auf der Hand.

Allein auch das Genie braucht seine Zeit, sich zu finden und sich finden zu lassen.

Als Molière so Alles gegen seine Erwartung mißlingen sah, that er, wie es im Élomire heißt, „einen verwegenen Sprung — und wo er schon dachte, sein volles Verderben zu finden, da fand er den Hafen“.

Molière ließ nämlich in der Verzweiflung, aber zu seinem Glück, die tragischen Lorbeeren fahren und begnügte sich damit — er selbst zu sein. Er überließ die beiden Corneille dem Hôtel de Bourgogne und gab dafür Molière, und zwar begann er mit dem Étourdi, und siehe:

„Kaum hörte man mein komisch Kauderwelsch — —
Da hatt' ich Aller Herzen auch gewonnen . . .
Und vom Parterre zur Bühne, aus den Logen
Rauscht hundertfältig uns der Beifall zu,
Und mit demselben Beifall fordert man
Drei ganze Monde lang das gleiche Spiel.“ [1]

Dem „älteren Bruder“ folgte dann mit demselben Erfolge das „Dépit amoureux“. Besonders wird auch des komischen Spieles rühmend Erwähnung gethan, denn hier — das fühlten selbst die Pariser — war die Natürlichkeit am Platze und so schrie denn Alles:

„Bravo! Das ist's! So macht und spielt man Stücke!“ [2]

Ein solcher ebenfalls unerwarteter Erfolg ermuthigte Molière, seinen Vorrath an eigenen Stücken komischer Art zu vermehren. Und bei dem ersten Griff, den er in dieser Absicht in das bunte Menschenleben um sich that, beweist er, daß er ein wahrer Dichter und berufener Erneuerer der Komödie war. Er stellte sich diesmal schon insofern auf eigene Füße, als er von dem Intriguen-Canevas und den stehenden Rollen der italienischen Stegreifposse vollständig abließ und ein actuelles Thema mit kühnen, wenn auch noch etwas derben Zügen als Charakterbild behandelte, und am 18. November 1659 dem erstaunten Paris seine „Précieuses ridicules“ vorführte.

[1] Ebendas. [2] Ebendas.

Das Thema lag sozusagen in der Pariser Luft. Molière war sogar nicht der Erste, der es zum Vorwurf der Satire wählte. Bereits Desmarets hatte auf Richelieu's Wunsch in seinen „Visionnaires“ die Schwärmerei und Schöngeisterei der Damen lächerlich gemacht. Dann hatte auch Saint-Evremond seine scharfe Lauge über die Preciösen wie über die Pedanten ergossen. Drei Jahre vor Molière endlich wurde im Marais-Theater ein dreiactiges Lustspiel aufgeführt: „L'académie des femmes“, welches denselben Gegenstand behandelte. Ja noch mehr. Aus einem satirischen Romane des Abbé de Pure: „La précieuse“, hatte die italienische Gesellschaft, welche mit Molière dasselbe Theaterlocal benutzte, einen Lustspiel-Canevas sich zurechtgemacht, den sie noch zu Molière's Zeiten häufig durch ihre Improvisationen ausfüllten. Die Benutzung einiger Punkte dieses Canevas durch Molière ist ziemlich sicher. So besteht, um nur Eines hier anzuführen, auch bei den Italienern die Pointe darin, daß sich zwei Diener in den Kleidern ihrer Herren bei Preciösen einführen, ähnlich wie bei Molière.

Wenn man also auch zugeben muß, daß Molière seinen Stoff nicht allein nicht erfunden, sondern nicht einmal gefunden hat, daß er durch seine ganze Umgebung sogar sehr energisch darauf hingewiesen wurde, ja daß ihm selbst der Rahmen seines Charakterbildes von fremder Hand geboten war, so bleibt doch Eines ohne Widerspruch: von allen Vorgängern und Zeitgenossen hat keiner wie Molière dem Stoffe sein Gepräge aufgedrückt, und keine Arbeit hat, wie die seinige, Zeit und Mode überdauert.

Es war um das Preciösenthum etwas ganz Eigenthümliches, und man würde ihm Unrecht thun, wollte man es bloß in dem komischen Hohlspiegel Molière'scher Komik sehen. Molière selbst glaubt in der Vorrede zu seinem Stücke darauf ausdrücklich hinweisen zu sollen, daß es nach seiner Meinung auch nicht lächerliche Preciösen gebe, „daß die besten Dinge der Gefahr ausgesetzt seien, von schlechten Affen nachgeahmt zu werden, die dann die Geißel verdienen, und daß diese fehlerhaften Nachahmungen dessen, was an sich sehr vollkommen war, von jeher den Stoff der Komödien abgegeben haben u. s. w.“ Auf die gute Seite und die nicht lächerlichen Preciösen wird gewöhnlich nicht genug von den Biographen und Erklärern Molière's hingewiesen[1], und doch hatten diese Preciösen eine sehr glückliche Aufgabe im Kampf gegen die Verwilderung der Sitten und Sprache erfüllt. Wenn sich im Anfang des 17. Jahrhunderts der Geschmack in Frankreich in mancher Beziehung läuterte, die Sprache ein feierlicheres, vornehmeres Gepräge und festere Rundung erhielt, so ist dieß nicht zum Geringsten das Verdienst jener belletristischen Frauen, und viele der glücklichsten Ausdrücke und Wendungen der classischen Sprache des 17. Jahrhunderts verdanken den Preciösen ihre Entstehung[2].

---

[1] Vgl. z. B. das seichte Urtheil P. Lindau's in seinem „Molière“, S. 23 f. Auch Adolph Laun in der Vorrede zu den „Gelehrten Frauen“ in „Molière's Charakter-Komödien“ schildert einseitig die Lächerlichkeiten der späteren Auswüchse, und scheint damit die guten und vernünftigen Anfänge zu verwechseln.

[2] Vgl. Victor Cousin, La société française au XVIIe siècle etc. Paris,

Da nun in sehr vielen Komödien Molière's entweder ausschließlich oder doch im Vorübergehen und anspielungsweise von den Preciösen die Rede ist, so müssen wir nothwendig über diese Gesellschaftserscheinung etwas weiter ausholen.

In seiner Trauerrede auf Madame de Montausier sagt der berühmte Fléchier mit Hinweis auf die ideale Seite des Preciösenthums: „Erinnert euch an jene Zusammenkünfte[1], deren man heute noch mit so vieler Ehrfurcht gedenkt, wo der Geist sich läuterte, die Tugend verehrt wurde unter dem Namen der unvergleichlichen Arthénice, an denen so viel Personen von Rang und Verdienst theilnahmen, und dadurch gleichsam einen auserwählten Hofstaat bildeten, der zahlreich war, aber ohne Durcheinander, bescheiden, aber ohne Zwang, gelehrt, aber ohne Stolz, höflich, aber ohne Gespreiztheit."

Die hier gelobte Arthénice ist Niemand anders als die erste Precieuse, die von Allen einstimmig gefeierte Marquise Cathérine de Rambouillet, geborene de Vivonne (1588); 1600 bereits mit dem Marquis und späteren Feldmarschall d'Angennes vermählt. In Rom und von einer römischen Mutter geboren, hatte sie eine feine Erziehung empfangen und konnte sich später an dem Hofe Heinrichs IV. durchaus nicht heimisch finden, weil dort nur zu vorwiegend die Sitten des Lagers und der Soldatenton sich mit dem Bearner selbst eingebürgert hatten. Die Marquise entschuldigte sich daher mit der Sorge für ihre Kinder, dann auch mit Kränklichkeit und Schwäche, und mied das Hofleben immer mehr, ja gewann eine förmliche Abneigung dagegen. Dafür bildete sie selbst den Mittelpunkt eines kleinen Hofstaates, in dem Alles vertreten war, was Paris an Adel der Geburt und des Geistes aufzuweisen hatte. Bürger wie Prinzen von Geblüt waren ihr willkommen, wenn nur irgend eine Eigenschaft des Geistes und edle Gesinnung sie empfahl. Die Damen waren ebensowenig ausgeschlossen als die Herren, neben Condé und Conti erschienen Corneille und der junge Bossuet; der Cardinal Retz ebensowohl als der damalige Bischof Richelieu; Voiture und Chapelain neben Malherbe und Ménage, kurz in dem „Hôtel Rambouillet" vereinigte sich ein Kreis von Männern und Frauen, die zu den Besten ihres Landes gehörten und die Zierde eines jeden Jahrhunderts sein würden.

Jeden Mittwoch war großer Empfang in dem vielbeschriebenen „blauen Saal" des alten Palais Pisani, und auch weniger Vertraute hatten dann Zutritt. Die eigentlichen „Cabinets"[2] aber hielten sie nur unter Zulassung der vertrauteren Freunde an den übrigen Tagen ab. Mitten im Zimmer stand das große Bett, welches damals noch Sopha und Langstuhl vertrat und auf welchem die vornehmen Damen in voller Gesellschaftskleidung liegend ihre Gäste zu empfangen pflegten, deren Bedienung aber meist

---

Didier, 1858. 2 vols. — Ferner: Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert, von F. Lotheißen. Wien, Gerold, 1878. Bd. I. S. 153—164 und passim.

[1] Im Französischen steht cabinets.

[2] Cabinet zum Unterschied von Salon, also kleine Gesellschaft im Gegensatz zu den großen.

hohen Herren überließen; minder vornehme dagegen saßen später neben demselben und walteten selbst der Ehre ihres Hauses. Die besuchenden Damen reihten ihre Sessel um diesen Bettthron, während die Herren stehend hinter ihnen Platz nahmen, oder wenn sie recht fein und galant waren, ihre Mäntel auf dem Boden ausbreiteten und sich zu Füßen der Frauen niederließen [1].

Das Gespräch solcher vertrauteren Zusammenkünfte war ungezwungen und berührte alle Stoffe, welche eben die jedesmalige Versammlung interessirten. Man fing vielleicht mit einer Tagesneuigkeit an, um mit einer philosophischen Discussion zu enden. Man konnte ebenso lebhaft und ernst einer politischen oder literarischen Frage auf den Grund gehen, als heiter und lachend über eine geistreiche Dummheit scherzen. Die Vorlesung eines neuen Gedichtes, eines Romankapitels oder einer gelehrten Abhandlung wechselte wie natürlich mit einem Gesellschaftsspiel oder einem Tanze; kurz man verbrachte die Zeit auf eine Art, wie es der Mehrzahl der jedesmal Versammelten eben am besten schien — nur Eines war verbannt — Tact- und Geschmacklosigkeiten. Die Marquise erstrebte nämlich nichts Anderes, als im Gesellschaftston und täglichen Verkehr dasjenige zu erreichen, was Malherbe für die Reinheit, Nüchternheit und den gesunden Geschmack in der geschriebenen Sprache zu erlangen sich vorgesetzt und zum Theil auch erzielt hat. Allein was bei einem Schriftsteller in einem Buche leicht und natürlich erscheint, das wird bei gemischten Gesellschaften in gemüthlicher Unterhaltung nur zu gern einseitig, gesucht und gemacht; die Pflege des Schönen, des Geistes und Geschmackes führte zu Schöngeisterei und Geschmacklosigkeiten.

Die Marquise vermochte durch ihren persönlichen Tact und ihre italienisch feine Bildung, vor Allem aber durch ihren außerordentlichen Geist volle 25 Jahre das Scepter ihrer Gesellschaft mit Kraft und Maß zu führen (1620—1645); als dieses Scepter aber immer mehr in die Hand ihrer Tochter Angelika überging, da schlich sich auch das Gespenst der Coterie in den Salon des Hôtel Rambouillet, und wenn diese Coterie auch von allen ähnlichen damals bestehenden und entstehenden die am wenigsten lächerliche und abgeschmackte war, so war und blieb sie doch eine schöngeistige Clique. Die äußere, erlernbare Form vertrat bald genug den mangelnden Geist, die Eitelkeit führte statt des Verdienstes das große Wort, das allgemeine Wohl trat hinter den Interessen des Kreises zurück, die Sucht nach Besonderem verleitete zu Absonderlichkeiten, und was früher bloß ein Abstreifen von Rohheiten gewesen, wurde jetzt zum „Schinden der Natur", was früher Spielerei zwischen ernster Beschäftigung, leichte Arabeske um eine werthvolle Zeichnung gewesen, das trat jetzt als Hauptgesetz und seiner selbst wegen schwerfällig und lächerlich in den Vordergrund.

Doch es war, wie gesagt, ein Unterschied zwischen den einzelnen Coterien, ein Mehr oder Weniger der Lächerlichkeit und des Verfalles. Die beste und

[1] Diese Sitte war übrigens alt und allgemein. Vgl. auch im „Hamlet" den jungen Hamlet während des Theaterspiels zu Füßen Ophelia's sitzend.

vernünftigste blieb nach wie vor diejenige des Hôtel Rambouillet. Die demselben angehörenden Damen hießen, wie die der andern, Précieuses, hatten aber zum Unterschied von den andern noch den Beinamen: „les Spirituelles“[1]. Beide Bezeichnungen waren ursprünglich durchaus keine Spottnamen; die Damen selbst hatten sich dieselben beigelegt oder doch mit Freuden geduldet, daß die Herren ihnen dieselben gaben. Im schroffsten Gegensatz zu den Spirituelles standen die Précieuses galantes, die Begründerinnen der später so frivol werdenden feinen Salons, die ersten Vertreterinnen der epikuräischen Lebensphilosophie, an deren Spitze die bewunderte Ninon de l'Enclos mit ihrem Freunde Saint-Evremond stand, und aus denen später die philosophischen Väter der Revolution und als letzter Sprößling Voltaire hervorging. Während bei den Spirituelles Moral, Philosophie und Ästhetik, ja sogar Religion die Hauptthemata blieben, handelte es sich bei den Galantes besonders um Geist, Witz, Anmuth, Lebensgewandtheit und vorzüglich um Alles, was der Franzose mit dem Worte Galanterie bezeichnet. Als dritte Klasse galten die Savantes, zu denen die Dacier, Deshouillères und Andere gehörten, und die sich mit den eigentlichen Wissenschaften befaßten, auf dem Laufenden der neuesten Entdeckungen und Systeme hielten und auch wohl selbst redend und schreibend in die öffentliche Discussion mischten.

Natürlich hatte der Geist jener Salons auch eine Rückwirkung auf die Literatur. Die Talente ersten Ranges freilich gingen trotz ihrer Verbindung mit den Preciösen ihre eigenen Wege, die Schriftsteller und Dichter untergeordneter Art aber schwammen auch bei ihren Hervorbringungen in dem falschen Fahrwasser ihrer Coterie. So erhalten wir z. B. die Sonette Voiture's, vor Allem natürlich die Romane der Scudéry und der La Fayette. Diese Romane aber wurden ihrerseits wieder das Regelbuch der Unterhaltung, des guten Tons und sogar der Sitten. So geschah es, daß sich nach und nach eine eigene Sprache ausbildete, welche für den nicht Eingeweihten förmlich unverständlich war und das Bedürfniß nach einem eigenen Wörterbuch hervorrief[2]. Wer hätte z. B. errathen können, daß: tracer des chiffres d'amour tanzen — le conseiller des grâces einen Spiegel — la commodité de la conversation einen Stuhl bezeichnen solle? Wie die Sprache, so wurde auch die „Liebe“ nach den Romanen geordnet. Zu größerer Klarheit hatte man sogar Sorge getragen, das ganze Verfahren von der ersten Bekanntschaft der jungen Leute bis zur Verehelichung durch eine Landkarte zu versinnbildlichen. Diese Generalstabskarte der Liebe, die sogenannte „große Karte des Reiches der Liebe“, war von der Madame de Scudéry[3] erfunden und stellte eine förmliche Gegend mit Städten, Bergen, Flüssen, Seen u. s. w. dar, und ein Weg verband die einzelnen Punkte, welche der Liebhaber auf

[1] Spirituelles hier in dem Sinne von geistlich, religiös, klerikal, wie wir heute sagen würden.

[2] Grand Dictionnaire historique des Précieuses, ou la clef de la langue des ruelles, par M. Somaize. Paris, chez Ribou, 1661.

[3] Im ersten Bande der Clélie. Der officielle, auch von Molière gebrauchte Name ist: „Carte de Tendre“.

seiner Reise zu berühren hatte. Über die Ortschaften „Jolis vers“ und „Épîtres galantes“ hat er sich nach dem Städtchen „Complaisance“ zu wenden; von da geht es nach „Petits soins“ und „Assiduités“; so gelangt er nach der Stadt „Tendre“ am Fluß „Estime“; hier hat er sich länger aufzuhalten, um endlich die Hauptstadt des Landes „Tendre“ am Fluß „Neigung“ zu erreichen und dadurch seine Bestrebungen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Daß die Karte durch spätere Zusätze noch ergänzt wurde, ist klar, aber in einer oder der andern Form war sie verpflichtend für Alle, welche auf eine Preciöse Anspruch erheben wollten.

Auch die Etiquette bei den Vereinigungen ward auf das Kleinlichste geregelt. Die Taufnamen hatten einem griechischen, römischen, orientalischen oder sonst erfundenen Namen Platz zu machen, und von dieser Kinderei ist selbst die Marquise de Rambouillet nicht freizusprechen, da sie ihren christlichen Namen Cathérine in Arthénice permutiren ließ[1]. Wie hätte man auch in einem Roman à la Cyrus christliche Personennamen brauchen können, und das galt als erster Grundsatz: „Alles hat im Leben der Preciösen so zu sein und zu geschehen, daß es ohne weitere Idealisirung in einen Roman paßt.“ Also auch der Ton der Unterhaltung. Titel waren verpönt. Man hieß kurz: „ma chère“. Als Einladung wurden Charaden oder Rondeaux geschickt. Zur Empfangsstunde war der Alkoven der Hausfrau phantastisch verziert, das Bett etwas in die Mitte gerückt, so daß von allen Seiten schmale Räume gebildet waren, die sogenannten ruelles, weßhalb denn überhaupt der Versammlungsort und die Versammlung mit diesem seltsamen Titel (les ruelles de Me X.) geziert war. Um zu den Herrlichkeiten der ruelles zugelassen zu werden, mußte man durch einflußreiche Eingeweihte, welche grands introducteurs des ruelles hießen und unter welchen sich die Schöngeister Bellebat und Dubuisson auszeichneten, eingeführt werden, und zuvor bewiesen haben, daß man das berühmte „le fin“ — „le vrai fin“ und „le fin du fin“ verstand, d. h. sowohl die Sprache als die Etiquette der Preciösen im höchsten Grade inne hatte. Die Unterhaltung wurde von der Dame des Hauses vom Bett aus geleitet; für das, was sie wegen ihrer Lage nicht konnte, hatte sie einen besonderen chevalier servant. Unter einem halben Dutzend Poeten und Literaten durften keine ruelles aufweisen, und hatte man keine wirklichen Dichter zur Verfügung, so wurden eben die ersten besten Schöngeister dazu hinaufgeschraubt, und ihre Machwerke um so höher gepriesen, je weniger sie dem Verständniß zugänglich waren. Es ist also leicht glaublich, wenn behauptet wird, daß sich die Chères oft ganze Stunden unterhielten, ohne sich selbst genau zu verstehen. Was schließlich die moralische Seite dieser gesellschaftlichen Krankheit anbelangt, so ist auf das Hôtel Rambouillet nie auch nur der Schatten eines Tadels selbst von strengen Richtern geworfen worden. Auch bei manchen anderen der ruelles fand die damalige Zeit nichts Anstößiges, und es mag auch eben wegen der

[1] Wir sahen eben, daß selbst Fléchier diesen Namen in seiner Trauerrede brauchte.

kleinlichen und ängstlichen Etiquette weniger Gefahr gewesen sein; wie es aber in anderen aussah, geht genugsam aus den Namen der sie Besuchenden hervor. Je mehr aber das Preciösenthum aus den vornehmsten Kreisen in das Bürgerthum hinuntersickerte, mußte es nicht bloß um so reicher an Lächerlichkeit werden, je mehr es an wahrer Bildung fehlte, sondern als eine andere schlimme Folge mußte sich auch die Vernachlässigung der Hausgeschäfte und nicht selten die Störung des Hausfriedens herausstellen.

Vor Allem aber — und das ist nicht genugsam zu betonen — hatte der Jansenismus in den Ruelles die günstigsten Hinterhalte für seine geheimen Umtriebe, wahre Brutstätten seiner Nichtsnutzigkeiten gefunden. Und das war die gefährlichste Seite der Sache!

Bis zu diesem Stadium war also das Preciösenthum zu Molière's Zeiten gediehen, und hier setzte der Dichter ein, um dem Übel ein Ende zu machen.

Er nimmt zwei reiche Bauernmädchen, die eben mit ihrem Vater resp. Onkel vom Lande nach Paris gekommen und gleich von dem Preciösenthum wie berauscht die gesunde Vernunft auf den Kopf stellen. Zwei redliche Freier halten um ihre Hand an — werden aber schmachvoll entlassen, weil sie keine Idee vom fin, vrai fin und fin du fin haben, ja sogar unverzeihlicherweise eine carte de Tendre in ihrem Leben nicht unter Augen gehabt zu haben scheinen. Die Freier ziehen ab und beschließen, sich zu rächen. Sie schicken ihre Diener in vornehmer Kleidung und mit dem Auftrag, die Preciösen[1] zu spielen, zu den beiden Mädchen, um dann, wenn die Komödie auf's Weiteste getrieben, als Diener entlarvt zu werden, wodurch natürlich die beiden Landgänse in eine unaussprechlich lächerliche Stellung gerathen müßten. Man sieht, wie glücklich der Plan ist, um alle Absurditäten der ruelles auf das Greifbarste vorzuführen. In dem Munde der sonst ungebildeten Landmädchen und später der Diener nehmen sich alle Phrasen der Scudéry u. s. w. noch einmal so lächerlich aus, und jeder Zuschauer, wäre er selbst bis dahin ein Anhänger des falschen Geschmackes gewesen, weil er ihn für fein hielt, muß jetzt das Gespreizte, Unvernünftige und Lächerliche mit Händen greifen. Es ist daher eine mit sehr glücklicher Wahrscheinlichkeit erfundene Anekdote, welche Grimarest von Ménage erzählt, welcher der ersten Aufführung der Précieuses ridicules beiwohnte. „Das Stück, so soll er gesagt haben, wurde mit allgemeinem Beifall gespielt, und ich besonders war davon so hingerissen, daß ich schon damals die glücklichen Erfolge desselben voraussah. ‚Mein Herr,' sagte ich zu H. Chapelain beim Hinausgehen aus dem Theater, ‚Sie und ich haben bisher alle Dummheiten gutgeheißen, welche man hier so

[1] Selbstredend hießen die männlichen Besucher und Nachahmer der Précieuses les Précieux, und ihrer waren wahrlich nicht weniger als der Frauen. Wir werden übrigens später den Conversationston der Junker und Marquis kennen lernen, die nicht Précieux waren, und daraus ersehen, wie nothwendig die Preciösen gewesen sind.

sein und mit so viel Vernunft an den Pranger gestellt hat; aber glauben Sie mir, wir werden verbrennen müssen, was wir angebetet haben, und anbeten, was wir verbrannt haben.‘ Und es geschah, wie ich's vorhergesagt; seit jener ersten Aufführung kam man immer mehr von dem Gallimathias und dem verschrobenen Stil zurück.“ [1]

Der Erfolg des Stückes war ein über Erwarten glücklicher; vierundvierzig Vorstellungen folgten auf einander. Nach der Berechnung von Sachverständigen wären aber diese vierundvierzig Vorstellungen für jene Zeit so viel, wie dreihundert für ein heutiges Zugstück. Nach der ersten Aufführung war der Zulauf des Volkes so groß, daß Molière sogar die Eintrittspreise erhöhen konnte.

Neben dem Erfolg aber fehlte es auch nicht an verschiedenen Anfeindungen. Die Getroffenen, welche bis in die höchsten Kreise gehörten, glaubten durch Unterdrückung des Stückes die furchtbare Last der Lächerlichkeit von sich abwälzen zu können, und ein Verbot untersagte wirklich für einige Zeit die weiteren Aufführungen des Schwankes [2]. Molière benutzte die unfreiwillige Unterbrechung, um das Stück einer genaueren Feile zu unterziehen, vielleicht auch wirklich beleidigende Anzüglichkeiten daraus zu entfernen. Dann erlangte er — wohl durch persönliches Dazwischentreten des jungen Königs — die Aufhebung des Verbotes, und ein neuer Jubel begrüßte den „Freigegebenen“. Man erzählt, daß nicht bloß Paris die neue Komödie sehen wollte, sondern man auch aus der Provinz zu den Aufführungen meilenweit herbeiströmte.

Unter solchen Umständen konnte der Dichter leicht die kritischen Angriffe der Coterie auf sich sitzen lassen. Man warf ihm nicht bloß ein Plagiat an den Italienern vor, sondern rechnete es ihm besonders zur Schuld an, daß er in seiner Komödie nicht genugsam zwischen den wahren und falschen, den nicht lächerlichen und lächerlichen Preciösen unterschieden habe. Dieser Vorwurf wird ihm sogar bis auf die heutige Stunde gemacht. Allein es ist wohl zu beachten, daß zu Molière's Zeit, d. h. 1659, nur mehr die Nachblüthe und der Verfall des Preciösenthums herrschte, und dieses in seinen damaligen Auswüchsen wohl kaum einer genaueren Unterscheidung zwischen mehr oder weniger lächerlich werth war, sondern am besten je eher je lieber ganz von der Bildfläche verschwinden durfte. Sodann sind die Auswüchse, welche der Dichter dem Gelächter preisgibt, nur solcher Art, daß sie immer und überall lächerlich und verwerflich sind, und darum selbst bei den besten Preciösen nicht geduldet werden konnten, wenn selbst diese sie an sich gehabt. Darin eben besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den „gelehrten Frauen“

[1] A. a. O. S. 6. Thatsache ist, daß Ménage und Chapelain zu den Preciösen gehörten, ja als Häupter derselben angesehen wurden. Von einer Bekehrung aber ist bei Ménage ebenso wenig die Rede, als bei Chapelain.

[2] Wenn man bedenkt, wie ein späteres Stück des Dichters volle fünf Jahre verfolgt und unterdrückt wurde, und wie jenes Stück sich gleichfalls, nur in wuchtigerer Weise, gegen den Jansenismus kehrte, so zeigen sich die anscheinend bloß von literarhistorischem Interesse getragenen Précieuses in einem ganz anderen Lichte. Es ist das erste Plänklergefecht zu der großen Schlacht des Tartüff!

— welche ja bekanntlich dasselbe Thema wie die Précieuses ridicules behandeln — und dem „Misanthropen“ und mehr noch dem „Tartüff“.

Was Molière zum Gegenstand seiner Komödie macht, ist eine wahre gesellschaftliche Krankheit, der einzig durch Lächerlichmachung beizukommen war. Le ridicule tue, und die Waffe der Satire in Action war hier dem Dichter vom gesunden Menschenverstand in die Hand gegeben. Es war zudem eine zufällige Verirrung des Geschmackes, wie es zu allen Zeiten die Moden sind, und eben darum war sie gleichsam das natürliche Opfer der Komödie, weil diese allein den Zauber der conventionellen Hochachtung vor der Verirrung durch ein gesundes Lachen brechen konnte. Nichts Anderes stand in Gefahr bei diesem Lachen. Dieß Lachen war also keine zersetzende Säure, die von dem verrosteten Kunstwerk nicht bloß den Schmutz oder die Verunstaltungen wegfrißt, sondern auch oft gegen den Willen des Meisters das Gold und die zarten Formen des Werkes selbst angreift. Der gute Ton, der gesunde Geschmack und selbst die feinste Lebensart kommen keinen Augenblick in Frage, selbst wenn Alles, was in den Précieuses ridicules belacht wird, vollständig verschwände.

Anders verhält sich die Sache in den ebengenannten weiteren Charakterkomödien.

Gleich bei der ersten Skizze eines eigentlich Molière'schen höheren Lustspiels stehen wir somit vor einer principiellen Erörterung, die für alles Folgende von größter Wichtigkeit ist, und das ist die Frage nach Molière's Begriff, wenigstens praktischem Begriff vom Komischen. In der Einleitung zu dem Druck der Précieuses ridicules sagt er freilich nur wie im Vorübergehen, aber nicht ohne den Nachdruck persönlicher Überzeugung: „que ces vicieuses imitations de ce qu'il y a de plus parfait, ont été de tout temps la matière de la comédie“. Also die fehlerhafte Nachahmung des Besten soll den Stoff der Komödie abgeben.

So erhalten wir denn wirklich Tartüff als imitation vicieuse der Frömmigkeit und Alceste als — nun, als falsche Nachahmung der richtigen Wahrheitsliebe. Indessen sind beide „Nachahmungen des Besten“ durchaus nicht komisch. Der „Menschenhasser“ wirkt in seinem Hauptcharakter durchaus tragisch; das fühlte und sprach auch Goethe aus. Der Tartüff aber kann als Charakter und seinem innersten Wesen nach nur Abscheu erregen. Nur was im Leben lächerlich, das kann in der Kunst komisch sein. So oft also Molière eine lächerliche Übertreibung auf seinem Wege findet, hat er außerordentliches Glück, aber von seinen drei großen Charakterkomödien hat nur die eine der „gelehrten Frauen“ dieses Glück. Auch der Charakter des eingebildeten Kranken, der ja in der zweiten Hälfte der Molière'schen Komödien seine Rolle spielt, wie der Cocu in der ersten, könnte hierhin gerechnet werden. Aber auch in diesen beiden Charakteren, wie groß der Unterschied! Nehmen wir Sganarelle im gleichnamigen Stücke aus, so wird Niemand behaupten, daß die Besorgniß, ein betrogener Ehemann zu werden, z. B. in der École des maris oder des femmes u. s. w., komisch sei, und mit Recht merkt man an, wie die ersten Grundzüge des Misan-

thropen gerade in diesen „Komödien“ liegen. Es ist wahr, jede übertriebene Ängstlichkeit ist lächerlich, aber der Zuschauer muß sehen, wo die Übertreibung anfängt Übertreibung zu sein, und das ist nicht immer leicht und klar. Es gibt sogar Fälle, wo die Taxirung, ob etwas Übertreibung oder geordnete Sorge sei, sehr verschieden ist, je nach dem Charakter des Dichters oder des Zuschauers. Das trifft z. B. bei Sganarelle in der École des maris und mehr noch bei Alceste im Misanthropen zu. In diesen Stücken ist also die Komik nicht rein und allgemein. Der große Haufe wird vielleicht Alles belachen, der Edlere im Gegentheil das betrauern, was dieses Lachen verhöhnt. So im Misanthrop — so im Tartüff. Beim Heuchler ist zudem der Boden, auf welchem die Blume des Lächerlichen erwächst, so voll moralischer Fäulniß — der Verbindung nämlich heiliger Formen und teuflischer Gesinnung, daß man über einzelne Scherze und Situationen wohl unwillkürlich lachen muß, über das Ganze aber kein Lächeln feinen Humors und edlerer Freude auf die Lippen kommt. Wir werden natürlich bei den einzelnen Hauptstücken des Weiteren auf ihren komischen Gehalt eingehen müssen; hier wollten und mußten wir nur durch eine allgemeine Skizzirung der berühmtesten Charakterlustspiele darauf hinweisen, wie sich der Molière'sche Begriff des Komischen nicht vollständig mit demjenigen deckt, was sonst mit Recht als komisch bezeichnet wird, und wie sich aus dem eigenthümlichen Begriff auch die manchen Eigenthümlichkeiten der Stücke Molière's selbst erklären.

Es ist eben nicht jede „fehlerhafte Nachahmung des Besten“ komisch, und noch weniger darf jede fehlerhafte Nachahmung des Besten dem Gelächter in einer Komödie preisgegeben werden. Wo mit der „fehlerhaften Nachahmung“ zugleich „das Beste“ in Gefahr kommt, mit dem Fluch der Lächerlichkeit belegt zu werden, oder wo „das Beste“ selbst in der „fehlerhaften Nachahmung“ auf der Bühne erscheinen muß, da darf sich die Komödie nicht mehr anmaßen, heilen zu wollen, weil das einzige Heilmittel, welches sie anwenden kann, eben das zweischneidige Schwert der Lächerlichkeit ist. Ist ferner die „fehlerhafte Nachahmung des Besten“ nicht an sich lächerlich, so soll sich ebenfalls die Komödie nicht zur Sittenverbesserin aufwerfen, eben weil dann die Unsitte nicht mehr zu ihrem natürlichen Gebiet — der Komik — gehört. Das sind anscheinend selbstverständliche Sätze; aber weder Molière noch viele seiner Bewunderer haben dieselben genugsam beachtet. So sehen wir denn auch andererseits, daß der Dichter mit einem Theil seiner Komödien kulturhistorisch gewirkt, durch andere dagegen nur eine sehr zweifelhafte Sittlichkeitsentrüstung hervorgerufen hat. Die Preciösen sind verschwunden, weil er sie lächerlich gemacht und sie getödtet hat; die Heuchler gehen vor wie nach in der Gesellschaft um, und werden umgehen, so lange die Lüge und die Sünde umgeht; die Thorheit stirbt vom Lachen, die Bosheit bedarf eines anderen Siegers; und so ist alles, was bloß Thorheit ist, das natürliche Wild und Opfer der Komödie; die Bosheit aber soll sie andern Verfolgern überlassen. Nach diesem Satze muß man auch das castigat ridendo mores verstehen; nicht moralische Sitten, sondern

conventionelle, zufällige Modesitten, nicht das moralisch Böse, sondern das unvernünftig Thörichte kann und soll die Komödie bessern. Das ist ein hinreichend großes Feld und ein sattsam erhabener Beruf; für das Andere ist die Kanzel und das Leben da. Sehr tief und leider oft nur zu richtig ist das Wort de Bonald's über die Wirkung des Theaters: „Le théâtre corrige les manières et corrompt les moeurs.“

So groß auch der Erfolg der Preciösen sein mochte, Molière mußte für Abwechslung sorgen, und so erschien denn am 28. März[1] 1660 zum ersten Mal die einactige, in Versen geschriebene Posse des „Sganarelle“.

Sehen wir hier selbst von dem Stoffe oder vielmehr von den Hintergedanken ab, welche der Stoff beständig wachruft, so ist auch gleich die ganze Verwicklung und Sprache dieses Stückes gegen die Preciösen ein Rückschritt, — ein Zurückgreifen auf die früheren Intriguenpossen. Und doch ist nicht zu läugnen, daß das Wesen der Komik in diesem Stücke besser zur Geltung kommt, als in manchen besseren Stücken. Die „Moral“ des Stückes und dessen poetischer Gedanke, wie sie in den letzten vier Versen zum Ausdruck gelangen, sind durchaus nicht ohne Verdienst und komischen Werth. Hätten die handelnden Personen, Sganarelle und seine Frau ebensowohl als die beiden Liebenden, sich auch nur ein wenig Ruhe und Nachdenken gegönnt, so wären sie vor dem ganzen über sie gekommenen Trubel, den grundlosen Befürchtungen und lächerlichen Zornesausbrüchen verschont geblieben. Die Leichtigkeit, mit welcher sie Alle auf das nichtssagendste Anzeichen hin gleich das Allerschlimmste befürchten, ist in der That lächerlich; die Strafe, zu welcher sie sich selbst dadurch verdammen, würde selbst dann noch komisch wirken, wenn auch Molière den Charakter des Sganarelle nicht in der grotesken Weise überladen hätte. Gewiß, wie bei Possen überhaupt, so darf man es auch in diesem Stücke mit Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit des Verlaufs, der Voraussetzungen u. s. w. nicht so genau nehmen; der Dichter erfindet und verknüpft eben, wie es ihm zu irgend einer beabsichtigten Verwechslung oder Situation gerade am besten paßt. In Stoff und Sprache freilich huldigt dießmal Molière viel zu stark dem derben Geschmack der Zuschauer im Parterre. Er scheint gerade für „die Gründlinge“ auch einmal ein Zugstück haben schreiben wollen, und erreichte diesen Zweck vielleicht noch vollkommener als bei den „Preciösen“, denn während letztere nach einiger Zeit förmlich vom Repertoire verschwanden, wurde Sganarelle bis zu des Dichters Tod und noch später jedes Jahr mehrmals wiederholt.

Trotz des häßlichen Untertitels und der durch beständige Wiederholung dieses in guter Gesellschaft verpönten Wortes hervorgerufenen und wachgehaltenen häßlichen Hintergedanken ist das Stück nicht im Entferntesten unsittlich oder gefährlich, wenn auch nicht gerade ein Meisterwerk der Kunst und des guten Tones. Dieselbe „Moral“ auf einen anderen Gegenstand angewendet, wäre ein lohnenswerthes komisches Unternehmen. Was übrigens an diesem Stück Molière's eigener Erfindung zuzuschreiben ist, wurde bislang

[1] Oder 28. Mai?

nicht festgestellt — vielleicht gehört ihm wie in den Preciösen auch hier nur die letzte definitive Fassung eines all- und altbekannten Stoffes, worauf nicht bloß die ganze Anlage des Stückes, sondern auch die allgemeine Stimme der damaligen Kritik hinzuweisen scheint[1].

Zwei solcher Erfolge, wie es die Preciösen und der Sganarelle unverkennbar waren, mußten nothwendig die Eifersucht der anderen Theatergesellschaften herausfordern. Es war nicht zu läugnen, Molière war der Mann der Hauptstadt und der fröhlichen Gesellschaft geworden. War es aber wirklich ein Ausfluß der Mißgunst und des gemeinen Neides der königlichen Truppe, wenn plötzlich dem Dichter das bisherige Theaterlocal gekündigt wurde? So wahrscheinlich man auch die Sache zu machen sucht, erwiesen ist sie nicht.

La Grange erzählt in seinem Regîster[2] einfach: „Montag den 11. October (1660) begann man unter den Befehlen des Herrn de Ratabon, Oberintendanten der königlichen Paläste, mit der Niederlegung des ‚Kleinen Bourbon‘, ohne daß man vorher die Truppe davon verständigt hätte, so daß diese nicht wenig überrascht war, sich ohne Theater zu sehen. Man ging sich beim König beklagen; doch diesem sagte Herr von Ratabon, der Platz des Saales sei nöthig für den Bau des Louvre, und da die innere Einrichtung für die Ballette des Königs beschafft und daher dessen Eigenthum sei, so habe er geglaubt, wegen einer Rücksicht auf die Komödie den geplanten Bau des Louvre nicht verzögern zu sollen. Die böse Absicht des Herrn de Ratabon war augenscheinlich. Da indeß die Truppe das Glück hatte, dem König zu gefallen, und der Bruder des Königs Seine Majestät bat, Sie möge das Unrecht, welches man seinen Schauspielern zugefügt, wieder gut machen, so gab der König dem Herrn de Ratabon ausdrücklichen

---

[1] Vgl. Grimarest, a. a. O. S. 6.

[2] Das „Régistre“ des Lagrange oder La Grange dürfte wohl für lange Zeit, vielleicht für immer, das ergiebigste und sicherste Quellenwerk der Molière-Literatur bleiben. „Charles Varlet de la Grange war bei Molière's Lebzeiten dessen Factotum, Ablatus, Oberregisseur, Lieblingsschauspieler und Theaterredner, später succedirte er ihm in der Bühnenleitung, publicirte eine biographische Notiz über den Hingeschiedenen, wie die erste vollständige Ausgabe der Werke desselben. . . . Indem La Grange den materiellen Ertrag jeder Vorstellung auf's Bündigste mit simplen Zahlen in eine Art von Register eintrug, und diese bei außerordentlichen Ereignissen mit ebenso schlichten Worten illustrirte, ist er nicht nur Molière's Registrator, sondern auch der Chronist seines Hauses, seines Theaters geworden.“ Das Register geht von Ostern 1658 bis September 1685. Es wurde vor ungefähr 60 Jahren wieder aufgefunden und mit einem wahren Cult von Seiten der Molière-Schwärmer umgeben. Es besteht eine kleine Special-Literatur eigens über dieses Register, und für Herstellung eines facsimilaren Abdruckes desselben gaben Enthusiasten 20 000 Francs. Was uns mehr interessirt, ist die bis auf diesen Tag als unbestreitbar gebliebene Wahrhaftigkeit und Genauigkeit des Registers, so daß es unbeanstandet als Quelle gelten kann. Vgl. Molière-Museum, I. S. LXXIII ff., und einen theilweisen Abdruck ebendas., 4. Heft, S. 100 ff.

Befehl, die gröbsten Reparaturen des alten Saales im Palais-Royal zu besorgen."

Weitere Quellen über diesen für Molière so harten Schlag besitzen wir nicht. Selbst also zugegeben — was nicht erwiesen ist —, daß die böse Absicht des Herrn von Ratabon augenscheinlich war, so folgt daraus noch nicht, daß dieser von den anderen Theatergesellschaften aufgestachelt war. Das Beste vorderhand war, daß die Gnade des Königs sich der theaterlosen Gesellschaft so rasch erbarmte und ihr den alten Saal des Palais-Royal zuwies. Dieser Raum war bereits ruhmvoll bekannt in der Geschichte der französischen Dramaturgie; denn ihn hatte einst Cardinal Richelieu sich in seinem Hotel herrichten lassen und in ihm seine prunkvollsten Feste mit scenischen Spielen gegeben. Freilich war Richelieu längst todt und seine Feste verrauscht; der Saal war vernachlässigt und befand sich in einem argen Verfall. Die Decke war halb heruntergebrochen, das Gebälk verfault. Daher der Befehl des Königs, wenigstens die baulichen Reparaturen auf seine Kosten vorzunehmen. Allein auch so erforderte die innere Einrichtung noch immer schwere Auslagen für die Molière'sche Gesellschaftskasse, die um so empfindlicher getroffen wurde, je weniger man auf einen solchen Fall gespart hatte. Zudem stand Molière allein; die Italiener kamen erst ein Jahr später wieder nach Paris. So mußte man sich mit den nöthigsten Einrichtungen und einer provisorischen Installirung begnügen. Eine blaue, von Stricken gehaltene Leinwanddecke vertrat den Plafond. Die Logen wurden aus dem alten Theater mit herübergenommen; aber die schönen Decorationen und Maschinerien gehörten den Italienern, und Molière mußte auch hier für die nöthigsten Neubeschaffungen eintreten. Alles in Allem verschlang die Neueinrichtung des Palais-Royal die Summe von 4000 Livres, von denen freilich später ungefähr die Hälfte von den Italienern, denen Molière die Mitbenutzung des Saales gestatten mußte, zurückgezahlt wurde.

Es war überhaupt eine schwere und gefährliche Zeit für Molière gekommen. Denn während er einerseits mit dem neuen Theater viele Auslagen und Sorgen hatte, suchten ihm anderseits seine Feinde auch noch die besten Schauspieler abwendig zu machen. Man glaubte nämlich durch günstige Angebote die einzelnen Mitglieder einer gleichsam auf die Straße gesetzten Truppe leicht bewegen zu können, ihren Director zu verlassen und zu anderen Theatern überzugehen. Allein darin täuschte man sich, und es ist kein schwaches Zeugniß für die Liebe und Anhänglichkeit, welche Molière bei den Seinen genoß, daß auch nicht ein Einziger abtrünnig wurde. „Alle Schauspieler liebten den Sieur de Molière, ihren Führer, der mit einem außerordentlichen Verdienst und Talent eine große Ehrlichkeit und gewinnende Umgangsart verband, welche Alle bewog, ihm zu schwören, daß sie seinem Glücksstern folgen und ihn nimmer verlassen wollten, welche Angebote man ihnen auch machen würde und welche Vortheile sie anderswo auch finden könnten." [1]

---

[1] La Grange, Register. Molière-Museum, 4. Heft, S. 102.

Während das neue Theater eingerichtet wurde, war Molière darauf angewiesen, durch Vorstellungen bei Hof, bei den Prinzen und sonst bei der hohen Geburts- oder Geldaristokratie sowohl die Mittel zum Unterhalt der Gesellschaft als auch die Kosten der Einrichtung des neuen Saales zu erwerben. Diese Art Privatvorstellungen, welche man Visiten hieß, war damals sehr gebräuchlich; ja dieselben gehörten eigentlich zu jedem größeren Feste, und man suchte sich förmlich gegenseitig darin zu überbieten. Der Ertrag dieser Gastspiele war nicht gering; La Grange beziffert die Einnahme während jener dreimonatlichen Frist (11. October bis 21. Januar) auf 5115 Livres, wovon für das neue Theater ausgegeben wurden 2163 Livres. Sechsmal ließ der König die Gesellschaft zu Hof befehlen, und dieses königliche Beispiel wirkte natürlich sehr günstig bei dem Adel und der Finanz.

Endlich am 21. Januar 1661, nach etwas mehr als dreimonatlicher Unterbrechung, konnten die öffentlichen Vorstellungen in dem neuen Theater wieder aufgenommen werden. Damit aber war der Unstern jener Tage noch immer nicht gewichen. Auch als Künstler sollte Molière einen empfindlichen Schlag erleiden. Er hatte für die Gelegenheit der Eröffnung des neuen Hauses eine Novität vorbereitet, die dann auch einige Tage später aufgeführt wurde und — durchfiel. Wie Molière nach all seinem Mißgeschick mit der Tragödie und dem ernsteren Drama doch immer wieder auch auf diesem Gebiete Lorbeeren brechen wollte, kann nur dadurch erklärt werden, daß er selbst fühlen mochte, wie selbst die beste Komödie nicht das Höchste der Kunst sei, und daß der edlere Theil seiner Natur immer und immer wieder Versuche machte, aus der Niedrigkeit der damaligen Possen- und Komödienwelt sich zu den lichteren Höhen des Drama's zu erschwingen. Der tieftragische Zug, wie er kaum bei den besten Dramatikern, Corneille und Racine, packender zu finden ist, lag eben in der innersten Natur Molière's und macht sich in so vielen seiner Lustspiele um so nachdrücklicher Luft, als er gewaltsam zurückgehalten wurde. Es war eben nicht die Tragik, welche Molière mangelte, sondern seine auf das Subjective gerichtete Natur konnte den Rahmen damaliger Mustertragödien nicht ausfüllen. Ihr fehlte eben das Pathos.

„Dom Garcie de Navarre oder der eifersüchtige Prinz" ist eine im Ganzen ziemlich langweilige, auf Stelzen einhergehende, redselige Tragikomödie, ein romantisches Schauspiel ohne viel Handlung und Interesse, das zudem in einer sehr gespreizten, bisweilen fast räthelhaft vertrackten Sprache geschrieben ist. Das Stück bildet eben nur eine freie Bearbeitung des italienischen „Le gelosie fortunate del principe Rodrigo" des Florentiners Cicognini und enthält nur zwei oder drei etwas über das Maß des Allergewöhnlichsten hinausgehende Situationen. Die Lösung ist äußerst schwach, oder vielmehr sie ist gar keine innere Lösung. Die Eifersucht Dom Garcia's lodert in der letzten Scene noch eben so heftig und unverbesserlich als am Anfang, und man sieht durchaus nicht ein, warum das Stück schon zu Ende ist, es wäre denn, daß Donna Elvira den Eifersüchtigen wirklich heirathet — wodurch selbstredend der Eifersucht selbst kein Ende gemacht wird.

Sieht man genau zu, so ist der Hauptgedanke des Dom Garcia derselbe wie derjenige des Sganarelle. In diesem werden die Folgen ungegründeten Verdachtes und grundloser Eifersucht bis zu den äußersten und komischen Wirkungen durchgeführt; in jenem hingegen die Grundlosigkeit und Falschheit selbst des bis zum anscheinend evidenten Thatbefunde gesteigerten Verdachtes durch mehrere eclatante Fälle dargethan, so besonders durch das zerrissene Billet und die als Mann verkleidete Donna Ines. Aber hier wie dort ist es die Eifersucht, welcher der Dichter im Scherz wie im Ernste zu Leibe gehen möchte. Diese Parallele ist unseres Wissens noch von keinem Kritiker gezogen worden, und doch liegt sie so nahe. „Quand vous verriez tout, ne croyez jamais rien“, lautet der letzte Vers des Sganarelle, und Garcia glaubt eben in dem folgenden Stück oft „Alles gesehen“ zu haben, während doch Molière beweist, daß es trotz Allem nichts war. Aber der Gedanke verläßt den Dichter nicht; Sganarelle ist bekehrt, Dom Garcia verheirathet — Molière nimmt in dem folgenden Lustspiel den fatalen Spleen der Eifersucht wieder auf, um ihn noch für lange weder in der Dichtung — noch im Leben fallen zu lassen. Die Eifersucht tritt eben in der Dichtung nur darum so anhaltend und nachdrücklich zu Tage, weil sie um jene Zeit das Leben des Dichters verbitterte. Und so ständen wir denn vor einem der dunkelsten Blätter jenes Buches, das ein neuer Biograph den „Roman Molière's“, d. h. sein Leben genannt hat: der Ehe.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Die Bildung und Erziehung der Geistlichen nach katholischen Grundsätzen und nach den Maigesetzen. Von **Irenäus Themistor.** XIV u. 256 S. Köln, Bachem, 1884. Preis: *M.* 4.

Der Rechtsumsturz von oben, den wir „Culturkampf" nennen, umfaßt nach den Ausführungen des Leipziger Professors Friedberg sechs Gebiete: 1. Der Kirche wurde die Aufsicht über die Schule entzogen; 2. der Bildungsgang der Geistlichen sollte überwacht werden; 3. die Geistlichen können erst nach einer missio civilis ihr priesterliches Amt ausüben; 4. jeder Mißbrauch der geistlichen Gewalt wird von einem obersten Staatsgerichtshof abgeurtheilt; 5. die Jesuiten und verwandte Orden wurden verbannt, die krankenpflegenden Genossenschaften unter Polizeiaufsicht gestellt; 6. das kirchliche Vermögen wurde der staatlichen Verwaltung unterworfen. — Der Regierung liegt nun Alles daran, daß die Katholiken Deutschlands sich allmählich an diesen „Rechts"-Zustand gewöhnen, also der Culturkampf versumpfe. Daß sie sich täusche, konnte sie bisher wahrnehmen; aber auch von katholischer Seite muß unausgesetzt das alte „non possumus" betont werden.

Die vorliegende Schrift des „Irenäus Themistor", hinter welchem Pseudonym sich eine allverehrte Persönlichkeit verbirgt, behandelt den oben unter Nr. 2 angeführten Rechtsumsturz, das „Gesetz" vom 11. Mai 1873 über die Bildung und Erziehung der Geistlichen, oder, wie die amtliche Sprache will, über die „Vorbildung" derselben. Nach einer kurzen Schilderung der schreienden Nothlage der preußischen Katholiken (S. 1—5) entwickelt der Herr Verfasser das Ziel, zu welchem der künftige Priester herangebildet werden muß: Glaube, Liebe zu Christus und seiner Kirche, sittliche Festigkeit, Geist des Gebetes, wissenschaftliche und sociale Bildung (S. 5—21). Hierauf werden die Mittel zur Erreichung jenes Zieles an der Hand der Geschichte dargelegt und zugleich bewiesen, wie in der alten Zeit, an den Universitäten des Mittelalters und in der neueren Zeit, besonders durch die Vorschriften des Tridentinums, stets die Kirche das unbestrittene Recht auf Heranbildung ihrer Kleriker ausgeübt habe, und wie jedesmal ein Einbruch in dieses Recht von Seiten des Staates oder eine etwaige Sorglosigkeit der Bischöfe von den unheilvollsten Folgen für die Gesellschaft gewesen sei. Die Generalseminarien Joseph' II. von Österreich und ähnliche Versuche in Bayern und in einigen protestantischen Staaten des südlichen Deutschlands sind ja eine immerwährende Warnung für alle, welche Vernunft annehmen wollen (S. 21—99). Es folgt nun eine vernichtende Kritik der „maigesetzlichen Bildung

der Geistlichen" (S. 100—140), im Gegensatze zu welcher die Vorzüge der tridentinischen Seminarien (S. 141—187) in's hellste Licht treten, zugleich unter Widerlegung der landläufigen Einwürfe gegen die Seminarbildung, die vom Abgeordneten Kiefer eben wieder im März 1884 in der Karlsruher Kammer herabgeleiert wurden. Der sechste Abschnitt weist nach (S. 188—195), wie der Staat selbst sein Interesse bei einer wahrhaft kirchlichen Priesterheranbildung findet; der siebente: „Die kirchliche Vorbildung des Klerus und die Rechtsfrage" (S. 196 bis Schluß), wie das allgemein-menschliche Recht auf Gewissensfreiheit, wie eine Reihe von positiven Rechtstiteln den Bischöfen die Befugniß zur Heranbildung ihrer künftigen Geistlichen zusprechen: die Bischöfe stehen auf dem Boden des Rechtes, das berüchtigte Maigesetz auf dem des Rechtsumsturzes. Den letzteren Ausdruck gebraucht jedoch der Herr Verfasser nicht. Sechs Anhänge (S. 236—256) schließen das Werkchen.

Wir haben allerdings hiermit bloß ein allzu mageres Gerippe der ausgezeichneten Schrift gegeben, die eben im richtigen Augenblick erschienen, vom Lichte der Wahrheit erhellt, mit der Wärme der kirchlichen Überzeugung geschrieben und vom unbeugsamen Recht in allen Beziehungen so unterstützt ist, daß nur der gewollte, also schuldhafte Irrthum ihr widerstehen kann. Schon bei der zweiten Berathung der Maigesetze hatte der protestantische Abgeordnete Holtz erklärt: „Das Gesetz über die Vorbildung der Geistlichen ist eine schmerzliche Ausnahme-Maßregel für die Theologie-Studirenden; und wir sind der Meinung, daß diese Ausnahme-Maßregel die Quantität sowohl wie Qualität der Theologen in sehr bedenklichem Grade vermindern wird. Wo werden sich künftig selbständige und energische Charaktere finden, die sich einem Studium widmen, in dem sie bei Beginn ihrer wissenschaftlichen Laufbahn schon darauf Bedacht nehmen müssen, bei ihrem späteren Examen zweien Herren zu dienen?" — Dieß war keine Prophezeiung, sondern sofort als unvermeidliche Folge augenscheinlich. So gehen, was die „Quantität" betrifft, von den fünf vollständigen Gymnasien des Bisthums Trier statt früherer 25—35, jetzt nur noch 2 oder 4 und höchstens 6 Jünglinge jährlich zum Studium der Theologie über. Der schlechten „Qualität" entgingen wir Katholiken dadurch, daß unsere Bischöfe ihre Seminarien lieber schlossen, als corrumpiren ließen.

Dem Maigesetze über die „Vorbildung der Geistlichen" lag nicht allein das Bestreben nach Erweiterung der Beamten-Allmacht, sondern auch vielfach das Phantom zu Grunde, die Katholiken in rascherem Tempo zu protestantisiren und so die nationale Einheit fester zu schließen. Preußen aber hat das Gegentheil des Erstrebten erreicht und die Katholiken vielleicht auf immer abgestoßen. Man sieht, wie unklar seine Regierung das Ziel der Erziehung zum Priesterthum aufgefaßt hatte; sie kann es jetzt genauer aus „Themistor" kennen lernen, wird jedoch dann zur Erkenntniß kommen, daß nur die Kirche zu diesem Ziele hinzuleiten vermag.

Was die Schrift insbesondere von der wissenschaftlichen Bildung der Theologen bemerkt, ist der allseitigsten Aufmerksamkeit zu empfehlen, da-

mit auch die theologischen Facultäten wieder multum, nicht multa leisten. Der Herr Verfasser verlangt als Grundlage „eine gründliche und umfassende Vorbildung in der Philosophie", und zwar in der kirchlichen Philosophie, die man allerdings an unseren Staatsanstalten nicht suchen muß; sodann in der Theologie, nicht in jenen vielen Nebenfächern, welche der moderne akademische Industrialismus ausgeheckt hat, nicht in jenem Ballaste von Detailkenntnissen, über welchen die Hauptsache mißachtet wird, sondern in der Dogmatik, der Königin der Theologie, in der Moral, dem Kirchenrechte, der Exegese, an welche sich die Hilfsfächer Kirchengeschichte und Pastoral anschließen.

Noch ungleich wichtiger ist aber die sittliche und ascetische Erziehung zu einem wahrhaft priesterlichen Leben und Wirken.

In diesem Punkte hat das Tridentinum (S. 23. cap. 18) für alle Zukunft Anordnung getroffen durch das Verlangen, daß in allen Bisthümern seminaria puerorum eingerichtet werden sollen, in welchen die Jünglinge a teneris annis bis zum Priesterthum und zum Antritt eines geistlichen Amtes in Tugend und Wissenschaft herangebildet würden.

Wenn je in einer Zeit, so erkannte man damals die unabweisliche Nothwendigkeit solcher Anstalten, wenn nicht die ganze christliche Gesellschaft verkommen sollte. Denn der Niedergang des Klerus im 15. und noch mehr im 16. Jahrhundert, der große Abfall so vieler Priester von der wahren Kirche zur Neuerung schrieb sich von dem Aufhören oder der Corruption der früheren Bursen und Collegien her; unsittliche Studenten werden in den meisten Fällen schlechte Priester, diese aber sind zu Allem fähig; dagegen ist eine unentweihte Jugend die schönste Vorbereitung zum Dienste des Altars. Und damit diese schönste, aber auch gefährlichste Lebenszeit von der sittlichen Fäulniß des Gymnasial- und Universitätslebens nicht angesteckt werde, muß sie in strenger Zucht, eifrigen Studien, unschuldigen Freuden und unter bewährter väterlicher Leitung hinfließen.

Nicht einmal die „Reformatoren" verschlossen sich dieser Erkenntniß. Melanchthon, ein Zeitgenosse des Tridentinums, sagt: „Weil an vielen Orten Mangel an Seelenhirten ist, muß man aus öffentlichen Mitteln ärmere Studenten unterstützen, welche nachher, wenn sie in der christlichen Lehre wohl unterrichtet sind, als Seelsorger den einzelnen Kirchen vorgesetzt werden können. Das ist die alte und wahre Überlieferung der Kirche." Dann fordert er die Fürsten auf, mit allem Eifer dahin zu wirken, „daß diese Institute wieder hergestellt und beibehalten werden, so zwar, daß darin die Schulen aufblühen, die Heilslehre verkündet, und die Studirenden unterrichtet, erzogen und vorbereitet werden, welche später den Kirchen vorstehen sollen". In Betreff der Hochschulen forderte Melanchthon eine Umgestaltung ihrer Lehre und ihrer Disciplin, und sagte von letzterer: „Es ist nothwendig, daß die Sitten mit größerer Strenge beaufsichtigt und geleitet werden, und daß die Jugend in geschlossener Behausung zurückgehalten und zu Übungen der Frömmigkeit angehalten werde" ꝛc. (S. 57).

Noch andere protestantische Zeugnisse für die vom Tridentinum gewünschte

Erziehungsweise der künftigen Theologen werden citirt; sie sind ebenso viele Verurtheilungen des beklagenswerthen Maigesetzes.

Übrigens sind die tridentinischen Anordnungen über Knabenseminarien nichts Anderes, als eine Rückkehr zur altchristlichen Erziehung des Klerus, wie sie schon in den Tagen des heiligen Apostelschülers Polykarp geübt wurde. Bald waren die bischöflichen Wohnungen zugleich Seminarien, bald bestanden eigene Convictorien und bischöfliche Schulen zu diesem Zwecke. An der Spitze von allen stand das Patriarchēum(īum) im Lateran zu Rom, dessen Gänge durch de Rossi mit den merkwürdigen Inschriften aus den Katakomben, gleichsam einer lebendigen Dogmatik, ausgeschmückt worden sind. Alle diese Anstalten standen, wie schon ihr Name „Episcopia" beweist, unter unmittelbarer und ausschließlicher Aufsicht des Bischofs; überhaupt war es vor Kaiser Joseph II. keiner Staatsregierung eingefallen, sich in die Heranbildung der Kleriker einzumischen (S. 21 ff.).

Namentlich kleinere protestantische Staaten Deutschlands verdrehten, als sie nach Napoleon' I. Sturze die katholischen Kirchenverhältnisse neu ordnen wollten, den Begriff der tridentinischen Seminaria puerorum zu einem bloßen Priesterseminare, in welchem die Alumnen erst nach ihren Fachstudien an der Universität noch wenige Monate auf das Priesterthum vorbereitet werden sollten. Mit gutem Rechte protestirte Rom gegen eine solche Corruption des Tridentinums, das ja von teneris annis, von Knaben spricht, die, schon mit dem zwölften Jahr aufgenommen, im Falle der Armuth umsonst unterhalten und unterrichtet werden, die, je nach dem Alter in Klassen abgesondert, bis zur Priesterweihe zu ihrem Stande herangebildet und vom Weltverderbnisse bewahrt werden sollen (S. 227). Ein „Priesterseminar" ist kein Seminarium puerorum im Sinne des Tridentinums.

So erweckt die Schrift, welcher wir die denkbar weiteste Verbreitung wünschen, im Leser die volle Überzeugung, daß der „Staat", d. h. die preußische Regierung mit ihrem unglücklichen „Vorbildungsgesetze" einen schmerzlichen Eingriff in ein ihr ganz fernliegendes Gebiet und in ein fast 2000jähriges Recht der Kirche gewagt hat, also einfach ein Schriftstück zerreißen muß, dessen Entstehung in eine Zeit wildester Leidenschaft gefallen war, ein Gesetz ab irato.

Das Unglücksgesetz vom 11. Mai 1873 hat allerdings unsere blühenden Knaben- und Priesterseminarien in Ruinen gelegt, und wohl nirgends fühlt man den Schlag mehr, als in Trier, das vielleicht die schönsten Anstalten dieser Art aufwies. Während der Nachwuchs von Klerikern gehemmt ist, ringen die verwaisten Pfarrkinder draußen auf dem flachen Lande schmerzlich die Hände nach priesterlicher Hilfe. Aber trotzdem ist man auf katholischer Seite zum Ausharren auch in Sachen der klerikalen Erziehung entschlossen. Unser Recht muß uns einmal wieder werden; und die vorliegende Schrift trägt, so hoffen wir zu Gott, wesentlich in den weitesten Kreisen dazu bei, daß das Unrecht erkannt und die Gerechtigkeit geübt werde.

M. Pachtler S. J.

Die Theologie des heiligen Paulus. Übersichtlich dargestellt von Dr. **Hub. Theophil Simar,** Professor der katholischen Theologie an der Universität zu Bonn. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Gr. 8⁰. XII u. 284 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 3.40.

Man muß dem Herrn Verfasser Dank wissen, daß er seine übersichtliche und gediegene Darstellung des Lehrinhaltes der paulinischen Briefe in zweiter und erweiterter Auflage hat ausgehen lassen. Die Erweiterung ist äußerlich gerechnet 284 Seiten gegen 242 der vorigen Auflage; sie betrifft hauptsächlich die Heranziehung und Verwerthung einiger in der ersten Auflage kaum oder nur flüchtig berührten Stellen, sodann eine größere Ausführlichkeit in der Exegese einzelner Abschnitte mit reichlichen Citaten aus älteren und neueren Exegeten der paulin. Briefe (z. B. hl. Thomas, Estius, Toletus, Salmeron, Calmet, Beelen, Windischmann, Reithmayr, Zill), schließlich die häufigere Mittheilung ansprechender Väterstellen. Durch diese Erweiterung hat das Buch an Werth und praktischem Nutzen gewonnen und bietet der Absicht des Herrn Verf. entsprechend den Candidaten des geistlichen Standes und allen Theologen ein recht anregendes und brauchbares Hilfsmittel zum Studium der ebenso wichtigen als oft schwierigen Briefe des Völkerapostels. Werthvoll ist das beigegebene Sachregister, das für rasche Orientirung sehr dienlich ist (aber in der ersten Auflage fehlte); auch das „Verzeichniß der erklärten Schriftstellen" hat an Umfang bedeutend gewonnen. In der Eintheilung und Anordnung des Stoffes ist keine Änderung vorgenommen worden. Weil wir die erste Auflage des Buches in dieser Zeitschrift nicht besprochen haben, gehen wir noch etwas näher auf den Inhalt ein.

Die Einleitung gibt nach kurzer Besprechung des Begriffes, der Aufgabe und Berechtigung der biblischen Theologie die Ursachen an, aus denen die Lehrdarstellungen der einzelnen Apostel in deren Schriften ein besonderes Gepräge und eine verschiedene Gestaltung erhalten mußten, und geht dann auf den Grundgedanken und apologetischen Charakter der paulinischen Lehrdarstellung über.

Der erste Theil behandelt die Lehre von der Sünde und vom Gesetz — aus beiden setzt sich die Erlösungsbedürftigkeit aller Menschen zusammen. Der zweite Theil führt uns das Werk und die Person des Erlösers vor; der dritte die Aneignung der Erlösungsgnade (Rechtfertigung — Gemeinschaft der Erlösten, Kirche); der vierte die Vollendung der Dinge.

Der Herr Verf. erledigt sich seiner Aufgabe mit ebensoviel Fleiß als Geschick. Der eigentliche Text gibt kurz und bündig die Lehrdarstellung; zahlreiche und oft umfangreiche Anmerkungen bieten dazu die nähere Ausführung und Begründung, oder verweisen auf das einschlägige dogmatische und exegetische Material. In den weitaus meisten Fällen wird man dem Urtheile des Herrn Verf. beipflichten und die gegebene Auffassung als die richtige bezeichnen müssen. Hie und da dürfte aber eine abweichende Erklärung im Rechte sein. So scheint, um Einiges anzuführen, es kaum richtig zu sein, daß

die Judaisten in Galatien das Ceremonialgesetz als unerläßliche Mitbedingung zur Theilnahme am messianischen Heile forderten. Eine solche unverschleierte Forderung ist nach dem Apostelconcil (Act. 15) schwer verständlich; hätten die Judaisten nach demselben in der gleichen offenen und derben Weise die Satzung aufgestellt: nisi circumcidamini, non potestis salvari, so müßte man fast annehmen, das Concil sei nahezu ein Schlag in's Wasser gewesen. Oder man würde einer solchen judaistischen Forderung gegenüber wirklich erwarten, daß der Apostel den Entscheid des Concils förmlich in's Feld führte. Sollte nicht eher Gal. 3, 3: sic stulti estis, ut cum spiritu coeperitis, nunc carne consummemini, der eigentliche Fragepunkt fixirt sein? Die Häresie ist gar sehr proteusartig. Die schroffe Form: non potestis salvari, war im Apostelconcil tödlich getroffen. Die Judaisten ändern die Formel: zur Vollkommenheit, zur vollen Ebenbürtigkeit mit dem auserwählten Abraham u. dgl. sei die Beschneidung nothwendig. Und eine solche Form der judaistischen Bemühungen scheinen die Beweisführungen des Apostels im 3. und 4. Kap. vorzugsweise zu treffen. Eine nähere Begründung kann hier nicht gegeben werden.

Zu der Stelle Gal. 3, 20, dieser crux interpretum, und der S. 109. 110 gegebenen Darlegung ist zu bemerken, daß das semen Abrahae, dem die Verheißung zu Theil wird, nach Gal. 3, 29 offenbar ein Collectivbegriff ist. Derselbe Collectivbegriff ist aber dann auch in 3, 16 enthalten, wie schon der hl. Augustin klar und bündig es ausspricht. Wenn aber das, dann ist die Bezeichnung Deus nicht mehr anwendbar, und die Erklärung, die Verheißung sei von Gott an Gott gegeben worden, dürfte aufzugeben sein. Vielleicht eröffnet sich eher ein Ausweg, wenn man, die Verheißung tibi dabo ... in's Auge fassend, darauf das Hauptgewicht legt, daß der Versprechende selber als die Erfüllung bewerkstelligend auftreten muß. Durch des Mittlers Moses Thätigkeit konnte das nicht geschehen, weil die Verheißung so lautet, daß der Verheißende selbst als erfüllend und thätig erscheinen muß. In dieser Hinsicht ist also für einen Mittler kein Platz. Und in der That ist es im N. T. eben Gott, der seinen Sohn sendet, der diesem das Hochzeitsmahl bereitet, die Jünger beruft, kurz der das messianische Reich, die wahre Verheißung in's Leben einführt. Jetzt ist völlig wahr tibi dabo: Gott selbst nimmt das Werk in die Hand in einer Weise, wie es durch einen menschlichen Mittler nie und nimmer geschehen konnte. Die Verheißung in ihrem Wortlaute weist auf keinen Mittler hin; also ist das Auftreten des Mittlers Moses zugleich der Beweis, daß dessen Thätigkeit jenes tibi dabo u. s. f. nicht in's Werk setzte.

Wenn man unter himmlischem Opfer das versteht, was der heilige Thomas und Estius zu Hebr. 7, 25; 9, 25 bemerken, so ist keine Einwendung zu machen. Aber der Herr Verf. scheint S. 172 f. etwas mehr zu wollen und mit manchen Andern eine eigentliche fortdauernde Opferhandlung Christi im Himmel zu fordern. Will man den Opferbegriff nicht ungebührlich abschwächen, so ist das unzulässig. Für diese Theorie des himmlischen Opfers beruft man sich mit Unrecht auf Hebr. 8, 3. Denn der Sinn der Stelle ist

kein anderer als der, daß Christus Priester ist des himmlischen, nicht des irdischen Heiligthums, d. h. daß er die wahren himmlischen Güter uns durch seine priesterliche Thätigkeit vermittelt, daß er nicht, wie die aaronitischen Priester, am irdischen und vorbildlichen Heiligthum thätig ist. Die lokale Auffassung, als ob Christus Priester wäre im Himmel und nicht auf Erden, ist unmöglich, und 8, 4 kann auch nicht so verstanden werden, einfach schon deßwegen, weil Christus eben auf Erden sein Opfer dargebracht hat. Nicht Erde und Himmel als Aufenthaltsorte setzt der Apostel zunächst einander gegenüber, sondern, wie er das im ganzen Briefe vor Augen hat, das Priestersein in Betreff der irdischen und vorbildlichen Dinge und der himmlischen, wahren Güter; in dieser Weise spricht er von einem Priestersein am irdischen und himmlischen Heiligthum. (Man vergleiche exemplari et umbrae deservire 8, 4; Christus Pontifex futurorum bonorum 9, 11 — Christus hat eine bessere λειτουργία, er ist τῶν ἁγίων λειτουργός, weil und indem er Mittler eines besseren Bundes ist; das ist er aber durch seinen Tod hier auf Erden (cf. 7, 27; 9, 26. 28; 10, 10; 8, 6; 9, 15; 12, 22).

In ähnlicher Weise ist Hebr. 12, 22 eine nicht zunächst lokale, sondern ethische Beziehung ausgesprochen, wie der Herr Verf. S. 232 schön ausführt.

Zu S. 207 möchte ich doch den Zweifel aussprechen, ob Deut. 30, 11 bis 14 sich auf das „mosaische Gesetz" beziehe. Die Rabbiner zählen bekanntlich 248 Gebote und 365 Verbote im Pentateuch, also im Ganzen 613 Vorschriften. Man braucht für die Genauigkeiten dieser Zahlen sich nicht zu engagiren, um doch die Behauptung aufstellen zu können: unmöglich kann Moses von einer solchen Gesetzesmasse einfachhin sagen: mandatum hoc non est supra te, neque procul positum ... sed iuxta te est sermo valde, in ore tuo et in corde tuo. Moses spricht an der beregten Stelle von dem Geiste des Gesetzes, von jenem Einen Hauptgesetz der Liebe zu Gott (vgl. 30, 6. 16. 20); was steht im Wege, daß wir mandatum hoc ... von eben diesem Gesetz der Liebe verstehen, welches den ganzen Dekalog tragen soll? Dann paßt die von Moses entworfene Charakteristik bestens, und die Ausführung bei Paulus (Röm. 10, 8) ist ihrem Grundgedanken nach nicht bloß eine rednerische Anwendung.

In Betreff der Erklärung des κατέχων, 2 Thess. 2, 7, hat der Herr Verf. eine bedeutende Schwenkung vollzogen. In der ersten Auflage ist es Gott oder Christus (S. 236); in der zweiten (S. 273) ist es der Antichrist selber. Aber es wäre doch sonderbar (abgesehen von anderen Bedenken), wenn der hl. Paulus in dem kurzen Abschnitte ein und dieselbe Persönlichkeit mit so verschiedenen und stets neuen Namen belegte; und wie soll dann V. 8 zu V. 7 gefaßt werden? Und soll der Antichrist jener sein, der, weil er noch nicht auftritt, die Ankunft Christi hinhält, also der Hinhaltende einfachhin?

Ich möchte mich gegen den Herrn Verf. S. 251 auf Seite derjenigen stellen, welche in Hebr. 9, 27 nicht das besondere, sondern das allgemeine Gericht erblicken (mit dem hl. Thomas, Estius u. A.). Denn der Vergleich und Beweis des Apostels ist offenbar dieser: der auferstandene Christus

stirbt nicht ein zweites Mal; denn auch der Mensch stirbt nur einmal; gleichwie der Mensch nach dem einen Tode nicht ein zweites Mal stirbt, sondern vom Tode erstehend nur das Gericht zu gewärtigen hat, so starb auch Christus einmal, und dem Auferstandenen steht nicht ein anderer Tod, sondern nur noch die Abhaltung des Gerichtes bevor. Es soll ein Convenienzgrund angegeben werden, warum vom Heiland kein zweiter Opfertod zu verlangen ist. Der liegt aber nur darin, daß auch von der erstandenen Menschheit kein zweiter Tod verlangt wird, sondern das Erscheinen zum Gericht; denn daß vom gestorbenen Menschen kein zweiter Tod erwartet wird, das gibt keinen Vergleichungspunkt ab zur Erhärtung, daß der erstandene Heiland nicht einen nochmaligen Tod über sich ergehen lasse. Die Parallele kann nur gezogen werden mit Hinblick auf den erstandenen Heiland und die erstehende Menschheit.

Es ist wahr, die Redeweise des Apostels ruft mehrmals unwillkürlich den Eindruck hervor, als erwarte er die zweite Ankunft Christi in nicht gar ferner Zeit. Den Zeitpunkt der Parusie wußten die Apostel ebenso wenig als wir. Sie reden von derselben, wie der göttliche Heiland, der allen eschatologischen Reden nach die Gemüther seiner Jünger durch die Erwartung seiner Ankunft stärken, mahnen, trösten wollte. Er spricht ja zu seinen Jüngern, wenn auch mit Rücksicht auf die Jünger der späteren Zeiten: ita et vos cum videritis haec omnia, scitote quia prope est in januis ... vigilate ergo, quia nescitis qua hora Dominus vester venturus sit (Matth. 24, 33. 42) — ideo et vos estote parati (V. 44); vgl. Matth. 25, 13. Marc. 13, 28—37. Luc. 21, 28—36. Der Vergleich mit diesen Äußerungen Christi mag uns manche Redewendung in den apostolischen Briefen minder auffällig machen. — S. 229 hat sich der Druckfehler Mich. 1, 2 statt Malach. 1, 2 aus der ersten Auflage in die zweite herübergerettet.

Mögen diese paar Bemerkungen das Interesse bekunden, mit dem Referent das schöne und reichhaltige Buch des geehrten Herrn Verf. gelesen hat. Er empfiehlt es allen, die sich eingehender mit den paulinischen Briefen und mit den zahlreichen darin niedergelegten dogmatischen Sätzen zu beschäftigen haben, auf das Angelegentlichste als ein recht nützliches Hilfsmittel. Die Polemik gegen außerkirchliche Darstellungen ist sehr maßvoll, kurz, aber bündig und treffend. Für die Lektüre wirkt es etwas störend, daß durch die veränderte Druckeinrichtung der Text und die dazu gehörenden Anmerkungen oft auf verschiedenen Seiten sich finden. Übersichtlicher war die in der ersten Auflage getroffene Anordnung, die freilich wegen des erweiterten Umfanges vieler Anmerkungen kaum mehr beibehalten werden konnte.

J. Knabenbauer S. J.

Synopsis Philosophiae moralis seu **Institutiones Ethicae et Juris naturae** secundum principia Philosophiae scholasticae, praesertim s. Thomae, Suarez et de Lugo methodo scholastica

elucubratae a *Julio Costa-Rossetti* S. J. Gr. 8°. XXIX u. 820 S.

Das vorliegende Werk ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die der Verfasser, gegenwärtig Professor der Philosophie in Preßburg (Ungarn), an verschiedenen philosophischen Lehranstalten gehalten hat, und bringt uns eine gründliche Abhandlung über die gesammte Sitten- und Rechtslehre vom Standpunkte der natürlichen Vernunft. Wir können es nur billigen, daß der Verfasser von der gewöhnlichen Zweitheilung der Moralphilosophie in Ethik und Naturrecht abgegangen ist, um so schon von vornherein dem seit Thomasius aufgekommenen Irrthum vorzubeugen, als ob das Recht etwas rein Äußerliches sei und ein von der Sittlichkeit getrenntes und unabhängiges Gebiet einnehme. Dagegen glauben wir, daß die fünf Theile, in die er sein Werk zerlegt (I. Allgemeine Sittenlehre; II. Allgemeine Theorie des Rechts und der Gesellschaft; III. Familie; IV. Staat; V. Völkerrecht), sich wohl noch unter eine nähere Einheit hätten bringen lassen.

Wir können aus dem reichen, gründlich durchgearbeiteten Material, das uns die vorliegende Philosophia moralis bietet, hier nur Weniges herausheben, um die Aufmerksamkeit der Leser darauf zu lenken.

Im ersten Theile (Allgemeine Principien der moralischen Ordnung, S. 1—193) nimmt P. Costa-Rossetti zur Grundlage seiner Ausführungen die Wahrheit, daß Gott wie der Anfang, so auch das Endziel aller Dinge ist. Der Verfasser zieht hier die Wahrheiten über das letzte Ziel der Schöpfung, die sonst in der Theodicee behandelt zu werden pflegen, in die Ethik, um dadurch eine solidere Grundlage zu gewinnen. Es läßt sich nicht läugnen, daß die einheitliche und zusammenhängende Behandlung aller auf das Ziel der Schöpfung und insbesondere des Menschen sich beziehenden Fragen mehr Klarheit über dieselben verbreitet und uns viel deutlicher die erhabene, gewissermaßen hohepriesterliche Stellung des Menschen im gesammten Weltplane erkennen läßt. Zudem hat der Verfasser diese Fragen mit sichtlicher Vorliebe und ebenso großer Gründlichkeit behandelt. In der Streitfrage, ob in der rein natürlichen Ordnung die Auferstehung des Leibes stattgefunden hätte, entscheidet er sich für die bejahende Ansicht, die er im höchsten Grade wahrscheinlich nennt.

Von der Behandlung des letzten Zieles wendet er sich zur Norm der Sittlichkeit. Vorerst wird festgestellt, daß es eine von der physischen verschiedene sittliche Weltordnung gebe, und dann das Wesen der Sittlichkeit untersucht. Sittlichkeit ist die „Beziehung des freien Actes auf eine Norm" oder sie besteht, wie er sich anderwärts näher und vielleicht besser erklärt, in der Doppelbeziehung (der Abhängigkeit) der Handlung auf den frei sich bethätigenden Willen und auf die Norm des sittlichen Handelns. Die Gründe, mit denen (S. 57 u. 805) bewiesen werden soll, die Sittlichkeit sei etwas reell von dem physischen Sein des Actes Verschiedenes, wollten uns nicht recht überzeugen und scheinen uns schon von Suarez (De actib. hum. disp. I. sect. II. n. 4 sqq.) im Wesentlichen berücksichtigt.

Mit dem hl. Thomas bezeichnet der Verfasser Gott selbst als die letzte Norm der sittlichen Ordnung, als die nächste hingegen die vernünftige Natur des Menschen (natura rationalis hominis adaequate spectata). Letztere Ansicht ist die übereinstimmende der älteren Theologen. Ausführlich wird sodann das Wesen des sittlich Guten und Bösen erörtert.

Auf Grund dieser positiven Darlegungen ist es dem Verfasser ein Leichtes, die Haltlosigkeit der entgegenstehenden irrigen Theorien über Grund und Wesen der Sittlichkeit (Hedonismus, Utilitarismus, Kant'schen Rationalismus u. s. w.) bloßzulegen. Gerne hätten wir hier noch die neuesten Versuche der Herstellung einer sittlichen Weltordnung auf darwinistischer Grundlage, wie sie Herbert Spencer und seine zahlreichen deutschen Nachbeter seit vielen Jahren anstellen, einer kurzen Kritik unterzogen gesehen.

An die Lehre von der Norm und dem Wesen der Sittlichkeit reiht sich die eingehende Besprechung des natürlichen Sittengesetzes, des Gewissens, der Imputabilität, der Tugenden und Laster. Eine übersichtliche Darstellung der Haupttugenden und ihrer Unterabtheilungen geben uns mehrere Tabellen im Anhange.

Gegenstand des zweiten Theiles (S. 194—397) ist das Recht und die Gesellschaft im Allgemeinen. Auch hier geht P. Costa-Rossetti zunächst positiv aufbauend voran, indem er den Begriff des Rechts und der Rechtsordnung eingehend entwickelt, die wahre Bedeutung des Naturrechts, die innige Beziehung des Rechts zur Sittlichkeit und zum Willen des ewigen Gesetzgebers klarlegt, um dann von diesem gewonnenen sicheren Standpunkte aus die modernen Rechtstheorien, besonders diejenige des Königsberger Philosophen und der historischen Schule, zu beleuchten. Die historische Schule stellt uns gewissermaßen die Reaction edler Geister gegen das umstürzende Treiben revolutionärer Doctrinäre dar, die auf Grund willkürlich ersonnener Menschenrechte die gesammte bestehende Gesellschaftsordnung mit Schwert und Hammer zertrümmerten. Leider konnte diese in mancher Beziehung berechtigte Gegenbewegung die richtige Mitte nicht finden, weil man von den Grundsätzen der großen „historischen Schule", d. h. der Lehrtradition der christlichen Vergangenheit, abgegangen war. Es gibt vielleicht in der Geschichte der philosophischen Systeme wenige so lehrreiche Abirrungen, wie diejenige der „historischen Schule", deren Anhänger von so reinem Streben nach Recht und Wahrheit beseelt waren.

Dem Recht entspricht als correlativer Begriff die Pflicht. Daher behandelt der Verfasser im Anschluß an das Recht die Pflicht, zunächst im Allgemeinen, dann im Besonderen die Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Nächsten. Darauf folgt die Besprechung der hauptsächlichsten Rechte, die dem einzelnen Menschen zukommen, vorzüglich des Eigenthums-, Vertrags- und Testirrechts. Letzteres ist, wie der Verfasser gründlich nachweist, ein natürliches Recht [1]. Besonders angesprochen und befriedigt hat

[1] Die gegentheilige Ansicht vertritt Dr. C. Gutberlet in seinem sonst recht empfehlenswerthen und handlichen Leitfaden: „Ethik und Naturrecht" (Münster, Theissing, 1883), S. 125 u. 135.

uns die eingehende Untersuchung über das Wesen der ausgleichenden Gerechtigkeit (S. 281 ff.). Unter den vielen gelungenen Partien des ganzen Werkes gehört diese zu den allerbesten.

Die Lehre über die Gesellschaft im Allgemeinen, mit welcher der zweite Theil abschließt, bildet einen natürlichen Übergang zur Lehre von der Familie (S. 398—468) und dem Staat (S. 469—791), die im dritten und vierten Theile zur Sprache kommen. Beide natürlichen Gesellschaften werden nach allen Beziehungen: Ursprung, Wesen, Bestandtheilen, Zweck und Aufgaben, untersucht. Besonderes Interesse weckt die umfangreiche historische und theoretische Beleuchtung der Sklaverei. In der Lehre vom öffentlichen Recht entscheidet sich P. Costa-Rossetti für den allerdings im Allgemeinen naturnothwendigen Ursprung des Staates durch stillschweigende oder ausdrückliche Übereinkunft (per consensum), wenn er auch die künstliche Vertragsform, wie sie Grotius und namentlich Pufendorf zuerst entwickelt haben, verwirft. Ebenso entschieden vertheidigt er in der Frage von der ursprünglichen Bezeichnung des Trägers der Staatsgewalt die sogenannte Übertragungstheorie. Mit großer Belesenheit zeigt er, daß die von ihm vertretene Ansicht lange Zeit die ganz allgemeine unter den Theologen gewesen sei. Gegen fünfzig Auctoren werden, zum großen Theil mit Angabe ihrer eigenen Worte vorgeführt. Auch an inneren Beweisen läßt er es nicht fehlen. Und doch, sollen wir es gestehen? wir haben zwar den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfassers bewundert, aber unsere Bedenken sind keineswegs alle gehoben. Der Raum gestattet uns nicht, hier auf diese schwierige Controverse einzugehen. Nur eine Bemerkung möchten wir uns erlauben. Der Ausdruck der These 160: „Errant, qui doctrinam scholasticorum de origine societatis civ. per consensum rejiciunt“, ist zu hart. Denn die Zahl der geachteten Schriftsteller, die in neuerer Zeit von der älteren Ansicht abgegangen, ist nicht gering. Sodann darf die Übereinstimmung der Scholastiker in der Übertragungstheorie doch nicht zu hoch angeschlagen werden. Nur sehr Wenige haben diese Frage eingehend erörtert. Zudem erklären sie ausdrücklich (Suarez, Defensio fid. l. III. c. 2. n. 4), es handle sich um eine rein philosophische Frage, die sich aus den Glaubensquellen nicht entscheiden lasse. Wollte übrigens der Verfasser diese Auctorität zu hoch anschlagen, so ließe sich dieselbe als argumentum ad hominem gegen ihn verwerthen.

Das geben wir dem Verfasser gerne zu, daß sich aus den bekannten Worten der Encyklika Leo' XIII.: „Diuturnum illud“ („Quo sane delectu designatur princeps, non conferuntur jura principatus, neque mandatur imperium, sed statuitur a quo sit gerendum“), kein sicherer Beweis hernehmen läßt. Denn es ist schwer glaublich, der Heilige Vater habe beabsichtigt, ohne irgend einen Schein nächster äußerer Veranlassung eine einst allgemeine Ansicht der Theologen zu verwerfen.

Aus den weiteren Ausführungen des Verfassers über das öffentliche Recht sei noch besonders hervorgehoben die klare und gründliche Abhandlung über die Aufgaben der Staatsgewalt und deren Umfang. Wir freuen uns,

daß die hier vorgetragenen Ansichten in allem Wesentlichen mit denen übereinstimmen, welche wir selbst im 21. Ergänzungsheft dieser Zeitschrift entwickelt haben. P. Costa-Rossetti unterscheidet eine zweifache Aufgabe der Staatsgewalt. Die erste und hauptsächlichste besteht darin, daß sie die schon im Naturgesetz enthaltene Rechtsordnung schütze, soweit nothwendig ergänze, auf die jeweiligen concreten Verhältnisse anwende; die zweite und secundäre aber darin, daß sie innerhalb der angegebenen Rechtsschranken das Streben nach der öffentlichen Wohlfahrt fördere, bezw. der Gesammtheit die zum irdischen, dem letzten Ziele des Menschen untergeordneten Glücke erforderlichen Hilfsmittel anbiete. Hieraus folgert er dann, daß die directe Besorgung der Privatwohlfahrt sowohl der einzelnen Individuen als der Familien nicht zur Aufgabe der Staatsgewalt gehört, obwohl diese Wohlfahrt indirect von ihr gefördert werden soll. Im Einzelnen werden hierauf die Aufgaben der Staatsgewalt zuerst auf dem geistigen, dann auf dem materiellen Gebiete weiter ausgeführt. Das Verhältniß der Staatsgewalt zur Schule, zur Religion und Kirche kommt hier zur Sprache. Ebenso werden die Principien der Volkswirthschaft über Production, Circulation und Consumtion der materiellen Güter auseinandergesetzt und die hierauf bezüglichen Aufgaben der Staatsgewalt nach Inhalt und Umfang näher skizzirt. Keine der heute so brennenden socialen Tagesfragen, wie z. B. das Geld- und Creditwesen, Zins und Wucher, die Lohnfrage u. s. w., ist übergangen.

Den Schluß des Werkes bildet das Völkerrecht (S. 792—802), das allerdings etwas stiefmütterlich bedacht wurde. Freilich konnte sich der Verfasser in diesem Theile auf Weniges beschränken, weil er nur die früher dargelegten Principien auf die internationalen Beziehungen der Völker unter einander anzuwenden brauchte.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um dem Leser eine Idee von dem reichen Inhalt dieser neuen „Moralphilosophie“ zu geben. Sollen wir unser Urtheil zum Schluß zusammenfassen, so möchten wir das Werk als eine Frucht langjähriger und gründlicher Geistesarbeit bezeichnen, welche als ein wirklicher Fortschritt und eine wahre Vertiefung auf dem Gebiete der natürlichen Sitten- und Rechtslehre anzusehen ist. Vortrefflich ist es dem Verfasser gelungen, viele Fragen lichtvoller und gründlicher zu behandeln, als dieß gewöhnlich in ähnlichen Handbüchern der Moralphilosophie der Fall ist. Zum Theil verdankt er dieses glückliche Resultat seinem fleißigen Zurückgehen auf die Lehre der Theologen und Philosophen der Vergangenheit. Er hat sich die harte Mühe nicht verdrießen lassen, die Foliobände, in denen die großen Denker der Scholastik die Resultate ihrer Forschungen niederlegten, mit Bienenfleiß zu durchstöbern und die auf diese Weise klargelegten Principien in selbständiger Verarbeitung auf die heutigen Verhältnisse anzuwenden. So ist denn dieses schöne und gründliche Werk ganz im Geiste der bekannten Encyklika Leo' XIII. geschrieben.

Victor Cathrein S. J.

Der Kampf um die katholische Religion im Bisthum Münster nach Vertreibung der Wiedertäufer (1535—1585). Actenstücke und Erläuterungen, zusammengestellt von **Augustin Hüsing.** 8⁰. XVI u. 238 S. Münster, Regensberg, 1883.

Die vorstehende Schrift liefert werthvolle Ergänzungen und Berichtigungen zu dem neunten Bande der Publicationen aus dem königlich preußischen Staatsarchive: „Die Gegenreformation in Westphalen und am Niederrhein. Actenstücke und Erläuterungen, zusammengestellt von Ludwig Keller. Erster Theil (1555—1585). Leipzig 1881.“ Nach der Darstellung Kellers „muß man zur Ansicht kommen, daß damals (um 1570) die Diöcese Münster fast ganz vom katholischen Glauben abgefallen sei. Dem ist aber in Wahrheit nicht so. Denn die Visitations-Protocolle belehren uns, daß unter den 225 Geistlichen der Diöcese, außerhalb der Stadt Münster und außer den Collegiatkirchen, die sich zur Visitation stellten, 17 sich vorfanden, welche der Glaubensneuerung verfallen erkannt wurden, und 31, welche die heilige Communion unter beiden Gestalten spendeten. . . . Für das Oberstift führt Keller zum Beweise namentlich 15 Pfarreien an, die abgefallen wären, sechs, die dem Abfall nahe gewesen, zwei, woselbst das Abendmahl sub utraque specie ausgetheilt, und drei, wo der lutherische Katechismus gebraucht worden wäre. Das ist in Anbetracht der damals existirenden Pfarren des Oberstifts (circa 150) eine große Minderheit. Dieses wäre auch hervorgetreten, wenn Keller auf dieses Verhältniß aufmerksam gemacht hätte. Dadurch aber, daß solches nicht geschehen, und ferner nur die Schatten-, nicht aber auch die Lichtseiten gezeichnet sind, anstatt, wie es recht und billig, die allgemeinen Resultate der Visitation wirklich und wenigstens im Auszuge vollständig mitzutheilen, dadurch liegt die Wahrheit für Den verhüllt, der die Sachlage nicht näher untersucht hat“. Für die Stadt Münster fügen wir noch eine Stelle bei aus dem vom Verfasser nicht benutzten Werke von Lossen: „Der Kölnische Krieg“, welche die obige Auffassung bestätigt. „Dagegen herrschte in der Stadt Münster,“ sagt Lossen, „seit der Niederwerfung der Wiedertäufer die römisch-katholische Kirche unbestritten. In den Pfarrkirchen entsprach Alles genau den römischen Vorschriften. Die Erinnerung an die Greuel der Wiedertäufer verschloß allen religiösen Reform-Ideen die Thore der Stadt. Selbst vom Laienkelch wollte man hier nichts wissen. Daß unter den Münster'schen Geistlichen eifrige und gelehrte Vertheidiger der römischen Kirche damals nicht fehlten — so der Domprediger und Dominicaner Nikolaus Steinlage, die Pfarrer von Lamberti und Servatii, Kaspar Oldius und Johann Kridt, letzterer zugleich Weihbischof —, gibt selbst der hämische, mit den Münster'schen Dingen übrigens wohlbekannte Hammelmann zu.“

Im Folgenden betont Lossen die sittliche Verkommenheit der Geistlichen. Diese läugnet auch Hüsing nicht, er bringt im Gegentheil die eingehendsten Nachweise über die schreienden Mißstände unter den Geistlichen in Stadt und Land. Von den 225 Pfarrgeistlichen, die sich außerhalb Münster den Visitatoren stellten, waren 48 illegitim Geborene, 12 apostasirte Mönche und

115 Concubinarii. Es verdient bemerkt zu werden, daß unter den 30 illegitimi, bei denen das Alter angegeben ist, 23 erst nach 1525 geboren sind. Bei solchen Zuständen hätte es freilich nicht viel gebraucht, der kirchlichen Revolution auch in Münster zu dauerndem Siege zu verhelfen, zumal wenn man bedenkt, in welchem Zustande der Unfreiheit die Kirche sich befand. Es war ja dem Adel gelungen, die wichtigsten Kirchenämter zu einem „Spital" für nachgeborene Söhne zu machen. Bei der Vergebung der verantwortungsvollsten Kirchenämter wurde wenig gefragt nach Tugend und Gelehrsamkeit des Candidaten; Alles aber entschied die Frage: „Hat der Bewerber 16 Ahnen ritterlichen Geschlechtes, oder nicht?" Wie viel Gewicht solchen Ahnenfragen beigelegt wurde, zeigt der damals so vielbesprochene, langwierige Schenking'sche Proceß. Im Jahre 1557 hatte nämlich Papst Paul IV. dem Augsburger Kanonikus Dr. Johann Schenking, einem geborenen Münsteraner aus dem alten Patriziat der Erbmänner, eine in einem päpstlichen Monat erledigte Münster'sche Dompräbende verliehen, auf seine Versicherung hin, daß er von Adel sei. Als Schenking bald darauf von der Pfründe Besitz ergreifen wollte, widersetzte sich das Kapitel, weil er, wie die Münster'schen Erbmänner überhaupt, nicht zu dem rittermäßigen Adel gehöre. Nun begann der wechselreiche Proceß.

Waren aber einmal die wichtigsten kirchlichen Ämter wesentlich an adelige Geburtstitel geknüpft, dann braucht man sich nicht mehr zu verwundern, wenn bei dem Mangel einer sorgfältigen Erziehung dieser Ämterberechtigten die Einkünfte und nicht die Erfüllung der Pflichten den Gegenstand der Sehnsucht bildeten; wenn es zu den seltensten Ausnahmen gehörte, daß ein adeliger Domherr sich die Priesterweihe ertheilen ließ; wenn die Inhaber der Pfründen ihre Einkünfte in Trägheit verzehrten und den kirchlichen Dienst für ein kleines Stück Geld durch feile Miethlinge versehen ließen, die zuweilen nicht einmal ihre Ostern hielten, oft aber durch ihr ärgerliches Leben dem armen Volke zum großen Ärgerniß gereichten. Wir wissen freilich recht wohl, wie gerade der Umstand, daß mächtige Adelsgeschlechter die Domcapitel und andere Pfründen als ihre Domäne betrachteten, in manchen Fällen ein mächtiges Hinderniß für die Protestantisirung und somit für die Verstaatlichung katholischer Stifter war; aber dieß schwächt die gemachten Bemerkungen nicht ab. Die Kirche war u n f r e i, und wir betonen dieß, weil wir die Weise mancher Historiker für unehrlich halten, die alle diese Gebrechen an den Kirchendienern der Kirche selbst zur Last legen. Wir fragen: Ist es ehrlich, einen Menschen zuerst zu binden und zu knebeln und demselben dann die an ihm verübten Missethaten als eigene, persönliche Verbrechen mit spöttischer Schadenfreude ohne Aufhören vorzuhalten? Ist es ehrlich, die Knebelung und Knechtung der Kirche zu loben und die derselben in diesem Zustand aufgedrungenen lasterhaften Diener als die natürliche Frucht kirchlicher Bestrebungen zu einem höhnenden Vorwurf zu machen? Daß die Kirche trotz vielfacher Behinderung und Unfreiheit durch die Sendung von Nuntien und Ordensgenossenschaften, durch die Hebung des Unterrichts und der Erziehung trotz der vielerorts grauenhaften Zustände des 16. Jahrhunderts ein wahr-

haft religiöses und somit auch sittliches Leben in weiten Länderstrecken wiederum zu erzielen wußte, das ist freilich eine That, wie sie nur die von ihrem göttlichen Stifter unterstützte Kirche zu vollbringen vermochte. Für die vorliegende Periode sei nur an die unablässigen Bemühungen Pius' V. und Gregor' XIII. erinnert. Wir stimmen vollständig der Bemerkung des Herrn Verfassers bei, wenn er sagt:

„Überhaupt wird eine unbefangene Prüfung lehren, daß der Apostolische Stuhl, getreu seinen auf unabänderlichen Grundsätzen beruhenden Traditionen, auch zu den religiösen Wirren im Bisthum Münster nicht anders sich hat stellen können, wie er es factisch gethan hat, und daß derselbe eigentlich das Bisthum für die katholische Kirche gerettet hat. Solches gilt für die Zeit bis zum Tode Johanns von Hoya, wie auch während des nachfolgenden zehnjährigen Wahlstreites." Die Bemühungen des Heiligen Stuhles errangen in diesem langen Wahlstreite den Sieg durch die Wahl des Herzogs Ernst von Bayern, die am 18. Mai 1585 erfolgte.

„Für die Neubelebung des kirchlichen und wissenschaftlichen Geistes, die alle Einsichtsvollen als ein dringendes Bedürfniß erkannten, berief er die Jesuiten nach Münster. Durch verschiedene Anordnungen endlich suchte er den kirchlichen Gottesdienst zu heben, den Lebenswandel der Geistlichen zu regeln und eine strengere Ordnung in den Klöstern zu bewirken." Mit diesen Worten schließt Herr Hüsing seine verdienstvolle Arbeit. Wir können nur dem aufrichtigen Wunsche Ausdruck verleihen, der hochw. Herr Verfasser möge auch in Zukunft durch ähnliche Arbeiten sich neue Verdienste um die Geschichtsforschung erwerben.

B. D.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Leben der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Von Dr. Paulus Melchers, Erzbischof. Mit Titelbild in Stahlstich. Dritte Auflage. 12°. 198 S. Köln, Bachem, 1884. Preis: broschirt 60 *Pf.*; geb. 75 *Pf.*

An die vorigjährige Unterweisung über das Gebet des Herrn schließt der hochverehrte Oberhirt in diesem Jahre eine Erbauungsschrift an, welche zur Belebung der Andacht beim Englischen Gruße förderlich sein soll. Das Leben und die Tugenden Mariens, ihre Auserwählung und ihre Gnadenvorzüge, ihre Verdienste und ihre Verherrlichung werden in einfacher, herzlicher Darstellung dem Geiste des Lesers vorgeführt, um seine Andacht zur Gottesmutter zu beleben, sein Vertrauen auf ihre allesvermögende Fürsprache zu stärken. Der hochwürdigste Herr Verfasser sagt: „Ich habe mich bei der Ausarbeitung der gegenwärtigen Lebensgeschichte auf den Inhalt der heiligen Schrift und solche Überlieferungen beschränkt, welche als die am meisten glaubwürdigen gelten." Er spricht dann die Hoffnung aus: „Da das Leben der heiligsten

Jungfrau ein unübertreffliches Beispiel zur Nachfolge für alle Christen ist und zugleich die reichste Fülle der merkwürdigsten und wunderbarsten Ereignisse und Geheimnisse in sich faßt, die für jeden Gläubigen das größte Interesse haben und überaus lehrreich sind, so wird die vorliegende Schrift vielleicht auch als Leitfaden und Gegenstand der Betrachtung und des inneren Gebetes dienen können." Gerade einen solchen Gebrauch wünschen wir der vortrefflichen Schrift in ausgiebigstem Maße. Insbesondere für die bevorstehende Maiandacht möge sie im ganzen deutschen Vaterlande die weiteste Verbreitung finden!

Betrachtungen auf alle Tage des Jahres für Priester und Laien. Von Joh. Bapt. Lohmann S. J. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage des Handbuches der wahren Frömmigkeit von Br. Vercruysse S. J. Zwei Bände. 8°. 728 u. 938 S. Paderborn, Junfermann, 1884. Preis: *M.* 8.

Sehr richtig hebt der Titel eine gänzliche Umarbeitung des Vercruysse'schen Werkes hervor. Dieselbe ist in der Weise geschehen, daß dem Leser nicht bloß ein vorzügliches Hilfsmittel bei täglicher Betrachtung geboten wird, sondern daß der Priester zumal auch einen reichen Stoff für homiletische Predigt und Erklärung der biblischen Geschichte finden kann. Daß der Verfasser in dieser Weise seine Betrachtungen einrichtete, kann dem Werke nur zur Empfehlung gereichen. — Ein gutes Betrachtungsbuch zu schreiben, ist eben nichts Leichtes; es den Bedürfnissen und dem Geschmack Aller anzupassen, wäre eine unmögliche Aufgabe. Ein unerreichtes Vorbild ausführlicher Betrachtungen mit einer in's Detail gehenden Ausführung der verschiedenen Seelenaffecte werden wohl noch lange die Betrachtungen des ehrw. Ludwig de Ponte bleiben; doch sind dieselben zu umfangreich. — Ein auf weitere Kreise berechnetes Betrachtungsbuch darf nur den Stoff liefern und zugleich Winke geben zur persönlichen Anpassung des Stoffes. Kein Stoff ist natürlich zu verschiedenartigster persönlicher Anpassung geeigneter, als das Leben und Leiden des Erlösers. Dieses soll in seinen einzelnen Phasen möglichst klar dargelegt werden; die Winke für praktische Anwendung sollen theologisch genau und ascetisch durchdacht sein. Alles dieß hat der Verfasser des hier genannten Werkes vortrefflich geleistet. Er bekundet sich als gründlichen Kenner der Exegese, speciell der der Evangelien, nicht minder aber als einen gewiegten Theologen sowohl nach der dogmatischen als nach der ascetischen Seite hin. Wir zweifeln nicht, daß das Buch in weite Kreise hin seinen Weg finden und zur Beförderung des geistlichen Lebens erheblich beitragen werde. Für den Selbstgebrauch sollte keinenfalls die kurze — vielleicht gar zu kurze — Anleitung zur Betrachtung S. 17 u. 18 übersehen werden.

La riforma Gregoriana del Calendario. Discorso scientifico tenuto dal P. Gaspare Stanislao Ferrari d. C. d. G. nella basilica di S. Lorenzo in Damaso alla riunione delle tre Accademie pontificie I nuovi Lincei, L'Arcadia, La Tiberina il 7 Giugno 1883. Roma, tipografia Befani, 1883. (Die Gregorianische Kalender-Reform. Ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten von P. Caspar Ferrari S. J.)

Bekanntlich waren mit dem Ende des Jahres 1882 drei Jahrhunderte seit der Kalenderreform durch Papst Gregor XIII. verflossen. In einer Zeit, die so für wissenschaftlichen Fortschritt schwärmt und die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, durch Feier von Centenarien die Leistungen früherer Zeiten in dankbarer Erinnerung

wieder aufzufrischen, hätte man eine allseitigere Betheiligung an der Säcularfeier erwarten können, als sie sich in der That gezeigt hat. Allein es handelt sich eben um eine Großthat Roms, und das ist für gar Viele genug, alle sonstige Begeisterung in kleinliche Engherzigkeit umzukehren, den sonst so weiten Blick auf einen ungemein beschränkten Horizont einzuengen. Selbst das Zarncke'sche „Literarische Centralblatt", das doch gewiß nicht unter der Höhe der Zeit stehen will, hebt mit Genugthuung die neuesten Leistungen eines Stieve und Schubring hervor (1884, S. 207), wonach weder für das öffentliche Leben noch für die Wissenschaft ein Bedürfniß irgend einer Kalenderreform vorlag. Wir sollen vielmehr diesen Herren glauben, daß es sich im Grunde einzig darum gehandelt habe, ein Umdrucken der Breviere und Meßbücher zu verhüten. Dem gegenüber wollen wir hier nur die Worte unseres großen Kepler anführen, den als Protestanten gewiß Brevier und Meßbuch wenig kümmerten. Sein gerader Charakter verabscheute das thörichte Sträuben so vieler engherzigen Glaubensgenossen, selbst seines alten Lehrers Möstlin, so sehr, daß er an letzteren entrüstet schrieb: „Was treibt das halbe Deutschland? ... Schon seit 150 Jahren fordert die Astronomie die Verbesserung der Zeitrechnung. Worauf wollen wir warten? Bis etwa ein Deus ex machina die evangelischen Magistrate erleuchtet? ... Es ist eine Schande für Deutschland, wenn es allein diejenigen Verbesserungen, welche die Wissenschaften verlangen, entbehrt." — Je mehr man feindlicherseits die Verdienste des Römischen Stuhles in dieser Frage herabzudrücken suchte, um so mehr war man in Rom selbst, so weit die gegenwärtige Lage es gestattet, darauf bedacht, das Jubelfest würdig zu begehen. Am 7. Juni 1883 ward in der prächtig restaurirten Basilica S. Lorenzo in Damaso eine glänzende Feier veranstaltet. Die drei päpstlichen Akademien I nuovi Lincei, L'Arcadia und La Tiberina hatten sich versammelt. Die erste Festrede hielt Se. Eminenz Cardinal Alimonda, welcher in beredter Weise den Triumph und die Vortheile der Reform schilderte. Darauf setzte der Astronom P. Ferrari S. J., Schüler und Nachfolger P. Secchi's, in der hier angezeigten Rede den wissenschaftlichen Werth der gregorianischen Kalenderverbesserung, vor Allem deren Irreformabilität auseinander. Gestützt auf die Ausführungen seines französischen Ordensgenossen P. Escoffier [1] und mit Hinweis auf seine eigene, kurz vorher über die Kalenderreform veröffentlichte Schrift [2] weist P. Ferrari nach, wie die Fortschritte der Wissenschaft, weit entfernt, eine Verbesserung des gregorianischen Kalenders zu erheischen, vielmehr über Erwarten das Wort Gregor' XIII. bewahrheiten, der von dem wissenschaftlichen Auctor der Reform sagt: „Sic restitui posse ostendit, ut Kalendarium ipsum nulli unquam mutationi expositum esse videatur."

Die Haider und Salzburger Thesen über die Handwerkerfrage, Arbeiterfrage und Agrarfrage. Ein nachträglicher Commentar von einem deutschen Mitgliede des Comités katholischer Socialpolitiker. 8°. 68 S. Frankfurt a. M., A. Fösser Nachfolger, 1884. Preis: *M.* 1.20.

Schon bald nach Veröffentlichung der Haider Thesen wurde in dieser Zeitschrift die Vermuthung ausgesprochen, daß die in der Presse vielfach zu Tage tretende Animosität gegen jene Thesen zu nicht geringem Theile auf Mißverständnissen beruhe;

[1] Calendrier perpétuel développé sous forme de calendrier ordinaire. Perigueux 1880.

[2] Il Calendario Gregoriano pel P. Gasp. Stanisl. Ferrari. Roma (Monaldi) 1882.

das erhält durch vorliegende Broschüre seine volle Bestätigung. Der extreme Sinn, welchen man in einigen Thesen finden zu müssen glaubte, war nach Ausweis dieses Commentars vom socialpolitischen Comité nie bezweckt. Der anonyme Verfasser weiß in juristisch sehr gewandter Weise und scharfer — stellenweise nur zu scharfer — Form sowohl die in den Thesen gewählten Ausdrücke zu vertheidigen, als auch die Mängel der erfolgten Interpretationen schonungslos aufzudecken. Discussionen über verschiedene Punkte anzubahnen, ist dem Verfasser augenscheinlich lieb, und diese werden auch schwerlich ausbleiben. Vollständig — das gestehen wir offen — decken sich auch unsere Ansichten mit den seinigen nicht. Weitere Erörterungen von verschiedener Seite her können der Klärung der in Rede stehenden Fragen nur dienlich sein. Das wesentlichste Verdienst dieser Broschüre besteht darin, daß dieselbe nicht geringes Licht verbreitet über die drei im Titel aufgezählten Fragen und über die Art und Weise, wie das Comité sich die zu beschaffende Hilfe dachte. Beachtenswerth sind besonders die Worte über die Organisation des Arbeiterstandes (S. 54) — zur Abwehr einer Verstaatlichung aller gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Worte haben eine größere Tragweite, als ihr nächster, formeller Sinn besagt; sie lauten: „Die Organisation muß wachsen, aus dem Stande selbst heraus wachsen. Dann erst kann der Staat kommen . . . die erwachsene Organisation zu schützen" — ein sehr richtiges, der Staatsomnipotenz und dem Staatssocialismus diametral entgegengesetztes Princip.

Der Schnaps. Eine Schrift für's Volk. Herausgegeben von einer Commission des Verbandes „Arbeiterwohl". Köln, Bachem, 1884. Preis: 20 *Pf.*

Der Verein „Arbeiterwohl" hatte „zur Beherzigung für alle Arbeiterfreunde" schon früher die Broschüre: „Der Branntwein und die arbeitenden Klassen", erscheinen lassen (s. diese Zeitschrift, Bd. XXV. S. 331). Die vorliegende Schrift: „Der Schnaps", wendet sich nun an die breitesten Schichten selbst und weist ihnen die Entbehrlichkeit und Schädlichkeit des Schnapses nach allen Beziehungen in einer volksthümlichen, überzeugenden und zum Herzen dringenden Sprache nach. Es wäre für Seelsorgspriester, Fabrikherren, Arbeiteraufseher und für alle Menschenfreunde wirklich ein Werk des Seeleneifers, sich an der Massenverbreitung der handlichen, bloß 48 Seiten kl. 8° umfassenden Schrift zu betheiligen, die beim Bezuge von 100 Exemplaren auf die Hälfte des Einzelpreises zu stehen kommt. Wer die leiblichen und sittlichen Verheerungen des Schnapses in so manchen Arbeiterfamilien kennt, wird uns verstehen und gern ein kleines Opfer bringen, um das Schriftchen in näherstehenden Kreisen zu verschenken. Allerdings etwas muß der Mann der Arbeit haben: statt des verheerenden Schnapses ein gutes und billiges Bier! Möge daher unsere Gesetzgebung mithelfen, das Bier möglichst wenig oder gar nicht, dagegen den Schnaps desto empfindlicher zu besteuern. Vielleicht trägt das Schriftchen, das wir von Herzen empfehlen, dazu bei, auch nach oben die Geister zu klären.

Martha, oder: Die Fabrikarbeiterin. Von Madame Bourdon. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. Kl. 8°. VIII u. 161 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 1.40.

Die auch in Deutschland bereits rühmlichst bekannte Verfasserin[1] sagt: „Im Aufblicke zum Kreuze wurde dieses Büchlein verfaßt. Wir bieten es den jungen Fa=

[1] Von der vortrefflichen Schrift: „Das Leben wie es ist", erschien vor Kurzem schon die zweite Auflage (Freiburg, Herder, 1883).

brikarbeiterinnen dar als einen schlichten, aber treuen Rathgeber, als einen Freund, dem daran liegt, ihr geistiges und leibliches Wohl zu befördern." Das Büchlein ist also geschrieben in der richtigen Überzeugung, daß die Lösung der socialen Frage in ihrem tiefsten Grunde herauswachsen muß aus der praktischen Erfassung der ewigen Wahrheiten, welche der Welterlöser der Menschheit zum Verständniß gebracht hat. Ohne das praktische Verständniß der Lehre von der christlichen Geduld und Entsagung ist eine materielle Verbesserung des arbeitenden Standes weder erreichbar noch gedeihlich; durch jenes praktische Verständniß jedoch ist jedenfalls Ein bedeutendes Hinderniß auch des zeitlichen Glückes weggeräumt, und zudem wenigstens der innere Herzensfrieden auch dort vermittelt, wo einem nicht christlich gefestigten Sinne durch zeitweilige herbe Noth, welche wegen der beklagenswerthen wirthschaftlichen Verhältnisse unserer Tage nur zu oft bei so Manchen Einkehr hält, das Leben zur Qual und zum Anlaß der Verzweiflung wird: das sind die Ideen, welche in diesem Schriftchen an der Heldin der Erzählung Leib und Leben gewinnen. Es ist in der That eine höchst anziehende und erbauliche Lectüre, wenn die heldenmüthige Aufopferung, die unbesiegliche Geduld in so manchen Wechselfällen und schwindenden Hoffnungen, die zarte Pietät, die Entschiedenheit in der Abkehr von Versuchungen und Versuchern, unter den schlichtesten und einfachsten, ganz aus dem Leben gegriffenen Verhältnissen dem Leser vor die Seele geführt werden: ein noch unverdorbenes Gemüth kann das nur zur Nachahmung stählen, ein verdorbenes zur Umkehr ermuthigen. — Von der Hand einer Frau für ihr Geschlecht geschrieben, bietet das Buch in Ausführung der männlichen Charaktere einige Schwächen; selbst die nach der guten Richtung hin gezeichneten Züge tragen zu sehr das Gepräge bloß natürlicher Festigkeit und Tugend, als ob nicht auch da erst die Verchristlichung der Grundsätze und Motive die wahre Tugend bildeten. Allein die Charakterzeichnung der weiblichen Tugenden ist so trefflich und so ungezwungen, daß das Büchlein wirklich als Leitstern denen in die Hand gegeben zu werden verdient, welche, wie es heutzutage bei einer so großen Anzahl der Fall ist, von Jugend auf in das nicht beneidenswerthe Loos des Fabriklebens hineingeworfen werden.

Die Reformation im Herzogthum Jülich. Von Heinrich Hubert Koch, Divisionspfarrer. Frankfurt a. M., Vereinsdruckerei, 1883.

Der Verfasser hat vorstehende Schrift seiner „Geschichte der Stadt Eschweiler" als „Nachtrag" folgen lassen. Dieselbe beruht auf Quellenstudien und zeigt aus den bis jetzt noch nicht veröffentlichten Acten des Düsseldorfer Stadtarchives, wie unbedeutend die Zahl der Protestanten und die Anfänge ihrer Gemeinden während des 16. und 17. Jahrhunderts im Herzogthum Jülich gewesen. Bisher war die Reformationsgeschichte des Niederrheins nur von Protestanten geschrieben, welche ihre Gemeinden, wie die Adeligen ihre Stammbäume, in möglichst frühe Zeit zu datiren suchten. Wir freuen uns, daß die Local-Kirchengeschichte der Kölner Erzdiöcese auf Anregung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Paulus mit neuem Eifer aufgenommen ist. Sie wird noch manche protestantischen Übertreibungen in ihr Nichts auflösen.

Dramatische Possen für gesellige Vereine. Von einem Freunde derselben. 12°. VIII u. 118 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 1.40.

Der Inhalt der drei Stücke würde sich wohl besser für das eigentliche Figurentheater eignen, als für eine Darstellung durch lebende Personen; doch werden dieselben auch in dieser Bearbeitung bei einer Aufführung auf kleineren Vereinsbühnen ein

dankbares Publikum finden und vielfach Gelegenheit zu einem fröhlichen Abend geben. „Ein Scherz in Ehren — wer will's verwehren?“ sagen auch wir mit dem alten Hebel und wollen die Anforderungen der Kritik nicht gar zu hoch stellen. Nur eine Änderung möchten wir für eine zweite Auflage beantragen: der Kapuziner sollte aus „Rübezahl in Hirschberg“ wegbleiben. Ein Ordensmann ist eine unpassende Figur in einer Posse, welche Rolle er auch spielen mag. Auch wir fragen mit P. Felix (S. 83): „Was wird dann der Guardian dazu sagen — meinen geweihten Habit zu solcher Schelmerei herzugeben?“, glauben aber durchaus nicht mit Rübezahl antworten zu dürfen: „Der wird sich nachher vor Lachen den Bauch heben (!)“. Sonst sind manche recht gelungene Scenen zu loben.

Dichter-Spenden. Gesammelt von Joseph Metzner. Zum Besten des St.-Heinrichs-Vereins für katholische Lehrlinge in Bamberg. 8°. 160 S. Bamberg, Commission Franz Züberlein, 1883.

Dreiundzwanzig Dichter oder doch recht geschickte Dilettanten der Dichtkunst haben sich hier vereinigt, uns einen Blüthenstrauß von etwa 70 Gedichten zu bieten und mit diesem um ein Almosen für den so hochnützlichen St.-Heinrichs-Verein in Bamberg zu betteln. Wenn so, wie es in einem der Gedichte heißt, „die Liebe im Sänger-kleide“ geht, so wird man es gewiß mit dem genauen Sitzen und Passen dieses Kleides nicht so streng nehmen; zudem ist die Anzahl der Beitragenden zu groß, ihre Begabung zu verschieden, um ein allgemeines Urtheil über das Büchlein zu ermöglichen. Die reichste Spende lieferte der Herausgeber selbst, die reichste nicht bloß an Zahl, sondern auch an innerem Gehalt. Dann haben uns neben den schlichten Weisen der Malerin Freifräulein von Oer noch die humoristischen und vorzüglich die Dialektdichtungen Dr. Haupts und von Harttungs als charakteristisch angesprochen. Freilich einmal illustrirt Dr. Haupt nur zu drastisch, daß der Bamberger (S. 121) „an eigner Schlog von Menschen und net fei“ sei. Sehr glücklich war der Gedanke, außer dem Local-dialekt auch die Localsagen zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Vielleicht wird die eine oder andere derselben zu wiederholter Bearbeitung anregen. Wir wünschen dem Büchlein nicht bloß in Bamberg, sondern auch sonst im Reich viele Abnehmer und dadurch dem Heinrichs-Vereine reiche Unterstützung.

Miscellen.

Eine protestantische Kritik in Versen über Janssens Geschichtswerk. Unter dem Motto: „Die stets nur freiheitbegehrende, aber niemals noch freiheitgewährende römisch-katholische Kirche hat zu allen Zeiten den unterdrückten, mißhandelten Menschengeist zum Kampfe der Nothwehr herausgefordert“, sind im vorigen Jahre „Epigramme, Lieder und Jamben zur Geschichte der Menschheit“ von Wilhelm Sehring erschienen. „Nicht eine Zeile“ des über

400 Seiten starken Bandes hat nach den Worten des Verfassers „einen anderen Ursprung, als die Empörung über die Angriffe, welche aus der Gesellschaft, von den Kanzeln, durch die Presse der Ultramontanen und vor Allem auch durch das Janssen'sche Geschichtswerk immer von Neuem direct und indirect gegen den Protestantismus gerichtet wurden".

Jedweden Fehl aus Luthers Lebenstagen
Erschaut dein Blick voll heißer Kampfbegier.
Wie Jäger heimwärts ihre Beute tragen,
Ward er zur Beute, zur willkomm'nen, dir.
So laß auch mich den gleichen Preis erjagen,
Die Römlingskirche sei *mein* Jagdrevier.
Hör' von der Mordsucht ihrer Wollustpfaffen
Mein Zornesbuch. *Du* botest ihm die Waffen;
Durch dich nur ward's geweckt erst und geschaffen.

Man sollt' es kaum für möglich halten; aber trotz dieser Berserkerwuth widmet der zürnende Versifex dem „ultramontanen Historiker Janssen" im 80. Abschnitt seiner Überschwemmung folgenden Hymnus:

Janssens Ruhm und Bedeutung.

Zuerst den Lorbeerkranz auf deine Stirne,
Bevor mit Disteln ich sie kränzen muß;
Zuerst geweiht dir meinen Preisgesang
Und dann mein Lied, das Ruhm und Preis dir weigert.

Der Besten einer jener Kliosboten,
Die, Thaten kündend, Thaten selbst vollbringen,
Hast du geführt den Griffel der Geschichte
Mit kunstgeübter, fester Meisterhand.
Du hast ein Bild vor unsern Blick gezaubert,
So lebensfrisch, so farbenreich, so gluthvoll,
Daß jedes Herz sich d'ran erlaben muß.
Du hast's erkannt, wie nicht das Schlachtentoben,
Wie nicht der Waffen Ruhm und Heldengröße
Ziel sei und Krone alles Völkerringens,
Wie der Geschichte höchster Lichtberuf
Nur im Culturdienst voll sich offenbare.
Die Poesie, ob sie als Dichtung walte,
Ob sie der Tonkunst Harmonien geschaffen,
Ob sie des Pinsels Farbenwelt entfaltet,
Ob sie des Meißels Bildnerwerk vollendet,
Ob sie gethürmt die Dome, die Paläste,
Verherrlicht laut in eig'ner Schönheitsfülle
Voll Gottesweihe all' dein Vorzeitbuch.

Der Besten einer jener Deutschlandsstreiter,
Die uns erheben zu der Geisteshöhe,
Die uns versenken in die Herzenstiefe
Des Heldenvolks, das Herz und Geist vereinet,

Hast du gerungen selbst mit Römlingswaffen
Für deutsche Ehre, deutsche Macht und Größe.
Du hast so kundig uns das Reich erschlossen,
D'rin einst gewurzelt Habsburgs Herrschermacht,
Du hast so rüstig uns von Jahr zu Jahr,
Von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt geführt.

— — — — — — — — — —

Der Besten einer jener Menschheitslehrer,
Die sich als Bürger uns'rer Welt empfinden,
Die Zwietracht nicht und Trennung der Nationen,
Die Einheit suchen und Verbrüderung,
Hast du begehrt, wie's Dante einst begehrte,
Das Kaiserreich, dem Rom die Krone bot,
Hast du erschaut, wie's Dante einst erschaute,
Die ganze Welt als wahres Vaterland.
Und ob auch wir ein Christenthum begehren,
Und ob auch wir ein Menschenthum erschau'n,
Das einer andern, lichtern Zeit entsprossen,
Ein Christenthum, das jeden Glauben ehret,
Ein Menschenthum, das freie Völker eint —
Wir lauschen dennoch gern dem Christengruß,
Der wie ein Hall aus Dante's Geisterchören
Herüberschallt zu deinem Menschheitsbuch.

Ja, die Sehring'sche Muse geht noch weiter und anerkennt in ihrer jambischen Recensionsprosa sogar, daß Janssen die protestantischen Reformations-Legenden entschieden entlarvt habe:

Du hast entdeckt so manche Sündenschuld,
Du hast entlarvt so manchen Heuchlertrug,
Du hast gestraft so manche Frevelthat,
Die uns'rer Kirche Väter auch verübten.
Der Bilder viele, die bewund'rungsvoll
Wir einst gepriesen, lehrtest du erschau'n
Als Farbenklere und als Pfuschermachwerk;
Und mancher Bau, der uns ein Prachtpalast,
Ein lichterfüllter Gottestempel dünkte,
Er schrumpfte ein zur dunklen Krämerbude.
Die ganze Vorwelt uns'res Glaubensringens —
Wir dürfen nimmer läugnen es und bergen —
Seh'n wir durchwogt vom Strom auch der Verderbniß,
Seit du geschwungen deines Forschens Leuchte.

Das wäre nun nahezu zum „Katholischwerden“. Sehrings Muse macht darum schnell eine halbe Wendung und sagt:

Die halbe Wahrheit ist Betrug und Lüge,
Die halbe Klarheit Fälschung und Umnachtung,
Und also hat gelogen und betrogen,
Gefälscht, umnachtet stets dein Römlingsbuch.

Gewonnenes Spiel! Die Muse vergißt Alles, was sie vorher gesagt, fängt zu fauchen und zu deliriren an und erhebt sich u. A. zu der folgenden Apostrophe:

> Du Sklave Roms, du Trugprophet der Nacht,
> Aus deren Dunkel nur ein Licht entflammte:
> Das Licht des Gluthmeers ihrer Scheiterhaufen;
> Durch deren Schweigen nur ein Ruf erscholl:
> Der Schmerzensruf von ihren Folterbänken -
> Du klagst, du jammerst, weil der Lutherbann
> So schlaffe Boten und Verbreiter fand;
> Du heulst, du winselst, weil das Lutherwort
> Verbrannt nicht wurde bis zum letzten Blatt. . . .
>
> Du Sklave Roms, du Nachtprophet des Truges,
> Der zu verleumden nur, zu fälschen weiß —
> Jedweden Splitter in des Bruders Auge
> Hast du erspäht und listig doch verschwiegen,
> Daß er geschnitzt aus eurem Holze war. . . .
> Und wagst zu schmähen, weil ein Pesthauch noch
> Aus eurer Welt zu uns herüberdrang!

Das wäre wirklich erheiternd, wenn es nicht traurig wäre! Aber es ist traurig. Denn Sehrings Jamben deuten ziemlich klar den psychologischen Proceß an, durch welchen viele Protestanten den Eindruck des Janssen'schen Geschichtswerkes von sich abzuweisen suchen. Sie sehen klar genug, daß es aus echt deutschem Geiste hervorgegangen, daß es mit deutscher Gründlichkeit und Redlichkeit geschrieben ist. Sie sehen, daß es der protestantischen Geschichtsbaumeisterei ihre morschen Legendenbuden zusammenreißt. Aber — aber — nun wird es zum „Katholischwerden"; das geht nicht. Also rechtsum kehrt! Allgemeine Menschlichkeit! Allgemeines Christenthum! Janssen sagt die Wahrheit nur halb! Janssen ist ein Lügner! Auf, gegen Rom!

Die psychologischen Etappen sind sehr interessant, obwohl auch schon dagewesen; aber traurig ist es, daß Viele sich so um die Klarheit und Wahrheit selbst beschwindeln, anstatt ehrlich und herzhaft die Legitimation der katholischen Kirche zu erforschen, die mit ihrem unveränderlichen, beseligenden Gottesauftrag an ihr Herz pocht.

Verfassungsmäßige Garantien für die Interessen einer confessionellen Minorität.

Der Antrag des Centrums auf Wiederherstellung der unterdrückten preußischen Verfassungsartikel wurde bekanntlich von dem Abgeordnetenhause am 19. Januar dieses Jahres abgelehnt. Dennoch ist der Antrag nicht vergeblich gestellt worden. Die Discussion desselben hat zur Klärung der Sachlage viel beigetragen. Es ward offenbar, daß Niemand mehr den Culturkampf in Schutz zu nehmen wagte; selbst die verbissensten Culturpauker schwiegen. Der Fortschritt erklärte, daß der Kampf in der Weise, wie er bislang geführt worden, nicht weiter fortdauern dürfe. Die Conservativen zeigten die Bereitwilligkeit für Erlaß von Gesetzen, welche die jetzigen traurigen Zustände beendigen würden.

Die Klärung nach einer anderen Seite hin mußte freilich die Katholiken minder angenehm berühren. Es zeigte sich nämlich, daß für ihre Forderung ein eigentliches Verständniß in den Reihen der Nicht-Katholiken auch jetzt noch nicht vorhanden sei. Diesen schien der Antrag des Centrums vielmehr so unannehmbar, daß sie, mit Ausnahme einiger Fortschrittler, ihn nicht einmal einer Commissions-Berathung für werth erachteten. Es wird sich deßhalb der Mühe lohnen, aus der eigenen Geschichte der deutschen Protestanten zu zeigen, wie billig, ja wie nothwendig jene Forderung des Centrums ist.

Nicht immer bildeten die Katholiken die Minorität im deutschen Reiche. Vor 1866 und noch mehr vor 1803 hatten sie die Majorität. Welche Garantien hat nun in jener Zeit die protestantische Minorität für ihre Interessen zu erlangen gewußt?

In dem Instrumente des westphälischen Friedens war die Bestimmung getroffen, daß in allen Dingen, welche die Religion betreffen, nicht die Majorität der Stimmen entscheiden solle. Sehr lehrreich sind die Verhandlungen, welche zu dieser Vereinbarung führten.

Nachdem 1645 die Deputirten der katholischen und der protestantischen Stände sammt den Gesandten des Kaisers, Frankreichs und Schwedens in Münster und Osnabrück zusammengekommen, faßten die protestantischen Stände gegen Ende des Jahres ihre Klagen und Forderungen zusammen und legten diese ihre „Gravamina“ den Katholiken vor. Für unsere Frage interessirt uns besonders der siebente Punkt: daß nämlich in Sachen der Religion, der Steuern und in anderen Dingen, in denen es sich um einzelne Stände handelte oder die Protestanten die eine und die Katholiken die andere Partei bildeten, die Stimmenmehrheit auf dem Reichstage künftighin nicht gelten sollte [1]. Darauf antworteten die Katholiken: wie anderswo, so sei auch auf dem Reichstage Stimmenmehrheit das einzige Mittel, Streitigkeiten zu schlichten; dieses allgemeine Gesetz habe Geltung, wo keine Ausnahme festgesetzt sei; die Confessionisten (Anhänger der Augsburger Confession) dehnten diese Ausnahme aber so weit aus, daß eine chaotische Verwirrung entstehen müsse [2]. Man sieht, die Katholiken sind gegen eine Ausnahme nicht abgeneigt; nur sträuben sie sich gegen die Ausdehnung derselben. In der That, die Thätigkeit des Reiches wäre völlig gelähmt worden, wenn der Reichstag nicht einmal über Steuern durch Stimmenmehrheit hätte Beschlüsse fassen können. Geraume Zeit bestanden aber beide Theile auf ihren Forderungen; auch eine Conferenz in Osnabrück über die „Gravamina“ hatte keinen Erfolg. Insbesondere wollten die Protestanten, wie von anderen unbilligen Forderungen, so auch von der Verwerfung des Reservatum eccl. durchaus nicht abstehen. Wenn ein Bischof von seinem Glauben und Treu-Eid, unter deren Voraussetzung er einzig und allein seine Würde erhalten hatte, abfiele, so sollte er zum Lohne für diesen Abfall die mit seiner Würde verbundene Landesherrlichkeit als erbliches Fürstenthum behalten. Die Franzosen und die Schweden hetzten die protestantischen Stände zu solch unbilligen Forderungen, da sie bei der Fortsetzung des mörderischen Zwiespaltes möglichst viel Land von Deutschland wegzunehmen hofften. Insbesondere war das Benehmen der französischen Gesandten verwerflich, die jede der beiden Parteien reizten, auf ihren Forderungen zu bestehen [3]. Als so die Verhandlungen nicht weiter voranschritten, wandten sich die Katholiken an die kaiserlichen Gesandten, um deren Meinung über die „Gravamina“ zu erhalten. Diese antwor-

[1] Adami, Relatio historica de pacificatione Westph. Francofurti 1707. p. 110.

[2] Adami p. 129. [3] Adami p. 207.

teten in Bezug auf den fraglichen Punkt: auf die Stimmenmehrheit sei in politischen und Steuer-Angelegenheiten zu sehen, aber nicht in Religionssachen zu bestehen. Die katholischen Stände gingen hierauf sofort ein, obwohl sie die kaiserlichen Gesandten in einigen anderen Punkten für zu nachgiebig hielten [1]. Mit diesem Zugeständniß der Katholiken hätten — das werden wohl auch unsere Gegner zugeben — die protestantischen Stände sich schon bescheiden können; denn damit war unabänderlich für immer eine Majorisirung der Protestanten in Religionssachen ausgeschlossen. Dennoch bestanden diese auf weiteren Forderungen. Nach langem Hin- und Herdisputiren wurden endlich in den Westphälischen Frieden folgende Bestimmungen (V, § 52. Instrum. pacis Caes.-Svec.) über den Schutz der protestantischen Minorität aufgenommen: „In den Sachen der Religion und allen andern Angelegenheiten, wo die Stände nicht als eine Körperschaft betrachtet werden können, sowie auch wenn die katholischen Stände und die der Augsburgischen Confession in zwei Parteien auseinandergehen, soll nur gütliche Beilegung die Streitigkeiten schlichten, ohne Rücksicht auf Stimmenmehrheit. Was die Stimmenmehrheit bezüglich der Steuern betrifft, so soll diese Sache ... bis zum nächsten Reichstag verschoben werden." Außerdem wurde festgesetzt, daß für die außerordentlichen und gewöhnlichen Reichsdeputationen, sowie für die von den Ständen zu dem Reichskammergericht zu ernennenden Präsidenten und Assessoren die gleiche Zahl aus Katholiken und Protestanten genommen werde. So ward durch das vorzüglichste Grundgesetz des Reiches die protestantische Minorität gegen alle Majorisirung in der wirksamsten Weise geschützt, ohne daß der Kaiser oder die katholischen Stände irgendwie daran hätten ändern können.

Wir kommen nun auf Sachsen. Dort herrschte freilich keine katholische Majorität, aber ein katholisches Fürstenhaus, von dem sich die Protestanten die bündigsten Garantien zum Schutz ihrer Religion und deren Ausübung geben ließen. Denn so heißt es in der Verfassung vom 4. September 1831, § 57: „Insbesondere wird die landesherrliche Kirchengewalt (jus episcopale) über die evangelischen Glaubensgenossen, so lange der König einer andern Religion zugethan ist, von der § 41 bezeichneten Ministerialbehörde ferner in dem zeitherigen Maße ausgeübt." In dem angezogenen § 41 heißt es aber: „Auf den Vorstand des Ministerii des Cultus, welcher stets der evangelischen Confession zugethan sein muß, in

[1] Adami p. 189. 190.

Gemeinschaft mit wenigstens zwei andern Mitgliedern des Gesammtministerii derselben Confession, geht der bisherige Auftrag in Evangelicis über."

Über die Entstehung dieser Bestimmungen wollen wir einen unverdächtigen Zeugen, den Director des Hauptstaatsarchives v. Witzleben[1], reden lassen. Nachdem er erzählt, daß bereits im Theilungsvertrage Johann Georgs II. mit seinen Brüdern festgesetzt worden, den Fürsten käme für den Fall einer Conversion „einiges jus reformandi" nicht zu und die Stände dürften dem Aufdringen einer andern Religion sich widersetzen, fährt er also fort:

„Sehr entschiedene Schritte der Stände hatte der Übertritt des Kurfürsten Friedrich August I. zur römisch-katholischen Kirche zur Folge. Was seit vielen Jahren nicht geschehen war, erfolgte: der Landtag trat ohne landesherrliche Berufung aus eigener Machtvollkommenheit am 27. Juli 1697 in Dresden zusammen und verblieb daselbst bis zum 29. September versammelt. Der von Dresden abwesende Kurfürst, inzwischen zum König von Polen erwählt, hatte auf die Kunde von dieser willkürlichen Zusammenkunft von Loboskowa aus unterm 7. August 1697 eine Erklärung erlassen, in welcher er den Landständen die Versicherung gab, daß seine Religionsveränderung ein rein persönliches Werk sei, und daß er seine Unterthanen dessen ungeachtet ‚bei der Augsburgischen Confession, hergebrachten Gewissensfreiheit, Kirchen, Gottesdienst, Ceremonien, Universitäten, Schulen und allen anderen Gerechtigkeiten, wie sie dieselben jetzt besitzen, kräftigst erhalten und handhaben, auch Niemanden zur katholischen Religion zwingen, sondern jedem sein Gewissen hierin lassen wolle'. Damit gaben sich aber die Stände keineswegs zufrieden, sondern knüpften an die Verwilligung eines Donativs von 100 000 Thlr. das Begehren einer bündigeren Versicherung. Diese erging denn auch in einem aus Krakau vom 29. Sept. 1697 datirten Decret, worin es heißt: ‚Gleichwie nun höchstgedachte Se. Königl. Majestät die zu Dero Königl. Dignität allerunterthänigst abgelegte Gratulation und dabey offerirtes freywilliges Praesent allergnädigst annehmen: Also versichern Sie hingegen bei Dero Königl. und Chur-Fürstl. Wort, Dero getreue Landschaft von Ritterschaft und Städten, auch alle Dero Unterthanen, und Inwohnern insgesammt und insonders in Ecclesiasticis et Politicis, und vornehmlich bey der einmahl erkannten und bekannten Evangelischen Religion, und in der ungeänderten Augspurgischen Confession, auch Libris Symbolicis enthaltenen Bekenntniß wiederholeten Lehre und dem bisher alldar üblich gewesenen Gottesdienste, Lehre und Gewissensfreyheit, ohne allen Eintrag, Hinderniß oder Beschwerden zu lassen, wegen verbothenen Exercitii fremder Lehre, Religionen und Gottesdienstes, sie bey dem, Einer getreuen Landschaft Ihres Chur-Fürstenthums Sachsen, in dem Anno 1695 den 31. Mart. publicirten Landtags-Abschiede, auch ausgestellten Reversalien von selbigen datis, gethanenen

---

[1] Die Entstehung der constitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen. Leipzig 1881. S. 77 u. 113.

Versprechen geruhig verbleiben zu lassen, und zu schützen, auch ein wiedriges nicht zu verhängen.' Den in diesem Actenstücke enthaltenen Zusagen ist von landesherrlicher Seite jederzeit auf das Gewissenhafteste Folge gegeben worden . . . . ."

„In der Organisation der obersten kirchlichen Behörden brachte der Regierungsantritt des Kurfürsten-Königs Friedrich August' II. eine bedeutsame Neuerung zu Wege. Der genannte Fürst hatte bei dieser Gelegenheit eine besondere Religionsversicherung gegeben, in welcher ‚der Status der Augsburgischen Confession sammt allen dahin gehörigen Kirchen, Gottesdienst, Ceremonien, Gebräuchen, Universitäten, Land- und andern Schulen, Beneficien, Einkünften und Nutzungen, piis causis, Gerechtigkeiten, Freiheiten, wie solche alle zeither wohl hergebracht, innegehabt und genossen werden, auf das kräftigste und in Beziehung auf den 5. Artikel des westphälischen Friedens, jedoch unbeschadet der persönlichen Religionsübung des Kurfürsten, nach Maaß, Art und Weise, wie es in dem westphälischen Friedensschluß gegründet und in dem Römischen Reiche Herkommens sei', bestätigt wurde. Der Landtag nahm zwar diese Zusage in der Präliminarschrift vom 31. Juli 1734 mit unterthänigstem Danke an, bat aber noch um eine Ertheilung eines Auftrages in Religionssachen an die evangelischen Geheimen Räthe, wie ihn dieselben unter seinem Vorgänger in der Regierung empfangen hätten. Friedrich August II. gab darauf (19. August 1734) die Erklärung ab, daß er dem Geheimen Consilium durch eine Instruction alle diejenigen Sachen auch in Zukunft übertragen habe, welche die Religion, das Directorium beim evangelischen Reichskörper, Kirchen, Universitäten, Schulen, die Einsetzung von Superintenden ten, Pfarrern und Schulbedienten, die Erhaltung der Kirchendisciplin, die Ausschreibung der Fast-, Buß- und Bettage, sowie alle zum Geschäftskreise des Kirchenraths und Oberconsistoriums gehörigen Angelegenheiten beträfen. Dieser sogenannte ‚Auftrag in evangelicis' ist seitdem bei dem Geheimen Rath bis 1831 verblieben und nach Einführung der constitutionellen Verfassung auf die in evangelicis beauftragten Staatsminister übergegangen."

So weit der Geschichtschreiber der sächsischen Constitution. Nach ihm waren die Protestanten mit ihren bloßen Rechten nicht zufrieden; sie wollten Zusicherungen, daß der Fürst dieselben nicht antasten werde. Aber auch einfache Zusicherungen genügten ihnen nicht; es wurden feierliche verlangt, ja ein „Auftrag", wodurch der Fürst sich jeder Leitung kirchlicher Angelegenheiten begab und sie auf Protestanten übertrug, schließlich die Besiegelung alles dieses durch die Constitution.

Auch in Bayern sind die Rechte der Protestanten durch die Verfassung, nämlich das zur Verfassung gehörige Religionsedict, garantirt. Dasselbe soll die Verhältnisse beider Religionsgemeinschaften ordnen, ist aber im protestantischen Geiste verfaßt, während es die katholischen An-

gelegenheiten vielfach im geraden Gegensatz zum Concordat und zum kanonischen Rechte regelt.

Wie in Bayern und Sachsen, sind auch in der österreichischen Monarchie[1] die Rechte der Protestanten verfassungsmäßig garantirt. Hier kommt zuerst das Kaiserliche Patent vom 4. März 1849 (§ 1 u. 2) in Betracht:

„Die volle Glaubensfreiheit und das Recht der häuslichen Ausübung des Religionsbekenntnisses ist Jedermann gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntnisse unabhängig; doch darf den staatsbürgerlichen Pflichten durch das Religionsbekenntniß kein Abbruch geschehen.

Jede gesetzlich anerkannte Kirche und Religionsgesellschaft [also auch die der Augsburgischen und der Helvetischen Confession] hat das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde, ist aber, wie jede Gesellschaft, den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen."

Als jenes Patent aufgehoben wurde, setzte nichtsdestoweniger das Kaiserliche Patent vom 31. December 1851 fest, daß die Aufhebung sich nicht auf Garantie der Rechte der gesetzlich anerkannten Religionsgesellschaften beziehe:

„Wir sehen uns bestimmt, das Patent vom 4. März 1849 und die darin für die bezeichneten Kronländer verkündeten Grundrechte hiermit außer Kraft und gesetzliche Wirksamkeit zu setzen. Wir erklären jedoch durch gegenwärtiges Patent ausdrücklich, daß wir jede in den Eingangs erwähnten Kronländern gesetzlich anerkannte Kirche und Religionsgesellschaft in dem Rechte der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung, dann in der selbständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten, ferner im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde erhalten und schützen wollen, wobei dieselben den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen bleiben."

Auch im October-Diplom vom 20. October 1860 wurde wiederum „die Allen verbürgte freie Religionsübung" betont. Endlich ward nach dem Staatsgrundgesetz vom 21. December 1867 unter Gewährleistung der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit jeder anerkannten Confessionsgemeinschaft die selbständige Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten überlassen.

---

[1] Wir entnehmen die nun folgenden Bestimmungen der Sammlung „Staatsgrundgesetze der österreichischen Monarchie" (Wien 1861).

So wurde in Österreich bei dem Schiffbruch der Verfassungen die verfassungsmäßige Garantie der Religionsgesellschaften gerettet, während in Preußen dieser Pfeiler aus der bestehenden Verfassung gebrochen wurde.

Übrigens hatte in Österreich schon vor dem October-Diplom ein anderes zur Reichsverfassung erlassenes Gesetz, das sogen. Protestanten-Patent, in freisinnigster Weise ausdrücklich die Rechte der protestantischen Confessionen anerkannt. Wir theilen hier auszüglich einige Paragraphen mit, um zu zeigen, wie das Concordats-Österreich, ohne irgend welche Verpflichtungen zu haben, seine wenigen protestantischen Unterthanen ganz anders behandelt hat, als Preußen seine zahlreichen Katholiken, deren Rechte durch so viele internationale Verträge garantirt waren.

Protestanten-Gesetz.

„Wir Franz Joseph I. . . . finden in der Absicht, um Unseren evangelischen Unterthanen des augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses . . . [in den cisleithanischen Ländern mit Ausnahme Venetiens und Dalmatiens] die ihnen bereits vordem, insbesondere durch Unsere Entschließung vom 26. December 1848, sowie in Unserm Patente vom 31. December 1851 zuerkannte und in Unserm Diplom vom 20. October 1860 neuerdings zugesicherte principielle Gleichheit vor dem Gesetze auch hinsichtlich der Beziehungen ihrer Kirche zum Staate in unzweifelhafter Weise zu gewährleisten, und um den Grundsatz der Gleichberechtigung aller anerkannten Confessionen nach sämmtlichen Richtungen des bürgerlichen und politischen Lebens bei Unsern protestantischen Unterthanen . . . zur thatsächlichen vollen Geltung zu bringen, nach Anhörung Unseres Ministerrathes zu verordnen, wie folgt:

§ 1. Die Evangelischen des augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses sind berechtigt, ihre kirchlichen Angelegenheiten selbständig zu ordnen, zu verwalten und zu leiten.

§ 2. Die volle Freiheit des evangelischen Glaubensbekenntnisses, sowie das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung ist ihnen für immerwährende Zeiten von Uns zugesichert. . . . . .

§ 5. Jede kirchliche Gemeinde (die der Pfarre, des Seniorats und der Superintendenz, wie die Gesammtgemeinde) ordnet und verwaltet ihre besonderen Kirchen-, Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Angelegenheiten und die dazu bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde durch ihre gesetzmäßigen Vertreter, insoferne dadurch nicht den allgemeinen Vorschriften oder den gesetzmäßigen Anordnungen der ihr vorgesetzten Behörden entgegengehandelt wird.

§ 6. Die Evangelischen beider Bekenntnisse sind berechtigt, ihre Seelsorger, Senioren und Superintendenten, dann ihre Kirchencuratoren jeder Kategorie unter Beobachtung der näher festzustellenden Modalitäten frei zu wählen.

§ 11. Es steht den Evangelischen beider Bekenntnisse frei, auf gesetzlich zulässige Weise an jedem Orte nach eigenem Ermessen Schulen zu errichten, an dieselben mit Beachtung der gesetzlichen Vorschriften Lehrer und Professoren zu berufen und den Umfang und die Methode des Religionsunterrichtes selbst zu bestimmen. . . . . .

Für den Schul- und Kirchendienst können mit Genehmigung Unseres zuständigen Ministeriums Ausländer, insbesondere Angehörige der deutschen Bundesstaaten, berufen werden.

§ 14. Für die Evangelischen beider Bekenntnisse sind bei der Regelung und Handhabung ihrer kirchlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme lediglich und ausschließend die Grundsätze ihrer eigenen Kirche maßgebend. . . . . .

§ 15. Geistliche unterstehen in Disciplinar-Angelegenheiten den kirchlichen Gerichtsbehörden. . . . . .

§ 16. Unser landesfürstliches Oberaufsichts- und Verwahrungsrecht über die evangelische Kirche wird — die Unserer eigenen Beschlußnahme vorbehaltenen Fälle ausgenommen — in höchster Instanz durch Unser Ministerium, in welchem für die evangelischen Unterrichts- und Cultus-Angelegenheiten eine eigene, aus evangelischen Glaubensgenossen gebildete Abtheilung fortbestehen wird, nach den in diesem Patente festgestellten Grundsätzen ausgeübt werden.

Die Leitung der evangelischen Schulen und die Ausübung der obersten staatlichen Aufsicht über dieselben kann nur Männern anvertraut werden, die dem einen oder dem anderen evangelischen Glaubensbekenntnisse zugethan sind.

§ 17. Die Verschiedenheit des christlichen Glaubensbekenntnisses kann in jenen Ländern, für welche dieses Patent erlassen ist, keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. . . . . .

§ 18. Die evangelischen Kirchengemeinden (Pfarren, Seniorate und Superintendenzen) sind berechtigt, Eigenthum auf jede gesetzliche Weise zu erwerben.

§ 19. Der Besitz und Genuß der für ihre Kirchen-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde ist ihnen gewährleistet.

Stiftungen für evangelische Kirchen-, Schul- und Wohlthätigkeits-Anstalten dürfen nur ihrer Bestimmung gemäß verwendet werden.

Streitigkeiten über die Bestimmung und Verwendung von Kirchen-, Schul- und Stiftungsvermögen werden von den kirchlichen Gerichtsbehörden entschieden.

§ 20. Die Evangelischen beider Bekenntnisse werden zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse, abgesehen von demjenigen, was bisher schon aus Staatsmitteln für evangelische Unterrichts- und Cultuszwecke geleistet worden ist, jährliche Beiträge aus dem Staatsschatze erhalten, wie Wir dieß bereits mit Unserer Entschließung vom 11. Mai 1860 ausgesprochen haben.

§ 21. An evangelischen Lehranstalten, welche aus Staatsmitteln errichtet wurden, und gemäß Unserer Absicht künftig errichtet werden sollen,

können nur Angehörige des einen oder des anderen evangelischen Bekenntnisses angestellt werden.

§ 22. Evangelischen ist es gestattet, Lehranstalten des evangelischen Auslandes unter Beobachtung der allgemeinen gesetzlichen Vorschriften frei und ungehindert zu besuchen.

§ 23. Zur Förderung ihrer kirchlichen und Unterrichtszwecke können die Evangelischen, mit Beachtung der gesetzlichen Bestimmungen, im Inlande Vereine bilden und mit gleichartigen evangelischen Vereinen des Auslandes in Verbindung treten.

§ 24. Alle in diesem Patente nicht ausdrücklich hervorgehobenen, die staatsrechtliche Stellung der Evangelischen des augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses in den Eingangs benannten Ländern berührenden Angelegenheiten sind nach dem Grundsatze der allen gesetzlich anerkannten Kirchen- und Religions-Gesellschaften zugesicherten Selbständigkeit in Ordnung und Verwaltung ihrer confessionellen Angelegenheiten zu beurtheilen und zu behandeln, und sind alle Verordnungen und Vorschriften, welche mit diesem Grundsatze und mit den vorangelassenen Bestimmungen nicht im Einklange stehen, und deren Beschaffenheit nicht von der Art ist, daß die Möglichkeit ihrer Beseitigung erst von der Festsetzung neuer, sofort im zuständigen Wege einzuleitender Bestimmungen abhängig ist, als ohne Weiteres entfallen und aufgehoben zu betrachten."

Für die transleithanischen Kronländer sind den protestantischen Religionsgesellschaften die feierlichsten Garantien gewährt. Um ältere Grundgesetze und Verträge zu übergehen, wollen wir hier die Artikel des Landtages von 1790/91 anführen.

XXVI. Gesetzartikel des Landtages vom Jahre 1790/91.

Von den Religions-Angelegenheiten.

„Nachdem die Stände es für gerecht anerkannt haben, daß zur Begründung ewiger Eintracht und Harmonie unter ihnen die Religions-Angelegenheit bloß inner den Grenzen von Ungarn auf den gesetzlichen Stand der Jahre 1608 und 1647 zurückgebracht werde, und somit, daß in Bezug jener Landesbewohner, die zur evangelischen, sei es der Augsburger, sei es der helvetischen, Confession gehören, als ewige Basis ihrer wiedereingeführten freien Religionsübung, der Inhalt des 1. Artikels des Wiener Friedens vor der Krönung 1608, und ebenso der 5. Artikel des Linzer Friedens erneuert werde, wird mit gnädiger Zustimmung Ihrer Majestät (nachdem die Protestation des Klerus und einiger katholischer Herren nicht nur nicht entgegensteht, sondern für ewige Zeit unkräftig erklärt wird) beschlossen:

§ 1. Ohne Berücksichtigung der späteren Befehle, Gesetze, Ausnahmen, königlichen Bescheide und Erklärungen ist von jetzt an die Ausübung des Glaubensbekenntnisses, die Benützung der Kirchen, Thürme, Glocken, Schulen, Friedhöfe und Beerdigung frei, sowohl den Reichsbaronen, als den Magnaten

und Edelleuten, königlichen Freistädten und allen Ständen des Landes, in ihren sowohl als den Fiscalgütern, in Marktflecken und Dörfern. Es gibt Niemand, weß Standes und Condition er auch sei, der in der freien Benützung und Ausübung dieses Gesetzes, unter was immer für einem Titel, durch Seine Majestät oder was immer für einen andern Grundherrn, wie immer gestört werden darf. Ebenso dürfen auch die Bauern, sie mögen nun in Marktflecken oder in Dörfern wohnen, weder in adeligen noch in Fiscalgütern, der Ruhe und des Friedens des Landes wegen in der freien Ausübung ihrer Religion weder durch Seine Majestät noch die Diener Derselben, oder durch ihre Grundherrn auf was immer für Weise, oder unter was immer für einem Titel beunruhigt oder gestört werden.

§ 2. Zur mehreren Erkräftigung der auf erwähnte Weise ausgesprochenen freien Religionsübung wird ferner erklärt: Von nun an gibt es keine Privatausübung des Glaubensbekenntnisses mehr, sondern bloß öffentlichen Gottesdienst; somit hört der Unterschied zwischen Privat- und öffentlichem Gottesdienst ganz auf; es ist daher den Evangelischen erlaubt, in später zu beschreibender Weise auch in jenen Orten, wo bis jetzt Filialen gewesen, und überhaupt in allen Orten, wo sie es für nöthig finden, evangelische Seelsorger einzuführen, Kirchen mit oder ohne Thürme, Predigerwohnungen und Schulen, und ebenso ohne Unterschied in jenen Orten, wo die freie Religionsausübung schon stattfand, ohne weiteres Ansuchen zu bauen oder zu repariren. . . .

§ 4. Die Evangelischen beider Confessionen hängen in Glaubenssachen bloß von den Vorstehern ihrer Confession ab. . . .

§ 5. Sie können nicht nur die Schulen, die sie jetzt haben, und zwar sowohl die Trivial- als auch Grammatikalschulen behalten, sondern nach früher eingeholter königlicher Zustimmung, und wo es ihnen gut dünkt, neue und höhere Schulen errichten, und Schullehrer, Professoren, Leiter, Untervorsteher dahin berufen, entlassen, ihre Zahl vermehren oder vermindern; sie können was immer für Schulinspectoren aus den Individuen ihrer Confession wählen, und zwar sowohl die Localinspectoren als auch die oberen und obersten Inspectoren. Den Unterricht und die Lehrmethode, Vorschrift und Ordnung (mit Aufrechthaltung der schon erwähnten königlichen Oberinspection jedoch, die Seine Majestät in Bezug auf diese Schulen durch die gesetzlichen Behörden ausüben lassen wird) können die Evangelischen beider Confessionen selbst anordnen; der wissenschaftliche Unterricht ist in diesen Schulen nach dem Vorschlag der Stände durch Seine Majestät zu bestimmen. Hierbei sind jedoch die Glaubensgegenstände nicht verstanden, die jeder Confession eigen bleiben. Den evangelischen Studenten ist es ferner gestattet, nicht nur ihre Wohlthäter um Gaben und Beförderung ihrer Strebnisse anzusprechen, sondern auch die ausländischen Akademien ohne Hinderniß zu besuchen, und die ihnen daselbst bestimmten Stipendien zu empfangen. . . .

§ 10. Die Stiftungen der Evangelischen für ihre Kirchen, die Diener der Kirche, Versorgungs- und Waisenanstalten, Armen, oder die Jugend der Augsburger und helvetischen Confession, sowohl die gegenwärtigen als künftigen Beiträge, dürfen ihnen auf keine Weise weggenommen werden. — Die

Verwaltungen dieser Stiftungen bleiben unverletzt und unangetastet Jenen aus ihrer Mitte, denen selbe nach der Ordnung zustehen. Diejenigen Stiftungen aber, die den beiden Confessionen von der vorigen Regierung vielleicht weggenommen worden, sollen ihnen zurückgegeben werden. Die königliche Oberaufsicht aber, daß diese Stiftungen nach dem Zwecke ihrer Stifter verwaltet und verwendet werden, wird auch auf diese Stiftungen ausgedehnt.

§ 12. Nachdem die beiden evangelischen Confessionen durch diese auf ewige Zeiten giltige Weise in der freien Religionsausübung gesichert sind, wird in Bezug auf ihre Kirchen, Schulen, Wohnhäuser der Geistlichen, sowie auch ihre Stiftungen, zur ferneren Erkräftigung des Friedens und der Eintracht zwischen ihnen und den römisch-katholischen Bewohnern des Landes beschlossen, daß hinsichtlich der erwähnten Kirchen, Schulen, Wohnhäuser der Geistlichen und Stiftungen (mit Ausnahme der Szirmai'schen und Hrabovszky'schen Stiftungen, die von den Evangelischen auch ferner angesprochen werden können, insofern sie ihre Ansprüche mit Gründen zu unterstützen vermögen) der gegenwärtige Besitzstand von beiden Seiten als Richtschnur genommen werden wird, so daß katholische Stiftungen für Katholische, evangelische Stiftungen für Evangelische zu verwenden sind."

Schon früher waren wiederholt ähnliche Zusicherungen gegeben worden; aber alle diese Garantien wurden damals wiederum erneuert und besiegelt, als es sich darum handelte, den durch die unzeitigen Reformen Joseph' II. gestörten Frieden in Ungarn wieder herzustellen. Und doch hatte Joseph nichts weniger als die Rechte der protestantischen Confessionen verletzt; auch Maria Theresia hatte, wie sogar Liberale anerkennend bezeugen, die Protestanten Ungarns begünstigt. Trotzdem wurden, als es sich um Wiedergutmachung der Josephinischen Gewaltmaßregeln handelte, vor Allem die Rechte der Protestanten wiederum garantirt.

Was in Ungarn, dasselbe geschah in Siebenbürgen. Das Erste, worum die großentheils protestantischen Nationen Siebenbürgens durch ihren Abgesandten Nikolaus von Bethlen den Kaiser Leopold I. 1691 gebeten hatten, war die Bestätigung des Diploms vom 28. Juni 1686 „in Betreff der dort herrschenden Religionen"; und demgemäß suchte der Kaiser sie „durch die nachstehenden Artikel [des Staatsgrundgesetzes] mit Unserem königlichen Worte und Unserer feierlichen Zustimmung" zufrieden zu stellen:

„Erstens: In Betreff der dort recipirten Religionen, Kirchen, Schulen, Pfarreien, oder der Einführung irgend eines andern Klerus und anderer geistlicher Personen, als welche sich gegenwärtig dort befinden, soll nichts geändert werden, und es soll kein Widerspruch von geistlicher oder von weltlicher Seite jemals dagegen Geltung erlangen.

Zweitens bestätigen Wir Unseren getreuen Ständen alle ihnen von den Königen von Ungarn, wie auch, nach der Trennung Siebenbürgens von Ungarn, von den Fürsten dieses Landes verliehenen Schenkungen, Vergabungen, Privilegien, Adelsverleihungen, Titel, Ämter, Würden, Zehenten und andere Benefizien und Güter, mögen sie Privaten oder Städten, Gemeinden und Körperschaften, oder einer Kirche, Pfarrei oder Schule von was immer für einer der recipirten Religionen, in Siebenbürgen selbst, oder in Theilen von Ungarn, im Szeklerlande und in Debreczin ertheilt und verliehen worden sein, wenn sie auch ehemals zu einer andern Kirche, einem Convente oder Kapitel gehört haben mögen, so daß aus diesem Anlasse Niemand in seinem Besitze weder durch Uns, noch durch sonst Jemanden, geistlichen oder weltlichen Standes, durch Anforderungen oder im Klagewege gestört werde, sondern Jeder das, was er jetzt besitzt und inne hat, auch in Hinkunft besitze und inne habe, nach Inhalt der von den gedachten Königen und Fürsten herrührenden Schenkungen, mit Ausnahme jener, welche von diesen Fürsten selbst widerrufen worden wären."

Nachtrags-Diplom in Betreff der Religions-Angelegenheiten vom 9. April 1693.

„Wir Leopold I. 2c. 2c.

Thun hiermit kund und zu wissen, Allen und Jedem, dem es zu wissen nöthig: Es ist zwar Unser Wunsch gewesen, daß nach Inhalt des III. Artikels des von Uns am 4. December 1691 den Ständen allergnädigst verliehenen Diploms Streitigkeiten in Betreff der Religionsübung und der kirchlichen Güter zwischen Katholiken und den Anhängern eines andern in Siebenbürgen anerkannten Religionsbekenntnisses im friedlichen Wege beigelegt werden mögen. Da Wir aber aus dem unterm 22. Juli v. J. erstatteten Berichte Unseres siebenbürgischen Guberniums entnommen haben, daß die darüber eingeleiteten Verhandlungen zu keinem Resultate geführt haben, sondern von beiden Theilen Unsere kaiserliche Entscheidung in Anspruch genommen wurde, so haben Wir in Erwägung dessen, was dießfalls geltend gemacht und was Uns von dem Gubernium beantragt wurde, diese Angelegenheit in nachstehender Weise zu beendigen befunden:

1. Die vier in Siebenbürgen anerkannten Religionen sollen in der freien Ausübung ihres Bekenntnisses, in ihren Rechten, Gütern und Besitzthümern, in deren Genuß sie sich gegenwärtig befinden, ohne irgend welche Störung in Ruhe und Frieden erhalten werden. . . ."

Wir haben so der Reihe nach alle zu Deutschland oder einer deutschen Monarchie gehörigen Länder durchgangen, in denen Protestanten unter katholischen Fürsten stehen. Überall sind die Rechte ihrer Religionsgesellschaften verfassungsmäßig oder grundrechtlich garantirt. Die preußischen Katholiken verlangen also nichts Abnormes, wenn sie entschieden fordern, daß die Rechte ihrer Kirche gleichfalls verfassungsmäßig garantirt werden. Sie können dieß um so mehr beanspruchen, als ja ihre

Rechte durch internationale Verträge, bevor oder als sie in den preußischen Staatsverband eintraten, bereits feierlich garantirt wurden. Sie verdienen ferner eine größere Beachtung, weil sie eine größere Minderheit bilden, als die Protestanten in Bayern und Österreich. Denn wenn nach der neuesten Zählung der Procentsatz der preußischen Katholiken 33,7 beträgt, so ist der Procentsatz der Protestanten in Bayern nur 28, in Transleithanien (auch die Unitarier eingerechnet) 20,5, in Cisleithanien nur 1,8. Einem so großen, über neun Millionen zählenden Theile der Bevölkerung kann auf die Dauer ein gerechtes, wegen der großen Mischung der Confessionen für Preußen unabweisbares Verlangen gar nicht abgeschlagen werden. Denn für jeden Staat kommen Zeiten der Noth, in denen er sich der eifrigen Mithilfe vieler Millionen loyaler Mitbürger nicht entschlagen kann und ihre große Erbitterung auf jegliche Weise heilen muß. Aber steht nicht zu befürchten, daß es dann zu spät ist? Die Sorge für die magern Jahre darf man nicht erst auf diese selbst verschieben. Groll und Erbitterung, welche sich in Folge von lange erlittenen oder vermeintlichen Kränkungen der heiligsten Rechte tief in den Herzen eingewurzelt haben, werden nicht durch späte, aus Noth gewährte Concessionen geheilt.

Staaten bedürfen durchaus des inneren Friedens. Ein jedes Reich, das in sich getheilt ist, geht zu Grunde, und auch Preußen wird nicht der Staat sein, der diesen Ausspruch der göttlichen Wahrheit als falsch erweisen wird. Es gereicht ihm zum Verderben, wenn die religiöse Zwietracht länger sein Inneres zerreißt, länger alle politischen Verhältnisse vergällt und vergiftet, wenn der Culturkampf länger gegen seine treuesten Unterthanen, gegen sein eigenes Fleisch wüthet. Friede ist aber nicht bloß das Aufhören des Kampfes, das Niederlegen der Waffen, um sie bei erster Gelegenheit wieder aufzuheben. Das wäre nicht einmal ein Waffenstillstand. Friede ist nach den tiefsinnigen Worten des größten Denkers die Ruhe der Ordnung; er setzt eine feste, gesicherte Ordnung voraus, da nur aus festen, gesicherten und geregelten Zuständen die Ruhe hervorgehen kann. Darum greift man stets und überall bei Friedensschlüssen zu feierlichen Versprechen oder gar zu Eidschwüren, wodurch die Angelegenheiten definitiv geordnet werden. Darum ist es aber auch nothwendig, daß, wenn man Frieden mit den Katholiken schließen will, ähnliche feierliche Garantien gegeben, mit andern Worten, daß die Freiheiten und Rechte der katholischen Kirche wiederum in die Verfassung aufgenommen werden.

Die neueren Zeitverhältnisse machen das noch nothwendiger. Immer mehr macht sich in der Wissenschaft und den gesetzgebenden Körpern die Ansicht geltend, daß die Souveränität vor keinem historischen Rechte stillzustehen habe, wenigstens, wenn dasselbe die eigenen Unterthanen betrifft, und daß vorzüglich die Abmachungen mit der Kirche für den Staat nicht bindend seien. Dazu kommt der furor legislativus unserer modernen Zeit. Es werden jetzt bisweilen in einem Jahre mehr Gesetze gemacht, als früher in einem ganzen Jahrhundert. So arbeitet die parlamentarische Gesetzmaschine mit der größten Rücksichtslosigkeit, mit der größten Hast. Ihr zweischneidiges Schwert bedroht jedes Recht, jede Freiheit. Unter diesem Schwerte ist keine Sicherheit, keine Ruhe möglich. Da bietet die feierlich beschworene Verfassung, wenn auch nicht vollkommen, doch wenigstens einigermaßen Garantie, da sie den Gesetzgebern als Norm gesetzt ist. In der That haben auch die beregten Artikel der preußischen Verfassung 25 Jahre lang — ein großer Zeitraum in der beweglichen Jetztzeit — Regierung und Kammern abgehalten, gegen die Freiheit der Kirche etwas zu unternehmen. Würden sie wieder hergestellt, hätte man freilich Hoffnung auf einen noch längeren Zeitraum. Darum verlangt das katholische Volk, eben weil es einen Frieden will, eine verfassungsmäßige Garantie für die Rechte und die Selbständigkeit der Kirche.

Wenn in den Marschgegenden eine Hochfluth die Dämme niedergerissen hat, so geben sich die Bewohner nicht damit zufrieden, daß das Wasser nach seinem Zerstörungswerke wieder ablaufe; sie ruhen nicht eher, bis die Dämme, selbst mit den größten Kosten, wieder hergestellt werden. Sonst wären ja die reichen Gefilde immer wieder der Gefahr einer Überschwemmung ausgesetzt. Und wie würden die Anwohner grollen, wenn die Regierung die Herstellung der Dämme hinderte? Wie wäre es der Regierung auch nur möglich, das auf die Dauer durchzusetzen? Nun, eine Hochfluth von Gesetzen hat die schützende Wehr der Verfassung durchbrochen und sich auf die blühende Kirche Preußens gestürzt, überall Zerstörung der herrlichsten Anstalten hinter sich lassend und die Reihen des Klerus lichtend, überall die Herzen unzähliger Unterthanen mit dem tiefsten Schmerze und Unmuth erfüllend. Das katholische Volk kann sich gleichfalls nicht damit zufrieden geben, daß diese Gesetze einfachhin derogirt oder gar bloß nicht ausgeführt werden; es muß fordern, daß man den solcher Unheilsfluth wehrenden Damm der Verfassung wieder herstelle. Und es muß dieses um so mehr fordern, als die geistigen Güter, welche jene Wehr schützen soll, unendlich höher stehen,

als die Wiesen einer Marschgegend. Die Forderung ist um so gewaltiger, als neun Millionen Menschen sie einmüthig erheben, und sie erheben, getrieben durch die hehrsten, unaufgebbaren Interessen, durch den brennenden Schmerz über die erlittenen Kränkungen und Verluste, durch die Macht ihrer heiligen Religion, von der sie niemals ablassen wollen, niemals ablassen können. Gott und mein gutes Recht, so denkt das katholische Volk, werden meiner Forderung zum Siege verhelfen. Aber weder der Dynastie noch dem Staate gereicht es zum Vortheile, wenn sie dieses Zugeständniß nicht schon jetzt machen, sondern dasselbe sich erst durch die Noth abringen lassen.

G. Schneemann S. J.

Erinnerungen an Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen.

(Schluß.)

6.

Bei Freund und Feind hat Greith allezeit für einen höchst achtungswürdigen Priester, für einen unbescholtenen Mann und unermüdlichen Arbeiter gegolten. Er machte keine großen Ansprüche, lebte höchst einfach und bescheiden, zog sich Abends früh zurück, um noch für Studium und Arbeit Zeit zu erübrigen, war immer früh auf, um seinen priesterlichen Andachtsübungen und seinen vielen Arbeiten entsprechen zu können. Er war ernst, pünktlich, ordnungsliebend, im Verkehr äußerst liebevoll und gemüthlich. In den höchsten Kreisen des Lebens, bei Fürsten wie Gelehrten, wußte er sich mit Würde und Leichtigkeit zu bewegen; für den schlichtesten Bauer hatte er ein freundliches, herzliches Wort. So lange sein Gehör es erlaubte, widmete er sich, wie seine Collegen, mit Geduld und Eifer dem schweren Amte des Beichtstuhls; als geistlicher Redner war er unermüdlich eifrig, und für Kranke und Nothleidende hatte er ein väterliches Herz.

Ein schöner Zug von Pietät ist es, daß er schon als junger Prie-

ster, trotz karger Besoldung, für seine Eltern und sich eine beständige Messe stiftete. Mir hat er einst vertraulich gestanden, daß er es für eine hohe Gnade halte, schon von Jugend auf zu einer herzlichen Andacht zur allerseligsten Jungfrau angeleitet worden zu sein. Als kleiner Knabe habe er schon zu Hause von einer alten Magd den Rosenkranz beten gelernt und diese Übung stets hochgehalten. Seine Erfahrung sei immer gewesen, daß Priester, welche Maria verehrten, eines besondern Segens genössen; jene, welche diese Andacht verschmähten, ein übles Ende genommen hätten. Das allerheiligste Altarssacrament verehrte er auf's Innigste, machte aber nicht viel Aufsehen damit, besuchte es, wenn er allein zu sein erwartete, mied überhaupt jede Art von pietistischer Ostentation. Dem Breviergebet war er so zugethan, daß selbst das schmerzlichste Augenleiden in seinen letzten Jahren ihn nicht vermochte, sich eine Dispensation oder auch nur eine Erleichterung zu verschaffen. Für Alles, was den Gottesdienst betraf, hatte er den größten Eifer. Da war ihm nichts zu viel. Die dem Gelehrten sonst so kostbare Zeit widmete er mit wahrer Freude dem Altare. Da liebte er Pracht, Zier und Festlichkeit, opferte gern Bequemlichkeit und Ruhe, und bot Alles auf, dem an sich so schönen Cultus die größtmögliche Weihe zu verleihen. Die „Huldigung der Künste" war für ihn kein bloßer poetischer Traum, sondern eine Aufgabe, an der man praktisch arbeiten mußte.

Seine Liebe zur frommen altdeutschen Kunst war freilich in St. Gallen vor das Unmögliche gestellt. Die Stiftskirche war noch im vorigen Jahrhundert mit großen Kosten neu gebaut worden; sie war geräumig, hell, in ihrem Genre nicht ohne Geschmack, mit weniger Überladung als die zu Einsiedeln, aber eben im Rococostil jener Zeit, mit Verschwendung von Gipsornamentik und Stuccatur, nachgemachtem Marmorschmuck, barockem Zierrat, fliegenden Engeln und flatternden Heiligengewändern. Das Volk liebte diese Pracht. Niemand dachte an eine Änderung. Greith sah sich also darauf beschränkt, Schmuck und Zier des Gotteshauses in den einmal gegebenen Grundformen so edel und würdig zu halten, als es möglich war. Die jahrelange Sorgfalt, welche er darauf verwendete, ward schließlich mit einer vollständigen Restauration der Kathedrale gekrönt.

Was Kirchenmusik betrifft, hat er längst vor der reformatorischen Bewegung unserer Tage auf die mittelalterliche Sängerschule von St. Gallen zurückgegriffen und durch Herausgabe des Cantuarium Sancti Galli schon 1845 dieselbe zu Ehren gebracht. Zu Gewaltmaßregeln auf diesem

Gebiete neigte er allerdings nicht. Es lag das nicht in seinem milden Charakter, welcher der Freiheit und dem Geschmacke Anderer stets die schonendste Rechnung trug. Doch hegte er persönlich tiefe Verehrung für jene Formen des Kirchengesangs, welche, in ihrem klösterlichen Ursprung selbst auf's Innigste mit der Liturgie verschmolzen, gleichsam aus ihr selbst hervorgesproßt, ernst, würdig und feierlich den Sinn und Geist der kirchlichen Gebete zum Ausdruck brachten.

Als Kanzelredner[1] hat Greith bei hervorragenden Theoretikern der geistlichen Beredsamkeit, wie P. Schleiniger, hohe Anerkennung gefunden. Er zählt ihn den tüchtigsten deutschen Predigern der Neuzeit bei. Sein Vortrag war zwar nicht angenehm. Seine Stimme hatte, wenn er sie kräftiger erhob, etwas Kreischendes; wenn er sie senkte, verfiel sie leicht in Eintönigkeit. Hinreißendes, erschütterndes Pathos entwickelte er seltener[2]; auch waren seine Predigten nicht, wie diejenigen Bourdaloue's, geharnischte, demosthenische Phalangen, scharf berechnet dem Zuhörer zu Leibe rückend. Doch haben ihn liberale Blätter selbst mitunter den schweizerischen Bossuet genannt und damit einigermaßen sein großes Talent wie seinen oratorischen Charakter bezeichnet. Er liebte das Große, Erhabene, Grandiose — die königliche Majestät Gottes, wie sie sich in den Rathschlüssen der Erlösung, im Wesen und Wirken der Kirche zeigt. Das erfüllte und begeisterte seine Seele. Die Neigung dafür war eine angeborene; der Umgang mit Görres und der römische Aufenthalt hatten sie mächtig entwickelt. Die Weltaufgabe der katholischen Kirche, ihre Centralstellung in Geschichte und Wissenschaft, Civilisation und Kunst: das ist ein Gedanke, auf den er zahllose Male zurückkommt. Die Kleinlichkeit der Lebensanschauungen, mit der er allent-

---

[1] Apologien in Kanzelreden über katholische Glaubenswahrheiten. Schaffhausen, Hurter, 1847—1852. 3 Bde. Vgl. darüber den Aufsatz: „Eine Stimme für Freiheit der Kirche aus dem Lande der Knechtschaft der Kirche" (Histor.-polit. Bl., Bd. XXVI. S. 150).

[2] Es geschah z. B. in der Rede, welche er 1843 bei der Hinrichtung des Mörders Peter Waßer in Gams hielt, vor einer Menge von etwa 10 000 Menschen. Durch die Lesung von Büchern des Christusläugners Strauß war jener Unglückliche, nach seinem eigenen Geständniß, um den Glauben gekommen, hatte aus Geiz seiner Tochter gerathen, einen kränklichen Mann zu heirathen, den sie nicht liebte, und dann, als diese in ehebrecherischem Verhältniß den Tod ihres Mannes nicht abwarten wollte, den Schwiegersohn auf ihre Bitten umgebracht. An das Geständniß des Mörders: „Der Strauß hat mich zu Grunde gerichtet!" knüpfte Greith eine hinreißende Mahnung gegen die Irreligiösität, welche durch Strauß sich damals in der Schweiz einzunisten begonnen hatte. Vgl. Histor.-polit. Bl., XX. 310 ff.

halben zu ringen hatte, drängte ihn unwillkürlich immer von Neuem von seiner Kanzel weg auf die Höhen des Vatican, um die Welt von da aus anzusehen. Dann wurde er dichterisch begeistert, und die Rede floß in zündender Fülle. Priesterthum, Sacramente, Gebet, Dogmen, allgemeine Pflichten und besondere Pflichten, Alles rückt er in jene Höhen empor, von denen sie jedem ideal angelegten Geiste groß und liebenswürdig erscheinen müssen. Mit exegetischen Spitzfindigkeiten gab er sich nicht gerne ab. Wie ihm dagegen die Bibel ein unerschöpflicher Quell der Begeisterung war, so hatte er eine tiefe Verehrung für die kirchliche Tradition, für den geschichtlichen Zusammenhang der Gegenwart mit den vorausgegangenen Jahrhunderten, von Geschlecht zu Geschlecht, bis zu den ersten alemannischen Glaubensboten, von diesen hinauf zur irischen und römischen Kirche und von da zu den Aposteln und zu Christus selbst.

Man hat dieser historischen Richtung in der Theologie viel Böses nachgesagt, und wohin ihre Ausartung führen kann, zeigen „Papstfabeln“ und „Janus“. Doch wie Greith dieser Richtung huldigte, war sie so katholisch, wie sie nur sein konnte. Sie verkörperte die katholische Anschauungsweise in ihrem schärfsten Gegensatz zum Protestantismus. Nur etliche hundert Schritte von Greiths Kanzel construirten protestantische Prediger in der Laurentiuskirche drüben das Christenthum aus dem „reinen Wort“ und a priori. Er trat ihnen nicht mit scholastischen Syllogismen oder Bellarmin'schen Controversen entgegen. Er griff sie überhaupt nicht an; aber unaufhörlich constatirte er nach allen Seiten hin, daß nur die katholische Kirche in ununterbrochener Lebensverbindung mit den Aposteln stand.

In seinem Munde hatte diese Art von Apologetik eine gewaltige Kraft. Er galt als der gelehrteste Mann in St. Gallen. Niemand im Lande war mit den Urkunden der Vergangenheit so vertraut, wie er. Von Männern wie den beiden Grimm, Böhmer, Pertz, Wuttke, Franz Pfeiffer, Laßberg, kurz von den ersten Germanisten Deutschlands als tüchtiger Geschichtskenner anerkannt, konnte er reden tanquam potestatem habens. Er brachte nicht aus dem ersten besten Handbuch einen consensus patrum auf die Kanzel; er hatte die kirchliche Tradition, soweit sie St. Gallen berührte, soweit er konnte, in ihren Quellenurkunden selbst studirt und seine freudige Glaubensgewißheit darin wissenschaftlich bestärkt gefunden. Je länger er studirte, desto mehr wuchs seine Pietät für die Heiligen und Gründer von St. Gallen, desto freudiger umfing er die Lehre, die sie zuerst in diesem Lande verkündigt hatten.

7.

Greiths priesterliche Thätigkeit beschränkte sich aber nicht auf seine engere Heimath St. Gallen. Vor Allem ist er treulich für den Bestand der schweizerischen Klöster eingestanden. Die Vertheidigungsschrift, welche er 1838 für die thurgauischen Klöster erscheinen ließ, bezeichnete Böhmer als ein „Meisterstück, zugleich populär und doch ernst und gründlich, voll tiefen Rechtsgefühls gegen die unwürdigste Verletzung und doch nicht beleidigend, alle Verhältnisse nicht zu viel, aber hinreichend berührend, und daher vollkommen übersichtlich und klar". Als Hurter, noch protestantischer Antistes von Schaffhausen, 1841 zur Vertheidigung der aargauischen Klöster das Wort ergreifen wollte, wandte er sich zunächst an Greith und fand an ihm den bereitwilligsten und tüchtigsten Bundesgenossen. Als aber alle Hoffnung, jene älteren religiösen Institute zu retten, dahinschwand, legte er gemeinsam mit Bischof Mirer sofort Hand an, wenigstens in der Nachbarschaft der Schweiz einen Ersatz zu schaffen. Der Versuch, ein Pensionat der Ordensfrauen vom Heiligsten Herzen 1852 in St. Gallen selbst zu gründen, scheiterte an der zelotischen Unduldsamkeit der dortigen Protestanten, welche von Drohungen gegen die wehrlosen Frauen bis zu rohen Thätlichkeiten schritt. Greith unterhandelte deßhalb 1853 mit Mone in Karlsruhe und dem Stadtpfarrer Müller in Überlingen, um den vertriebenen Ordensfrauen eine Niederlassung am Bodensee gründen zu helfen, die denn auch, zwar nicht in Überlingen oder Mainau, sondern in Riedenburg am Bodensee, zu Stande kam. Als dieselbe 1854 eröffnet wurde, hielt er die Festrede, in welcher er den segensvollen Einfluß des Ordenslebens auf die weibliche Erziehung begeistert anempfahl [1]. Er war es auch, der den Cistercienser-Abt des aufgehobenen Klosters Muri, Leopold Höchle, ermuthigte, in der Nähe von Bregenz das zerstörte Kloster neu aufleben zu lassen. Er reiste selbst nach Wien und erlangte dort, durch edelmüthige Freunde empfohlen und unterstützt, die nöthige Dotation zur Gründung des neuen Klosters und Gymnasiums Mehrerau.

Als die katholische Kantonsschule in St. Gallen zerstört wurde, sorgte Greith, daß die jungen St. Galler sich nach Einsiedeln, Schwyz

---

[1] Baunard, Leben der ehrw. Mutter Magdalena Sophia Barat. 2. Aufl. Regensburg, Pustet, 1884. S. 561, 591 ff. Dieses treffliche Werk gibt die interessanten Aufschlüsse über das Aufblühen des Katholicismus in den verschiedensten Ländern.

und andern katholischen Anstalten wandten. Den unternehmenden Kapuziner Theodosius Florentini unterstützte er in seinem charitativen Wirken, und als das von ihm gegründete Collegium zu Schwyz bei seinem Tode gefährdet schien, half er dasselbe mit andern hochgestellten Männern neu organisiren, so daß es bald eine der blühendsten katholischen Studienanstalten ward. Durch St. Gallische Theologie-Studirende, die nach München und Tübingen gingen, blieb er in freundlichem Verkehr mit diesen beiden Universitäten; als München anfing, mehr ein Herd preußischer Lehrweisheit als katholischer Wissenschaft zu sein, zog er es vor, die Theologie-Candidaten an das Seminar in Mainz zu schicken, mit dessen gelehrten Professoren er in bester Beziehung stand.

Bereits 1850 dachte er daran, durch die Missionsvereine in Deutschland Hilfe für arme Missionsgemeinden in der Schweiz zu erlangen. Guido Görres, an den er sich zunächst wandte, wies ihn an den Bonifacius-Verein. Als später der Pius-Verein die „innere Mission“ in der Schweiz organisirte, nahm er an dessen Entwicklung regen Antheil und half selbst mehrere neue Gemeinden begründen. Überhaupt gab es in der Schweiz kaum ein katholisches Institut oder Unternehmen, bei dem er sich nicht irgendwie rathend, fördernd, unterstützend betheiligt hätte. Vereinsleben und Presse, Wissenschaft und Kunst, Ordensleben und Schule, die öffentliche Politik wie die Werke der christlichen Charitas und der Gottesdienst selbst, kurz alle Interessen der katholischen Schweiz beschäftigten seinen unermüdlichen Geist, und der kirchlichen Entwicklung im Auslande folgte er stets mit liebevollster Aufmerksamkeit.

Das Ansehen, das er bei hohen Familien des Auslandes: Solms, Radziwill, Fürstenberg u. A., genoß, benützte er nur dazu, um Werke der Frömmigkeit und christlichen Liebe sei es anzuregen, sei es zu fördern. In demselben Geiste erwies er der herzoglichen Familie von Parma, als sich dieselbe in seiner Nachbarschaft am Bodensee niederließ, die ihrem Range zukommende Aufmerksamkeit und Ehre. Die entthronte Herzogin Marie Louise, ihr Sohn Herzog Robert und die Töchter Alix und Margarita erwiederten dieselbe mit der religiösen Ehrfurcht und Freundlichkeit einer echt katholischen Fürstenfamilie, und als Bischof Greith der Herzogin Mutter nach ihrem Tode einen besonderen Trauergottesdienst abhielt und in schöner Trauerrede ihrer Tugenden und Verdienste gedachte, sprach ihm auch der Graf von Chambord in ungesuchter Herzlichkeit seinen Dank aus. Der ehrerbietige Ton des französischen Thronerben und Prätendenten steht in sonderbarem Contraste zu der bäuerlichen

Ungewaschenheit, mit welcher die radicalen Zeitungsschreiber von ihrem Bischof zu reden pflegten [1].

8.

Nur nebenher, d. h. nur in den freien Stunden, welche ihm sein Pfarramt, später das bischöfliche Officialat, Seelsorge, Predigt, verschiedene kirchliche und politische Ämter und Sorgen übrig ließen, konnte er sich demjenigen widmen, wozu er die glänzendsten Anlagen besaß, nämlich der Wissenschaft. Auch hier nöthigten ihn noch die äußeren Umstände zur Zersplitterung der Kräfte. War er auch nicht selbst Bibliothekar, so wollten die katholischen Behörden die Bibliothek wenigstens unter seiner Oberaufsicht wissen. Ausländische, besonders deutsche Gelehrte, welche die St. Galler Bibliothek benützen wollten, wandten sich meist an ihn, und er unterstützte sie, oft mit großen Opfern an Zeit und Mühe, in ausgiebiger, dienstfertiger Weise. Kamen hohe Besucher: Fürsten, kirchliche Würdenträger, berühmte Gelehrte, so mußte er das Amt eines Cicerone übernehmen. So hat er auch den deutschen Kronprinzen und den Prinzen von Wales kennen gelernt. Der Philosophie-Kurs, den er zu gründen sich genöthigt sah, durchkreuzte seine historischen Studien, ohne ihm die nöthige Muße zu gewähren, auf diesem Gebiete ein abgeschlossenes, größeres Werk zu vollenden. Seinen jahrelangen germanistischen und historischen Studien, seinem eigentlichen Hauptfach von Jugend auf, entsproßten, unter so mannigfachen Störungen und Unterbrechungen, nur zwei größere Werke: „Die deutsche Mystik im Predigerorden" und die „Geschichte der altirischen Kirche". Nur einem so hochbegabten und fleißigen Manne konnte es gelingen, ohne ruhige Muße, unter beständiger

[1] Venise, le 29 mars 1864. — Monsieur l'Evêque, j'ai reçu par le M[is] Malaspina votre lettre et l'oraison funèbre dont elle accompagnait l'envoi, et j'en ai été vivement touché. Je vous remercie de l'hommage public que vous avez voulu rendre aux vertus, au caractère élevé, à la noble conduite de cette soeur chérie, dont la perte laisse un vide immense dans mon coeur et dans ma vie. Continuez à prier pour cette âme privilégiée, bien que je sois convaincu que Dieu l'aura déjà accueillie dans sa miséricorde. Priez également pour ces pauvres orphelins, priez pour nous si éprouvés, si malheureux, afin que le Seigneur nous donne force et lumière pour remplir les nouveaux devoirs de père et de mère auprès de ceux qui n'en ont plus. — Combien de fois ma soeur ne m'a-t-elle pas parlé de vous, du bonheur, qu'elle avait éprouvé quand elle avait su que le diocèse de St-Gall était confié à vos pieuses mains. Je n'ai pas oublié la visite que vous êtes venu lui faire à Wartensee pendant que je m'y trouvais. — Recevez, Monsieur l'Evêque, l'assurance de ma gratitude et de ma sincère affection. Henri.

äußerer Amtsthätigkeit, eine Erudition zu erwerben, wie sie diese beiden Werke bekunden.

Eine ehrenvolle Anerkennung ward ihm bereits im Februar 1837 dadurch zu Theil, daß ihn „die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde mit dem Ersuchen, zur Herausgabe der Monumenta Germaniae Medii Aevi mitwirken zu wollen", zu ihrem Mitgliede ernannte. Der Ernennungsact ist von Böhmer gezeichnet. Im folgenden Jahre nahm ihn die Schweizerische Geschichtsforschende Gesellschaft in die Zahl ihrer Mitglieder auf. Von da ab erweiterte sich der Kreis seines wissenschaftlichen Verkehrs Jahr für Jahr und wurde nicht selten auch Anknüpfungspunkt zu freundschaftlichen Beziehungen. Des Münchener Kreises ist schon gedacht. Bei Görres, Lassaulx, Phillips, Döllinger, Höfler war er ein alter Bekannter. Auch Lord Acton kannte ihn von München her. Mit Pertz und Böhmer kam er durch die Monumenta in nähere Verbindung. Bei Laßberg lernte er Uhland und andere Freunde mittelalterlicher Dichtkunst persönlich kennen, bei Hofrath Schlosser auf Stift Neuburg Gelehrte der verschiedensten Fächer. Der Präsident der Schweizerischen Geschichts-Gesellschaft, der Berner Patricier Zerleder, schloß sich sehr vertraulich an ihn an. Seine alten Luzerner Freunde vergaß er nicht; P. Gall Morel und P. Karl Brandes in Einsiedeln waren ihm wie der Abt Heinrich Schmid sehr zugethan.

An wie vielen gelehrten Publicationen Greith durch freundliche Dienstleistungen betheiligt war, ist schwer festzustellen, da die Bibliothek Jahr für Jahr von vielen Gelehrten besucht ward und eine Menge nützlicher Aufschlüsse mündlich gegeben wurden. Im Ganzen scheint er es nicht geliebt zu haben, kostbare Codices in's Ausland zu leihen, bot sich aber um so dienstwilliger an, auch umfangreiche Collationen selbst vorzunehmen. Für die Monumenta Germaniae collationirte er 1838 im Auftrage von Pertz den Andreas presbyter mit einer auf der Stadtbibliothek in St. Gallen befindlichen Handschrift und lieferte für den kritischen Neudruck die nöthigen Correcturen. Pertz dankte ihm dafür am 13. October als für einen „sehr erfreulichen Dienst". Nach einem Brief von Böhmer sandte Greith auch das Necrologium fuldense ein, das aber nicht sofort zum Druck gelangte. Noch 1852 wurde er von Pertz abermals in Anspruch genommen und erhielt dabei die Versicherung, daß sein Verzeichniß (das Spicilegium Vaticanum) dem Dr. Bethmann in Rom bei seinen Studien in der Vaticana „sehr förderlich gewesen" sei. An der Herausgabe des griechischen Geographen Äthicus Ister, welche Wuttke 1854 veranstaltete, hatte er nach dessen dankbarem Geständniß nicht geringen Antheil. Scotus Erigena setzte ihn mit den Professoren Floß[1] und Schlüter in Berührung, andere bibliographische Angelegenheiten mit dem Bibliothekar Schmeller und dem Archivar Roth in München, mit Nepomuk Keller und Brüggemann in Berlin. Mone in Karlsruhe und Hofrath Schlosser unterstützte er in ihren hymnologischen Arbeiten, Prof. Westwood in Oxford u. A. in paläo-

[1] Siehe Histor.-polit. Bl., XXXIII. 1017.

graphischen Studien. Großes Verdienst erwarb er sich um die kritischen Forschungen des Iren Dr. Reeves, welcher im Auftrag der Irish Archaeological Society und unter Mitwirkung des Banatyne-Club in Edinburg die Vita S. Columbae neu herausgab. Die Correspondenz ging anfänglich durch den Oberbibliothekar Dr. Horner in Zürich, später direct. Zum Danke schickte ihm Dr. Laing, Bibliothekar der Signet Library in Edinburgh, das Werk des Dr. Reeves zu. Viele Jahre später consultirte ihn Dr. Alexander Forbes, Bischof von Dundee, über den hl. Columbanus, über welchen er ein englisches Werk schreiben wollte [1].

Während es Greith umsonst versuchte, die Excerpte und Manuscripte, die er in Rom für das englische Board of Records ausgearbeitet hatte, aus den Schreinen des Londoner Archivs zurückzuerhalten, gelang es ihm dagegen, für die Stiftsbibliothek eine kleine Compensation zu bekommen. Auf seine Bitte (7. April 1855) wandte sich der ihm persönlich befreundete G. W. Gordon, englischer Bevollmächtigter in Bern, an Sir Francis Palgrave und Lord Clarendon und erwirkte der Bibliothek die Schenkung von etwa 40 Bänden aus den archivalischen Publicationen (Record Publications), welche die Regierung hatte veranstalten lassen.

Eine strict theologische Fachschrift hat Greith nicht verfaßt; doch bekunden seine Predigten, Hirtenbriefe und sonstigen Schriften ein so ausgebreitetes Wissen auf dem Gebiete der Theologie, besonders der positiven, daß die theologische Facultät in Tübingen es sich wirklich zur Ehre rechnen konnte, ihm die Doctorwürde der heiligen Wissenschaft zu verleihen. In der Philosophie ist er der Zahl jener Männer beizuzählen, welche, noch unter dem übermächtigen Einfluß des deutschen Idealismus herangebildet, das Joch desselben abzuschütteln und diesem wichtigen Bildungszweig durch Rückkehr zur christlichen Philosophie seine Bedeutung zurückzuerobern suchten, aber, von Vorurtheilen gegen die Scholastik und ihre strengere Methode eingenommen, nicht herzhaft zur Philosophie der Vorzeit zurückzukehren wagten. Cartesius und Leibnitz schätzte er übermäßig hoch; die Nachzügler der deutschen Pantheisten, Krause, Baader, den jüngern Fichte u. A., beurtheilte er viel zu nachsichtig. Mehr eklektisch die Geschichte der Philosophie als deren Fragen selbst behandelnd, gelangte er übrigens nicht zu einem abgeschlossenen System und hat auch von seinem Handbuch nur jene Partien vollendet, welche eine selbständige, feste Stellungnahme noch umgehen ließen. Dennoch hat er in seinem kleinen Kreise als Philosophie-Professor günstig gewirkt und jener Re-

---

[1] In which, I hope, sagte er, to avail myself of some of the information contained in your learned work ‚Geschichte der Altirischen Kirche'.

generation der Philosophie einigermaßen vorarbeiten helfen, welche sich seitdem im katholischen Deutschland vollzogen hat.

Während seine Bemühungen auf philosophischem Gebiete längst überholt sind, hat er sich dagegen als Erforscher und Kenner mittelalterlicher Mystik ein bleibendes Verdienst erworben. Franz Pfeiffer betrachtete ihn auf diesem Felde als ebenbürtigen Mitarbeiter, und P. Denifle hat ihm seine Erstlingsarbeit gewidmet.

Pfeiffer hatte den ersten Band seiner „Mystiker" noch nicht vollendet, als er sich 1844 an Greith wandte, um durch seine Vermittlung eine Anstellung als Bibliothekar in St. Gallen zu finden. Es kam nicht hierzu; doch blieb Pfeiffer mit Greith fortan in freundschaftlicher Beziehung, vermittelte gelehrte Anfragen Uhlands und stellte selbst solche und suchte Greith auch persönlich in St. Gallen auf. „Die Abende," schrieb er ihm den 8. Aug. 1852, „welche ich vor bald vier Jahren in Ihrer Gesellschaft zubringen durfte, habe ich noch nicht vergessen und werden stets eine der angenehmsten Erinnerungen für mich bleiben." Er wollte damals eben den II. Band seiner Mystik des 14. Jahrhunderts in den Druck geben, als ihn Uhland auf drei Handschriften aufmerksam machte, die Greith erworben hätte und die ihm für seine Sammlung dienen könnten. „Meine Sammlung," sagte er, „für die sich auch der Fürstbischof Cardinal von Diepenbrock in Breslau und Prof. Lassaulx in München ganz besonders lebhaft interessiren, hat einen edeln und hohen Zweck: der in Unglauben und Materialismus versunkenen Gegenwart zu zeigen, wie hoch das verschrieene und verachtete Mittelalter, das deutsche namentlich, nicht nur an Innigkeit des Glaubens, sondern auch an Tiefe des Gedankens und an Adel der Gesinnung stand."

Daß Greith seine Forschungen bereitwilligst unterstützte, geht aus einem Dankbrief vom 25. April 1853 hervor.

„Seit Weihnachten," schreibt Pfeiffer, „bin ich krank und leidend, so daß ich mit größter Mühe kaum meinen Berufspflichten nachkommen kann und zu jeder andern ernsteren und anstrengenderen Arbeit fast untauglich bin. Selbst die Correspondenz mit Freunden, sonst die angenehmste Erholung für mich, kostet mich Anstrengung und mußte ich deßhalb lange Zeit ganz unterlassen. Dieß ist der Grund, warum auch der liebevolle freundliche Brief, womit Sie mich zu Anfang dieses Jahres erfreut haben, bis jetzt unbeantwortet blieb; halten Sie mich deßhalb für keinen Undankbaren; es wäre mir dieß überaus schmerzlich. Für das altdeutsche Gebetbuch, auf das ich mich recht freue, weil mir diese Idee eben so neu als glücklich scheint, bin ich nicht unmüßig gewesen, und habe mir aus den zahlreichen Handschriften, die unsere k. öffentliche Bibliothek in diesem Gebiet besitzt, Vieles angemerkt, das ich Ihnen später, wenn sich, so Gott will, meine Gesundheit wieder kräftigt, in treuen Abschriften zusenden werde: so unter Anderm zwei Litaneien, die eine aus dem 12., die andere aus dem 14. Jahrhundert, die beide sehr schön sind. Aus den altdeutschen Handschriften läßt sich überhaupt ein Gebetbuch herstellen, viel-

seitiger, reichhaltiger und tiefer als alle neuen, und ich unterzeichne mit vollem Herzen Ihren Ausspruch, daß wir Deutschen nicht mehr beten können, wie unsere Väter gebetet haben. ... Die Predigten des Liutpriesters von Stanz und des Joh. von Mülberg sind mir gänzlich unbekannt und ich höre ihre Namen durch Sie zuerst. ... Kürzlich war Prof. Dr. Uhland von Tübingen aus hier und läßt Sie unter herzlichen Grüßen durch mich fragen, ob Sie nicht die auf beiliegendem Blatte verzeichneten Verse des Rolandsliedes von Stricker mit dem MS. vergleichen wollten, das sich auf der St. Galler Bibliothek befindet, zusammen mit dem Parzival, Nibelungenlied 2c. in Einem Band?"

So fleißig, pünktlich und genau aber auch Greith als historischer Forscher und Kritiker war, so war es ihm doch nicht verliehen, in Arbeiten solcher Art volle Befriedigung zu finden. Er hätte es nicht ausgehalten, wie Pertz und Böhmer, mit der hingebendsten Liebe das ganze katholische Mittelalter zu durchforschen und dann protestantisch zu bleiben. Wie Hurter und Gfrörer verlangte er von der Wissenschaft noch zu seinen Lebzeiten praktische Resultate. Darin ist wohl der Grund zu suchen, daß er selbst keine Arbeiten mehr im Genre des Spicilegium unternahm, sondern seine reichen historischen Kenntnisse religiösen Gesichtspunkten unterordnete. Der Protestantismus hatte Glauben, Wissen und Leben skeptisch auseinander gerissen. Ohne viel theoretisches Federlesen schritt er praktisch in's Mittelalter zurück und verband die getrennten Elemente wieder in gemüthlichster Weise.

Seine „Deutsche Mystik im Predigerorden" hat zum Theil den Werth von kritischen Quellenstudien, enthält aber zugleich werthvolle Beiträge zur schweizerischen Localgeschichte, zur Geschichte der Mystik, zur deutschen Literaturgeschichte [1]. Sie beweist, daß arme Nönnchen lange vor Luther eine ganz allerliebste, klare, herzliche, ungesucht schöne deutsche Prosa schrieben. Philosophische Partien zeigen, daß die deutsche Sprache auch für abstracte Ideen manches zutreffende Wort besitzt, welches ein gestrenger Scholastiker für einen Monopol-Artikel des Lateinischen erachten würde. In dem Leben der Ordensfrauen von Töß finden sich die rührendsten erbaulichen Züge. Überhaupt läßt sich das Buch in keine der landläufigen Schablonen bringen. Theologie und Philosophie, Geschichtliches und Literarisches, Ascese und gelehrte Erudition berühren sich darin in jener Gemüthlichkeit, welche im Mittelalter Glauben, Leben und Wissen vereinigte.

---

[1] Histor.-polit. Bl., XLIX. 211 ff.

Gerade durch seine Eigenart hat indeß Greiths Buch bereits schöne Früchte getragen. Aus vielen stillen Klosterzellen wurde ihm der herzlichste Dank zu Theil, und Franz Pfeiffer drückte ihm die Anerkennung der Wissenschaft in den Worten aus: „Ihr schönes und reichhaltiges Buch hat mich mächtig angeregt und angesprochen.“ Im Anschluß an ihn hat P. Denifle einen unvergleichlich schönen Blüthenstrauß aus der deutschen Mystik gesammelt und dann Seuse's Werke wieder in Umlauf gesetzt. Fast gleichzeitig wurde auch von anderer Seite die schöne ascetische und religiöse Literatur des ausgehenden Mittelalters wieder in die lebendige Erinnerung zurückgerufen, und wird hoffentlich zum Ansatzpunkt einer ascetischen Literatur werden, welche die ewig fruchtbaren Wahrheiten des Heiles in der schlichten, treuherzigen Sprache des deutschen Volkes, mit der vollen Innigkeit seines Gemüthes und mit der Kraft und Tiefe seines Geistes von Herz zu Herzen reden läßt.

Viel schärfer tritt Greiths Eigenart in seinem Hauptwerk, der Geschichte der altirischen Kirche, zu Tage. Es ist in mancher Hinsicht eine Fortsetzung seiner vaticanischen Bibliothekstudien, weitergeführt durch 30 Jahre, mit jenem Fleiß, der geduldig Manuscripte vergleicht, Lesarten untersucht, unleserliche Stellen zu entziffern sucht, mühsam von den mittelbaren Angaben zu den Quellen emporsteigt, das Gewonnene verbindet und das noch Räthselhafte durch Conjectur aufzuhellen sich bemüht. Aber der Bibliophile ist nicht Herr und Meister, er hat zu Gunsten der Theologie und Apologetik abgedankt. Wie die Philosophie, so ist bei ihm auch die Geschichte nur die ancilla der Theologie. Greith stand an der Schwelle des Greisenalters, als sich das umfangreiche Material zu einem nicht sehr großen Band gestaltet hatte. Da ernannte ihn Papst Pius IX. zum Bischof von St. Gallen, und das Buch, der Abriß seiner historischen Studien, sein literarisches Testament und Glaubensbekenntniß, ward zugleich zum bedeutsamen bischöflichen Manifest an den Klerus seiner Diöcese.

„Ehrwürdige Brüder!“ so heißt es in der ergreifenden Einleitung des Werkes. „Die heiligen und weisen Männer einer längst entschwundenen Vergangenheit werden in diesen Blättern durch ihre eigenen Lehren und Thaten zu Ihnen reden, welche, von der Liebe Gottes erglüht, die Kirche Christi in Irland, im gallischen Frankreich und in unserer alemannischen Heimath einst gegründet und verherrlicht haben; die lautsprechenden Zeugnisse, die sie ablegen, bilden die goldene Kette einer großartigen, historischen Beweisführung für das Alterthum, die Wahrheit und den unveränderlichen Charakter unserer heiligen Religion, einen Catach oder Kämpfer der besten Art, der überall und

immer siegreich sich bewährt, wenn er, Angriffe abwehrend, Priestern zur Seite steht, welche, wie die alte Ritterregel fordert, ein reines Gewissen besitzen, ihr Leben in aller Ehre bewahren und ihres Berufes würdig sind. Tief in den Schachten der christlichen Vorzeit werden wir die letzten Wurzelausgänge jenes heilbringenden Baumes finden, der, vom hl. Gallus in diesem Lande einst gepflanzt, unserem Volke schon so viele Jahrhunderte die Früchte des zeitlichen Segens und ewiger Beseligung bot, und wie sie die Belege für die Thatsache liefern, daß die Kirche des hl. Gallus ein Zweig der irischen des hl. Patricius, diese aber eine Tochter der römischen Kirche, der Mutter und Lehrerin aller Kirchen der Welt ist, so liegt in diesen Belegen zugleich der unwidersprechliche Nachweis, daß unsere Kirche von ihrem ersten Ursprunge an mit den ältesten Kirchen und mit der apostolischen Kirche Roms übereinstimmt, und darum, um mit Tertullian zu sprechen, ‚die wahre Glaubenslehre bewahrt, weil, was von frühester Zeit an gelehrt und überliefert worden, von Christus gegeben und wahr ist, fremdartig und irrig aber Alles ist, was erst später entstanden und von den Menschen ersonnen worden'. Wie der Rheinstrom nach der Sage über den verborgenen Hort der Nibelungen seine Fluthen schon so lang dahin gewälzt, ohne ihn je wegzuspülen oder fortzuwälzen in's Meer, weil er unerreichbar für die Wogen, in seinem alten Steinbett liegt, so waren in Wahrheit die Wellenschläge der Zeit nicht im Stande, den kostbaren Schatz der Überlieferung aus der Kirche des hl. Gallus wegzuschwemmen; denn er ruht wohlgefestet und bewahrt in der Lade ihrer geschichtlichen Denkmäler und im Herzen des St. Gallischen Volkes. Ich denke, ehrwürdige Brüder, auch wir werden ihn um so entschiedener festhalten, je armseliger die neue Waare aussieht, welche die Schule der Verneinung uns dafür anbietet. Bei ihm finden wir Stärkung in dieser schweren Zeit und immer neue Lebensfrische, wenn der Muth uns sinken will."

Der amerikanische Convertit Dr. Preuß gestand, daß er diesem Werke Greiths die erste Anregung zum Studium der katholischen Kirche, also zu seiner Bekehrung, verdankte. Ein berühmter Kirchenhistoriker Deutschlands schrieb dem Verfasser: „Das ist ja ein äußerst gediegenes und werthvolles Geschenk, das Sie der religiösen Welt mit Ihrem neuen Werke gemacht haben; eine wahre Bereicherung unserer theologischen Literatur. Da ist einmal der rechte Stoff in die rechte Hand gekommen."

9.

Am 8. Mai 1863 wurde Dr. Karl Johann Greith in der Kathedrale von St. Gallen feierlich zum Bischof consecrirt. Die Weihe ertheilte ihm sein lieber und gelehrter Grenznachbar Dr. Feßler, Weihbischof von Feldkirch, später Bischof von St. Pölten und Secretär des Vaticanischen Concils. Als Assistenten fungirten ebenfalls zwei alte, treue Freunde, der Benedictiner-Abt Heinrich von Einsiedeln und der Cister-

cienser-Abt Leopold von Mehrerau. Es war ein froher Tag für die ganze Diöcese. Die St. Gallischen Katholiken sahen in der neuen Würde ihres hochverehrten Vorkämpfers nur den verdienten Lohn für 30 Jahre voll Mühe, Arbeit und Leiden. Dem neuen Oberhirten zumeist verdankte das Bisthum, daß es überhaupt bestand. Einen wahrhaft komischen Eindruck machte es, als der Vertreter des Staates beim Fest-Dîner, durch fast 30 Jahre Greiths beständiger Widersacher, Landammann Hungerbühler, seinem officiellen Glückwunsch die Erinnerung an die Bartholomäusnacht anknüpfte und den neuen Oberhirten zur Toleranz ermahnte. Greith antwortete dem taktlosen Toleranzprediger mit einer feinen Erinnerung an den heiligen Graal, das poëtische Symbol des mystischen Opfers und Priesterthums, und sagte dann:

„Der hl. Graal ist noch immer zu finden in jenem Staate, wo unter der Sonne der bürgerlichen Freiheit auch die Kirche für ihre weltbeglückende Mission in ihrem selbsteigenen Gebiete der vollsten Freiheit sich erfreut, und die beiden Gewalten, in ihren ausgeschiedenen Kreisen ihre Rechte gegenseitig gewissenhaft achtend, durch die Bande des Wohlwollens zusammengehalten, mit vereinten Kräften die Wohlfahrt des Volkes fördern."

Die nächsten Jahre verflossen ziemlich friedlich und gönnten Greith Zeit und Muße, die ganze Diöcese, die er längst kannte, mit seiner persönlichen Gegenwart zu erfreuen und überall seines Hirtenamtes zu walten. Zu seiner Diöcese erhielt er noch die provisorische Verwaltung des Kantons Appenzell Inner- und Außer-Rhoden, die nach Auflösung des Bisthums Konstanz bis dahin von Chur aus geführt worden war. 1865 reiste er zum ersten Mal ad limina apostolorum und brachte Pius IX., den er zärtlich liebte und verehrte, und bei dem er hinwieder in hoher Achtung stand, seine Huldigung. Schon 1867 machte er eine zweite Romfahrt, und zwei Jahre später rief ihn das Vaticanische Concil abermals in die ewige Stadt. Seine innige Begeisterung für Kirche, Papst und Papstthum drückt sich in den schönen Hirtenbriefen dieser Zeit aus: Mahnruf der Kirche an ihre Gläubigen in jetziger Zeit, 1865. — Die Leiden der Kirche, 1866. — Papst Pius IX. und der offene Krieg gegen die katholische Kirche, 1867. — Der Triumph des Stuhles Petri, 1867. In dem letzten sagt er u. A.:

„Zahllose Gebäude menschlicher Lehrweisheit und politischer Verfassungen wurden im Laufe so vieler Jahrhunderte errichtet und fielen wieder in den Staub zusammen, aus dem sie hervorgegangen, nur der Lehrstuhl Petri steht noch in seiner ungeschwächten Kraft, und obwohl umtoset wie von der Brandung des aufgeregten Meeres, von der Cyklopenschaar aller Schreier

und Läugner und aller feindlichen Mächte der Welt, verkündet von ihm herab der oberste Lehrer der Kirche den Königen und Völkern heute noch dieselbe Lehre der ewigen Weisheit und dieselbe Regel des göttlichen Rechts, welche einst der hl. Petrus in seinen Tagen verkündete, und während sonst Alles auf Erden ändert und altert, ist unter der Wache und Obhut der römischen Päpste der katholische Glaube bis auf diesen Tag, immer alt und ewig jung, geblieben."

„Die Aufgabe, die Kirche Christi unter den Völkern auszubreiten und sie in der Wahrheit bis an's Ende der Tage zu erhalten," sagt er weiter, „hat der ewige Sohn des Vaters, Christus unser Herr, einfach dadurch gelöst, daß er den hl. Petrus und seine Nachfolger mit der Obergewalt über die ganze Kirche betraute. Dadurch hat er ihr einen sichtbaren Mittelpunkt für immer in den Bischöfen von Rom verliehen, für die er in der Person des hl. Petrus einst zum Vater flehte: daß ihr Glaube niemals wanke und sie, von ihm besonders gestärkt, im Stande wären, auch ihre Brüder im Glauben immerdar zu stärken." Endlich citirt er aus Vincenz von Lerin: „Über die Autorität aller andern Bischöfe im Morgen- und Abendlande ragt aber jene der Bischöfe der Stadt Rom hervor, die den apostolischen Stuhl Petri inne haben, und ihr oberster Ausspruch ist in Sachen des Glaubens von einem ganz entscheidenden und überwiegenden Gewicht."

Obwohl Bischof Greith hiermit weit über die Ansicht hinausging, die dem Papst eine bloße Präsidentschaft oder einen Ehrenprimat in der Kirche zuschreibt; obwohl er ihn deutlich genug als den obersten Lehrer und Hüter des Glaubens, als entscheidenden Richter in Glaubenssachen bezeichnete — eine lehramtliche Stellung, die ohne Unfehlbarkeit nicht denkbar ist: so wurde er doch am Vorabend des Vaticanischen Concils von den Gegnern der Infallibilität inner- und außerhalb der Schweiz als einer der Bischöfe angesehen, auf den man seine Hoffnung zu richten habe. Er war mit Döllinger und Dupanloup persönlich befreundet, wie jener ein bedeutender Kirchenhistoriker und deutscher Gelehrter, wie dieser ein gewandter Politiker und Diplomat. Ohne ihm nahezutreten, darf man behaupten, daß er in historischen Fragen besser bewandert war, als in strict dogmatischen, gegen die scholastische Richtung in der Theologie nicht ganz frei von Voreingenommenheit war und von seinen Studienjahren her stets die Concilien als Träger des unfehlbaren kirchlichen Lehramtes betont und hervorgehoben hatte, ohne dabei die päpstliche Unfehlbarkeit zu behaupten oder zu verneinen. Obwohl die sogen. „wissenschaftliche" Befehdung der Infallibilitäts-Lehre von München aus sich von Anfang an so schonungslos, ehrfurchtslos und anmaßend gegen Papst und Papstthum selbst richtete, daß ein so kirchlich gesinnter Mann, wie er, sich dadurch abgestoßen fühlen mußte, stand Greith doch durch

seinen Bildungsgang, seine Ansichten, seine ganze Anschauungsweise und auch durch persönliche Beziehungen den Repräsentanten der „deutschen Wissenschaft“ bei weitem näher, als jener Richtung in der Theologie, welche die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht nur als möglich, sondern sogar als opportun und wünschenswerth betrachtete [1].

Jedenfalls hielt er die Widerlegung der historischen Einwürfe gegen jene Lehre für schwierig und complicirt, die öffentliche und allgemeine Debatte darüber für eine Klippe, an der manche Schwache Schiffbruch leiden könnten, die Definition selbst für eine gefahrvolle Kriegserklärung an die gesammte moderne Welt. Die Drohungen der europäischen Diplomatie schreckten ihn. Er befürchtete allen Ernstes, daß, wenn das Concil, im Sinne des Syllabus, scharf und energisch allen Lieblings-Irrthümern der Zeit entgegenträte, der moderne Staat seine ganze materielle Macht entfalten werde, um sich an der Kirche zu rächen. Eine furchtbare, unabsehbare Katastrophe — Schisma, unsägliche Verwirrung, allgemeine Katholikenverfolgung mußte die Folge sein. Das mag genügen, um die Haltung Greiths beim Vaticanischen Concil erklärlich zu machen.

Während Greith in Rom war, wurde er von der Schweiz aus von einer Menge von Leuten, Geistlichen wie Laien, mitunter in fast komisch-naiver Form mit der Zumuthung bedrängt, die Definition des verhängnißvollen Dogmas zu verhindern.

„Unserm jetzigen Vater der Christenheit,“ schrieb man ihm, „wird ohne Dogma und ohne Zwang Gehorsam geleistet und bei jedem würdigen Papst der Zukunft wird das Gleiche der Fall sein. Wenn aber früher oder später ein Unwürdiger den päpstlichen Stuhl einnähme, mit dieser Infallibilitätsmacht bekleidet?! — — Ich muß gestehen, daß der intelligente und ich glaube der wahrhaft gläubige Theil Ihrer Diöcesanangehörigen von einer Gewissensangst befreit würde, wenn die Frage der päpstlichen Infallibilität im bisherigen Bestande belassen, d. h. dem Gewissen der Gläubigen anheimgestellt würde.“

Das katholische Volk empfand solche Gewissensbedenken nicht; von den „Intelligenten“ dagegen vereinten sich Einige sogar zu dem wunderlich-demokratischen Unterfangen, das Votum des Bischofs in der Kirchenversammlung durch eine Adresse unterstützen zu wollen:

---

[1] Vgl. den Nekrolog Greiths im Luzerner „Vaterland“, V. Nr. 121, 26. Mai 1882, wo indeß der Gegensatz „deutscher Wissenschaft“ gegen nichtdeutsche etwas sonderbar betont ist, in einer Schroffheit, wie sie der verstorbene Bischof nach dem Vaticanum gewiß nicht gebilligt hätte.

„Die Unterzeichneten — Wenige zwar, aber der Übereinstimmung mit einer sehr großen Zahl unserer Confessionsgenossen versichert — können es sich nicht versagen, ihre Freude darüber auszusprechen, daß bei der wichtigsten Frage, welche die Kirchenversammlung beschäftigt (betreffend die Unfehlbarkeit des Papstes) der schweizerische Episkopat gerade durch Ihren allverehrten Namen in der Reihe derjenigen erleuchteten Väter vertreten ist, welche — gewissen, ohne Zweifel gutgemeinten, aber in ihren Folgen verhängnißvollen Bestrebungen gegenüber — mit Freimuth und Festigkeit dem alten Glauben Zeugniß geben und, indem sie die Freiheit des Gewissens Tausender von aufrichtigen Katholiken wahren, zugleich eine schwere Krisis für die innere Einheit der katholischen Kirche, sowie für die äußere Stellung derselben nordwärts der Alpen abzuwenden bemüht sind."

Der Bischof von St. Gallen wies diese Adresse zurück, welche der Infallibilität des Papstes gewissermaßen jene der „intelligenten" Gewissen substituirte. Dagegen schloß er sich der conciliarischen Minorität an und zeichnete mehrere Actenstücke, welche dieselbe dem Concil vorlegte. Die erste Rede, welche er am 17. Mai gegen die Opportunität der Dogmatisirung hielt, ließ über seinen entschieden kirchlichen Standpunkt nicht den mindesten Zweifel übrig. Er sagte darin:

„Wie ich mich allzeit verhalten habe, wo es sich um Vertheidigung der Rechte des Apostolischen Stuhles handelte, das bezeugen seit mehr als 40 Jahren nicht bloß Worte und Schriften, sondern auch Thaten. Die zahlreichen Mühen, häufige Gefahren, jahrelanges Exil, die härtesten Prüfungen waren der Kampfeslohn, der mir in meinem Kriegsdienste unter dem Banner des Apostolischen Stuhles in den großen Kämpfen der verflossenen Zeit zu Theil ward: und, mit Hilfe Gottes, wird der Veteran jenes glorreiche Banner bis zum Tode festhalten, und, an Jahren und Wunden reicher geworden, dem Glauben der Väter und der heiligen Sache niemals abtrünnig werden!" [1]

Den 7. Juli sprach er noch einmal; bald darauf erbat er sich wegen seines leidenden Zustandes die Erlaubniß, abzureisen, und kehrte, nachdem er dieselbe erhalten, noch vor der entscheidenden Sitzung in die Schweiz zurück. „Quirinus" bedauerte seine Abreise, sah sich aber bei ihm, wie bei dem ganzen Episkopat der katholischen Welt, in der Erwartung ge-

---

[1] „Quis ego semper fuerim, ubi de tuendis iuribus Apostolicae Sedis actum est, per quadraginta amplius annos, non solum verba et scripta, sed facta quoque testantur. Labores plurimi, pericula frequentius, exsilium per annos, asperrima quaeque totidem stipendia sunt, quae militanti mihi sub signo Apostolicae Sedis in transacto magno rerum temporumque discrimine contigerunt: atque miles ille veteranus gloriosum hoc vexillum, auxiliante Domino, usque ad mortem tenebit, nec, dum annis et vulneribus auctus est, avitam fidem sanctamque causam unquam deseret."

täuscht, daß auch nur ein Bischof um den Schein wissenschaftlicher Erudition oder aus Furcht vor zeitlicher Verfolgung am Glauben irre werden würde. Das große Schisma, das man erwartet hatte, trat nicht ein. Ein kleines Häuflein liberaler Katholiken, längst innerlich mit der Kirche zerfallen, sonderte sich als „Altkatholiken" von der allgemeinen Gemeinschaft der Gläubigen aus. Döllinger, der sie vergeblich gemahnt hatte, in der Kirche zu bleiben, zog sich unmuthig von dem Kampfplatz zurück, auf dem er als „Janus" und „Quirinus" nur von den Protestanten und Ungläubigen sich Lorbeeren erworben hatte.

„Wie seit Jahr und Tag," so schrieb Bischof Greith im Juli 1871 im Namen des gesammten schweizerischen Episkopats, „das Ansehen dieses heiligen Concils durch leidenschaftliche Berichte und böswillige Entstellungen angegriffen und herabgewürdigt worden, so ward insbesondere die Lehre von der Unfehlbarkeit der obersten Lehrautorität des Oberhauptes der Kirche irrig aufgefaßt und von Vielen absichtlich mißdeutet, um sie im gehässigsten Lichte darzustellen und die Welt gegen sie aufzuregen. Wer ruhig den Verlauf dieser Befehdung und die treibenden Geister in demselben beobachtete, mußte alsbald die Überzeugung gewinnen, daß es gerade die Widersacher der katholischen Kirche sind, welche diesen willkommenen Anlaß für ihre Zwecke zu verwerthen und auszubeuten suchen, um die arglosen Gläubigen zu verwirren, den göttlich gesetzten Mittelpunkt zu brechen, den obersten Hirten derselben zu schlagen, um die ganze Heerde zu zerstreuen."

Während Greith sich in diesem Hirtenbriefe begnügte, die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit klar, bestimmt und faßlich darzulegen und gegen die landläufigen Einwürfe zu vertheidigen, hat er später bei Gelegenheit des Papstjubiläums 1877 die providentielle Sendung Pius' IX. und des Concils in wahrhaft erhabener Weise dargestellt:

„Beim Beginn des großen Kampfes, der gegenwärtig die Welt erschüttert, getraute sich noch Niemand, den Abfall vom katholischen Glauben offen zu predigen; man sprach lediglich von einem ‚reinen' Christenthum und von ‚geläuterten' Religionsbegriffen. Man hütete sich wohl, den Umsturz der katholischen Kirche ungescheut zu betreiben, statt dessen wurden falsche und irrige Lehren über die Kirche in Umlauf gesetzt. Eben so wenig wagte man es damals, den Katholiken die Lostrennung vom Papstthum zuzumuthen; wohl aber wurden die wesentlichsten Rechte und Befugnisse desselben bestritten, Rechte und Befugnisse, ohne welche es dem Oberhaupt der Kirche unmöglich gemacht wäre, nach Christi Auftrag die Kirche auf Erden in der Wahrheit der göttlichen Lehre zu erhalten und die Gläubigen auf dem Wege des Heiles zu leiten. Das treueste Kriegsheer, mag es noch so wohl geordnet und tapfer sein, kann durch Verwirrung auseinander getrieben und kampfunfähig gemacht werden. Das Gleiche sollte gegen die katholische Kirche erzielt werden. Die

unveränderliche Glaubenslehre sollte nach den veränderlichen Grundsätzen des Zeitgeistes umgestaltet, in religiösen Dingen Wahres und Falsches durcheinander gemengt, menschliche Irrthümer unter schimmerndem Wortgepränge mit den göttlichen Lehren vermischt werden. Es galt für besondere Weisheit, das Licht mit der Finsterniß zu verquicken, das Recht mit dem Unrecht zu vereinigen, Christus mit Belial auszugleichen. So fand die unselige Verblendung immer größere Verbreitung, welche meinte: erst wenn die Gegensätze in der Welt beseitigt, die christlichen Confessionen zusammengeworfen, Geistliches und Weltliches, kirchliche und staatliche Gewalt in Eins vermischt und vereinigt seien, werde der allgemeine Weltfriede, werden Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Menschen verwirklicht sein. Allein welcher Verständige sucht in der Vermischung unvereinbarer Elemente die Einheit und Eintracht für das Leben? Ein Blick auf die allgemeine Verwirrung der jetzigen Welt, auf die enormen Abirrungen des Unglaubens und der Zuchtlosigkeit, auf das steigende Elend der Menschen genügt, um den Trug und Fehl dieser falschen Berechnung aufzudecken. Nicht der Friede, sondern die Fäulniß, nicht die lautere Wahrheit, sondern die charakterlose Zweideutigkeit, nicht die Eintracht, sondern der Krieg ist aus dieser Vermischung hervorgegangen.

Da erschien wie einer der alten Propheten von Gott gesandt Pius der Neunte und ließ von dem obersten Lehrstuhl der Kirche aus in das verworrene Chaos der Zeit das Wort ertönen: Es scheide sich das Licht von der Finsterniß und der Tag von der Nacht; es leuchte die Sonne der Wahrheit und Gerechtigkeit ungetrübt am Firmament auf die Erde herab, damit die Geschöpfe nach ihren besondern Arten in ihren ausgeschiedenen Lebenskreisen wachsen und gedeihen. Aufgelöst sei das falsche Bündniß zwischen Wahrheit und Irrthum, das schon so lange der Kirche und ihren Gläubigen Schaden gebracht; statt des faulen Friedens werde der Kampf für das Christenthum gegen den Unglauben der Welt aufgenommen! Ausgeschieden werde von der Kirche Alles, was mit ihr nicht vereinigt werden kann, ohne sie in sich selber aufzulösen! Wer der katholischen Kirche angehören will, muß ganz und gar und ohne Rückhalt ihr angehören; er muß in Sachen der Religion Alles glauben, was ihr unfehlbares Lehramt lehrt, Alles verwerfen, was es verwirft; er muß die religiösen Pflichten getreu befolgen, die es ihm auferlegt! Das war der Ruf zur Sammlung und zur Scheidung, den Pius der Neunte an alle Gläubigen erließ. Sein Wort hat wie ein Erdbeben die betroffene Welt erschüttert, und es erfolgte die Scheidung. Die längst verdorrten Zweige lösten sich vom Baume der Kirche ab und fielen zu Boden; der gute Weizen blieb in der Tenne, die leichte Spreu wurde hinausgeweht."

10.

Die Leiden, welche dieser Scheidungsproceß für die treuen Katholiken mit sich bringen mußte und welchen Greith nicht ohne Bangigkeit entgegengesehen, nahm er, als sie wirklich eintrafen, mit unbesieglichem

Starkmuth auf sich. Von der Zeit des Concils an bis zu seinem Tode war ihm keine Zeit der Rast und des Friedens mehr beschieden. Die liberalen schweizerischen Staatsregierungen hielten es wirklich für ihre Aufgabe, Staat und Menschheit an der katholischen Kirche zu rächen. Jahr für Jahr war Bischof Greith genöthigt, als Wortführer des schweizerischen Episkopats seine Stimme gegen neue Bedrückungen und Verfolgungen zu erheben. 1871 schilderte er in einer an die Bundesversammlung gerichteten Denkschrift „die Lage der katholischen Kirche und das öffentliche Recht in der Schweiz", 1872 „die Unterdrückung der katholischen Religion und Kirche durch die Staatsbehörde im Kanton Aargau", 1873 „die Kirchenverfolgung in der Schweiz, insbesondere in Genf und im Bisthum Basel". Man könnte die darin enthaltenen Schilderungen unter dem Titel zusammenfassen: „Russische Zustände in der freien Schweiz." Im Jahre 1874 dehnte sich die Verfolgung auch in höherem Maße auf St. Gallen aus; Bischof Greith wurde der Verletzung des Bisthums-Concordats und seines Eides auf die Verfassung angeklagt, und sah sich genöthigt, eine Vertheidigungsschrift seiner eigenen bischöflichen Pflichtstellung zu schreiben. Zu seiner Absetzung, die in liberalen Cliquen förmlich geplant und berathen wurde, kam es nicht; aber das bischöfliche Knabenseminar, das er gegründet und unter unsäglichen Opfern an Zeit, Geld und Mühe erhalten hatte, wurde noch 1874 unbarmherzig aufgehoben [1], bald darauf durch Bundesgesetz die Civilehe eingeführt und die Jugenderziehung durch Einführung religionsloser Schulbücher und gewaltsamer Simultanisirung bedroht. Dem officiellen legislatorischen Culturkampf gesellten sich unausgesetzte kleinliche Plackereien und eine Verfolgung durch die Presse, die mit hemdärmliger Nationalgrobheit die Wuth und Giftigkeit eines Pariser Winkelblattes zu verbinden wußte. Sein Wohnzimmer, wo früher die Äbte von St. Gallen gewohnt, pflegte Greith in dieser Zeit die Camera de' Sospiri zu nennen [2].

Selbst an dem schönen Festtage seines 50jährigen Priesterjubiläums, der mehrere Prälaten und zahlreiche andere Freunde in dem alten Kloster versammelte, vermochte er sich der Betrübniß nicht völlig zu entschlagen,

---

[1] Siehe F. X. Wetzel, Er ist nicht gestorben! Gedenkblatt. Einsiedeln, Benziger, 1882. S. 17. Kaum ein Schlag hat ihn so hart getroffen, als da er sich genöthigt sah, die 54 Schüler seines Seminars zu entlassen.

[2] So erzählt der ihm damals nahestehende Dr. O. Zardetti in der „Columbia" von Milwaukee, Nr. 23, 1. Juni 1882.

in welche ihn die bedrängte Lage der Kirche in der Schweiz versetzte. Er klagte über den „modernen Staat, jenen König Pharao, welcher, der eingebrochenen Landplagen unerachtet, das auserwählte Volk nicht ziehen lassen will aus harter Knechtschaft, daß es frei Gott dienen könne nach der Weise und im Lande der Väter".

„Wir wandeln unter Ruinen," fuhr er fort, „wenn wir die Stätten besuchen, wo vor Jahren noch der philosophische Kurs und das bischöfliche Knabenseminar gestanden, wo die katholische Kantonsschule und das Lehrerseminar einst blühten. Die Mischung der Schulen wurde trotz der alten Landfriedensverträge und der bestehenden Verfassung mancherorts ausgeführt; Verordnungen und Gesetze wurden erlassen, welche die freie Wirksamkeit der katholischen Landeskirche und darum auch ihren Fortbestand gefährden. Das ist ein Zustand, den, wie bei uns, so auch in der übrigen Welt die Gewalt geschaffen; aber Gott wird sich zur rechten Zeit erheben, um die Werke der menschlichen Gewalt in Trümmer zu werfen und der Kirche jene Freiheit wiederzugeben, deren sie bedarf. Die Wiederherstellung der christlichen Weltordnung wird kommen, novus rerum ordo descendet ab alto. Bis dahin heißt es für uns Alle beten, arbeiten und kämpfen."

Das hat Bischof Greith treu bis zum letzten Augenblick gethan. Noch im Herbst 1881 erhob er mit den übrigen schweizerischen Bischöfen seine Stimme gegen die schmachvollen Beleidigungen, welche den Überresten Pius' IX. in Rom widerfahren waren, nahm, wie immer, an der jährlichen Bischofs-Conferenz in Schwyz Theil, besuchte die in seiner Diöcese noch erhaltenen Klöster, vollzog die feierliche Weihe von Kirchen und Altären, suchte seine Erholung nur darin, Gutes zu thun. Durch peinliche Schwerhörigkeit sowohl in Geschäften als Unterhaltung verhindert, ertrug er dieses Leiden mit geduldigem Frohmuth und wandte um so mehr Zeit schriftlichen Arbeiten, der Lectüre und dem Studium zu. Als ein schweres Augenleiden ihm auch diesen Trost zu entziehen drohte, gönnte er sich kaum die unerläßlichste Schonung. Selbst als am 30. Januar ein Schlaganfall ihn ernstlich bedrohte, willigte er nur widerstrebend ein, seine gewohnte Thätigkeit einzuschränken. In seinem Fastenhirtenbrief 1882 gemahnte er die Gläubigen in ergreifendster Weise, wie vom Rande des Grabes aus, an die Hinfälligkeit alles irdischen Strebens: „O wie rasch eilen die Jahre vorüber, wie schnell welken die Geschlechter dahin, wie unaufhaltsam naht für Alle das Ende! Aufwärts darum die Herzen! Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit!"

Nur unter langen, schweren Leiden brach seine kräftige, starke Natur

zusammen. Er trug sie mit großer Geduld und Ergebung und gab bis zum Tode die schönsten Beweise seiner innigen Frömmigkeit. Er starb am 17. Mai 1882, bald nach Mittag, betrauert von den Katholiken St. Gallens und der ganzen Schweiz, schmerzlich vermißt von seinen bischöflichen Amtsbrüdern, auch von den Gegnern der Kirche im Tode geachtet.

In den 75 Jahren, die er gelebt, hatte sich in den kirchlichen Zuständen St. Gallens eine vollständige Umgestaltung zugetragen. Anstatt eines verworrenen Provisoriums war ein wohlorganisirtes Bisthum da, statt eines in Wessenbergischen Ideen aufgewachsenen Klerus eine echt kirchliche, Papst und Bischof treu ergebene Geistlichkeit, statt der traurigsten religiösen Verschwommenheit im Volke Klarheit, religiöser Eifer, thätige Liebe und Opferwilligkeit. An politischen Rechten und Einfluß hatten die Katholiken in den langen Kämpfen dieser Jahre viel eingebüßt; aber das innere, religiöse Leben hatte unzweifelhaft zugenommen. Es waren nur wenige Kirchen oder Kapellen, die nicht neu gebaut oder schöner wieder hergestellt worden wären [1]. Mit Ausnahme des Klosters Pfäffers, das an eigener Zersetzung zu Grunde ging, blieben der Diöcese alle ihre Klöster erhalten. Der von Greith selbst herangebildete Klerus stand in den schwierigsten Krisen zu ihm, wie ein Mann. Als schmählicher Parteihaß die katholischen Erziehungsanstalten zerstörte, nahm das Volk die größten Opfer willig auf sich, um wenigstens für Heranbildung junger Priester im Auslande zu sorgen. Die praktische Übung des Glaubens, der Besuch der Sacramente, die Betheiligung an allen Werken der Nächstenliebe nahm auf's Erfreulichste zu. Keine Uneinigkeit zersplitterte beim Tode des Bischofs das Domcapitel; in völligstem Einmuth ward ihm sein treuer Generalvikar Augustinus Egger zum Nachfolger gegeben. Als das katholische Großraths-Collegium sich aber am 25. Mai 1882 zu der ihm concordatsmäßig zustehenden Ausübung der Exclusive versammelte, erklärte sein Vorsitzender, Landammann J. Keel:

„Der lendenlahm gewordene Josephinismus, dessen consequenter und ausdauernder Gegner der Selige war — nichts war ihm widerlicher als die wuchernde Maßlosigkeit der modernen Staatsomnipotenz — stirbt ab, und seine letzt gezeitigten Früchte stehen in unsern St. Gallischen Gesetzbüchern hoffentlich bald als absonderliche Antiquitäten.

Doch genug! Gehen wir zur Ausübung jener Rechte, die uns hierher-

---

[1] Von 112 etwa 80. Vgl. die treffliche, von Pfarrer Fr. Rothenflue geschriebene Lebensskizze Greiths in den Histor.-polit. Bl., XC. 522.

gerufen. Wir üben sie im Sinn und Geiste des Katholiken, der weiß, daß es keinen katholischen Bischof ohne Rom und keine katholische Kirche ohne den heiligen Stuhl gibt; wir üben sie heute am Geburtstage des Verewigten und nehmen dieß als ein Zeichen, daß im Heimgang des Einen die Erweckung seines Nachfolgers liegt; daß wohl der Einzelne stirbt, daß aber über den Episkopat mit dem römischen Papstthum, daß über die katholische Kirche der Segensgruß der Unvergänglichkeit gesprochen ist.“

A. Baumgartner S. J.

Die moderne Forschung unter dem Joche der scholastischen Philosophie?

(Schluß.)

In unseren bisherigen Auseinandersetzungen sahen wir uns wiederholt veranlaßt, darauf hinzuweisen, wie verkehrt es sei, die Verdienste des Aristoteles oder überhaupt eines älteren Forschers nach dem heutigen Stande der eracten Wissenschaften bemessen zu wollen. Sofern bei wissenschaftlichen Leistungen nicht der absolute wissenschaftliche Werth, sondern nur ihre Bedeutung für die continuirliche Culturentwicklung und das rein persönliche Eingreifen in dieselbe von Seiten des jedesmaligen Forschers in Betracht kommt, kann von einem allgemein giltigen, gleichbleibenden Maßstabe keine Rede sein. Die Leistungen dürfen dann nur mit denjenigen Maßen gemessen werden, welche gerade in den betreffenden Zeiten Geltung hatten, und welche mit den wachsenden Vorarbeiten sowie mit den sich mehrenden Forschungsmitteln andere Werthe annahmen. Eine ganz ähnliche Verkehrtheit wäre es nun aber auch, wollte man das Verhältniß zwischen Philosophie und Empirie, nur so wie es uns in Aristoteles verkörpert entgegentritt und wie es für ihn und seine Zeit von den besten Folgen war, als maßgebend und mustergiltig für alle Zeiten hinstellen. Wohl liefert dasselbe einen durchschlagenden, allzeit giltigen Beweis dafür, daß kein principieller Widerstreit beide Wissenschaften trenne. Es läßt auch unschwer erkennen, daß beide zu jeder Zeit irgendwie und innerhalb irgendwelcher Grenzen gegenseitig sich

werden fördern können. Dieses „wie“ und dieses „wie weit“ jedoch ändert sich gleichfalls mit der Zeit oder besser mit dem Ausbildungsgrade, welchen die exacte Forschung und die Speculation in fortschreitender oder rückgängiger Bewegung gerade erreicht hat. Wiewohl wir also die besondere Form, in welcher der Stagirite empirische Forschung und speculative Philosophie mit einander zu verschmelzen bemüht war, für die Zeit vor 2000 Jahren als eine überaus glückliche bezeichneten [1], so sind wir doch weit davon entfernt, gerade diese besondere Form der Verschmelzung den heutigen Naturforschern zur Nachahmung anzuempfehlen. Wir würden im Gegentheil einen solchen Rath für einen groben Anachronismus ansehen und für fast ebenso komisch halten, wie wenn ein Stratege allen Ernstes aufforderte, unsere heutigen Festungen mit den Sturmböcken und Katapulten des classischen Alterthums zu nehmen oder unsere Panzerschiffe mit römischen Brandpfeilen und Feuertöpfen in den Grund zu bohren. — — Naturforschung und Philosophie stehen sich heute ganz anders gegenüber als im grauen Alterthume. Daraus folgt aber nur das Eine, daß die Förderung, die sie sich gegenseitig angedeihen lassen können, heute andere Formen angenommen, nicht aber, daß sie aufgehört habe oder gar in's Gegentheil umgeschlagen sei. Versuchen wir dieses jetzt nachzuweisen.

Wir können das Verhältniß zwischen Philosophie und Naturforschung als eine complexe Größe auffassen. Der eine Theil der Größe ist constant, der andere veränderlich. Constant ist das fragliche Verhältniß insoweit, als es aus der Natur beider Wissenschaften erwächst, veränderlich aber, insofern es bedingt wird von dem jeweiligen Entwicklungszustande beider Wissensgebiete und von den jedesmaligen, durch die besonderen Zeitverhältnisse an sie gestellten Anforderungen. Wir wollen im Nachstehenden bloß den constanten Verhältnißwerth bestimmen, indem wir die Ermittlung des veränderlichen Werthes einer besonderen Arbeit vorbehalten.

Die Naturforschung ist ihrem Wesen und Begriffe nach die wissenschaftliche Prüfung und Erklärung der Naturerscheinungen. Ihr Gegenstand ist somit Alles, was in der Körperwelt mit Sinnen wahrnehmbar ist, und zwar insofern und insoweit etwas zum Bereiche des

[1] Wir verweisen hier den Leser nachträglich auf die interessante Arbeit: „La zoologie d'Aristote, d'après de récens travaux“ des Herrn Ludovic Carrau, welche soeben das Maiheft der „Revue des Deux-Mondes“ (p. 183—198) veröffentlicht. Dieselbe bestätigt vollständig unsere Ausführungen im letzten Artikel.

sinnlich Wahrnehmbaren gehört. Als Wissenschaft kann sie sich indessen nicht darauf beschränken, die Erscheinungen einzeln genommen und in gegenseitiger Verknüpfung, im Ganzen und in ihren Theilen möglichst genau kennen zu lernen und zu beschreiben, zu vergleichen und in naturgemäßer Ordnung zusammenzustellen, sondern sie muß ihr Hauptaugenmerk vielmehr einer möglichst einfachen, tiefen und allseitigen Erklärung der Naturerscheinungen zuwenden. Zu dem Ende zerlegt sie die Erscheinungen — in den allermeisten Fällen sehr gemischte Vorgänge — in alle ihre einzelnen heterogenen Elemente und sucht jedes auf die ihm entsprechende besondere Wirkursache oder veranlassende Kraft zurückzuführen, sowie auch den Träger der letzteren im Allgemeinen festzustellen. Indem sie dann die verschiedenen Äußerungen jeder einzelnen Kraft zusammenfaßt und einer vergleichenden Prüfung unterzieht, eröffnet sie sich mehr und mehr den Einblick in die wechselnde Wirkungsweise derselben unter den verschiedensten Bedingungen. Planmäßig unternommene Experimente müssen diesen Einblick dann ergänzen, nach allen Richtungen hin erweitern und so viel als möglich vertiefen. Hierbei zwischen Ursache und Wirkung überall genau unterscheidend, das Verhältniß beider mit mathematischer Genauigkeit berechnend, gelangt sie dazu, die den verschiedensten Kraftäußerungen gleichmäßig zu Grunde liegenden und dieselben beherrschenden Gesetze zu enthüllen, und vermittelst derselben das Wesentliche in Ursache und Wirkung vom Zufälligen abzusondern und beides in immer schärferen Umrissen aus dem verworrenen Dunkel der groben sinnlichen Erscheinungsformen heraustreten zu lassen. Ist auf diese Weise einmal der Boden für die Theorie gelichtet und geebnet, so sucht jetzt diese alle Einzelvorgänge einer und derselben Klasse auf einen einzigen Grundvorgang zurückzuführen und ihm unterzuordnen, sowie für diesen Grundvorgang den einfachsten, allumfassenden, mathematisch präcisirten Ausdruck zu gewinnen, der in seinen constanten und variabeln Werthen alle möglichen Einzelfälle zum Voraus scharf und bündig darstellt. An diesem Punkte angelangt, ändert die vorandringende Forschung ihr Verfahren. Die bisherige inductive Methode macht der deductiven Platz. Die eine hellleuchtende Grundvorstellung einigt, leitet, befruchtet von nun an die fernere Arbeit, bringt System und Ordnung in das weitere Vordringen, eröffnet neue Gesichtspunkte und bisher noch ungeahnte Gesetze. Hinkte früher die verständige Einsicht der mühsamen Erfahrungserweiterung langsam nach, so eilt sie ihr jetzt in leichtem Geistesfluge voraus und fordert dieselbe auf, dasjenige, was sie in dem einen Grundgedanken

mit einemmale längst erfaßt, nachträglich durch das Experiment jedes im Einzelnen nach und nach zu bestätigen.

Ist es der exacten Forschung so einmal gelungen, all die Erscheinungen in der sichtbaren Natur als Combinationen und Modificationen von einigen einfachen Grundvorgängen darzustellen, so wird damit ihre Erklärung der Erscheinungswelt noch keineswegs zum Abschluß gebracht. Es erübrigt noch die letzte und schwerste Arbeit. Der stets nach höchster Einheit der Auffassung ringende Menschengeist steht dann vor der großen Frage: Welches ist wieder das einigende Band zwischen diesen einfachen Grundvorgängen? In welchem Verhältnisse stehen sie zu einander? Sind nicht auch sie wieder alle einem einzigen letzten Grundvorgange unterzuordnen, sei es nun, daß dieses nur bezüglich des Kraftelementes gelte, sei es, daß Kraft und Stoff bei möglichster Vertiefung der Erklärung schließlich überall als gleich sich erweisen? Je nachdem das Endergebniß dieser letzten naturwissenschaftlichen Sondirung ausfällt, werden auch die hieraus abzuleitenden fundamentalsten Beziehungen, welche die große bunte Erscheinungswelt zu *einem* harmonischen Ganzen verweben, eine andere Gestalt annehmen. Erst wenn die Naturforschung auch diese tiefsten Fäden aufgegriffen und ihren Verlauf in einfachster, exactester Weise bestimmt hat, steht sie am Ende ihrer Ziele.

Mit den sinnlichen Erscheinungen hat es nun allerdings auch die *Philosophie* und zwar nach verschiedenen Seiten hin zu thun. Dieselben bilden jedoch ein höchst untergeordnetes, wenn auch wesentliches Element im Kreise ihrer Forschung; sie werden zudem von ihr ganz anders an- und aufgefaßt als von den empirischen Wissenschaften. Aus den höchsten Höhen geistiger Intuition herab die sichtbare Welt betrachtend, umspannt ihr geistiger Adlerblick die *Gesammtheit der Dinge*, Alles, was da ist und was da sein kann, das Sichtbare und Unsichtbare, das Veränderliche und Bleibende, das Begrenzte und Unbegrenzte, das Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige, das Zeitliche und Ewige. Sie erkennt außerdem die Dinge nicht, inwiefern sie sinnlich erscheinen, sondern *inwiefern sie sind*; nicht ihrer Erscheinung nach, sondern in ihrem *Sein und Wesen*. Am kürzesten und schärfsten dürfte demnach der Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Philosophie hinsichtlich ihres Gegenstandes bezeichnet werden, wenn man jene für die Wissenschaft der *sinnlichen Erscheinungen*, diese hingegen für die Wissenschaft des *Seienden* erklärt, das mit dem absoluten und allen bedingten Wesen, oder mit dem Schöpfer und allem Geschaffenen, mit dem Geistigen

und der gesammten Körperwelt, mit dem Belebten und Unbelebten, mit all dem substanziellen und accidentellen Sein, ja auch die sinnlichen Erscheinungen mit einbegreift.

Gehen wir auf diesen Unterschied, dessen Verständniß allerdings einige Schwierigkeit bietet, etwas näher ein.

Als Erfahrungswissenschaft hat die Naturforschung nur das zum Gegenstande, was in die Sinne fällt, und nur soweit, als es in die Sinne fällt; die geistige Speculation der Philosophie dagegen alles dasjenige, was der menschliche Geist auf Grund der sinnlichen Erfahrung erkennen kann. Jede wahre Philosophie muß nämlich nach des Aristoteles Vorgang und Muster bei den sinnlichen Erfahrungen, als dem Ersten und Sichersten, was wir überhaupt erkennen, ansetzen. Während nun aber die Naturforschung von Anfang bis zu Ende im Kreise der sinnenfälligen Erscheinungen festgebannt bleibt, hat für die Philosophie die Wahrnehmung des Sinnenfälligen nur die Bedeutung eines unumgänglichen Eintrittsthores zu ihrem eigentlichen Forschungsgebiete, welches hinter und unter den sinnlichen Erfahrungsthatsachen verborgen liegt, die Bedeutung eines nothwendigen Durchgangspunktes zum Wesen der Dinge, das, obgleich selbst nicht sinnlich wahrnehmbar, unserem Geiste nicht anders als durch die sinnliche Erscheinung offenbar wird. Während sodann die Naturforschung das Sinnenfällige durch Principien, die wieder dem Bereiche des Sinnenfälligen entnommen sind, zu erklären trachtet, während sie die Schranken von Raum und Zeit überall in ihre Berechnung mit hineinträgt und schließlich in höchster Instanz alle Naturvorgänge nur mechanisch zu deuten, d. i. der Grundanschauung von räumlicher Bewegung unterzuordnen im Stande ist: vermag die geistige Betrachtung die sinnlichen Erfahrungsthatsachen ihrer Sinnlichkeit gewissermaßen zu entkleiden und geistige Fassung annehmen zu lassen. Dem geistigen Blicke gelingt es, aus den an Zeit und Raum gebundenen Erscheinungen den Wesensgrund frei und ledig von diesen beengenden Schranken, das den sinnlichen Erscheinungen zu Grund liegende Sein, und zwar nicht etwa bloß inwiefern es jetzt und hier erscheint, auch nicht bloß inwiefern es jetzt und hier ist, sondern inwiefern es überhaupt ist, zu ergreifen und gesondert aus der Erscheinung herauszulösen. Mit anderen Worten, der Geist allein vermag von der besondern sinnlichen Erscheinung der Dinge aus zu ihrer Idee, d. h. zum geistigen, allgemeinen Begriffe dessen vorzudringen, was erscheint.

Diese Geistesbegriffe sind ebenso reale Vorstellungen wie die sinn-

lichen. Sie sind also nicht rein subjective Geistesgebilde, denen kein objectiver wirklicher Inhalt entspricht. Sie sind auch nicht etwa bloß negative Vorstellungen bestimmter Gegenstände, ähnlich wie die Löcher in der Schablone des Malers oder die Höhlungen in den Gußmodellen. Nein, auch die geistigen Begriffe stellen das Reale außerhalb des Geistes dar, wenn auch auf eine andere, tiefergreifende und umfassendere Art als die sinnliche Wahrnehmung. Gerade weil sie das Reale und Wirkliche viel umfassender darstellen, als es für die sinnliche Vorstellung möglich ist, sind sie auch viel inhaltsreicher als diese. Ähnlich wie der starre Eisenblock, so lange er seine gewöhnliche Härte und Festigkeit bewahrt, nicht in die Gestalt von Bildsäulen und nützlichen Werkzeugen sich bringen läßt, wohl aber, nachdem die Gluth des Feuers seine Masse durchdrungen und ihr das ungefüge Wesen benommen hat; so vermag auch das Sinnenfällige nie und nimmer das tieferliegende Wesen der Dinge darzustellen oder die Vielheit der Dinge unter allgemeinen Begriffen zusammenzufassen, so lange die Kraft des Geistes die harte, ungelenke Schale der Sinnlichkeit nicht gebrochen und den darunter liegenden Kern losgelegt hat. Ebenso wenig aber auch, als die Substanz des Eisens sich ändert, wenn es geschmolzen und in andere Formen gegossen wird, erleidet die Realität der Erkenntniß eine Einbuße bei der Bildung des geistigen Begriffes aus dem Rohmaterial, welches die sinnlichen Wahrnehmungen darbieten.

Diese gänzlich verschiedene Auffassungsweise, durch welche der Philosoph sich aus dem Reiche der eingeengten Erscheinungswelt in das endlose Gebiet der geistigen Begriffe zu erschwingen weiß, ist die Ursache, weßhalb er nicht bloß die Grenzmarken seines Forschungsgebietes weit über dasjenige der empirischen Wissenschaft hinaus verlegt, sondern weßhalb er selbst auch dann, wenn er über dieselben Dinge, wie jene, nachdenkt und forscht, in ganz anderen Regionen sich bewegt und viel weiter und tiefer in sie eindringen kann, als jene.

Dem Philosophen sind die geistigen Begriffe die ersten ihm eigenthümlichen festen Operationspunkte und Operationsmittel; sie sind die Eck- und Bausteine seines wissenschaftlichen Gebäudes. Sie in schärfster und einfachster Fassung ihren Grundelementen nach herauszuarbeiten und durch sie das Wesen der Dinge in ihrem tiefsten und einfachsten *inneren* Grunde zu erfassen und, gleichsam wie im Keime, eines jeden Dinges ganzes Sein, Wirken und Erscheinen zu umfassen, *das* bildet für den Philosophen die *erste* und *fundamentalste Aufgabe*, gerade wie

für den Forscher die genaue Feststellung der einzelnen sinnlichen Beobachtungselemente.

Durch das Mittel rein logischer Schlußfolgerung, welche ihrer Natur nach nicht minder große Garantie für die Richtigkeit der Resultate gewährt, als die inductiven und deductiven Methoden des Naturforschers, sucht sich dann der Philosoph von der Vergleichung der Begriffe zur Erkenntniß allgemeiner Wahrheiten und Erklärungsprincipien emporzuschwingen und vermittelst dieser endlich nach und nach die Gesammtheit des Seienden in sich und in allen seinen Wechselbeziehungen zu durchschauen, ganz besonders aber den tiefsten Grund des „Seins" und „So-Seins" der Dinge zu erforschen. Bezüglich der letzteren Aufgabe beschränkt er sich nicht wie der Naturforscher auf die Angabe der nächsten concreten Wirkursachen; nein, er faßt Grund und Ursache der ganzen Breite und Tiefe ihres Begriffes nach in's Auge. Während er die viel umständlichere und mühsamere mathematisch-mechanische Ergründung der materiellen Wirkungen, die sich in den sinnenfälligen Erscheinungen offenbaren, heute ruhig und vertrauensvoll der exacten Forschung überläßt, wendet er sich ausschließlich und mit ganzer Kraft der tiefer liegenden Untersuchung alles dessen zu, wodurch die Dinge einzeln und insgesammt in ihrem Sein und So-Sein, in ihrem Wesen und in allen ihren Eigenschaften irgendwie, mittelbar oder unmittelbar, bestimmt werden.

Wie in der begrifflichen Erfassung der Dinge, so nimmt der menschliche Geist auch in ihrer idealen Erklärung seinen Flug vom Sinnlichen aus sofort zu den obersten Höhen der Abstraction, hinauf zu den allgemeinsten Erkenntnissen und Erklärungsgründen. Diese sind ihrer Tragweite nach zwar die umfassendsten; hinsichtlich ihrer inneren Ausprägung und der scharfen Darstellung ihres Gegenstandes stehen sie dagegen auf der untersten, unvollkommensten Stufe des geistigen Erkennens. Sie sind den Fernsichten zu vergleichen von dem Gipfel eines hohen Berges herab, oder noch besser der Aussicht aus dem Schifflein eines hochschwebenden Luftballons. Je erhabener der Aussichtspunkt, um so größer das Gesichtsfeld, um so verschwommener aber auch die Gegenstände innerhalb desselben, um so mehr fließt alles Einzelne und Getrennte in ein gleichmäßiges, ununterschiedenes Ganze zusammen. — Um den inhaltlichen Werth und Reichthum dieser allgemeinsten Wahrheiten mehr und mehr herauszuarbeiten und bloßzulegen, um jedes Einzelne, was sie enthalten und umfassen, gesondert und klar hervortreten zu lassen und in schärfster Prägung darzustellen, muß der Geist aus den Regionen höchster Abstrac-

tion immer wieder in die Niederungen des sinnlich Wahrnehmbaren hinabsteigen und die obersten allgemeinen Erkenntnisse mit den sinnlichen Erfahrungsthatsachen in Vergleich ziehen. Das Besondere der Erfahrung dem Allgemeinen der Speculation mehr und mehr unterordnend und mit dem Lichte der Speculation durchleuchtend, gelangt so auch der Philosoph, was die philosophische Erklärung der sichtbaren Welt betrifft, wieder hinab in's Gebiet der speciellen Beobachtungsthatsachen, bei denen seine Speculation ihren Ausgang genommen. Er trifft hier zum zweitenmal mit dem Naturforscher zusammen. Dieselben Beobachtungsthatsachen, welche der wissenschaftlichen Erklärung des Naturforschers nicht nur Ausgangs-, sondern auch alleiniger Stütz- und Ruhepunkt, ihr „Eins und Alles“ sind, sucht nun auch der Philosoph auf seine Weise wissenschaftlich zu verarbeiten. Für letzteren kommen sie jedoch nur als die nächsten unmittelbaren Offenbarungen des Seienden in Betracht. Sie bilden deßhalb einerseits nur einen Bruchtheil seines Forschungsfeldes und sind andererseits, als besondere Erscheinungen, das Letzte, was seine Erklärung herausfordert. Nachdem nämlich seine Speculation zu den tiefsten Grundlagen alles und jeden Seienden vorgedrungen, hat er nicht bloß den Zusammenhang und die Beziehungen zu ermitteln, die zwischen den Dingen, ihrem Sein und Wesen nach obwalten. Weil er aus der Dinge Wesen, wie aus einem Samenkorne, deren Wirken und sinnliches Erscheinen von selbst herauswachsen sieht, wird er veranlaßt, auch die Beziehungen zwischen dem Wesen der Dinge und ihrem Wirken und Erscheinen klarzulegen und so letzterem seine tiefste und universalste Erklärung angedeihen zu lassen.

Wenn nun auch Naturforscher und Philosoph von entgegengesetzten Richtungen her der beiderseitigen Grenzlinie sich nähern, um bei demselben Gegenstande zusammenzustoßen, so werden sie sich doch nicht anders als freundschaftlich die Hand bieten können, vorausgesetzt, daß jeder seinen natürlich geraden Sinn während seiner wissenschaftlichen Wanderung durch falsche Vorspiegelungen sich nicht hat verdrehen lassen. Freilich, wenn das Letztere zugetroffen, dann kann allerdings der eine mit „Wasser“, der andere mit „Feuer“ an der Grenze anlangen, in der Absicht, sich gegenseitig das Endergebniß ihrer Forschung zu zerstören. — Das Endergebniß beider muß, wenn sie richtig geforscht, der Sache nach nothwendig übereinstimmend lauten, mag auch Sprache und Mundart, in welcher jeder es ausdrückt, noch so verschieden klingen. Hat beispielsweise der Philosoph mit seinen Principien klar herausgefunden, daß weder der Mensch vom

Thiere, noch dieses von der Pflanze, noch endlich dieses von der leblosen Materie durch spontane Zeugung abstamme, so wird es dem Naturforscher in alle Ewigkeit nicht gelingen, aus seinen Principien das Gegentheil zu beweisen. Die Wahrheit kann ja nie sich widersprechen. Wenn nun aber Naturforscher und Philosoph die Beobachtungsthatsachen jeder auf seine Weise deutet, was thun sie da anders, als eine und dieselbe Wahrheit klarstellen? Der Umstand, daß der eine sie aus dem Wesen der Dinge herleitet, der andere aus allgemeinen Erfahrungsgrundsätzen, kann wohl eine totale Verschiedenheit in der Form der Erklärung bedingen, nicht aber in der Sache. Wenn der bezopfte Chinese den pythagoräischen Lehrsatz in seinem näselnden Singsang vorträgt, so hört sich dieses auch ganz anders an, als wenn ein Schweizer in seiner Weise es thut, und doch bringen beide genau dieselbe mathematische Wahrheit zum Ausdruck. Es ist eine und dieselbe Nothwendigkeit der Denkgesetze, die schließlich sowohl dem Naturforscher die Richtigkeit seiner Erklärungen verbürgt, zu welchen ihn die Discussion der Einzelbeobachtungen hingeführt, als auch dem Philosophen die objective Gewißheit der Schlußfolgerungen bezeugt, die er aus seinen Begriffen ableitet. Sollte sie in dem einen Falle sich als unzuverlässig erweisen können, so würde damit auch ihre Zuverlässigkeit in dem anderen Falle hinfällig.

Diese kurze Gegenüberstellung der Naturforschung und Philosophie wird uns eine ausreichende Unterlage geben zur Feststellung des richtigen Verhältnisses beider, insofern dieses aus ihrer Natur entspringt. Dieselbe weist einerseits jeder der beiden Wissenschaften ihr eigenes, im großen Ganzen völlig getrenntes Arbeitsfeld an: der einen das Phänomenale, der anderen das durch das Phänomenale erfaßte Ideale. Sie verlangt für jede derselben auch eine besondere, durchaus verschiedene Arbeitsweise: für jene die genaue experimentelle Ermittlung aller einzelnen Erscheinungselemente, sowie deren mathematisch-mechanische Erklärung und Verallgemeinerung, beides getragen durch gesunde Verstandesoperationen; für diese die wohlumgrenzte, krystallhelle Begriffsbildung, sowie die Verwerthung der Begriffe zur Entdeckung der gesammten, dem Menschengeiste zugänglichen idealen Wahrheit, auch hier wieder beides auf Grund folgerichtiger Logik. Exacte Forschung und Philosophie arbeiten somit innerhalb ihres Gebietes frei und selbständig, jede geht ihre eigenen Wege. Mit Philosophie lassen sich ebenso wenig Probleme der Experimentalforschung lösen, als durch diese philosophische Fragen endgiltig entscheiden. — Trotz dieser scharfen Scheidung beeinflußt doch

wieder naturgemäß die Arbeit der einen diejenige der anderen. Es ist zunächst die Philosophie berufen, einen mächtigen heilsamen Einfluß nach verschiedenen Richtungen hin auf die Naturforschung auszuüben.

Wie wohl Jeder dem früher Gesagten schon genugsam entnommen haben wird, ist die Philosophie in ihrer Spannweite sowohl als auch in ihrer Auffassungsweise die universalste aller Wissenschaften, und indem sie bis zum letzten Grunde alles und jeden Seins hinabdringt, reichen ihre Fundamente hinab unter diejenigen aller anderen Wissenschaften. Wo diese ihre Grenzen finden, da setzt sie deren Arbeit fort, um dieselbe nicht eher enden zu lassen, als wo das Erkennbare überhaupt aufhört. Hierdurch wird sie zur Wissenschaft aller Wissenschaften und steht als Wissenschaft über allen anderen, also auch über der Naturwissenschaft. Auf sie, die Universal-Wissenschaft, sind die anderen als Specialwissenschaften angewiesen, sobald sie über die Gegenstände ihres Bereiches tiefere Belehrung wünschen.

Ein solches Verlangen nach tieferer Belehrung hat die Natur selbst in die Brust eines jeden Specialforschers gelegt. Auch der Specialforscher besitzt den jedem Menschen angeborenen Wissenstrieb. In jedem Menschen aber regt sich mächtig die Begierde nach einer tieferen Erkenntniß der Welt, als alle Empirie sie geben kann; ihr Antrieb wird um so kräftiger pochen, je mehr der Geist und die Vernunft in ihm die Oberhand haben. Als „animal rationale“ ist ja jeder Sterbliche von Natur aus mehr oder minder Philosoph und strebt nach Erkenntniß der Dinge aus ihren letzten Ursachen. Sein Geist findet keine Ruhe, bevor er nicht zur Ursache der Ursachen vorgedrungen. Dieses Streben, die letzten übersinnlichen Ursachen zu ergründen, ist im Allgemeinen sogar mächtiger und wirksamer, als der Drang nach Ermittlung der nächsten sinnlichen Ursachen. Die Fragen: „Was ist das?“ „Warum ist das?“ „Wozu ist das?“ liegen uns viel näher als die Fragen: „Was bewirkt diese und jene sinnliche Erscheinung?“ „Auf welche Grundelemente ist diese und jene sinnliche Erscheinung zurückzuführen?“ Die Beobachtung der spontanen Regungen des menschlichen Geistes läßt hierüber keinen Zweifel. Schon frühzeitig erwacht im heranwachsenden Kinde jenes Forschen nach den letzten übersinnlichen Ursachen; es offenbart sich auch bei den ungebildetsten Wilden. Gerade durch diesen Grundtrieb im Geiste des Menschen wollte der Schöpfer das vorzüglichste Gebilde seiner Hände mit sich als seinem Endziel sicher in Berührung bringen und dasselbe in die richtigen Wechselbeziehungen zu sich und der umgebenden Welt versetzen. Daher

kommt es denn auch, daß wir thatsächlich jeden Gelehrten oder allgemeiner jeden Menschen, der hinreichende Anregung und Gelegenheit zur geistigen Entwicklung findet, von selbst und manchmal unbewußt eine bestimmte und umfassende philosophische Weltanschauung sich bilden sehen, nach welcher er das Einzelne zu beurtheilen pflegt.

Lange währende einseitige Beschäftigung, verkehrte geistige Erziehung, elende Knechtung und Verblendung von Seiten der auf das Niedere hinzielenden Leidenschaften sind allerdings im Stande, dieses erhabene Merkmal der geistigen Spannkraft des Menschen bedeutend zurückzudrängen und zu verwischen. Doch nichts kann dasselbe ganz vertilgen, so lange der Mensch überhaupt noch den Gebrauch seiner Vernunft bewahrt. Wie nun aber der einzelne Specialforscher der philosophischen Belehrung sich nicht ganz entschlagen kann, wenn er ein menschenwürdiges Wissen anstrebt, wie die tendenziös exclusive Specialforschung seiner menschlichen Natur zuwiderläuft, wie sie, wenn consequent fortbetrieben, eine wachsende Disharmonie in das geistige Schaffen hineinträgt, und anstatt den Menschen im wahren Sinne des Wortes zu veredeln, ihn durch diese gesteigerte Einseitigkeit mehr und mehr monströs verkümmern läßt — ähnlich einer Mißgestalt, bei welcher der Kopf fortwährend zusammenschrumpft, indeß der Rumpf in anormal gesteigertem Wachsthume weit über den Umfang des gewöhnlichen Maßes auseinanderginge —: ebenso muß es auch für die Culturentwicklung der menschlichen Gesellschaft höchst beklagenswerthe Mißstände zur Folge haben, wenn die exclusive Specialforschung neben völliger Verachtung der Philosophie dieselbe während längerer Zeit und weithin beherrscht. Wer wüßte aber nicht, daß gerade dieses einen Charakterzug unserer und der ihr vorausgegangenen Zeit bildet? Welchem tiefer Blickenden sollte es verborgen geblieben sein, daß viele der Übelstände nicht allein auf rein wissenschaftlichem Gebiete, sondern auch auf socialem, an welchen unsere Generation krankt, gerade wieder dem Überwuchern der einseitigen Specialforschung beizumessen sind, welcher die naturgemäße Ergänzung durch höhere ideale Bestrebungen abgeht? Überall gewahrt man heillose Unsicherheit und Verwirrung der Begriffe und in Folge hiervon mehr oder weniger innere Zerfahrenheit im Wollen und Handeln, fieberhaft erregtes planloses Voranstürzen in's Ungewisse und Unklare unter dem unverstandenen, um nicht zu sagen, unsinnigen Feldgeschrei: „Freier, unbegrenzter Fortschritt der Cultur." — Gleichen heute die einzelnen Forschergruppen nicht stattlichen, schön gebauten, herrlich ausgerüsteten Seeschiffen, die den Compaß verloren?

Nicht wissend, wo sie auf dem wildwogenden Meere liegen, wohin sie ihren Kiel zu richten haben, sehen sie sich dem Spiele des wetterwendischen Windes überantwortet. Das eine treibt dahin, das andere dorthin; jedes bildet eine abgeschlossene Welt für sich, in seinem Inneren voll kunterbunten Regens und wirren Durcheinanderlaufens, heute so, morgen anders. Und dennoch sollten alle zusammen nur eine wohlgeordnete Flotte ausmachen, wohlgeeint und in gegenseitiger Fühlung unter der Ägide des Admiralschiffes der Philosophie einem Ziele planmäßig zusteuern, nämlich der harmonischen Fortentwicklung der menschlichen Cultur, gerade so, wie in jedem einzelnen Menschen alle Fähigkeiten und Bestrebungen, sich gegenseitig stützend und helfend, unter die Oberleitung des Verstandes einheitlich und harmonisch sich unterordnen sollen.

„Überspannte Utopien, leere Phantasien, oder doch zum mindesten nicht zu verwirklichende Wünsche", höre ich da einwenden. Heute, wo die einzelnen Wissenschaften zu so hoher Selbständigkeit sich hinaufgearbeitet, wo jede derselben dem Umfange wie dem Inhalte nach eine von dem einzelnen Menschen kaum zu bewältigende Größe gewonnen, kann Niemand mehr daran denken, Alles zusammen zu treiben. Der beschränkte Mensch muß sich damit zufrieden geben, einem Theile sich zuzuwenden und, falls er wirklich etwas Solides leisten will, diesem sich ganz und ausschließlich hinzugeben. — An diesen Bemerkungen ist allerdings etwas Wahres; sie verschlagen aber doch nicht gegen unsere obigen Aufstellungen. Da wir auf diesen Punkt bei einer anderen Gelegenheit zurückzukommen gedenken, erwiedern wir hier nur kurz, daß es etwas Anderes ist, in allen oder mehreren Wissenschaften gleichzeitig als Fachmann an ihrer fachmännischen Fortentwicklung mitarbeiten wollen, und etwas Anderes, so einer Wissenschaft sich hinzugeben, daß man darüber nicht vergißt, nur einem untergeordneten Zweig des menschlichen Forschens obzuliegen, und daß man, des Verhältnisses seiner Specialwissenschaft zum übrigen menschlichen Wissen wohl bewußt, darnach in seiner Forschung sich einrichte und daraus für sie Nutzen schöpfe. Das Erstere wäre heute auch einem Genie und einer Thatkraft eines Aristoteles unmöglich, ein überspanntes Unterfangen, das den Unternehmer bald zur Verzweiflung bringen müßte. Das Letztere hingegen, das wir oben allein im Auge hatten, ist nicht bloß nicht unmöglich, sondern selbst leicht zu erreichen und bildet die einzig richtige Grundlage für den gedeihlichen Fortschritt der gesammten geistigen Cultur. Allein schon dadurch, daß man sich dazu entschlösse, zur alten Schul=

bildung zurückkehrend, dem besonderen Fachstudium eine gesunde, allgemeine philosophische Durchbildung vorangehen zu lassen, würde wie von selbst jene Zusammenordnung allmählich in die wissenschaftlichen Bestrebungen kommen, die oben als naturgemäß bezeichnet wurde. In den philosophischen Grundwahrheiten würde in diesem Falle jedem Forscher eine allgemeine Orientirung mit auf den Weg gegeben, sowohl bezüglich seines besonderen Faches als auch hinsichtlich der Beziehungen, in welchen dieses zu den anderen Wissensgebieten steht. Es würden ihm zum Voraus eine Menge fester Punkte bezeichnet, die wie unverrückbare Markpfähle seinem späteren Forschen sichere Anhaltspunkte bieten und manche Verirrungen fernhalten könnten. Nachdem einmal aber lebensfrische Keime der Philosophie in dem jugendlichen Geiste Wurzel gefaßt, würden sie nach jener Seite hin, nach der sein Fachstudium sich richtet, von selbst sich weiterentwickeln, auswachsen und mehr in's Einzelne sich ausgestalten, auch ohne daß er die philosophische Forschung als besondere Lebensaufgabe selbständig weiter betriebe. Die universale Philosophie würde so nothwendig ein einigendes Band um die getrennten Forscherkreise schlingen und die sonst unvermeidliche, aber stets unheilvolle Forscher-Einseitigkeit, die endlose Zersplitterung der Forscher-Arbeit, das ziel- und planlose, aber leider so oft auch nutzlose Einsetzen der besten Forscherkräfte verhindern. Sie würde endlich auch durch ihren Hinweis auf die hohen ethischen Ziele des Menschen die Versumpfung in der Materie und im materiellen Genuß fernhalten, zu welcher die gesteigerte Empirie, wie die Erfahrung bezeugt, so leicht verleitet.

Selbstverständlich vermag nur die wahre Philosophie diesen Nutzen zu schaffen, jene Philosophie, welche nur die objective lautere Wahrheit zum Gegenstande hat und die wie die Wahrheit selbst nur eine sein kann, die wie die Wahrheit selbst nie sich ändert. Für diese eine wahre Philosophie halten wir aber nur jene, welche dereinst der Stagirite erfolgreich begründet und in ihren ersten groben Umrissen entworfen und welche später im Mittelalter eine an die Offenbarungswahrheiten sich anlehnende Speculation mit nicht minderem Glücke allseitig vertieft, weiter ausgebaut und in ihren inneren Theilen der Vollendung näher gebracht hat [1]. Nie und nimmer aber sind es jene wechselvollen Aus-

[1] Es bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, daß wir hiermit zunächst nur der gesammten philosophischen Richtung und ihren leitenden Grundprincipien das Wort reden, nicht aber jeder einzelnen Behauptung, welche die scholastischen Philosophen aufgestellt haben.

geburten eines anmaßenden Subjectivismus, die als ebensoviele „Philosophie-Systeme“ [1] seit mehr als einem Jahrhundert besonders in Deutschland Schlag auf Schlag sich folgten und, gegenseitig sich verschlingend, um die Palme der Philosophie zu ringen wähnten, während die wirkliche Philosophie ihrer gerade so spottet, wie sie der wahren alten Philosophie; jene Afterphilosophien, die, anstatt einfach den Sachverhalt der realen Welt klarzulegen, sich darin gefielen, selbsteigene, auf vage Machtsprüche gestützte Geistesmachwerke an die Stelle der zu erklärenden, außer ihnen liegenden Wirklichkeit zu setzen und so, Alles mehr und mehr verhüllend und verwirrend, die gesammte Mitwelt in den Veitstanz ihres verirrten Geistes hineinzuwirbeln drohten. Die allen Menschen gemeinsame Philosophie kann ihr eigenthümliches Gepräge nicht von dieser oder jener Persönlichkeit erhalten, der es beliebt, sich für einen Philosophen zu halten; es muß vielmehr jeder Philosoph der einen wahren Philosophie sich unterordnen, und er verdient nur insoweit den Namen eines Philosophen, als er dieses thut. Jede echte Wissenschaft kennzeichnet sich durch volle Objectivität. Das Hineintragen rein subjectiver Elemente, das Vordrängen der Persönlichkeiten gegenüber der Sache dagegen hat den Verfall und Ruin der Wissenschaft zur Folge oder zeigt ihn schon an. Dieß bezeugt uns die Geschichte der Wissenschaften. Gerade weil die modernen „Philosophen“, von den Strömungen eines unbändigen Zeitgeistes unterstützt, ihre Afterweisheit als echte Waare in Umlauf zu setzen vermochten, haben sie die Philosophie um all ihr Ansehen und ihren Einfluß gebracht. Die betrogene Welt übertrug, wie das zu geschehen pflegt, ihren gerechten Unmuth und ihr Mißtrauen gegen die falsche Münze auch auf die vollgiltige gute. Wenn indessen die Zeichen nicht trügen, beginnt in unseren Tagen eine bessere Einsicht Platz zu greifen. Nicht bloß auf kirchlichem Boden können wir ein neues Aufblühen der alten, wahren Philosophie begrüßen, auch in außerkirchlichen und selbst in naturforschenden Kreisen werden Stimmen laut, welche dieselbe befürworten [2].

Wie wenig die exacte Forschung trotz allen Sträubens der Philosophie als ihrer naturgemäßen Ergänzung entrathen könne, das beweist

[1] Wir sagen Philosophie-Systeme und nicht philosophische Systeme. Denn verschiedene philosophische Systeme, d. h. gleichzeitige verschiedene Erklärungsversuche über einen und denselben Gegenstand, der seiner Dunkelheit wegen eine letzte endgiltige Erklärung noch nicht gestattet, sind natürlich auch vom Bereiche der einen wahren Philosophie nicht ausgeschlossen.

[2] Vgl. A. Trendelenburg, Logische Untersuchungen. 2. Aufl. Vorwort S. IX. E. F. W. Pflüger, Die teleologische Mechanik. 2. Aufl. 1877. S. 12.

schlagend die frühere wie jüngste Vergangenheit. Auf den verschiedensten Gebieten der Naturforschung begegnen wir allenthalben mißglückten Anstrengungen, die Ergebnisse der Forschung speculativ weiterzuspinnen, um so der empirischen Erklärung einen tieferen Unterbau zu geben. Ja, gerade die begabtesten Forscher pflegen es zu sein, welche zu diesen Excursen vorzugsweise sich gedrängt fühlen. Eigenthümliches Verhängniß: während die Naturforscher einerseits bemüht sind, die Philosophie als nutzloses Geistesbrüten weit von sich zu weisen, ziehen ihre hervorragendsten Vertreter dieselbe thatsächlich, wenn auch vielleicht unbewußt, mit beiden Händen in die Forschung hinein. Viele der heutigen Forscher rühmen sich des Darwinismus als einer ihrer glänzendsten Errungenschaften; sie bemerken aber nicht, daß derselbe in Wirklichkeit nur ein seltsames Flickwerk aus exacter Forschung und verunglückter philosophischer Speculation ist, daß die Grundgedanken viel mehr philosophisch angelegte Deductionen sind, als Forschungsergebnisse. Ist der Häckelismus etwas Anderes als eine philosophische Verirrung, die ihr Urheber dadurch cursfähig zu machen suchte, daß er sie mit bunten Lappen aus der exacten Forschung nothdürftig behängte? Der Materialismus wie der Dynamismus, welche die Naturforschung groß gezogen, sind wieder nur Irrgänge auf philosophischem Gebiete, zu welchen der über die Erscheinungswelt mächtig hinausdrängende Geist sich verleiten ließ. Gilt nicht ein Gleiches von all den Ausfällen, die scheinbar unter Schild und Deckung der exacten Forschung gegen die Lehren des Offenbarungs-Glaubens und gegen wohlverbürgte, althergebrachte Sätze der Philosophie gemacht worden sind und noch gemacht werden? Man lese aufmerksam die vor größeren Auditorien gehaltenen Vorträge unserer gefeiertsten Naturforscher, eines Du Bois-Reymond, eines von Helmholtz, von Nägeli, Pflüger, Tyndall, und man wird sich überzeugen, wie leicht und oft sie vom Gebiete der exacten Empirie abspringen, um auf dem der Philosophie, freilich meist recht ungeschickt und unkundig, sich zu ergehen und durch mißrathenes speculatives Beiwerk ihren naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen den höheren Schwung des Geistreichen und Genialen zu geben. — Gewiß, Niemand wehrt es dem Naturforscher, auch von philosophischen Gesichtspunkten aus die ihn berührenden Fragen zu betrachten. Wir halten dieses nach dem früher Gesagten sogar für wünschenswerth. Nur möge er sich dann davor hüten, solche Excurse für Ergebnisse exacter Forschung auszugeben, und er höre auf, die Philosophie fernerhin für eitlen Geistestand und für unvereinbar mit exacter Forschung zu erklären.

Nicht mehr als recht und billig ist es dann aber auch, wenn man von ihm verlangt, er solle, bevor er über philosophische Fragen aburtheilen will, über ihre philosophische Bedeutung sich ausreichende Rechenschaft geben. Wie wird er aber dieses vermögen, ohne mit den Principien und Grundwahrheiten der Philosophie sich wohl vertraut gemacht zu haben? Ohne vorausgehende gründliche Bekanntschaft mit den Elementen der Philosophie philosophische Fragen entscheiden wollen, dürfte denn doch für den Naturforscher ebenso anmaßend sein, als es dieses für den Philosophen wäre, wenn er ohne genaue Kenntniß des experimentalen Sachverhaltes die aus diesem abgeleiteten naturwissenschaftlichen Endergebnisse leichter Hand zu verurtheilen sich herausnähme. Wohl sagten wir oben, jeder Mensch sei seiner Naturanlage nach mehr oder weniger Philosoph; jedoch diese Anlage allein gibt ihm keineswegs auch schon die Befähigung, in allen einzelnen philosophischen Fragen ohne besondere Schulung sich zurechtzufinden. Wie viele Verirrungen wären den Naturforschern und ihren Zeitgenossen erspart geblieben, wenn sie entweder von jeder philosophischen Discussion sich ferngehalten, oder aber, da diese sich nicht wohl vermeiden läßt, wenn sie eine gesunde philosophische Vorbildung zu ihrem Fachstudium mitgebracht hätten!

Die allgemeine Orientirung über das menschliche Wissen und die tiefere Belehrung über besondere, sein Gebiet berührende speculative Fragen ist ohne Zweifel ein schätzenswerther Vortheil, den die Philosophie dem Naturforscher zu bieten berufen ist. Viel eindringlicher noch dürfte er die Mahnung verspüren, von ihr Aufklärung über Dinge sich geben zu lassen, welche seinen Geist tagtäglich beschäftigen. Oder wie, er sollte den sinnlichen Erscheinungen fortwährend seine ganze Aufmerksamkeit schenken können, ohne je das Bedürfniß zu fühlen nach einem tieferen Verständniß vom Wesen der sinnlichen Erscheinung und vom Verhältniß der Erscheinung zur Substanz, die erscheint? Beständig Wirkung und Ursache ermittelnd, Qualitäten und Quantitäten messend, Bewegung und Ruhe, Kraft und Bewegungsmittheilung, Trägheit und Widerstand der Materie, Raum- und Zeitverhältnisse, Ausdehnung und Dauer, Änderung und Fortbestehen, Werden und Vergehen, Gesetz und Zufall, natürliche Harmonie und Disharmonie und hundert ähnliche Grunderscheinungsformen in der materiellen Welt in den Kreis seiner Betrachtungen ziehend, sollte er niemals Veranlassung haben, über die begriffliche Tragweite derselben sich Rechenschaft zu geben? Wir haben vom geistigen Niveau unserer heutigen Naturforscher eine bessere Meinung, als daß

wir annehmen könnten, sie seien gegen eine solche Vertiefung ihrer Forschung ebenso gleichgiltig, wie Herr Pokorny dieses zu sein scheint. Wäre eine solche Gleichgiltigkeit aber nicht auch ein trauriges Zeichen von Geistesverflachung und Gedankenschwäche? Soll das Nachdenken des Naturforschers über die Erfahrungsthatsachen einen vernunftwürdigen Abschluß finden, so wird es in tausend Fällen in das Gebiet der philosophischen Speculation hinüberzuschreiten unwillkürlich sich angetrieben fühlen.

Die Naturforschung stützt sich endlich in jeder besonderen Untersuchung wie in ihrer gesammten Fortentwicklung Schritt vor Schritt auf die Philosophie. Ist ihre Forschungsweise auch eine selbständige und eigenthümliche, so hindert dieses doch nicht, daß sie, soweit auch sie Geistesarbeit ist, die Philosophie selbst innerhalb ihres Wirkungskreises zur naturnothwendigen Voraussetzung hat. Bestände die ganze exacte Forschung nur im Messen und Beobachten, im blinden Probiren und Experimentiren, dann würde sie freilich der Philosophie als Unterlage nicht benöthigen; sie würde dann aber auch ihres Anrechtes auf den Titel einer Wissenschaft bar und ledig sein. Diesen verdient sie nicht durch Hand- und Sinnenarbeit, nicht durch bloße Naturbeschreibung, wohl aber durch ihre wahre Geistesarbeit, welche eine umfassende Naturerklärung aus einfachen, allgemeinen Principien anstrebt. Zu dieser bedarf sie jedoch einer sicheren, gewandten Logik, in die einzuführen und einzuweihen wieder Aufgabe der Philosophie ist. Mit dem Besitz des göttlichen Funkens der Vernunft hat zwar jeder Mensch auch das Vermögen erhalten, sie recht zu gebrauchen und so bald mehr bald weniger gesunde Logik von Natur aus mit auf seine Wanderschaft bekommen. Diese natürliche Logik kann auch — wer wollte das läugnen — nicht bloß für die Entscheidungen des gewöhnlichen Lebens, sondern auch zur Lösung wissenschaftlicher Fragen oft genug ausreichen. Trotz alledem wird eine aufmerksame Prüfung des Entwicklungsganges der Fachwissenschaften überall bedauernswerthe Schwächen und Mißgriffe entdecken, die eine gründliche, schulgerechte Durchbildung in der Logik hätte verhindern können. Die Forschung keucht nicht allein oft gar schwerfällig und unbeholfen vorwärts — das wäre ja so schlimm nicht —, sie irrt auch nicht selten in fehlerhaftem Zickzack hin und her und nimmt zur Abwechslung mitunter den Krebsgang, sie verliert sogar, ihr Ziel völlig aus dem Auge lassend, wohl auch ganz den Weg. Anstatt mit der theoretischen Bearbeitung ihres Gebietes planmäßig und mit System,

einheitlich und in geschlossener Ordnung vorzugehen, gleichen die Forscher nur zu oft einem aufgerührten Ameisenhaufen. Jeder stürzt auf eigene Faust in jäher Hast voran, allein getrieben von dem Gedanken, auch etwas Neues zu finden. Anstatt an der einen das ganze Gebiet beherrschenden Theorie nach festen leitenden Ideen fortzubauen, nach einem klaren Entwurfe das Einzelne Stück um Stück nach und nach festzustellen, auszuarbeiten, zu einem Ganzen zusammenzuschweißen und zu verschmelzen, zieht man es meistens vor, von einer Theorie in die andere zu taumeln, gleich übermüthigen Kindern beim lustigen Spiele. Freilich, wenn man erwägt, wie leichtfertig so manche Theorien geschmiedet werden, so wird man über ein solches Theorienspiel weniger sich wundern; man wird begreifen, wie angesehene Forscher soweit kommen konnten, die Theorien überhaupt mit „Stiefelknechten" zu vergleichen, deren man sich bedient, wenn sie zum Stiefel passen, sonst aber als unnützes Möbel unter das Bett wirft. Wo bleibt da die nüchterne, gesunde Logik? wo das logisch consequente Vordringen zu dem einen, jedem Fachstudium vorgesteckten Endziel?

Concrete Belege für das Gesagte bietet jede Fachwissenschaft. In der Geologie z. B. mußte erst der extreme Vulkanismus des James Hutton seinem Widerspiele, dem extremen Neptunismus Werners, weichen. Kaum hatten etwas später D'Aubisson, A. v. Humboldt und L. v. Buch, lauter Schüler Werners, den Vulkanismus abermals über Wasser gebracht, als auch N. v. Fuchs, G. Bischof, Volger u. a. schon wieder sich abmühten, ihn wiederum zu stürzen und für immer in den Fluthen Neptuns zu begraben. Heute aber stehen alle diese Arten von Wasser- und Feuertheorien so ziemlich außer Curs; Horizontalschub der Erdkruste und mechanische Tiefenkräfte beherrschen statt ihrer das Feld. Bei näherem Zusehen finden wir an allen diesen Erklärungsversuchen irgend etwas Gutes; alle fehlen aber auch durch einseitige Übertreibung. Als Erklärung einer einzelnen Erscheinung war jede in ihrem Rechte. In voreiliger Überstürzung dehnte man sie aber sofort auch auf Dinge aus, für die sie nicht paßte, und als sie für diese dann als falsch sich erwies, wollte man ebenso vorschnell von ihr überhaupt nichts mehr wissen.

In der Chemie ging es nicht besser. Nachdem Dalton der Chemie einen theoretischen Boden gegeben, hatte Berzelius seinem „elektro-chemischen Dualismus" eben allgemeine Anerkennung verschafft; da ziehen auch schon „die chemischen Typen", voran die einfachen, hinterher die ge-

mischten, alle unter der Fahne des strengsten Unitarismus, einher, um Berzelius aus dem Felde zu schlagen. Weil Berzelius' Theorie für manche Thatsachen nicht ausreicht, wird sie allsogleich mit Sack und Pack aus dem Laboratorium hinausgeworfen, ungeachtet der Berechtigung, die sie als Partialerklärung hatte und unseres Erachtens auch heute noch hat. Diesen fadenscheinigen Typen konnte man es zwar auf den ersten Blick ansehen, daß sie die chemischen Erscheinungen nur höchst oberflächlich berührten und schließlich zu leerem Formelwesen führen mußten. Nichtsdestoweniger sieht man jahrelang Alles in Typen aufgehen. Als ihre Unzulänglichkeit nachgerade schreiend wurde, schob man sie kurzweg als verschlissene Waare unter die Bank und huldigte eiligst mit ganzer Seele der „chemischen Structur". Und wenn man heute die Schriften der Chemiker liest, sollte man glauben, das höchste Ziel der wissenschaftlichen Chemie bestehe einzig darin, recht viele Stoffe zu analysiren und in eine passende „Structurformel" zu stecken. Wie wenige unter den vielen Chemikern, die doch ihre Wissenschaft weiter zu fördern angelegentlichst bestrebt sind, dürften eine klare Antwort auf die Fragen in Bereitschaft haben: Welchem Endziel hat die theoretische Chemie denn eigentlich zuzusteuern? Welche theoretischen Resultate können heute als gesichert angesehen werden, welche bedürfen weiterer Bestätigung und Klärung, und wie ist diese zu erreichen? Welche besonderen Punkte müssen bei dem heutigen Entwicklungszustande zunächst in Arbeit genommen werden? Müßte aber nicht ein Jeder gerade diese und ähnliche Fragen vor Allem sich klar machen, nicht nur um logisch voranzugehen, sondern auch um möglichst erfolgreich in die Weiterbildung der wissenschaftlichen Chemie einzugreifen? Die Chemie, wie jede andere Specialwissenschaft, könnte heute, so scheint uns, solidere Fortschritte in ihrem theoretischen Theile aufweisen, wenn eine passende Vorbildung in der Philosophie die Forscher an eine besonnene, scharfe Logik, sowie an die Regeln einer richtigen Verallgemeinerung gewöhnt hätte.

Damit man nicht glaube, wir hätten die Dinge zu schwarz geschildert, verweisen wir die Leser auf Prof. H. Kolbe's Kritik[1] der Rectoratsrede, welche Prof. A. Kekulé 1878 in der Universitäts-Aula zu Bonn gehalten. Er konnte es wagen, dieselbe kurzweg als eine „Collection grober Stil- und Gedankenfehler" zu bezeichnen. Wir ver-

[1] Siehe „Journal für praktische Chemie", Bd. XVII und Separat-Abdruck. Leipzig 1878.

weisen ihn besonders auf die Schriften des Chemikers A. Rau[1], welche sich der wenig dankenswerthen Aufgabe widmen, den wissenschaftlichen Entwicklungsgang der Chemie einer strengen Kritik zu unterziehen und eine nicht unerhebliche Menge arger logischer Schnitzer in den Arbeiten unserer gefeiertsten Forscher unbarmherzig aufzudecken. Es lag uns in obiger Auseinandersetzung nichts ferner, als die Errungenschaften der modernen Naturforschung in der Achtung der Leser herabsetzen zu wollen. Die großen Erfolge, welche sie in den letzten Jahrzehnten erzielt, sind eine offenkundige Thatsache, die zu klar und zu laut für sich selbst spricht, als daß sie verkannt werden könnte. Was wir behaupten, ist nur das Eine, daß die Erfolge im Hinblick auf die so stattliche Zahl der Arbeitskräfte, über welche die exacte Forschung seit einem Jahrhundert verfügt, auf den regen Eifer, welchen diese allenthalben entfalten, auf die reichen Hilfsmittel, über welche sie verfügen, auf die allseitige Communication, welche alle einzelnen Kräfte durch allgemeine und besondere Vereine, durch regelmäßige, locale, nationale und internationale Versammlungen und ganz besonders durch eine Unzahl von periodischen Fachschriften äußerlich auf's Engste verbindet, noch größere sein würden, wenn die Naturforschung der Philosophie in oben erwähntem Sinne einen Einfluß hätte gestatten wollen.

Aber wie kommt es dann, frägt man da mit Recht, daß während des Mittelalters, in welchem mit der Philosophie doch gewiß auch die Logik blühte, so wenig in der Naturforschung geleistet wurde, indeß die exacte Forschung heute, nachdem sie die Philosophie als lästigen Ballast über Bord geworfen, unläugbar Vieles und Großes erreicht hat? Beweist dieses nicht greifbar das gerade Gegentheil? Keineswegs. Im Mittelalter verlegte man sich überhaupt nicht auf die Fortbildung der Naturwissenschaft, aus guten Gründen, die wir bei anderer Gelegenheit eingehend besprechen werden; es hatte somit selbstverständlich die Philosophie damals auch nicht die Möglichkeit, ihren günstigen Einfluß nach dieser Seite hin zu äußeren. Was nun aber die berührten vielen und großen Fortschritte der Neuzeit anbetrifft, so ist wohl zu beachten, daß dieselben viel weniger auf der wissenschaftlichen Seite der Forschung liegen, als auf der praktischen, daß sie viel mehr in nützlichen, dem Verkehr und der Industrie dienenden Entdeckungen sich bekunden, als in der Auf-

---

[1] Die Grundlage der modernen Chemie. Braunschweig 1877. Die Entwicklung der modernen Chemie. 1. Abth. 1879. 2. Abth. 1884.

findung weithin leuchtender Erklärungsmomente der Naturerscheinungen, daß sie weit mehr auf die massenhafte Anhäufung schätzenswerthen Beobachtungsmaterials hingerichtet sind, als auf wissenschaftliche Vertiefung der Erklärung. Nur auf letztere aber, auf die exacte Forschung als Wissenschaft, bezogen sich unsere Behauptungen. Fragen wir einmal die Geologie, um wie Vieles sie das wissenschaftliche Verständniß der vorzüglichsten Erdbildungsprocesse in den letzten 50 Jahren weiter gefördert hat, und wir werden erfahren, daß der Fortschritt nach dieser Richtung hin in Anbetracht der gemachten Anstrengungen ein großer nicht genannt werden kann. Fragen wir die Chemie, um wie Vieles sie das tiefere Verständniß des inneren Mechanismus der chemischen Vorgänge vorwärts gebracht, so wird sie den gesammten Fortschritt seit Berzelius, dem Vater der wissenschaftlichen Chemie, in auffallend wenig Worte zusammenfassen können. Auf den anderen Gebieten der Forschung liegen die Sachen nicht viel anders. Die neuesten Erfolge der Elektrotechnik z. B. erwecken heute bei Jedermann gerechtes Staunen. Verlangen wir indessen vom Physiker eine bestimmte Erklärung der Elektricität selbst, ihres Strömens und ihrer Influenz auf andere Körper, so weiß er wenig mehr zu sagen, als dereinst Faraday und Ampère schon vor mehreren Decennien.

Soviel über den Einfluß der Philosophie auf die Naturforschung, wie er naturgemäß und deßhalb für alle Zeiten und unter allen Umständen bestehen soll.

Daß auch umgekehrt der Philosophie aus der Naturforschung hochwichtige Vortheile erwachsen, ist aus dem Früheren unschwer abzuleiten. Aus denselben Gründen, derentwegen schon Aristoteles seiner philosophischen Speculation die Naturforschung dienstbar machte, hat die Philosophie zu allen Zeiten den Fortschritten der exacten Forschung mit wachsamem Auge zu folgen und mittelst derselben die Resultate ihrer Speculation zu erweitern und schärfer durchzubilden. Seit Jahren sind die Philosophen allerdings der mühevollen und zeitraubenden Arbeit überhoben, selbst der exacten Forschung obzuliegen, da Andere aus freien Stücken und in überreichem Maße dieselbe übernommen haben. Die zum Zwecke intensiverer Production weiter und weiter greifende Arbeitstheilung hat schon längst eine viel schärfere Trennung zwischen beiden Forschungsgebieten verwirklicht, als sie für die Zeiten des Aristoteles möglich und wünschenswerth war. Dessenungeachtet muß auch heute noch der philosophische Forscher soweit mit den Arbeiten der exacten Forscher Fühlung behalten, daß er deren Ergebnisse ihrem ganzen Umfang und Inhalte

nach richtig verstehen, deren Werth oder Unwerth zutreffend beurtheilen kann. Eine Arbeit, die nicht so einfach und leicht ist, als manche sich denken, und die von manchen Philosophen wohl auch bisher nicht mit jenem Ernste angestrebt worden sein dürfte, wie eine gedeihliche Fortentwicklung des philosophischen Wissens es erheischt. Doch hierauf wollen wir nicht näher eingehen.

Wir hoffen, daß die bisherigen Erklärungen den Ärger des Herrn Bokorny über die versuchte „Einspannung der Naturforschung unter das Joch der Philosophie" beschwichtigt haben. Sollte er in demselben dennoch verharren wollen, so ist das seine Sache und ohne allen Einfluß auf das Ergebniß unserer Discussion. Es kann jedenfalls von einer Art Sklavendienst hier gar nicht die Rede sein. Das naturgemäße Verhältniß der Naturforschung zur Philosophie ist ja nur ehrenvoll für erstere, und es kann nur in den Augen derjenigen als ein unwürdiges erscheinen, welche von der Bedeutung der Philosophie keinen oder doch keinen richtigen Begriff haben. Die Naturforschung bleibt dabei völlig selbständig, frei und ungehindert. Ihre Resultate, in Aller Meinung ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft, stehen der Philosophie für ihre Speculation doch ebenso gut zu Diensten, wie dem Mechaniker für seine Maschinen-Constructionen. Ebenso wie die Verwerthung in letzterer Richtung ihren Werth steigert, so thut es auch die Benützung in ersterer. Herr Bokorny wird doch nicht die Naturforscher bewegen wollen, mit den ägyptischen Priestern und den sauberen Alchymisten den Schleier des Geheimnisses fürder über ihre Wissenschaft zu ziehen? Gerade wie ihm die Philosophie ihre Hallen weit öffnet und ihn einladet, Vortheil daraus zu gewinnen, so möge er es auch den Philosophen nicht länger verargen, wenn sie für sein Gebiet sich interessiren und davon Kenntniß nehmen. Hindern kann er dieses ja doch nicht.

Wie der Leser Eingangs (S. 53) vernommen, hat Professor Heller die aristotelische Forschung mit einer stolzen tausendjährigen Eiche verglichen. Dieses Bild ist treffend gewählt. Dasselbe scheint uns auch das Verhältniß, welches zwischen exacter und philosophischer Forschung allezeit bestehen sollte, richtig zu veranschaulichen. Philosophie und Empirie, durch harmonische Wechselwirkung verbunden, gleichen in der That einem stattlichen Baumriesen, in dessen Schatten die Cultur des Menschengeschlechtes herrlich gedeihen muß. Die Wurzel, deren Verästelungen das Erdreich weiter und weiter durchsetzen, ist die empirische Forschung. Die philosophische Speculation aber wird versinnbildet durch des Baumes

Krone auf kräftigem Stamm. Indem die Wurzel aus dem Boden den groben, rohen Nährsaft sammelt und zubereitet und den übrigen Theilen des Baumes ihn zufließen läßt, wird sie zur fundamentalen Vorbedingung für alle Verrichtungen des Lebens im ganzen Baume. Würde dagegen der grobe Saft in den grünen Blättern des Laubdaches vermittelst der Lichtstrahlen des Alles verklärenden Tagesgestirnes nicht veredelt und wirklich belebend gemacht werden, so könnte die Arbeit der Wurzel nicht nur der Krone nichts nützen, sondern es würde auch die Wurzel selbst nicht lebendig sich erhalten können. In gleicher Weise gibt es auch keine Philosophie ohne Empirie, und es wird jede Empirie ohne den veredelnden Einfluß einer geistig verklärten, idealen Speculation als Wissenschaft nach und nach einem langsamen Siechthum anheimfallen und dann statt gedeihlicher Anregung vielmehr Modergeruch in die menschliche Cultur hineintragen. Wie die Krone von der Wurzel lebt und die Wurzel von der Krone, wie gleichzeitig mit der Erweiterung und Vertiefung des Wurzelgeästes auch das grünende Laubdach nach oben und rings in die Runde sich ausweitet, so sollen ganz besonders die Fortschritte der Empirie anregend auf die Philosophie wirken, und die Erweiterung der philosophischen Forschung wieder der Empirie neuen Antrieb verleihen. Wer sollte sich also ernstlich darüber freuen können, wenn „kühne Axtschwinger“ die Verbindung zwischen Wipfel und Wurzel zerstörten? Freilich wenn Prof. Heller mit der „Fällung der stolzen Eiche“ nur das Eine hätte andeuten wollen, daß die fortschreitende menschliche Cultur heute jene Bevormundung der Naturforschung durch die Philosophie unnöthig gemacht habe, deren sie in ihrer Kindheit, zu des Stagiriten Zeiten, sehr wohl bedurfte, dann würden wir so weit davon entfernt sein, ihm seinen Jubel über die Niederlegung der Eiche zu verargen, daß wir vielmehr seine gerechte Freude über das erfolgreiche Voranstreben des menschlichen Geistes auch zur unsrigen machten.

L. Dressel S. J.

Die Handwerkerfrage und der staatliche Schutz.

(Schluß.)

II.

Als wir im Februarhefte dieser Zeitschrift die beiden Broschüren von Fr. Hitze und Fr. Droste über die Handwerkerfrage zur Sprache brachten, gedachten wir, in einem Schlußartikel uns auf ein kurzes Referat der hauptsächlichsten praktischen Vorschläge zu beschränken, wie sie in diesen beiden Schriften zu Tage treten.

Unterdessen ist noch eine andere, höchst beachtenswerthe Broschüre über dasselbe Thema erschienen von der so kundigen Feder des Albertus: „Über die Nothlage des Handwerks und die Mittel zu seiner Hebung" (Paderborn, Bonifacius-Druckerei). Wenn auch der geringe Umfang von 37 Seiten ein tieferes Eingehen in alle Einzelfragen ausschließt, so haben doch gerade die hauptsächlichsten Punkte und die Grundfragen des Themas einen sehr durchdachten und klaren Ausdruck gefunden, und die principiellen Erörterungen zeigen sofort den weiten und klaren Blick des Verfassers in unserer Frage. — Zudem ist ein „Nachträglicher Commentar der Haider und Salzburger Thesen von einem deutschen Mitgliede des Comité" veröffentlicht worden; ein Theil dieser Thesen und dieses Commentars behandelt eben auch die Handwerkerfrage und die etwaigen Mittel zur Abhilfe der sich steigernden Noth.

Weder von der einen noch von der andern Broschüre kann Abstand genommen werden, wenn versucht werden soll, einigermaßen über die Forderungen oder Vorschläge der katholischen Socialpolitiker zu orientiren, welche diese zum Schutz und zur Hebung des Handwerks als erforderlich oder ersprießlich erachten. Wir wollen daher versuchen, ein vergleichendes Referat der Hauptpunkte zu geben und entweder Übereinstimmung oder Modification oder aber Gegensatz in den Ansichten der verschiedenen Socialpolitiker zu verzeichnen. Es ist uns somit weniger um Kritik der einzelnen Ansichten zu thun, als um eine kurze Darlegung des objectiven Befundes. Dazu schien es uns aber am geeignetsten, die „Haider

Thesen", gerade weil sie die Vorschläge auf die kürzeste Fassung einer These gebracht haben, als Grundlage zu nehmen und, ihre Reihenfolge innehaltend, zu constatiren, ob und inwiefern sich die in ihnen ausgesprochenen Forderungen mit denen der drei obengenannten katholischen Socialpolitiker, Hitze, Droste und Albertus, decken.

These I der Haider Beschlüsse lautet:

„1. Handwerk, Großindustrie und Hausindustrie müssen getrennt behandelt werden.

2. Der Handwerkerstand bildet nach demjenigen der Landwirthe den wichtigsten und zahlreichsten Productivstand. Seine Forterxistenz ist eine sociale Nothwendigkeit, er muß deßhalb existenzfähig erhalten und gefördert werden.

3. Der Verfall des Handwerks ist durch Desorganisation, die absolute Gewerbefreiheit, Vernachlässigung der berechtigten staatlichen Fürsorge, die zerstörenden Einflüsse staatlicher Maßnahmen, durch das Überhandnehmen der materialistischen Anschauungen und Entfremdung von Religion, sowie durch andere ungünstige Einflüsse herbeigeführt worden.

4. Das Handwerk bedarf zu seiner gedeihlichen Forterxistenz und Entwicklung der Organisation in obligatorischen Innungen; zu seiner ersprießlichen Ausgestaltung gehören nothwendigerweise die Errichtung von eigenen Handwerkskammern und Handwerksgerichten mit genau umschriebenem Wirkungskreise. Der Innung haben sowohl alle Meister als die Gesellen der betreffenden Handwerke mit verschieden normirten Rechten und Pflichten anzugehören. Die Lehrlinge sind nur als unselbständige Zugehörige zu betrachten."

Der Schwerpunkt der These liegt in Nr. 4. Denn die andern Nummern führen vornehmlich als vorbereitende Grundlage der praktischen Forderungen entweder allgemeine Thatsachen an, oder geben der allmählich zur allgemeinen Anerkennung gelangten Überzeugung Ausdruck: 1. daß der Niedergang der Sittlichkeit und Religiösität auch den Niedergang des wirthschaftlichen Wohlergehens in den breiten Schichten des Volkes zur Folge habe; 2. daß der Staat nicht nur durch Unterlassungssünden an der Nothlage auch des Handwerkerstandes schuld sei, sondern daß er auch, in seinen Anordnungen dem Liberalismus huldigend, unbesonnener Weise recht viel den Ruin der Mittelstände befördert habe.

Wie Hitze sowohl als Droste, ersterer jedoch besonders ausführlich, diese beiden Quellen des wirthschaftlichen Nothstandes hervorheben, ist schon früher hinlänglich gesagt worden. Albertus betont das Gleiche nicht minder; ja den Grundquell des Übels findet er eben in der Entchristlichung des Staates, durch die allein auch jene wirthschaftlichen

Mißgriffe ermöglicht worden seien. Es genügt, wenigstens ein paar seiner Ausdrücke hier wiederzugeben. S. 15 ff. sagt er:

„In dem Vorstehenden haben wir uns bemüht, diejenigen Beschädigungen, welche die liberale Gesetzgebung und die Praxis der Behörden unter den durch die neuen Erfindungen herbeigeführten Umständen dem Handwerk speciell zufügten, anzuführen und zu begründen. Aber das Handwerk hat auch in besonderer Weise unter dem allgemeinen Drucke der Verhältnisse zu leiden, unter dem die heutige Gesellschaft überhaupt seufzt. ... Wir haben vorhin gesagt und wiederholen es nochmals nachdrücklich: Jedes Individuum und jede Gesellschaft verliert in dem Maße den inneren Halt und die Lebensfähigkeit, als sie vom Baume des Lebens, der katholischen Kirche, getrennt wird. Die Trennungen, welche im Mittelalter durch Schisma und Irrlehre herbeigeführt wurden, waren niemals principielle. ... Aber das Princip der freien Forschung hatte seine Consequenzen, die sich allmählich zu einem Schlußresultat ausgestalten mußten, und dieses konnte kein anderes sein, als das moderne Heidenthum. ... Der moderne Rationalismus, indem er die Begründung des Staates durch Gott in der Familie läugnet, stellt die Menschen isolirt neben einander ...; für den Rationalisten gibt es consequenter Weise kein anderes Ziel seines Strebens mehr, als dasjenige, welches ihm die Selbstsucht dictirt. ... Die Lossagung der Gesellschaft von Gott ist der wahre innere Grund dieser Auflösung der socialen Ordnung und hat jene Isolirung des Individuums nothwendig herbeigeführt, welche den Einzelnen ohne Schutz den rücksichtslosen Forderungen des Kapitals gegenüberstellt."

Doch gehen wir zum eigentlichen Schwerpunkt der These I über, zunächst zu den obligatorischen Innungen. Wird dieses Wort in seinem ganz allgemeinen Sinne genommen, ohne näher zu bestimmen, auf wie enger oder breiter Grundlage die Innungen sich ausgestalten sollen, wie fest oder wie lose der Zwang zum Innungsanschluß gedacht werde, ob nicht gar schließlich ein indirecter und moralischer Zwang genüge, indem die Innung so sehr mit Privilegien ausgestattet werde, daß thatsächlich den Handwerker sein Interesse zum Beitritt nöthige (Hitze S. 14): so dürften Alle in voller Einmüthigkeit darüber sein, daß Zwangs-Innungen in irgend einer Weise das Ziel sein müßten, worauf die wirthschaftliche Reform des Handwerkerstandes lossteure. Wie Hitze sowohl als Droste sich darüber äußern, ist schon in unserem vorigen Artikel gesagt worden; bekannt ist, wie auch von anderer, einflußreicher Seite dieß als Ziel der Reformbestrebungen bezeichnet wurde. Albertus enthält sich freilich, die obligatorischen Innungen in den Vordergrund zu rücken, ja er sagt S. 24 über die von ihm aufgestellten Mittel zur Hilfe des Handwerks ausdrücklich:

„Ob freie oder obligatorische Innung — diese Frage hat mit den vorliegenden Maßregeln gar nichts zu schaffen.“

Doch die Grundlinien für einen nur nicht zu ausgedehnten Zwang zu Associationen oder Innungen finden sich auch in seinen Vorschlägen. Im Einklang mit den andern Socialpolitikern findet er, daß die Gewerbefreiheit und der Mangel an staatlichem Schutz den Handwerkerstand schließlich dem Untergang entgegenführe, daß deßhalb „die Gewerbefreiheit und Freizügigkeit durch (bestimmte) gesetzliche Bestimmungen zu beschränken bezw. aufzuheben sei“ (S. 22); im Einklang mit den andern Socialpolitikern betont er das Associationsprincip als das allein geeignete und somit nothwendige Mittel, um die Handwerker concurrenzfähig zu machen oder zu erhalten:

„Wirthschaftlich gibt es gegen diesen Zustand natürlich nur ein Hilfsmittel, das sich übrigens zu allen Zeiten erprobt hat und worauf alle katholischen Socialpolitiker von Anfang an als den Rettungsanker der Gesellschaft hingewiesen haben; es ist eben das Gegentheil der Auflösung, nämlich die Association“ (S. 17).

Im Einklang mit Andern verlangt auch Albertus Gesellen- und Meisterprüfung, Abgrenzung des Handwerks, Regelung des Fabrikwesens, speciell S. 22:

„Vor Allem sind die handwerksmäßigen Gewerbe durch Gesetz zu bestimmen. Sodann ist gleichfalls durch das Gesetz in Bezug auf diese Gewerbe der Begriff der fabrikmäßigen Erzeugung festzustellen. ... Das eigentliche Handwerk darf nur betrieben werden von Meistern, Gesellen und Lehrlingen. Um als Meister ein Handwerk selbständig zu betreiben, muß man ... sich durch Prüfung als befähigt ausweisen. ... Die Lehrjahre können nur bei einem selbständigen Meister überstanden werden.“

Hiermit allein schon wären die Grundbestimmungen gegeben, welche irgend eine Zwangs-Innung nach ihrer losesten Form enthalten oder doch zu ihr führen, wenn man nicht etwa lieber statt Zwangs-Innung den Zwang zur Innung oder zur Association sagen will; auch damit dürfte schließlich das Wesentliche der Forderungen der Gelehrten und der Handwerker erreicht sein, welche obligatorische Innung auf ihre Fahne schreiben.

Doch dürfen wir's nicht verschweigen, daß Albertus in wohlbewußter und berechneter Weise das Wort „obligatorische Innungen“ im Sinne von Zwangsvereinen mit ausgebildeter Organisation in seinen Forderungen vermeidet. Er thut dieß, um eine Überzeugung um so ausgeprägter zum Ausdruck zu bringen, mit welcher im Grunde genommen

sowohl die beiden andern socialpolitischen Schriftsteller im Einklang sind, als auch die Haider Thesen sich kaum unsympathisch berühren. Es ist dieß der beachtenswerthe Satz, daß bezüglich der zunächst praktisch zu verwirklichenden Forderungen vor Einführung solcher Innungen noch eher und noch dringlicher der Schwerpunkt der Forderungen in der Arbeitsordnung, d. h. in der Wiedereinführung der gesetzlich zu regelnden Meisterprüfung und in der Abgrenzung des Handwerks gegen die Fabrik, eventuell in Beschränkung letzterer liege. Die wesentliche Vorbedingung für eine gedeihliche Existenz eines so tief in's gesellschaftliche Leben eingreifenden Instituts ist eben vor Schaffung des Instituts selbst zu verwirklichen. Albertus stellt darum (S. 22 u. 23) seine Vorschläge zur Erleichterung der Nothlage des Handwerkerstandes auf, indem er von der Frage „ob freie oder obligatorische Innungen" Abstand nimmt und nur bemerkt:

„Die Lösung der Frage im Sinne der obligatorischen Innungen würde aber offenbar durch die vorhergehende Ausführung dieser Maßregeln (d. h. der von ihm vorgeschlagenen Maßregeln der Arbeitsordnung durch Gesellen- und Meisterprüfung und Regelung des Fabrik- und Magazinenwesens) wesentlich erleichtert."

Die Haider Thesen behandeln diese Punkte in den folgenden Sätzen und stellen ihre Dringlichkeit zugleich mit den Innungen auf die Tagesordnung; dadurch braucht natürlich nicht ausgeschlossen zu sein, daß in der praktischen Verwirklichung ihnen die Priorität zukomme, und daß man schließlich gar mit deren praktischen Verwirklichung den Anfang machen könne, um nachher zur vollen Organisation der Innungen überzugehen.

Hitze, der, wie kaum ein Anderer, die Frage „ob freie oder obligatorische Innung" als Lebensfrage und Kernpunkt der Sache erklärt (S. 16) und in dieser Anschauung von Albertus desavouirt wird, scheint dennoch, nach anderen Stellen zu schließen, durchaus nicht so weit von der Anschauung des Albertus sich zu entfernen. S. 17 seiner Broschüre wenigstens sagt er mit aller nur wünschenswerthen Klarheit:

„Diese Thatsache (nämlich das Bedrohtsein des Handwerks durch die Großindustrie) legt nun aber klar, daß selbst die obligatorische Innung allein zur Erhaltung unseres heutigen selbständigen Handwerks ungenügend ist; ja, wir möchten sogar beifügen, daß die Ordnung der Innung ohne gleichzeitigen Schutz gegen die concurrirende Großindustrie, resp. ohne gleichzeitige Einschränkung dieser, den in Frage kommenden Handwerkern die Concurrenz noch erschwert. . . . Das Handwerk binden und dem concurrirenden Großbetrieb

freie Hand lassen, heißt den Ruin des Handwerks noch beschleunigen. ... Kurz und gut, erst oder wenigstens gleichzeitig gebe man dem Handwerk wieder einen sichern, festen Boden, entziehe dasselbe dem wilden Strome der Concurrenz, die ihm den Untergang bringen muß; dann erst kann man an seine innere Festigung denken."

Wenn daher derselbe Verfasser S. 131 sagt: „Also nur einmal frisch begonnen. ... Alles braucht nicht auf einmal zu geschehen. ... Der erste bedeutende Schritt muß die obligatorische Innung wenigstens für die Haupthandwerke sein; dann geht es an den innern Ausbau derselben": so will er keinenfalls das früher Gesagte widerrufen, sondern versteht jedenfalls die obligatorischen Innungen in ihrem wesentlichen Gefüge und mit ihrer nothwendigen Vorbedingung oder Grundlage im Gegensatz zu einer weiteren Ausgestaltung und Entwicklung, etwa einer Übernahme der bloß facultativen Aufgaben. — Praktisch jedoch finden wir darin einen Gegensatz zwischen Hitze und Albertus, insofern letzterer durchaus mahnt, bedächtiger und vorsichtiger an die volle Verwirklichung der obligatorischen Innungen zu gehen. Hitze schlägt etwaige Fehler oder Mißgriffe in den Statuten der Innungen nicht so hoch an, daß man nicht mit einer Correctur, die sich schon einstellen würde, zufrieden sein könnte. Albertus hingegen hält die Verständigung über die Grundrechte, welche bei Bildung der Innungen dem Handwerkerstande zugewiesen würden, und über die Normalstatuten für so wichtig, daß er wegen der möglichen Verschiedenheit, in welcher die gesetzgebenden Mächte die Frage lösten, nur bedingungsweise der obligatorischen Innung das Wort redet:

„Nur durch Association ihrer Kräfte können die Handwerker den Kampf gegen das Kapital bestehen. Die allgemeine obligatorische Innung aber kann in dieser Beziehung die Association unmöglich machen, wenn ihre Statuten eine engere Verbindung gleichartiger Elemente und deren freie wirthschaftliche Bewegung hindern. ... Ob wir zu den obligatorischen Innungen rathen können, hängt wesentlich von den Normalstatuten ab, ohne deren Aufstellung Niemand zum Beitritt wird gezwungen werden können" (S. 36).

Die Stellung Droste's zu der hier uns beschäftigenden Frage ist zweifelsohne auch die, daß er der gesetzlichen Abgrenzung und Regelung des Handwerks den Vorrang einräumt. Die ganze Anlage seiner Schrift ist darauf gerichtet, mit Vorschlägen nach dieser Richtung hervorzutreten, die Vorschläge Anderer zu untersuchen, über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit sich auszusprechen: die Innung auf breitester Grundlage ist ihm dann die natürliche Folge und das nothwendige Ergebniß aus den gesetz-

lichen Bestimmungen über Ausbildung, Prüfung, Abgrenzung und Ausschlußrecht des Handwerks. In diesem Sinne sagt er S. 131:

„Die nach Handwerken territorial abgegrenzten Handwerkerkreise mag man Innungen nennen. Es liegt aber wohl auf der Hand, daß kein Handwerker, welcher ein Handwerk gewerbsmäßig betreibt ..., den um ihn gezogenen Kreis ignoriren darf, daß er ... der Innung nothwendig angehören muß."

Ein anderer Punkt, welcher in Nr. 4 der I. These der Haider Beschlüsse berührt wird, nämlich die Errichtung von Handwerkskammern und Handwerksgerichten, ist nur eine nothwendige Folgerung der ständischen Organisation des Handwerks. Ist das Handwerk ständisch organisirt, so muß ihm auch eine ständische Vertretung und eine genügende Selbstverwaltung gesichert sein. Solches geschieht durch Handwerkskammern und Handwerksgerichte. Natürlich muß bei deren Creirung und der Abgrenzung ihrer Rechte sowohl der Schutz des Handwerks als auch der Schutz der Kunden des Handwerks in's Auge gefaßt werden. Droste handelt über diesen Gegenstand S. 68 und S. 101 ff.; Hitze S. 43 und S. 146 in seinen „Grundgedanken".

Von These II an führen die Haider Beschlüsse die Vorschläge weiter durch näheres Eingehen in die organischen Bestandtheile des Handwerkerkreises, zunächst bezüglich der Meister.

These II lautet:

„Das Meisterrecht kann nur nach erbrachtem Befähigungs-Nachweise erlangt werden."

Dieser Form und Fassung stimmen, wie aus dem schon Gesagten erhellt, Alle bei, weil Alle als Grundbedingung des Schutzes gegen die zügellose Concurrenz die Meisterprüfung hinstellen.

Wie und in welcher Art diese Prüfung oder dieser Nachweis erbracht werden soll; ob und inwiefern Verschiedenheit der Meinungen betreffs der Einzelbestimmungen vorliegen: wird sich bei der Erörterung der folgenden Thesen III und IV über Gesellen und Lehrlinge auseinandersetzen lassen.

Also These III und IV sagt:

(III.) „Die Gesellen sollen:

a) zu einer möglichst vielseitigen handwerksmäßigen Ausbildung angeleitet,

b) vor den mit dem Wandern verbundenen Gefahren durch die vom Handwerke zu errichtenden Zunftstuben und durch andere Vorkehrungen bewahrt,

c) zur Hochhaltung des Standesbewußtseins aufgemuntert und zur Wahrung der Standesehre angehalten,

d) zu einem religiösen Leben angeleitet und ermahnt werden;

e) die Gesellen sind gehalten, Arbeitsbücher bei sich zu führen, welche Zeugniß über die abgelegte Gesellenprüfung, die Namen ihrer früheren Meister und Aufenthaltsorte, sowie das Datum des jeweiligen Arbeits-An- und Austrittes enthalten. Diese Arbeitsbücher unterliegen der Controle des Handwerks.

(IV.) Der Lehrling muß:

a) durch das Handwerk aufgenommen,

b) technisch und geistig ausgebildet, in seiner körperlichen und geistigen Entwicklung überwacht, zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten angehalten werden;

c) das Innungsstatut soll die Bedingungen über die Aufnahme, Zahl, Entlassung der Lehrlinge, die Folgen des Contractbruches, die Grenze der Zuläsigkeit der Verwendung von Lehrlingen zu häuslichen Arbeiten, sowie die Normen einer etwaigen Probezeit und des Lehrlings-Vertrages enthalten;

d) der Lehrling muß nach überstandener Lehrzeit und nach erbrachtem Nachweise über genügende Fertigkeit im Handwerke losgesprochen werden."

In diesen Thesen wird die Richtung angegeben, nach welcher hin man sich zu bewegen hat behufs technischer und sittlicher Bildung der Lehrlinge und Gesellen. Unmöglich konnten hier bei Aufstellung kurzgefaßter Grundsätze die Einzelheiten eingehender behandelt werden: die thatsächlichen Einrichtungen werden je nach Ort und Zeit immer ihre Verschiedenheiten aufzuweisen haben. Keine der von uns angezogenen Broschüren tritt daher in Widerspruch zu den hier aufgestellten Sätzen; eine Meinungsverschiedenheit ist eben erst bei der in's Einzelne eingreifenden Verwirklichung möglich. Wo ein Ansatz dazu vorliegt, das wollen wir der weitern Verständigung halber bemerken. Der eine Detailpunkt über die Arbeitsbücher (These III e) ist weder bei Hitze noch Droste oder Albertus zur Sprache gebracht worden; er enthält aber freilich das natürlichste Mittel zur Informirung über einen unbekannten Handwerksgesellen, der sich zur Arbeit vorstellt und anbietet. Doch dürfte diese Frage hier als eine untergeordnete angesehen werden.

Von weit hervorragenderer Bedeutung ist die Frage über die sittliche Erziehung und den sittlichen Schutz der jungen Handwerker, ob und inwieweit der Innung bezw. den Meistern nach dieser Hinsicht Befugnisse einzuräumen seien. Die Haider These spricht sich des Näheren hierüber nicht aus. Hitze meint dießbezüglich S. 61 ff.:

„Auch hier fehlt es den Meistern nicht an dem guten Willen, sondern an der Macht. Das müßte doch ein, ich will nicht sagen, für seine Pflicht, sondern für sein eigenes Interesse blinder Meister sein, der nicht lieber einen religiösen und gut gesitteten Lehrling und Gesellen hätte, als einen frivolen und ausschweifenden. ... Auch das glauben wir ..., daß kein Meister aus Übermuth oder religiösem Indifferentismus Sonntags arbeitet mit seinen Gesellen. ..."

Wir müssen nun gestehen, daß wir diese Argumentation nicht für richtig halten. Jede Gottlosigkeit und jede Pflichtverletzung ist schließlich gegen das eigene Interesse — an dieser Katechismus-Wahrheit läßt sich nicht rütteln; aber dennoch sehen wir die Gottlosigkeit und Pflichtvergessenheit in den verschiedensten Kreisen der menschlichen Gesellschaft nur zu üppig aufwachsen. Daß keine übermüthigen, religiös indifferenten Handwerksmeister sich fänden, ist eine Annahme, welche freilich von der besten und arglosesten Gesinnung dessen zeugt, der das meint, welche aber der Wahrheit leider nicht entsprechen dürfte. Albertus blickt denn auch bei dieser Sache trüber in die Zukunft. Seine Anschauung S. 29, welche er zwar formell über Österreich ausspricht, wird auch für anderwärts nicht so völlig außerhalb der Wahrheit liegen, besonders wenn man auf alle Confessionen Rücksicht nimmt.

„Herr Hitze," heißt es, „nimmt zwar an, daß trotz der langjährigen Wirksamkeit der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit in Preußen noch der bei weitem größere Theil der Handwerker tüchtige, fleißige, religiöse Leute seien. Wir wollen nicht entscheiden, wie es mit dem moralischen Charakter der im Handwerk beschäftigten Arbeiter in Österreich aussieht. Aber so weit wir die Verhältnisse kennen gelernt haben, müssen wir starke Zweifel an dem religiös-sittlichen Wesen der Mehrzahl hegen. Wir beurtheilen dieß in katholischen Ländern nach der Theilnahme am kirchlichen Leben. ... Daß der Einfluß der Regierung, welche die Normalstatuten (der Innungen) zu entwerfen hat, für die Hebung der Standesehre nicht auf christlich-moralischem Boden sich bewegen wird, dafür dürfte die Erfahrung sprechen, nachdem sogar aus der Schule das Crucifix verbannt ist. ..."

Wir deuten daher die ferneren Ausführungen des Albertus S. 31 wohl kaum unrichtig, wenn wir glauben, er sei aus praktischen Gründen nicht dafür, daß die Erziehung und Pflege der Religiösität für Lehrlinge und Gesellen mit der Innung, die ja doch confessionslos sein wird, in Verbindung gesetzt werde, sondern er stelle diese Fürsorge eher in die Reihe derjenigen Gegenstände, welche das Haider Programm in These VII zur Sprache bringt. Dort wird sich daher auch Gelegenheit bieten, noch mehr über diesen Gegenstand zu sagen.

Wir könnten unsere Andeutungen über These III und IV abschließen, wenn nicht noch bezüglich Eines Punktes ein gewisses Dunkel bliebe, ob und inwieweit es da bei den verschiedenen Schriftstellern zur Meinungsverschiedenheit gekommen sei, nämlich betreffs der vorschriftsmäßigen Lehrlingszeit. Droste spricht, wie auch Hitze und Albertus und der Haider Satz IV c, von einer gesetzlich festzusetzenden Lehrlingszeit. Ersterer jedoch macht S. 63 seiner Schrift eine Ausnahme geltend:

„Es darf jedoch nicht als unerläßliche Bedingung hingestellt werden, daß die Bewerber um das Handwerksrecht ihre Vorbildung ausschließlich in den gewöhnlichen Handwerkerstätten genossen haben müssen. . . . Es muß vom Gesetze aus andererseits auch gestattet sein, daß er (der Lehrling) statt dessen geeignete Fachschulen besuchen und die praktischen Handgriffe in Lehrwerkstätten oder nach vollendeter theoretischer Ausbildung in kürzerer Zeit bei einem qualificirten Meister erlernen dürfe."

Keiner der Andern spricht sich über eine Alternative aus; ob eine solche damit verworfen werden soll, ist nicht recht ersichtlich.

Deutlicher ist die Meinungsverschiedenheit bezüglich einer festzusetzenden Zahl der aufzunehmenden Lehrlinge. Hitze tritt für eine solche gesetzliche Beschränkung mit aller Entschiedenheit ein (S. 42):

„Wie tief wir im Banne des Manchesterthums stecken," meint er, „wie sehr der Liberalismus, die Partei der ‚Freiheit und Gleichheit', die öffentliche Meinung terrorisirt, eine wahre Schreckensherrschaft führt, beleuchtet die eine Thatsache, daß bis heute unseres Wissens noch Keiner die Forderung einer Einschränkung der Zahl der Lehrlinge und Gesellen auszusprechen gewagt hat, wiewohl sie doch der mittelalterlichen Zunftordnung wesentlich war."

Der Haider Satz scheint mit Hitze, einigermaßen wenigstens, für eine solche Einschränkung zu sein. Die Frage hängt mit einer andern auf's Innigste zusammen, oder vielmehr sie ist nur eine andere Form derjenigen Frage, ob für einen bestimmten Kreis nur eine geschlossene Zahl von Meistern die Berechtigung zum Handwerksbetrieb haben soll, oder ob hier eine freie Concurrenz zu gestatten sei. Droste ist durchaus letzterer Ansicht. Nachdem er S. 75 ff. die andere Forderung einer Kritik unterzogen hat, schließt er S. 81:

„Wir gelangen somit zu dem Resultate, daß die Beseitigung der Gewerbefreiheit in der Weise, daß an derselben wieder ein ausschließliches Arbeitsrecht statuirt würde, welches Bewerber nur nach Maßgabe des Bedürfnisses zum Handwerksbetriebe zuließe, heute höchst unzweckmäßig und eventuell auch gar nicht möglich wäre."

Albertus bespricht diesen Punkt nicht ausdrücklich; allein die von Hitze befürwortete Einschränkung ist nicht in den Rahmen der von Albertus gemachten Vorschläge eingefügt (S. 22 ff.); und da er zudem S. 34 eine weit größere Freiheit der Concurrenz, als jener, gewahrt wissen will, so irren wir schwerlich, wenn wir Albertus zu denjenigen zählen, welche in diesem Punkte, wenigstens betreffs der in nächster Zukunft zu verwirklichenden Forderungen, von der Ansicht Hitze's Umgang nehmen.

Während These III und IV die innere Organisation der Innungen zum Gegenstande haben, wendet sich These V zu den Aufgaben, welche den Innungen zugewiesen werden sollen, und These VI zu den Schutzbestimmungen, welche das staatliche Gesetz gegen Schädigungen des Handwerks durch Hausiren, Wanderlager, Magazine u. s. w. zu erlassen habe. Wir betreten hier ein Gebiet, welches die nach der wirthschaftlichen Seite hin wichtigsten Vorschläge zur Sprache bringt und in welchem begreiflicherweise auch unter katholischen Socialpolitikern die Meinungsverschiedenheit am meisten zu Tage tritt. Über die Befugnisse und Aufgaben der Innungen spricht sich These V also aus:

„1. Pflichtmäßige Aufgabe der Innung ist: die Hebung des Standesbewußtseins, Obsorge für die Solidität der von Innungsmeistern erzeugten Producte, Regelung der Beziehungen der Lehrlinge, Gesellen und Meister unter einander und zur Innung, Fürsorge für die eigenen Nothleidenden, Errichtung von gewerblichen Fachschulen, eventuell Mitwirkung hierbei, und die Aufsicht oder Mitaufsicht über die bestehenden Fachschulen.

2. Der freien Vereinsthätigkeit innerhalb der Innung soll, eventuell unter Staatshilfe, Errichtung von gemeinsamen Betriebswerkstätten, gemeinsamer Beschaffung von Maschinen und Rohproducten, Errichtung von Magazinen, Regelung des Creditwesens unter möglichster Beschränkung der Solidarhaft überlassen sein."

In dieser Fassung sind extreme Forderungen nach der einen wie nach der andern Richtung vermieden: einer Erweiterung oder engeren Begrenzung der Freiheit der Handwerker bleibt nach manchen Seiten hin der Platz offen; es muß das geschehen, wenn nicht den zeitlich und örtlich verschiedenen Bedürfnissen präjudicirt werden soll.

Bezüglich der Fachschulen wird über Zwang oder freigestellten Besuch ein Urtheil nicht abgegeben. Hitze und Droste, welche sich darüber positiv ausdrücken, sind beide nicht für eigentlichen Zwang. Droste sagt S. 118 seiner Schrift ausdrücklich: „Der Besuch der Fachschulen darf nicht obligatorisch gemacht werden." Hitze will S. 138 seiner

Broschüre den Befürchtungen bezüglich des obligatorischen Besuches jener Schulen wenigstens insofern Rechnung getragen wissen, daß er den schließlichen Entscheid den Eltern des Lehrlings oder Gesellen, auch etwa unter Beistimmung des Pfarrers, anheimgeben möchte. Eine wesentliche Meinungsverschiedenheit ist also hier nicht zu verzeichnen.

Weit tiefgehender wird die Differenz, wenn wir uns zu den in Nr. 2 der V. Haider These ausgedrückten gemeinschaftlichen Aufgaben der Handwerkerkreise wenden. Da ist die Frage: Sollen Errichtung von gemeinsamen Magazinen und Betriebswerkstätten zu den eigentlichen Aufgaben der Zwangs-Innungen gehören, ihnen wenigstens nach Majoritätsbeschluß zugewiesen werden können, oder sollen derartige gemeinsame Zwecke freien Associationen innerhalb der Innungen zugewiesen werden?

Hitze befürwortet mit aller Kraft die erstere Idee. S. 130 sagt er ausdrücklich:

„Die Innung soll alle Associationen in sich aufnehmen, insofern sie in Beziehung zum Handwerke stehen; das ganze sociale Leben des Handwerks soll sich in der Innung concentriren.“

Das ist augenscheinlich mehr gefordert, als die Haider These will, welche all den gemeinsamen Betrieb und die gemeinsame Production der freien Vereinsthätigkeit innerhalb der Innung zuschreibt.

Albertus will entschieden, auch bei Einführung der obligatorischen Innungen, denen er, wie gesagt, nur bedingungsweise zuneigt, jene Zwecke der „freien Association“ gewahrt sehen. Er hält die Überweisung derselben an die obligatorische Innung unter Umständen für „eine Fesselung des Handwerks, welche dasselbe des einzigen Mittels, nämlich der Association, förmlich berauben würde, um die Concurrenz gegen das Kapital zu bestehen“. Er fährt dann fort:

„Zweckmäßiger aber halten wir es offenbar, wenn in den Normalstatuten für eine obligatorische Innung die Verpflichtung aller Innungsgenossen zur Theilnahme an gemeinschaftlichen Unternehmungen nicht ausgesprochen und die Regierungsgenehmigung für die Specialbestimmungen betreffs solcher Unternehmungen nicht beansprucht wird.“

Droste ist bekanntlich gerade in diesem Punkte am schärfsten gegen die Auffassung Hitze's. Jene Genossenschaften dürfen nach ihm nicht einmal zu den facultativen Aufgaben der Innung zählen. Er läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, wenn er S. 148 ff. seine dießbezügliche Ansicht entwickelt:

„Die Zwangs-Innungen als solche dürfen, wie wir schon früher bemerkt haben ..., keine Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften bilden. ... Andererseits darf aber auch der freiwilligen Bildung der gedachten Vereinigungen keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt werden, vielmehr ist die Bildung derselben durch die Gesetzgebung in jeder Weise zu erleichtern, wofern unter diesen Einrichtungen nicht auch die Solidität leidet. Mit den Innungen dürfen sie aber nicht zusammengeworfen werden, selbst dann nicht, wenn eine Innung das einstimmig beschließen sollte."

Das Wörtchen des Haider Satzes: „eventuell unter Staatshilfe", berührt einen weder von Droste noch von Albertus hervorgekehrten Punkt. Hitze ist selbstverständlich für eine solche Staatshilfe, und er wird bei seiner Auffassung auch mit entschiedener Nothwendigkeit dahin gedrängt. Doch einer zeitweiligen, auf Amortisation gestellten staatlichen Unterstützung für den Fall der Noth — was allein mit jenem Ausdruck bezweckt wird — können auch die andern socialpolitischen Schriftsteller, ihren Grundsätzen gemäß, die Zustimmung nicht versagen.

Wir gehen zur VI. These der Haider Beschlüsse über:

„Aufgabe des Staates ist: Förderung des Handwerks durch Obsorge für gewerblichen Unterricht, durch Einführung der obligatorischen Sonn- und Feiertagsruhe, Erlaß eines Markenschutz-Gesetzes und Verpflichtung zur Markenführung, durch gesetzliche Regelung des Submissionswesens, des Hausirhandels, der Wanderlager und Bazars, sowie der Gefängnißarbeit derart, daß sie dem Handwerk nicht schaden können, und endlich durch Regelung der Absatzverhältnisse in der Art, daß nach Ablauf einer bestimmten Übergangszeit nach Consolidirung der Innung gesetzmäßig nur die Innung, bezw. die derselben angehörigen Meister, Producte der Innungsthätigkeit verkaufen können."

Ein für die Beurtheilung der Gesammtrichtung unwesentlicher, als Detailfrage jedoch wichtiger Punkt ist durch die Erwähnung des Markenschutz-Gesetzes und der Markenführung berührt. Nur Hitze bringt diesen zur Sprache; er hält ihn aber für so wichtig, daß er ihm auf den paar Schlußseiten der „Grundgedanken" ein eigenes Kapitel widmet. Für uns möge es genügen, dieß erwähnt zu haben.

Im Übrigen sind die gesetzgebenden Aufgaben des Staates, wenigstens dem Hauptinhalte nach, verzeichnet und damit zugleich die Schäden aufgezählt, durch welche das Handwerk dem Ruin zugeführt wird. Bei den meisten Punkten ist die Art und Weise der gesetzlichen Hilfe und Regelung nicht näher bestimmt, wohl in der richtigen Erkenntniß, daß auch hier die letzte Fassung und genauere Angabe nicht für überall eine gleichförmige sein kann. Es ist kaum erforderlich, die einzelnen hier dem

Staate zugeschriebenen Aufgaben zur Besprechung zu ziehen; es genügt, über die eine oder die andere einige Worte zu sagen. Denn Keiner läugnet, daß von all den hier angegebenen Seiten her dem Handwerk Gefahren drohen oder Schäden bereitet werden, daß somit der Staat nach all diesen Seiten hin ein wachsames Auge haben, bezw. Vorsorge treffen müsse, wenn sich auch bei den praktisch erwünschten oder erreichbaren Vorschlägen die Ansichten noch so sehr spalten und bald einer allseitigen Beschränkung, bald einer Freilassung der Concurrenz das Wort reden. Droste geht wohl nach letzterer Richtung hin am weitesten; Hitze jedoch reicht nach der andern Richtung hin über die Forderungen der Haider Thesen hinaus.

In dem Schlußsatze der vorliegenden These wird der kaufmännische Zwischenhandel zur Sprache gebracht und die Forderung auf Verbot desselben gestellt. In dem kaufmännischen Zwischenhandel liegt nach Hitze einer der wundesten Flecken des Handwerks, der einen großen Theil seines Lebenssaftes aufzehre. Albertus stimmt zu, daß hier die heilende Hand der staatlichen Gesetzgebung eingreifen müsse; als einen wesentlichen Punkt führt er S. 23 an:

„Absolut verboten ist das Halten der fraglichen Magazine solchen Unternehmern von Handelsgeschäften, welche, ohne Meister zu sein, den bloßen Zwischenhändler machen wollen."

Wenn Droste daher meint, dadurch, daß ein Zwischenhändler die Waaren von selbständigen, geprüften Meistern kaufen müsse, sei der Handwerker hinlänglich geschützt; eine größere Beschränkung des Zwischenhandels könne sich als zweischneidiges Schwert gegen die Handwerker selbst kehren: so müssen wir gestehen, daß hier ein Differenzpunkt vorliegt, der von der einschneidendsten Bedeutung ist.

Ein anderer Punkt von tiefgehender Bedeutung, in welchem aber Droste und Albertus gegen Hitze sich zusammentreffen zu Gunsten größerer Freiheitsbelassung, ist die Ordnung des Fabrikwesens dem Handwerk gegenüber. Dieser Punkt fehlt in den Haider Thesen. Einschränkung der Fabrik hält Hitze für eine Lebensbedingung des Handwerks. Wie er darauf ausgeht, die Fabriken den zünftigen Handwerkern gegenüber mit der Zeit lahm zu legen, ist schon in unserem früheren Artikel berührt worden. Droste nicht nur, sondern auch Albertus sind hier anderer Ansicht. Der Eine läßt sich des Näheren darüber aus in dem Kapitel: „Zu weit gehende Reaction gegen die Gewerbefreiheit" (Handwerkerfrage, S. 71 ff.). Der Andere, Albertus, glaubt, auch hinsichtlich der Con=

currenz mit den sogen. zunftfähigen Handwerkern sei „Fabrik und Magazin als eine nothwendige Forderung der Zeit anzuerkennen“ (S. 12); doch will er bestimmte Schranken zum Schutze des Handwerks, vor Allem Festsetzung eines genügenden Minimallohnes für Fabrikarbeiter (S. 28). Im Übrigen faßt er seine Ansicht über das Fabrikwesen S. 34 folgendermaßen zusammen:

„Wir aber erkennen die Berechtigung des fabrikmäßigen Betriebes nur in soweit an, als damit erhebliche Productionsvortheile vom volkswirthschaftlichen Standpunkte verbunden sind; und diese lassen sich nur erzielen, wenn 1. das System der Arbeitstheilung pure durchgeführt und 2. die Production in einer gewissen Ausdehnung betrieben wird. Darum schlagen wir vor: 1. vollständig freie Bewegung des Fabrikbetriebes, d. h. frei von der Gesetzgebung für das Handwerk; aber 2. Beschränkung des Begriffes der Fabrik auf die Beschäftigung von mindestens 40 Arbeitern nach dem System der Arbeitstheilung.“

Wir kommen zur Schluß-These VII des Haider Programms, in welcher die Anstalten und Vereine empfohlen werden, die neben der Innung zur geistigen und religiösen Hebung des Handwerkerstandes ihre Thätigkeit zu entfalten hätten. Sie lautet:

„Die Gründung, Erhaltung und Förderung der Lehrlings-, Gesellen- und Meister-Vereine, die Errichtung von Lehrlings-Anstalten und Gesellen-Hospizen und insbesondere alle charitativen Anstalten, welche den Lehrlingen und Gesellen möglichst das Elternhaus ersetzen und die religiöse, geistige und technische Entwicklung der Innungs-Angehörigen fördern, werden angelegentlichst empfohlen.“

Hiermit greifen wir zurück auf einen Gegenstand, welcher bei These III und IV berührt wurde. Die Frage spitzt sich schließlich dahin zu: Soll den Innungen, bezw. den Meistern, statutenmäßig ein specielles Recht und ein Eingreifen in die religiöse Erziehung und Haltung der jüngeren Handwerker eingeräumt werden, oder soll dieß möglichst frei den Eltern und den kirchlichen Anstalten verbleiben, so daß der betreffende Meister nur unter beständiger Abhängigkeit und Controle jener eine erziehliche Thätigkeit zu entfalten habe? Letzteres glauben wir absolut fordern und gerade darum den Einfluß der Innungen nach dieser Seite hin möglichst zurückdrängen zu müssen. Der glorreich regierende Papst Leo XIII. betont in seinem letzten Sendschreiben „Humanum genus“ die Bildung von Innungen unter kirchlicher Leitung. Wenn das für uns nicht erreichbar ist, so muß wenigstens dasjenige, was seiner Natur nach die kirchliche Aufsicht fordert, die Erziehung und religiöse Bildung,

der Kirche und dem Individuum voll und ganz gewahrt bleiben. Einer nicht-kirchlichen, nicht-confessionellen Innung darf daher von dieser Aufgabe nichts überwiesen werden, damit andern Vereinen neben solcher Innung freie Hand bleibe. Hitze sagt S. 57 ff. seiner Schrift sehr gut:

„Daß stets die Quelle der Sittlichkeit die Religion ist und bleiben wird; daß die Lehrerin der Religion einzig die Kirche sein kann; daß nur die freie Kirche ihre Mission erfüllen kann; daß ohne Christenthum und freie Kirche unsere ganze Sitte und Cultur bedroht ist, und nur von der Kirche in diesem Sinne eine Lösung der socialen Frage ausgehen kann: ist selbstverständlich."

Ja, bei den thatsächlich obwaltenden Verhältnissen liegt die Gefahr nahe, daß die andern Worte desselben Verfassers: „Wir wissen sehr gut, daß eine Organisation ebenso gut dem Bösen als dem Guten dienen kann", gerade auch nach ihrer schlimmen Seite hin bei der Organisation des Handwerkerstandes eine traurige Verwirklichung erfahren könnten, wenn keine Vorkehr getroffen wird. Dieser Gefahr also, welche aus dem confessionslosen Charakter der Innungen, aus der Lostrennung der socialen Organisationen vom Lebenselement der Kirche nothwendigerweise entspringt, muß schon bei der Bildung der Handwerker-Vereine selbst begegnet, wenigstens muß die thunlichst weite Möglichkeit, ihr aus dem Wege zu gehen, den Einzelnen gelassen werden. Wir wollen uns deutlicher erklären. Bei den Innungen, wie sie nach Lage der Dinge in unserem Vaterlande allein in's Werk gesetzt werden können, ist ein vielseitiger Contact zwischen Katholiken und Nichtkatholiken, zwischen Christen und Nichtchristen, zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen sittlich Unverdorbenen und sittlich Verkommenen unvermeidlich. Geht dieser Contact über das geschäftliche und wirthschaftliche Gebiet hinaus, wird er ein inniges, zutrauliches, geselliges Verhältniß: dann reißt gerade dadurch das Sittenverderbniß auf breiteren Bahnen das Gute mit sich fort. Wir sehen kein anderes Mittel, als daß wenigstens Jedem, der guten Willens ist, die volle Freiheit gewahrt bleibe, sich jenem verderblichen Einfluß leicht entziehen zu können. Droste spricht S. 170 ff. von Bildungs-Vereinen, geselligen Vereinen, welche der Innung nicht zuzuweisen seien. Wir sind entschieden der Ansicht, daß solche durchaus von der Innung als solcher ausgeschlossen werden müßten; sollte auch nur irgend ein moralischer Zwang vorliegen, jenen Zwecken innerhalb des Rahmens der Innungen nachgehen zu müssen, so würden wir das einem Todeskeim gleich erachten, der in die Innungen hineingelegt würde.

Auch bezüglich des Lehrlings- und Gesellenwesens ist es gewiß an sich der richtige Grundsatz, daß, wie Hitze S. 63 hervorhebt, der natürliche Platz des Lehrlings und Gesellen im Hause und in der Familie des Meisters ist. Vollkommen richtig ist es auch, daß das heutige Kostgängerwesen die größten sittlichen Gefahren in sich berge. Und doch können wir das Bedenken nicht unterdrücken, ob es in der That zuträglich wäre, die volle und ausschließliche Autorität dem Meister zurückzugeben, welche er zur Zeit der früheren Zünfte besaß. Wäre gegen die Ausschreitungen und den Mißbrauch dieser Gewalt, wie er leider vorkommen kann und vorkommt, dasselbe Heilmittel wie früher anwendbar, dann würden wir keinen Einspruch erheben. Dieses lag damals in der Macht der Kirche und in der Handhabung der Macht von Seiten eines christlichen Staates: gegen religiöse und gewissenbedrängende Vergewaltigung stand leicht der Weg offen. Heutzutage ist das leider anders. Sind doch die Fälle keineswegs selten, daß von Seiten eines unkirchlichen Meisters der Lehrling grundsätzlich an der Ausübung seiner religiösen Pflichten gehindert wird: wie würde es erst sein, wenn die Autorität des Ersteren noch verstärkt würde? Das Gewissen mancher Jünglinge und Kinder würde in eine unerträgliche Zwangslage versetzt. Freilich wird man sagen, die Eltern haben dafür zu sorgen, daß sie bei der Wahl des Meisters, dem sie ihr Kind anvertrauen, diese möglichen Vorkommnisse in's Auge fassen. Bei aller Vorsicht werden dieselben thatsächlich nicht immer vermieden; noch weniger bei dem Leichtsinn, der nun manchmal in Wirklichkeit herrscht. Auch eine gesetzlich oder statutenmäßig gegebene Garantie hilft oft sehr wenig, zumal wenn der unchristliche Staat der christlichen Religion unsympathisch gegenübersteht. Da bleibt als letzter Nothanker kaum etwas Anderes übrig, als eine möglichst große Freiheit, welche den Einzelnen von vornherein gewahrt werde. Ein absoluter Zwang, daß die Lehrlinge unter der Zucht des Meisters stehen müßten, könnte daher seine Bedenken haben. Es dürfte jedenfalls in Erwägung zu ziehen sein, ob es nicht den Eltern oder der kirchlichen Behörde überlassen bleiben sollte, statt beim Meister auch bei einer andern Familie, die das Vertrauen der Eltern oder Pfleger hat, den Lehrling während der Lehrjahre unterzubringen und dieser die Sorge anheimzugeben, sowohl über das sittliche und religiöse Benehmen des Pflegebefohlenen zu wachen, als auch darauf zu sehen, daß der Ausübung der religiösen Pflichten, welche gesetzlich und statutenmäßig garantirt sein muß, von Seiten des Meisters kein Hinderniß in den Weg gelegt werde. — Es mag solch eine größere

Freiheit unter Umständen größere sittliche Gefahren in sich bergen: sie birgt diese aber doch nur in sich nach dem freien Willen und der freien Wahl derer, welche in der Gefahr umkommen. Die Gefahr aber, welche bei größerem Gebundensein des Lehrlings entsteht, liegt vor gegen den guten Willen des Gefährdeten. Daß auch dem Staat eine Fürsorge für die sittliche Hebung der Jugend und des ganzen Volkes obliege, ist gewiß sehr wahr und schön; aber so lange er von Gott, ja von Christus abgefallen bleibt, ist und bleibt er unfähig, an einer ernstlichen sittlichen Wiedergeburt der Gesellschaft oder einzelner Klassen derselben mitzuarbeiten, geschweige dieselbe in seine Hand zu nehmen. Das Augenmerk des wahren christlichen Socialpolitikers muß nach dieser Seite hin nur darauf gerichtet sein, trotz des Staates jenes Ziel sittlicher Hebung des Volkes zu erreichen.

Ein ähnliches Bedenken würde uns hindern, für eine Hineinzwängung der Gesellen in die Innungs-Herberge, die nun einmal in ihrer Grundlage interconfessional, d. h. confessionslos sein wird, uns zu begeistern. Lasse man für die Fälle, wo der Aufenthalt oder die zeitweilige Wohnung in derselben für Jemanden sittliche Gefahren mit sich bringen sollte (und solche Fälle werden zweifelsohne vorkommen), doch die Freiheit nicht so behindert sein, daß Jemand mit Gewalt in die Gefahr festgebannt wird. Jener Zwang war so lange annehmbar, als zu der kirchlichen Autoriät und einer wahrhaft christlichen Obrigkeit im Nothfall der Weg offen stand — ohne solche bessere Zustände ist er es nicht. Suche man also lieber innerhalb des Rahmens der Innungen oder neben ihnen jenen kirchlichen Einrichtungen Unterstützung zuzuwenden oder wenigstens freie Hand zu lassen, welche sich als Mittel zur Hebung der Sittlichkeit so trefflich bewährt haben; mit andern Worten: suche man den Ausbau der Innungen so zu treffen, daß jene kirchlichen Institute ihre Lebenskraft ferner noch entfalten können. — Daß auch bei den für die fachmännische Ausbildung der Handwerker befürworteten Fachschulen Vorsicht nach der religiösen Seite hin am Platze ist, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden.

Wir schließen hiermit ab. Schon diese dürftigen Angaben dürften klarstellen: eine Neuordnung und Wiederbelebung des Handwerkerstandes ist praktisch nicht ausführbar, wenn nicht zugleich eine Neuordnung des Fabrikwesens und des Arbeiterstandes in Angriff genommen wird. Die verschiedenen Interessen greifen so in einander, daß alles Bemühen nur Stückwerk und ein bloßes Tasten und Fühlen an den wirthschaftlichen Schäden

der menschlichen Gesellschaft bleiben wird, falls man, ohne an die andern Stände zu rühren, dem Handwerke allein etwas zur Abhilfe bieten will oder vielmehr bieten zu wollen scheint. Eine wesenhafte Abhilfe kann dadurch nicht geleistet werden. Will der Staat in der That helfen, wie es ja seine Pflicht ist zu helfen, dann muß er, d. h. die Staatslenker, sich bewußt werden, daß der Staat nicht die Quelle alles Rechtes ist, sondern daß er der Schutz und Hort der Rechte und der Gerechtigkeit ist; dann muß er sich bewußt werden, daß er nicht alles und jedes gesellschaftliche Leben in die einzelnen Abzweigungen der menschlichen Gesellschaft einzugießen hat, sondern daß er zur Organisation und Gliederung naturgemäßer Vereine den Anstoß geben, sie unterstützen und verfestigen, aber sie selbständig sich entwickeln und sich bethätigen lassen soll; dann muß er sich bewußt werden, daß zur wirthschaftlichen Genesung der menschlichen Gesellschaft noch ein anderer Factor nöthig ist, als gottvergessene oder gottfeindliche Gesetzesparagraphen, — daß nur das religiöse Element der Kirche Christi dasjenige ausbilden und zur Segensfrucht heranzeitigen kann, wozu der Staat den natürlichen Keim in den Boden senkt.

A. Lehmkuhl S. J.

Die Schutzfärbungen der Insektenwelt.

(Schluß.)

II. Schutzfärbung durch täuschende Ähnlichkeit mit geschützten Thieren fremder Art.

Durch jene Färbungen, welche den Insekten eine schützende Ähnlichkeit mit ihrem Aufenthaltsorte oder mit Gegenständen ihrer Umgebung verleihen, ist der Reichthum an Schutzfärbungen in der Insektenwelt noch keineswegs erschöpft. Viele Insekten besitzen nämlich durch ihre Farbe und Zeichnung eine täuschende Ähnlichkeit mit ihren Feinden selbst oder mit solchen Thieren, die von den Feinden wehrloser Insekten gefürchtet oder wenigstens gleichgiltig in Ruhe gelassen werden. Diese Klasse von Schutzfärbungen wurde von den Darwinisten mit Vorliebe ausgebeutet. Hier ist das eigentliche Reich ihrer Schutzmasken; zahl-

reiche hilflose Insekten entzogen sich dadurch immer erfolgreicher den Nachstellungen ihrer Feinde, daß sie immer treuer die Farbe und Zeichnung geschützter Thiere nachahmten; die minder glücklich gefärbten Stammformen und Übergangsglieder fielen den Insektenfressern zum Opfer, während ihre vom Schicksal begünstigten Verwandten schließlich zu einem ganz fremden Kleide gelangt waren und unter der geborgten Maske sich eines gefahrlosen Daseins erfreuten. Dieß sind die Annalen ihrer darwinistischen Stammesgeschichte.

Allerdings — so erwiderten viele Gegner der Mimikry, unter ihnen auch Eduard v. Hartmann in seinem von den Darwinisten vielgerühmten anonymen Buche[1] — allerdings wird die Nachahmung eines geschützten Vorbildes den wehrlosen Insekten nützen; aber *erst dann, wenn das Nachbild dem Vorbilde bereits so weit ähnlich geworden ist, daß es die äußerst scharfsichtigen Vögel zu täuschen vermag*. Also sind *die ersten Anfangsstadien* des langen Umbildungsprocesses nutzlos, und die natürliche Zuchtwahl konnte deßhalb einer *schutzlosen* Form niemals die *erste schützende* Maske verleihen. Diese von einigen Darwinisten selbst als sehr erheblich anerkannte Schwierigkeit wächst noch durch den Umstand, daß die Vorbilder nicht selten in lebhaften Trutzfarben prangen und mit dem grellen Colorite auch noch eine ausgeprägte Zeichnung verbinden, so daß eine Verwechslung mit anderen Insekten nicht leicht möglich ist.

Wir wollen es unseren Gegnern selbst überlassen, diese Schwierigkeit zu entkräften. Nur eine im „Kosmos" (7. Jahrg., 1. Heft, S. 80) versuchte Lösung dürfen wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Der Verfasser jenes Artikels stellt die Vermuthung auf, die Vögel hätten früher schlechtere Augen gehabt als heute; deßhalb hätte schon eine oberflächliche Ähnlichkeit der Beute genügt, um den Verfolger über ihre wahre Natur zu täuschen. Dabei übersah er leider, daß in dieser Voraussetzung die Vögel eben wegen ihren blöden Augen sich an den angehenden Schutzfärbungen eben so gut vergreifen mußten, wie an den schutzlosen Ausgangsformen; denn die ersten Glieder der Nachahmungsreihe hatten auf jeden Fall eine unvergleichlich größere Ähnlichkeit mit den schutzlosen Formen hinter ihnen, als mit der zu erreichenden geschützten Endform, und die Täuschung mußte deßhalb vorzugsweise nach

[1] Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenz-Theorie. 2. Aufl. S. 27.

der ersteren Seite sich wenden. „Erst mit dem scharfen Gesichte der Vögel," so heißt es weiter, „begannen auch die mannigfaltigen Versuche der hilflosen Beutethiere dem drohenden Verderben zu entrinnen, und vor Allem der Lepidopteren (Schmetterlinge), deren schwerfällige und verlockende Larven ganz besonders den vermehrten Angriffen ausgesetzt waren: die einen erwarben ein dichtes, sogar oft giftiges Haarkleid, andere eine immer schützendere Ähnlichkeit mit der Pflanze und den Pflanzentheilen, auf denen sie lebten, noch andere einen ekelhaften Geruch und Geschmack, und dazu kam noch Nachahmung der letzteren durch andere wohlschmeckende. Endlich aber, als die Vögel selbst im Fluge ihre leichtbeschwingte Beute erhaschen lernten (!), mußte auch der Schmetterling solche schützende Mittel anwenden, um das zur Erhaltung der Art nöthige Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage aufrecht zu erhalten." Wie man sieht, stellt sich der Verfasser dieser Schutzschrift den Bildungsproceß der Insektenwelt so kindlich einfach vor, als ob jede Raupe stets einen Topf mit Bartsalbe und mit Schminke bei sich getragen hätte, um sich bei drohender Gefahr je nach Bedürfniß einen Schutzpelz oder eine Schutzfarbe anzuschaffen; endlich kaufte sie sich noch eine Flugmaschine, um gegenüber den neuerdings beschwingten Vögeln das zur Erhaltung der Art nöthige Gleichgewicht herzustellen; wer das nicht that, wurde aufgefressen.

Wir glauben kaum, daß tiefer denkende Darwinisten diesem Mitarbeiter des Kosmos und seiner allzu phantastischen Apologie beistimmen werden. Gehen wir deßhalb zur Revision der Thatsachen über, die als Steine zum Bau des Mimikrytheaters dienen mußten.

1. An erster Stelle begegnen uns jene harmlosen Insektenarten, die in Farbe und Zeichnung ihrer Oberseite den wehrhaften Wespen, Bienen und anderen stacheltragenden Hautflüglern täuschend nahe kommen. Gustav Jäger war der erste, der diese farbigen Ähnlichkeiten als „Wespenfarbe" für die Mimikry verwerthete. Betrachten wir, unabhängig von allen darwinistischen Referaten, die wespenfarbigen Insekten der einheimischen Fauna, und es wird uns nicht schwer sein, diese darwinistischen Schutzfärbungen zu entlarven.

Unter den Schmetterlingen hat die Familie der Sesien und die Gattung Macroglossa wegen ihrer Neigung zur Mimikry eine gerechte Berühmtheit erlangt. Letztere Gattung zählt zwei Hummelschwärmer, aber auch einen Kolibrischwärmer und ein Karpfenschwänzchen; unter den Sesien finden sich Bienenschwärmer, Hornissenschwärmer, Dolchwespenschwärmer, Mordwespen=

schwärmer, Goldwespenschwärmer, Erdbienenschwärmer; aber neben ihnen existiren als Glieder derselben natürlichen Familie zarte Schlupfwespenschwärmer, Ameisenschwärmer, mehrere Fliegenschwärmer und Mückenschwärmer. Es ist wohl zu berücksichtigen, daß die mörderischen Wespennamen nur wenigen der größeren Arten gebühren; in ihrer nächsten Verwandtschaft, durch die Übereinstimmung des organischen Baues innig mit ihnen verbunden, stehen kleine, zartgestaltete, blaßgefärbte Wesen, denen vom Wespencharakter nicht viel mehr als der Name geblieben ist. Ihr dünner, lang spindelförmiger Körper trägt feine, gelbe und schwarze Zeichnungen, die nur in der nächsten Nähe sichtbar werden und der Mückengestalt des zierlichen Schmetterlings auch nicht den geringsten Schutz gegen die Vögel zu gewähren vermögen. Dadurch, daß diese Mückenschwärmer neben den großen Wespenschwärmern noch bis auf den heutigen Tag ihr Dasein gefristet haben, ist die Jäger'sche Erklärung der Wespenfarbe gründlich widerlegt; wer da noch behauptet, die wahrhaft wespenähnlichen Schmetterlinge seien dadurch zu ihrer Gestalt und Färbung gelangt, daß ihre schutzlosen Verwandten von den Vögeln weggefressen wurden, muß den Thatsachen in's Angesicht schlagen; denn nach darwinistischen Begriffen kann es keine größere Schutzlosigkeit geben, als Mückengestalt und Mückenfärbung. Wir fragen deßhalb: Hat Gustav Jäger die *wirklichen* Färbungsgesetze der Sesien nicht gekannt, oder hat er sie zufällig verschwiegen?

In der Neigung der Sesien, die Gestalt und Färbung anderer Insekten-Ordnungen, nämlich der Hautflügler und Zweiflügler, nachzubilden, müssen wir an erster Stelle ein jener Familie *eigenthümliches inneres Bildungsgesetz* anerkennen. Dieses organische Bildungsgesetz bezweckt in allen Fällen die Schönheit und Zierde des Schmetterlings und der ihn umgebenden Natur; es gibt kaum ein anziehenderes Geschöpfchen in der verwandten Insektenwelt, als diese kleinen, zart gebauten Gestalten mit ihren durchsichtigen, dunkel gesäumten Glasflügeln und ihrem schlanken, ebenso zart gelb und schwarz oder röthlich geringelten Körper. Durch die Ähnlichkeit mit den Wespen und Mückenformen entfernter Insekten-Ordnungen hat der Schöpfer den Sesien ein deutliches Siegel seiner *einen* Künstlerhand aufgeprägt, welche nach einheitlichem Plane die verschiedensten Gestalten in's Leben rief, damit sie den Menschen als lebendige Zeugen die Weisheit und Macht des göttlichen Meisters verkünden sollten. Die Einheit des organischen Bildungsgesetzes, welches die Sesien sowie auch die Gattung Macroglossa zur Nachahmung fremder Insekten besonders veranlagt, ist allen Arten gemeinsam; nur einigen gereicht diese Nachahmung überdieß zum Schutze; deßhalb ist auch die Erklärung der „Wespenfarbe" dieser Schmetterlinge nicht von der letztgenannten Ausnahme-Erscheinung, sondern von dem gemeinschaftlichen Bildungs- und Färbungsgesetze aller Arten herzuleiten.

Weniger überraschend, als bei diesen Schmetterlingen, ist die Wespenfarbe bei wehrlosen Mitgliedern der großen Wespenordnung selber; die nähere Prüfung dieser Parallelfärbungen gehört jedoch zu den interessantesten Stu-

dien über die darwinistische Schutzmasken-Theorie[1]. Bei vielen stachellosen Blattwespen[2], bei den Holzwespen-Gattungen Sirex und Anechthroplex finden sich die treuen Nachbilder der gelb und schwarz geringelten deutschen Wespe (Vespa germanica), der Hornisse (Vespa crabro) und vieler kleiner und großer Glieder der ausgedehnten Vespidenfamilie. Andere Blattwespen[3] zogen es vor, die gestachelten Pompiliden (Wegwespen) zu ihren Vorbildern zu wählen; deßhalb tragen sie ihren Hinterleib roth bis rothgelb mit schwarzen Querbinden. Daß diese Parallelfärbungen den wehrlosen Hautflügeln vielfach zum Schutze gereichen, läßt sich kaum bezweifeln; aber es wäre sehr voreilig, ihre Entstehung deßhalb schon der echten Mimikry auf Rechnung zu setzen. Erstens sind nämlich nicht selten bloß die Männchen oder bloß die Weibchen einer „nachahmenden" Art im Besitze der betreffenden Nachahmungsfarbe. So finden wir beispielsweise bei den Gattungen Cimbex und Clavellaria nur die Weibchen gelb und schwarz gezeichnet, die Männchen eintönig dunkel. Bei Tenthredo sind unter den nächstverwandten Arten die auffallendsten Farbendifferenzen vertreten: bei vielen derselben sind die Männchen vorwiegend oder ausschließlich durch die Nachahmung einer lebhaften Wehrfarbe gedeckt; bei einigen sind beide Geschlechter wehrhaft gefärbt, bei anderen keines von beiden. Allein schon aus dem Umstande, daß die Nachahmungsfarbe nicht selten auf das eine Geschlecht beschränkt ist, geht zur Genüge hervor, daß sie durch innere Färbungsgesetze, nicht durch den Kampf um's Dasein bestimmt wurde. Denn beide Geschlechter dieser Blattwespen sind den Nachstellungen der Vögel gleich ausgesetzt; wenn sich also das Männchen bis auf den heutigen Tag ohne Wespenfarbe durch das Leben geschlagen hat, weßhalb sollen denn seine ebenso gefärbten Weibchen sämmtlich aufgefressen worden sein? Die Wespenfarbe der letzteren muß also einen anderen Grund haben, als das bloße Schutzbedürfniß. Zu demselben Schlusse führt uns zweitens die nähere Betrachtung der specifischen Farbenvertheilung. Schutzlose und geschützte Formen der verschiedensten Färbung stehen in der nächsten Verwandtschaft des organischen Baues neben einander, gleichberechtigt im Existenzkampfe. Lyda reticulata kam sogar auf den sonderbaren Einfall, rauchbraune, von nackten Adern und Querflecken durchschnittene Flügel sich wachsen zu lassen und einen kleinen Nachtschmetterling nachzuahmen; dadurch wird sie aber nicht besser vor den Nachstellungen ihrer scharfsichtigen Feinde geschützt, als durch die farblosen Flügel ihrer Verwandten. Nicht der Existenzkampf, sondern einzig innere eigenartige Färbungsgesetze konnten diese specifische Farbenvertheilung schaffen. Endlich finden wir drittens auffallende

---

[1] Das Material zu den folgenden kurzen Andeutungen, die wir an einem anderen Orte weiter auszuführen gedenken, befindet sich in der Hymenopteren-Sammlung des Herrn Professor Dr. A. Förster in Aachen.

[2] Aus den Gattungen Cimbex, Clavellaria, Lophyrus, Caenosynapsis, Cuphosemus, Stenischia, Allantus, Tenthredo, Tarpa, Phylloecus und Cephus.

[3] Aus den Gattungen Dolerus, Taxonus, Strongylogaster, Tenthredolopsis, Tenthredo u. s. w.

Parallelfärbungen ebenso gut zwischen geschützten Arten, Gattungen und Familien, wie zwischen geschützten und ungeschützten. So sind die Vespiden, Bembiciden, Crabroniden und viele echte Ichneumoniden unter einander, sowohl im Allgemeinen als in der Detailzeichnung einzelner Arten, täuschend ähnlich[1]. Welchen Vortheil ziehen diese Hautflügler aus der Übereinstimmung ihrer gelb-schwarzen Ringelfärbung? Alle Glieder der Parallelreihen sind durch einen wehrhaften Stachel geschützt; selbst die großen, echten Ichneumonen können sich nach Gravenhorst mit ihrem Legestachel empfindlich und erfolgreich vertheidigen, um so mehr die mit einem echten Giftstachel bewaffneten Schwestern. Somit lag kein Schutzbedürfniß als Triebfeder der gegenseitigen Nachahmung vor. Die Wiederkehr derselben Farbenbilder bei den genannten Hautflüglern muß also tiefer begründet sein; und dieser tiefere Grund, der ebenso gut für die Ähnlichkeit schutzloser mit geschützten Formen, wie geschützter Arten unter einander anwendbar ist, dieser eigentlich bestimmende Grund der Parallelfärbungen in der Insektenwelt liegt in den inneren Färbungsgesetzen der Organismen, die von einer höheren Weisheit ebenso mannigfaltig wie einheitlich geplant wurden.

Auch bei unschuldigen Fliegen und Mücken finden sich drohende Wespenfarben, die jedoch ebensowenig von Herrn Jäger's Farbenpalette herstammen. Die gelb und schwarz gefleckten Schwebfliegen (Syrphus), Hornfliegen (Ceria), Dickkopffliegen (Conops); die Bienenfliegen der Gattung Microdon und die so lästig brummenden Schlammfliegen (Eristalis); die großen gelbgeringelten Wiesenschnaken (Tipula crocata und mehrere Verwandte) sind nur wenige der bekanntesten Beispiele. Unter den Raubfliegen ist die große Asilus crabroniformis durch ihre Hornißfärbung ausgezeichnet; wir zweifeln jedoch, ob dieselbe als Schutzfarbe große Bedeutung habe. Denn der schnelle Flug, die Stärke und verwegene Mordlust des Zweiflüglers lassen ihn eines solchen Schutzes nicht nur nicht bedürftig erscheinen, sondern seine Hornißfärbung sollte ihm nach darwinistischen Grundsätzen eher hinderlich sein; als Wolf im Schafspelze könnte er seinem Opfer sich viel unbemerkter nahen, als in diesem grellen, allbekannten und weitberüchtigten Räubergewande. Die Schlammfliege ist noch weniger geneigt, nach den Noten Gustav Jägers zu summen; denn Professor Altum hat nachgewiesen (Der Vogel und sein Leben, 5. Aufl., S. 215), daß die Blaukehlchen nicht nur eine Schlammfliege (Eristalis tenax) von einer Biene, sondern sogar eine stachellose Drohne von einer Arbeitsbiene trefflich zu unterscheiden wissen. Also dient den Schlammfliegen ihre Ähnlichkeit mit den Pelzbienen (Anthophora) keineswegs zu sicherem Schutze gegen die insektenfressenden Vögel. Dadurch ist aber der darwinistischen Erklärung dieser „Wespenfarben“ eine neue gefährliche Wunde geschlagen, welche durch die Fortschritte der Wissenschaft immer weiter aufgerissen werden wird. Nach unserer festen Über-

[1] Nur eine der letztgenannten Reihen sei hier erwähnt: Symmorphus murarius (Vespid.), Elis quinquecincta (Bembecid.), Thyreopus cribrarius (Crabronid.), Ichneumon xanthorius (Ichneumonid.), Cidaphurus pictus (Campoplegid.) etc.

zeugung wird eine aufmerksame Prüfung der Instinkte insektenfressender Vögel das von Altum beobachtete Beispiel zu einem allgemeineren Gesetze erheben. Die darwinistische Auffassung der „Wespenfarbe“ umschließt nämlich ein gutes Quantum „specifisch-menschlicher Hirngespinnste“, welche ohne weiteres Nachdenken auf die Vogelwelt ausgedehnt wurden. Weil wir eine Schlammfliege und eine Pelzbiene schwer unterscheiden können, deßhalb sollen die Vögel demselben Irrthum unterworfen sein! Ist dieser Schluß richtig? Zahlreiche von Altum erbrachte Beweise für den erstaunlich scharfen Instinkt, den die Vögel in Kenntniß ihrer Nahrung, ihrer Feinde u. s. w. bekunden, machen dieß mehr als zweifelhaft.

Aus diesen Erörterungen folgt, daß der ideale Charakter der sogenannten Wespenfarbe ihren mechanischen Nutzen bedeutend überwiegt; in den meisten Fällen sind zwar beide Gesichtspunkte berechtigt; der erstere ist jedoch höherer Natur, von allgemeiner Bedeutung und stets zutreffend. Dieß bestätigen uns auch die „Wespenböcke“ der Gattung Clythus unter den Bockkäfern. Von schlankem Körperbaue, schwarz oder braun, mit gelben Binden gezeichnet, sitzen sie im Sonnenscheine auf den Blüthen; so Clythus arcuatus, arietis, arvicola, capra und noch manche ihrer gehörnten Brüder. Neben ihnen finden sich jedoch, dieselbe Lebensweise führend, von denselben Feinden bedroht, mit denselben Vertheidigungsmitteln ausgerüstet, die traurig und dunkel gefärbten Clythus mysticus und plebejus, während andere ihrer Gattungsverwandten wiederum lebhafte bunte Kolorite aufweisen, die aber keiner Wespenfarbe gleichen; merkwürdiger Weise sind einige der nicht wespenfarbigen Clythus die mit den zahlreichsten Individuen gesegneten Arten ihrer Gattung. Ähnliche Verhältnisse ließen sich auch für die Gattungen Strangalia und Pachyta unter den Blumenböcken nachweisen und für noch viele andere Bockkäfer. Auch bei ihnen zeigen sich die bei einigen Arten vorkommenden wespenähnlichen Farben nicht als einen glücklichen Rest aus dem Kampfe um's Dasein, der ihre nicht wespenähnlichen Brüder verschlang, sondern vielmehr als eine jener typischen Färbungen, die bei bestimmten Gattungen und Arten nach eigenthümlichen Gesetzen aus der innern Entwicklung des Organismus entspringen. Auch die wespenfarbigen Vertreter jener schlanken Raubkäferfamilie, die sich die Kurzflügler nennt, sind hiermit einverstanden. Der mit goldgelbem Haarpelze bindenartig geschmückte Emus hirtus sieht, wenn er fliegt, einer kleinen Hornisse ziemlich ähnlich; auch der kleinere Staphylinus Caesareus läßt sich im Fluge leicht mit einer Wespe verwechseln; denn die Ringe seines Hinterleibes und sein Halsschild sind mit einer goldglänzenden Haarbinde gesäumt. Menschen werden durch die Wespenähnlichkeit dieser Kurzflügler leicht getäuscht; vielleicht auch darwinistisch angehauchte Vögel. Wir glauben, daß der Geruch, den diese Käfer bei Gefahren von sich geben, ein viel besseres und wichtigeres Schutzmittel gegen die Angriffe der scharfsichtigen Verfolger biete, als ihre schmucke Wespenfarbe. Soviel ist sicher, daß dem Emus der schwarze, graugefleckte Creophilus maxillosus, dem Staphylinus der blauglänzende Ocypus cyaneus zur Seite steht, fliegt und läuft, und beide erheben Einsprache dagegen, daß sie oder

ihre Verwandten wegen Mangels einer Schutz- oder Trutzfarbe schon aufgefressen seien.

Die letzte und vielleicht die sonderbarste Wespenfarbe finden wir bei den brasilianischen Heuschrecken der Gattung Scaphura. Der Engländer Bates berichtet in seinen „Mittheilungen aus der Insektenfauna des Amazonenthales“, es gebe dort einige große Mordwespenarten (Pepsis und Pompilius) mit stahlblauen und gelben Flügeln; ihre Hauptnahrung besteht in Heuschrecken. Eine Heuschreckenart (Scaphura) entgeht nun gerade dadurch der Verfolgung und dem Tode, daß sie den erwähnten Mordwespen wunderbar gleicht. Dr. Gerstäcker fügt hinzu: „Vergleiche ich die drei ausgezeichnetsten Scaphura-Arten, nämlich Scaphura Vigorsii, nitida und ferruginea mit den gleichfalls in Brasilien einheimischen Pepsis- und Pompilius-Arten, so finde ich unter letzteren mit Bestimmtheit die Vorbilder der ersteren heraus, und begreife ohne Weiteres, daß die Skaphuren im Leben und ganz besonders im Fluge ebensowohl den Sammler als die Raubwespen zu täuschen im Stande sind.“ [1] Die Wespenähnlichkeit dieser Heuschrecken ist eine sehr interessante Entdeckung; sie gereicht nach den obigen Berichten zu wirklichem Schutze. Den Darwinisten zu Folge waren somit in diesem Falle zwar nicht die Vögel, wohl aber die Wespen als Insektenmaler thätig; sollte vielleicht den Wespen ihre Aufgabe besser gelungen sein?

2. Die Wespenfarbe Gustav Jägers ließe sich im darwinistischen Sinne füglich als Furchtfarbe bezeichnen; denn die Vögel fürchten es, einen Angriff auf die stacheltragenden Hautflügler zu wagen. Dagegen muß eine andere Art von schützender Trutzfarbe, die vorzüglich in der Schmetterlingsfauna der Tropen vertreten ist, mit dem Namen „Ekelfarbe“ beehrt werden. Im heißen Südamerika sind es namentlich die Familien der Danaiden, Akraiden und Helikoniden, unter denen Bates, Wallace, Fritz Müller und andere namhafte Forscher zahlreiche Ekelfarben entdeckten. Es sind dieß meist brennende oder bunte Colorite von sonnenliebenden Schmetterlingen, die einen mehr oder minder starken Geruch und einen für Insektenfresser widerlichen Geschmack besitzen; die lebhafte, eigenthümlich grelle Färbung dieser Thierchen gibt ihren scharfsichtigen Feinden schon von ferne zu verstehen, daß sie hier keinen wohlschmeckenden Bissen finden, und sie lassen den schönen Wanderer unbehelligt seine luftigen Pfade ziehen. Wir haben bereits im Obigen (I. 2 u. I. 3) bei dem knallfarbigen Bärenspinner, Callimorpha hera oder die spanische Fahne genannt, des Weiteren nachgewiesen, daß diese Art von Trutzfarbe eine sehr weise Einrichtung des Schöpfers sei, welche durch die darwinistische Insektenmalerei unmöglich entstanden sein könne.

---

[1] Vgl. Bach, Wunder der Insektenwelt. 2. Aufl. S. 52.

Deßhalb beschränken wir uns hier darauf, die Nachahmung von Ekelfarben durch schutzlose Insekten einer näheren Prüfung zu unterwerfen; in den Copien ekelfarbiger Originale glaubt nämlich der Darwinismus abermals eine Fülle von Beispielen echter Mimikry zu erblicken. Während wir die „Wespenfarbe“ an einheimischen Beispielen kritisch prüfen konnten, müssen wir nunmehr in die Tropen uns begeben; die darwinistische Zeitschrift „Kosmos“ möge uns die Wege weisen.

Am Amazonenstrome fliegt neben mehreren bunten und grellen Arten der Gattung Ithomia auch eine ganz ähnlich gefärbte Pieride, Leptalis Astynome mit Namen. Während die ersteren wegen ihres widerlichen Geruches und Geschmackes den Vögeln ein Greuel sind, bieten die Schmetterlinge der letzteren Art ihren Feinden einen schmackhaften Leckerbissen; ihre einzige Rettung besteht darin, daß sie unter der großen Schaar der ähnlichen Ithomien dem Auge der Vögel sich entziehen; wie eine verfolgte Gemse unter eine Heerde von Ziegen sich drängt und dadurch der Verfolgung des Jägers entgeht, so verschwindet unsere Leptalis unter der hundertfach oder tausendfach größeren Zahl der ekelfarbigen Helikoniden. — Dieses Beispiel echter Mimikry hat bereits seine Geschichte. Die beobachtete Ähnlichkeit zwischen Leptalis und Ithomia wurde die Grundlage der ganzen Theorie von den nachäffenden Arten (mocking species, disguised by nature), wie der Entdecker Bates sie nannte. Darwin erwähnte sie rühmend in seiner vierten Auflage der „Entstehung der Arten“ (S. 506) als „vortreffliches Beispiel zur Erläuterung der Naturauslese“; ebenso in der zweiten englischen Auflage seiner „Abstammung des Menschen“ (S. 323). Nach diesen ersten sonnigen Tagen des Ruhmes wurde die arme Leptalis von Ed. v. Hartmann „mit besonderer Klugheit und Schärfe“, wie Fritz Müller meint, angegriffen und schonungslos zerzaust (Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie, 2. Aufl., S. 9—11); hierauf nahm Fritz Müller des verfolgten Schmetterlings sich an und vertheidigte ihn (Kosmos, V. 10, S. 257 ff.) des Langen und Breiten, aber nicht mit besonderer Klugheit und Schärfe. Dieß ist die tragische Geschichte von Leptalis Astynome; ihr folgt das wissenschaftliche Schicksal ihrer Verwandten.

Während Leptalis Astynome und Protogonius Hipponia auch von Wallace als Beispiele echter Mimikry anerkannt wurden, da ja beide Schmetterlinge „wohlschmeckend“ und somit nicht im Besitze einer selbständigen Trutzfarbe seien, glaubte der große Forscher der tropischen Insektenwelt noch nicht vor langer Zeit in einem Vortrage, den er als Vorsitzender der biologischen Abtheilung der British Association zu Glasgow hielt und später in seinen Abhandlungen über die Tropenwelt veröffentlichte, die Ansicht aussprechen zu müssen, daß es in den drei Unterfamilien der Danainen, Akrainen und Helikoniinen eine große Anzahl farbiger Ähnlichkeiten gebe, die nicht durch die Nachäffungstheorie erklärlich seien; Bates stimmte ihm hierin bei. Die unter sich ähnlichen Schmetterlinge sind sämmtlich durch widrigen Ge=

schmack geschützt; somit liegt kein Grund zur Nachäffung vor, die ja einzig in dem Schutzbedürfnisse der nachahmenden Formen begründet ist. Die in ihrer Flügelfarbe ähnlichen Schmetterlinge gehören verschiedenen, ja nicht selten sehr entfernt stehenden Gattungen an; ihre Ähnlichkeit ist bald nur eine allgemeine, bald aber auch so in's Einzelne gehend, daß sie nur durch die genaue Untersuchung des Baues sich unterscheiden lassen. Wallace kam deßhalb zum Schlusse: „Da alle in gleicher Weise durch widerliche Absonderung geschützt sind, welche sie für die Vögel unschmackhaft macht, kann dieß kaum wirkliche Mimikry sein.“ Weil überdieß die in bestimmten Gruppen sich wiederholende Ähnlichkeit der Farbe und Zeichnung jede für ein bestimmtes Gebiet des Erdtheiles bezeichnend war, glaubte Wallace in Ermangelung anderer Ursachen diese harmonischen Farbenbilder „unbekannten örtlichen Ursachen“ zuschreiben zu müssen. Da trat Fritz Müller als treuer Kämpe der Mimikry gegen ihn in die Schranken (Kosmos, V. 10, S. 257 ff.). Er theilte vier neue Ähnlichkeitsgruppen geschützter Schmetterlinge mit, worunter fünf Arten der Gattung Ithomia, eine Gruppe glasflügliger Tagfalter, eine Gruppe feuerfarbener Helikonier und endlich noch das würdige Schlußpaar Acraea Thalia und Eueides Pavana sich befanden. Treffend widerlegte er die „unbekannten örtlichen Ursachen“ aus der Thatsache, daß die genannten ähnlichen Schmetterlinge, namentlich die fünf Ithomien, viele Breitengrade zugleich mit zahlreichen unähnlichen Arten bewohnen. Mit großer Beredsamkeit berief er sich auf die feine und kunstreiche Durchführung jener Ähnlichkeiten; „eine so verwickelte mehrfache Zeichnung, in ähnlicher Weise bei verschiedenen, nicht verwandten Arten zu wiederholen, muß für eine blind wirkende Ursache als kaum mögliche Leistung bezeichnet werden.“ Welches ist aber die klug und scharfsichtig wirkende Ursache, die Fritz Müller an die Stelle der blinden örtlichen Ursachen setzen wird? Es ist eine ebenso blind wirkende Ursache, die blinde Freßlust der Insektenfresser. Um dieser blinden Ursache auch noch den letzten Lichtstrahl zu rauben, läugnet er den instinktiven Scharfsinn der Insektenfeinde; jeder junge Vogel, jede junge Eidechse muß Fritz Müller zu lieb erst durch eigene Erfahrung lernen, welche farbige Beute für sie schmackhaft, welche widerlich sei. Wie begründet er aber diese bisher unerhörte Theorie des Thierinstinktes? „Die täuschende Ähnlichkeit geschützter Formen könnte durch Mimikry niemals zu Stande gekommen sein, wenn die insektenfressenden Vögel, Eidechsen u. s. w. die Kenntniß der für sie genießbaren und ungenießbaren Kerfe mit auf die Welt brächten, wenn sie vor aller Erfahrung wüßten, unter welchem Gewande sie einen Leckerbissen zu verfolgen, unter welchem sie einen ekelhaften zu vermeiden haben. Wenn aber jeder einzelne Vogel erst durch eigene Erfahrung dieß unterscheiden lernen muß, so wird auch von den ungenießbaren Schmetterlingen eine gewisse Zahl dem noch unerfahrenen jugendlichen Nachwuchse der Schmetterlingsfresser zum Opfer fallen: wenn nun mehrere ungenießbare Arten zum Verwechseln ähnlich sind, so wird die an einer derselben gemachte Erfahrung auch den andern zu gute kommen, alle zusammen

werden nun dieselbe Zahl von Opfern zu stellen haben, die jede einzelne stellen müßte, wenn sie auffallend verschieden wären." — Dieses geistreiche Argument lautet in etwas einfacheren Worten so: Die täuschende Ähnlichkeit geschützter Schmetterlinge muß durch Mimikry erklärlich sein. Deßhalb sind alle Vögel und Eidechsen gehalten, Alles zu fressen, was Fritz Müller ihnen zu fressen vorlegt, und ihren Geschmack nach seinem Wunsche allmählich heranzubilden — Vogel friß oder stirb!

Diese Logik ist sonderbar; noch sonderbarer ist es, daß der große Wallace durch diese Logik sich bekehren ließ. „Alfred R. Wallace über Dr. Fritz Müllers Erklärung einiger schwierig erschienener Mimikryfälle", so lautet der Titel des Artikels im Kosmos (VI. 5, S. 380), in dem Wallace seine Lanze vor Fritz Müller senkte. Die ebenso gut unter den verschiedensten Gattungen geschützter wie ungeschützter Schmetterlinge auftretenden Parallelfärbungen seien nun sämmtlich durch Mimikry erklärlich geworden; auch er halte daran fest, daß die insektenfressenden Vögel u. s. w. erst ihre Nahrung kennen lernen müßten. Um jedoch durch diese Unterwerfung seiner wissenschaftlichen Größe sich nichts zu vergeben, geht Wallace noch weiter als Fritz Müller. Während er früher ausdrücklich hervorgehoben hatte, die unter sich ähnlichen ekelfarbigen Helikonier seien „alle in gleicher Weise durch widerliche Absonderung geschützt", glaubte er nun annehmen zu dürfen, es gebe unter ihnen wohl „verschiedene Grade" der Ungenießbarkeit. Diese Verschiedenheit könne überdieß noch dadurch gesteigert werden, daß die verschiedenen Insektenfresser einen verschiedenen Geschmack besitzen: was für eine Eidechse ein Greuel ist, mag vielleicht für einen Sperling noch ein erwünschter Bissen sein; was demnach die erstere für eine Ekelfarbe ansieht, mag dem letzteren eine Appetitfarbe scheinen. Es ist also denkbar, daß eine Schmetterlingsart in höherem Grade und gegen eine größere Zahl von Feinden durch Widerlichkeit geschützt sei, als eine andere; somit wird es der weniger geschützten Art vortheilhaft sein, die mehr geschützte nachzuahmen — und die schließliche Ähnlichkeit beider ist durch Mimikry wissenschaftlich erklärt! — Falls man alle mehr oder minder denkbaren Möglichkeiten als wissenschaftliche Erklärung hinnimmt, mag man allerdings auch dieses Räthselspiel eine „wissenschaftliche Erklärung" nennen; sonst nicht. Zudem sind solche Widersprüche in dieser vorgeblichen Erklärung verborgen, daß der Scharfblick eines Wallace sie doch hätte entdecken sollen. Wenn nämlich verschiedene Insektenfresser aus ganz verschiedenen Thierklassen an demselben Schmetterlingsflügel malen, so wird die Einheit und Harmonie der zu erklärenden Färbung — von ihrer Schönheit und feinen Zeichnung gar nicht zu reden — ein völlig unbegreifliches Wunder! Die Eidechse will dort einen grünen Fleck, wo unser Spatz einen rothen wünscht; für den einen ist grün die Ekelfarbe, für den andern roth — was soll da aus dem armen Schmetterling werden? Viele Köche verderben den Brei und viele Maler das Gemälde, zumal wenn jeder aus ihnen etwas Anderes kochen oder malen will.

Hierbei blieb Wallace noch nicht stehen, sondern setzte seine Wanderung auf dem Glatteise der Vermuthungen noch weiter fort. Er dehnt nunmehr

seine eben gegebene Erklärung auch auf die Ähnlichkeit ungeschützter Schmetterlinge aus, welche keine Ekelfarben besitzen. Catagramma, Callithea, Agrias bilden die eine Ähnlichkeitsreihe, Apatura und Heterochroa die andere. Und welchen Grund gibt er dafür an, daß nun urplötzlich auch die Parallelfärbung ungeschützter Arten durch Mimikry entstanden sei? „Wir können ja nicht wissen, ob diese ungeschützten Arten nicht auch theilweise geschützt seien!"

Es ist ein sehr wissenschaftliches Verfahren, wenn man auf etwas, was man nicht weiß, seine Hypothesen baut; aber Fritz Müller versteht sich noch besser auf das wissenschaftliche Verfahren des Darwinismus; denn er weiß die zu erklärenden Thatsachen durch seine Erklärung selber umzustoßen. Bald darauf erschienen im Kosmos „angebissene Flügel von Acraea Thalia", ausführlich beschrieben und sorgfältig abgebildet (VII. 3, S. 197 ff.); mit diesen angebissenen Schmetterlingsflügeln hat es folgende Bewandtniß.

Die neue, von Fritz Müller aufgestellte Instinkttheorie war nicht überall gleich bereitwillig anerkannt worden. Die englischen Forscher Distant und Spalding (Magazine of Nat. Hist. for Jan. 1883) wiesen gegen Meldola, Wallace und Fritz Müller durch zahlreiche Versuche nach, daß sogar junge Hühner und Truthühner vor aller Erfahrung die ihnen zuträglichen Insekten von den schädlichen zu unterscheiden wissen; jene fraßen sie und diese ließen sie liegen. Die Vögel in der freien Natur haben aber bekanntermaßen einen viel schärferen angeborenen Nahrungsinstinkt, als die domesticirten Hühner; zudem besitzen die ausschließlichen Insektenfresser eine viel vollkommenere Unterscheidungsgabe ihrer Beute, als die von gemischter Nahrung lebenden Versuchsvögel. Durch diese und andere Thatsachen gerieth die neue Instinktlehre Fritz Müllers und Alles, was darauf gebaut war, in große Gefahr; die Katze drohte seine Vögel und Eidechsen zu holen und mit ihnen die Beispiele echter Mimikry. Denn er hatte selbst ausdrücklich und wiederholt sich geäußert (V. 10, S. 286): „Meine Erklärung der Ähnlichkeit geschützter Schmetterlinge fußt auf der Voraussetzung, daß jeder einzelne Schmetterlingsfresser die genießbaren und die ungenießbaren Arten durch eigene Erfahrung kennen lernen muß." Diese Voraussetzung sollte nun durch die angebissenen Insektenflügel von Acraea Thalia gerettet und neuerdings befestigt werden; Acraea Thalia heißt nämlich einer jener ekelfarbigen Schmetterlinge, deren unbezweifelte Trutzfarbe durch Mimikry erklärlich werden sollte. Fritz Müller fing zu diesem Zwecke so viele Akräen, als er nur habhaft werden konnte, und untersuchte deren Flügel in der Hoffnung, die Spuren von Vogelschnäbeln an ihnen zu entdecken; denn falls die Vögel dieses ekelfarbige Colorit oftmals zerzausen, können sie es offenbar nur deßhalb thun, um sich durch eigene Erfahrung vom widerlichen Geschmacke des Schmetterlings zu überzeugen! — Richtig; Fritz Müller fand nicht weniger als 35 Stück mit mehr oder weniger zerbissenen Flügeln! Es blieb nur noch zu beweisen, daß junge, unerfahrene, nicht alte, erfahrene Vögel diese Verwüstung angerichtet hatten; denn wenn auch alte Vögel an den berühmten Ekelfarben sich so empörend vergreifen, dann ist Fritz

Müller von der Pfanne in das Feuer gerathen. Die Ekelfarbe von Acraea Thalia soll ja eine echte Trutzfarbe sein und den Schmetterling gegen die Nachstellungen der Vögel schützen! Ja, schon die ersten schwachen Anfänge dieser Färbung sollen bereits einen erheblichen Schutz gewährt haben — und nun bietet selbst die vollendete Trutzfarbe keinen Schutz! Denn Fritz Müller muß selbst gestehen: „Die Zahl der Acraea mit angebissenen Flügeln hat mich Anfangs überrascht; es waren wohl nicht weniger, als man bei genießbaren Arten findet" (S. 200). Herr Fritz Müller hat eben durch die angebissenen Schmetterlingsflügel mehr bewiesen, als er beweisen wollte; er gedachte durch diese Entdeckung die Trutzfarbe von Acraea Thalia zu erklären und er hat sie durch seine Erklärung selbst geläugnet.

3. Zu den Wespenfarben und Ekelfarben gesellt sich endlich noch eine „Vogelfarbe" und setzt den Schutzfärbungen der Insekten die Krone auf. Diese Vogelfarbe bildet den Schlußstein unseres Beweises, daß die darwinistische Mimikry den Namen einer wissenschaftlichen Theorie nicht verdiene.

In der bereits oben erwähnten Schmetterlingsgattung Macroglossa zeigt sich eine nicht geringere Neigung, fremde Farben und Gestalten nachzuahmen, als bei der Familie der Sesien. Diese Neigung hatte schon Herr Gustav Jäger zwei Hummelschwärmern (Macr. fuciformis und bombyliformis) geschenkt, als Fritz Müller vor Kurzem in Macroglossa Titan einen echten Kolibrischwärmer entdeckte; dieser unglückliche Schmetterling war nämlich mehrmals von brasilianischen Eingebornen für einen sechsbeinigen Kolibri angesehen worden, und sogar ein kurzsichtiger Engländer hatte ihn aus Versehen für einen Kolibri gehalten und erschossen. Das waren Gründe genug für Männer der Wissenschaft, wie Fritz Müller und Ernst Krause; sie bauten auf diese werthvollen Thatsachen eine neue Kolibritheorie: Macroglossa Titan hatte seine Kolibrifarbe durch allmähliche Anpassung an wirkliche Kolibris erhalten; denn die Kolibris sind kein Futter für insektenfressende Vögel und sie hatten Macroglossa Titan mitleidig unter ihre schützenden Flügel genommen. — Noch nicht genug. In Europa schwärmt auch eine Macroglossa umher, die von einem „eigensinnigen alten Herrn", der aus Amerika nach England zurückgekehrt war, hartnäckig für einen Kolibri gehalten wurde. Bisher hieß jener Schmetterling Taubenschwanz, Karpfenschwänzchen oder Sternkrautschwärmer (Macroglossa stellatarum); in Zukunft wird er wohl Kolibrischwänzchen heißen. Denn er hat eine kolibriähnliche Färbung; diese Färbung darf aber keinen „übernatürlichen" (?) Ursprung haben; also muß unser einheimisches Karpfenschwänzchen vor Zeiten über den atlantischen Ocean herübergeflogen sein! — Das Krokodil muß tanzen; das ist der Eindruck, den solche Wissenschaftlichkeit auf jeden vernünftigen Menschen macht.

Nach all den Einzelheiten wird eine **kurze Übersicht über die schützenden Färbungen der Insekten**, vorzüglich der einheimischen, von Nutzen und Interesse sein. Sie möge hier folgen:

I. Schutzfarben, welche das Insekt vor seinen Feinden **verbergen**, sind:

1. **Ortsfarben**. a) **Unveränderliche** Ortsfarben, und zwar:

α. Pflanzenfarben, vorzüglich Blattfarbe, Zweigfarbe, Rindenfarbe und Flechtenfarbe. Bei sehr vielen Schmetterlingsraupen, Blattwespenlarven und einigen Käferlarven (Cassida). Bei vielen Heuschrecken, wie bei Grashüpfern, Fangheuschrecken und Gespenstheuschrecken. Bei vielen Wiesenwanzen und kleinen Wiesenzirpen. Bei sehr vielen Rüsselkäfern, unter denen die braunen, heller gesprenkelten Kiefernrüßler aus den Gattungen Hylobius und Pissodes leider allzu häufig und wegen ihrer Schutzfärbung auf den Stämmen wie auf dem Waldboden gleich unsichtbar, um so schwerer auszurotten sind; bei den rindenbraunen oder schwarzen Borkenkäfern; bei vielen Bockkäfern (Astynomus, Lamia, Cerambyx, Tetropium u. s. w., sowie bei der grünen Aromia moschata auf Weidengebüsch); bei manchen Blattkäfern (besonders Cassidaceen); bei vielen Sandläufern (Cicindelen) und bei dem indischen Gespenstlaufkäfer (Mormolyce). Unter den Schmetterlingen bei den braunen oder gelblichen, einem dürren Blatte ähnlichen Gastropacha (besonders Lasiocampa in sp.), sowie bei den tropischen „Blattschmetterlingen" Siderone und Kallima; auf den Oberflügeln des grünen Oleanderschwärmers (Deilephila Nerii), vieler Spinner, Eulen, Spanner und Motten (besonders bei den grünen Valeria oleagina, Dichonia aprilina, Agrotis praecox, Halias prasinana, Cloeophora quercana, Habryntis scita, Geometra papilionaria, Nemoria Thymiaria); auf der Unterseite vieler Tagfalter (besonders aus den Gattungen Anthocharis, Vanessa und Thecla).

β. Sandfarbe, Bodenfarbe, Mauerfarbe, Steinfarbe. Bei sehr vielen Käfern (Opatrum, Rhyssemus, Trox, Cleonus, Cneorhinus, Barynotus, Bagous, bei manchen Cicindelen u. s. w.); bei sehr vielen Feldheuschrecken und Wüstenheuschrecken. Auf den Oberflügeln sehr vieler Dämmerungs- und Nachtfalter und auf der Unterseite vieler Tagfalter (Satyridae). Hieran schließt sich die „Schlammfarbe" mancher Wasserwanzen, die zugleich die Schutzgestalten der Gespenstheuschrecken einigermaßen wiederholen; der Wasserskorpion Nepa cinerea gleicht einem Stücke vermoderten Laubes, Ranatra linearis einem schlammigen Holzstäbchen.

γ. Wasserfarbe. Bei den großen bis mittelgroßen Schwimm- und Wasserkäfern; besonders die olivengrüne Oberseite der Gattungen Dytiscus und Cybister bietet trefflichen Schutz gegen die Enten und andere Wasservögel.

b) **Veränderliche** Ortsfarben. Bei der Raupe und Puppe des südafrikanischen Papilio Nireus, sowie bei der Puppe unseres kleinen Kohlweißlings (Pieris rapae).

2. **Feindesfarben**. Bei den wespenähnlichen, von denselben Wespen verfolgten brasilianischen Heuschrecken der Gattung Scaphura. Unter den Schmetterlingen bei den kolibriähnlichen Macroglossa Titan, nach Ernst Krause auch bei unseren Taubenschwänzchen (M. stellatarum).

II. Schutzfarben, welche den Feind von einem Angriffe auf das Insekt **abschrecken** (Trutzfarben), sind:

1. **Furchtfarben**. a) Bei den stacheltragenden Wespen, Bienen und den übrigen wehrhaften Hymenopteren.

b) Bei den wespenfarbigen oder bienenfarbigen Schmetterlingen, Käfern, Zwei-

flüglern, Holz- und Blattwespen. Merkwürdigerweise sind die wespenfarbigen Käfer — aus den Gattungen Clythus, Strangalia, Pachyta, Mordella (picta), Cholus (flavofasciatus), Trichius (fasciatus und abdominalis) u. s. w. — fast sämmtlich Blumenbesucher (Anthophilen).

2. Ekelfarben. a) In den Tagfalterfamilien der Tropen, bei den Akraiden, Helikoniden und Danaiden sind sie reichlich vertreten. Von den einheimischen Insekten sind einige Bärenspinner, z. B. Callimorpha hera, vielleicht auch viele ihrer Verwandten, hierher zu zählen; ebenso wohl auch die bunten, einen scharfen Saft absondernden Zygäniden. Unter den Käfern stehen die spanische Fliege (Lytta vesicatoria), die bunten, blasenziehenden Mylabris, viele grell gefärbte Blattkäfer (z. B. Lina), die ebenso wie die grellfarbigen Marienkäfer (Coccinella, Halyzia u. s. w.) einen eigenthümlichen Geruch besitzen und bei Berührung einen scharfen Saft von sich geben, in begründetem Verdachte einer echten Trutzfärbung; ihnen schließen sich viele Landwanzen an, die ihren widrigen Geruch und Geschmack jedoch ebenso oft unter Schutzfarben (z. B. Blattfarbe) wie unter Trutzfarben (z. B. feuerroth) bergen.

b) Nachahmung schützender Ekelfarben durch wohlschmeckende Insekten, zu denen die brasilianischen Tagfaltergattungen Leptalis und Protogonius gehören; oder durch weniger widerlich schmeckende, deren Zahl durch den feinen Geschmackssinn von Fritz Müller stetig vermehrt wird.

Hier ließen sich auch noch jene Mimikry-Fälle anreihen, auf welche Karl Vogt seine „Bohnenfarben-Theorie“ baute: die braunen Pillenkäfer (Byrrhus) und die zahlreichen schwarzen und braunen Mistkäfer, die in dem Pillendreher Ateuchus sacer ihren würdigsten Vertreter finden. Doch fehlt diesen Bohnenfarben jene auffallende Lebhaftigkeit, die den echten Trutzfarben eigen ist; sie gehören vielmehr zu den schützenden Nachahmungsfarben ad I. Dasselbe gilt von den Kleinschmetterlingen der Gattung Grapholitha und Conchylis, von denen viele Arten (z. B die berüchtigten Traubenwickler Conchylis ambiguella und botrana) in der Farbe ihrer Oberflügel eine täuschende Ähnlichkeit mit getrocknetem Vogelkothe besitzen

Die unter I und II 1 b und 2 b verzeichneten Colorite sind nach der aufgeklärten Forschung sämmtlich als Beispiele echter Mimikry anzusehen. Durch die natürliche Zuchtwahl und ihre gefiederten Maler sind jedoch auch die übrigen, wenngleich ohne Vorlagen, gemalt worden.

Diese Farbenliste klingt zwar etwas komisch, da sie treu die darwinistische Ausdrucksweise nachahmt; um so ernster ist ihr Inhalt und besonders geeignet, das Ergebniß unserer bisherigen Untersuchung kurz zusammenzufassen. Erstens soll die unermeßliche Fülle von ebenso mannigfaltigen wie gesetzmäßigen Farbenbildern, welche sich übrigens noch um Vieles vermehren ließe, nach dem Darwinismus aus der unbegrenzten und unbestimmten Veränderlichkeit weniger Stammformen hervorgegangen sein. Die Vögel konnten nämlich keine neuen Farben schaffen; sie mußten sich jener zufälligen Abänderungen zur Weiterbildung bemächtigen, welche die zufälligen Grundzüge einer künftigen Schutzfärbung besaßen. Diese Grundvoraussetzung der darwinistischen Insektenmalerei ist völlig unbegründet und haltlos. Denn selbst unsere Gegner sehen immer klarer ein, daß auch die Veränderlichkeit der Insekten-

farben heutzutage nach specifisch eigenthümlichen Gesetzen geregelt ist; die Thatsachen stehen also in directem Widerspruche mit dem darwinistischen Chaos ihres Ursprunges. Zweitens erniedrigt diese Erklärung die Entstehung der Insektenfarben und all ihrer Schönheit und Harmonie zu einem launischen Spiele des Zufalles; die Naturforschung, welche sich rühmt, alle Erscheinungen der Lebewelt auf unabänderliche Gesetze zurückzuführen, sollte Anstand nehmen, eine so geistlose Zufallstheorie zu ihrer Grundlage zu erwählen. Drittens ist es ein irriger Gedankengang, die heutigen Schutzfärbungen allgemein dadurch erklären zu wollen, daß ihre „weniger glücklich“ gefärbten Altvordern ehedem ausgetilgt wurden; denn heute noch leben unter denselben äußeren Verhältnissen schützend und schutzlos colorirte, bohnenfarbige und feuerfarbige Verwandte friedlich beisammen; ja eine lebhafter gefärbte Spielart ist manchmal sogar häufiger, als die durch Schutzfärbung gedeckte Stammform. An vierter Stelle bietet die Sicherheit vor feindlichen Nachstellungen keine Erklärung für die wunderbare und ausnahmslose Schönheit und Regelmäßigkeit der Schutzfärbungen; es wird sogar unerklärlich, warum nicht ebenso viele wirr und wüst colorirte Formen übrig geblieben seien. Fünftens sind die meisten Schutzfärbungen der Insektenwelt seit Menschengedenken eine vollendete Thatsache; ja schon in den ersten insektenführenden Schichten unserer Erdrinde, viele Jahrtausende vor dem Erscheinen der ersten Vögel, finden sich schon „wandelnde Blätter“ und „wandelnde Zweige“ [1] und zwar ohne eine Spur von vermittelnden Übergängen: also wissen wir sicher, daß viele Schutzfärbungen nicht erst durch allmähliche, Äonen umfassende Entwicklung geworden, sondern als ursprüngliche Färbungen bereits gegeben sind. Falls aber manche andere Schutzfärbungen erst in späterer Zeit zu der heutigen Vollendung ihres Colorites gelangt sein sollten, so wissen wir sechstens, daß diese Vollendung nicht durch darwinistische Naturauslese und Insektenfresser, sondern durch innere Entwicklungsgesetze bewirkt wurde; denn ohne die innere Selbstthätigkeit des sich gesetzmäßig vervollkommnenden Organismus sind alle äußeren Entwicklungsursachen wie Regen und Sonnenschein, die eine samenleere Wüste in ein Saatfeld verwandeln wollen. Das Samenkorn ist und bleibt die Hauptursache der keimenden Pflanze, alle übrigen sind

---

[1] Der riesigste dieser „walking sticks“ aus der Vorzeit ist Titanophasma Fayoli, im vorigen Jahre von Brogniart in der oberen Kohlenformation von Commentry (Departement Allier) entdeckt.

nur Hilfsursachen. Wir kommen also zu dem im Verlaufe der einzelnen mehr negativen Beweise schon so oft angedeuteten positiven Schlusse: Die Schutzfärbungen der Insektenwelt sind nicht durch äußere Anpassungsursachen, sondern schließlich nur durch eigenartige, aus der innern Anlage des Organismus entspringende Färbungsgesetze erklärlich. Einige flüchtige Andeutungen über diesen wahren Ursprung der Insektenfarben mögen den Schluß dieser Arbeit bilden.

Betrachten wir die Puppe des kleinen Kohlweißlings (Pieris rapae). Soeben hat sie die Raupenhaut abgestreift und hängt nun weiß und weich an der braun getheerten Planke eines Gartenzaunes. Bei ihrer allmählichen Ausfärbung nimmt sie die dunkle Farbe ihres Ruheortes an; hinge sie an einer weißgetünchten Mauer, so würde sie eine helle Farbe erhalten. Diese merkwürdige Anpassungsfähigkeit des Colorites an die Farbe der Umgebung wurde von Wood bei jener Puppe zuerst beobachtet. Sie kann gegenwärtig nur aus einem inneren eigenartigen Färbungsgesetze hervorgehen, da Millionen von Tagfalterpuppen anderer Arten unter denselben Umständen trotzdem nicht die Farbe ihres Ruheortes annehmen. Welches ist aber ihre Geschichte in der Vergangenheit? Die Nachahmung der Ortsfarbe gereicht jener Puppe offenbar zu großem Schutze gegen insektenfressende Vögel. Deßhalb können wir den letzteren die Aufgabe übertragen, die bereits vorhandene Anlage zu dieser Schutzfärbung zu sichern und zu befestigen; denn jene Puppen derselben Art, die ihrem Ruheorte sich zufällig nicht anpaßten, fielen den Feinden viel leichter zum Opfer. Bezüglich des ersten Ursprunges jener schützenden Färbung müssen wir jedoch unbedingt festhalten: wenn die Puppe von Pieris rapae ihre eigenthümliche Befähigung zur farbigen Verähnlichung mit der Umgebung nicht wenigstens im Keime als innere erbliche Anlage aus der Schöpferhand erhielt, so konnte sie niemals zu dieser Anpassungsfähigkeit gelangen. Die Farbe des Ruheortes übt allerdings einen erstaunlichen Einfluß aus auf die Farbe dieses Insektes im Puppenstadium; aber jener Einfluß beruht an erster Stelle auf der eigenartigen Assimilationsfähigkeit des Organismus. Ähnlich vermögen in vielen anderen Fällen Licht, Temperatur, Klima, manchmal sogar die Nahrung der Raupe innerhalb bestimmter Grenzen verändernd auf die Insektenfarben einzuwirken; aber alle diese Ursachen besitzen bloß secundäre Bedeutung im Vergleich zu den innern Entwicklungsgesetzen. Denn die von Außen kommenden Einflüsse setzen im Innern des Organismus bereits die Fähigkeit voraus, sich demselben anzupassen; sonst tritt gar keine Änderung ein, oder zum Schaden des Organismus. Wer also die Anpassungsfähigkeit durch Anpassung erklären will, dreht sich endlos im Kreise herum, wie jener Mann, der seinen Zopf vorne haben wollte. Ebenso wenig wie durch Anpassung läßt sich dieß Accommodationsvermögen jener Schmetterlingspuppe durch das Bedürfniß nach einer solchen Fähigkeit erklären. Als nämlich

die schützende Verähnlichung mit dem Ruheorte unserem Thierchen zum ersten Male nöthig ward, um im großen Daseinskampfe gegenüber den Nachstellungen der Vögel sich zu erhalten, war das arme Wesen verloren, wenn es dieß zu erwerbende Anpassungsvermögen nicht schon besaß. Es konnte durch sein Bedürfniß nach Schutz ebenso wenig gerettet werden, wie ein Sterbender, dessen Lunge die Kraft zum Athmen verloren hat; sein Bedürfniß nach Sauerstoff hilft ihm nicht — und er stirbt. Um die Erklärung der Insektenfarben vor einem so traurigen Tode zu retten, müssen planvoll wirkende, dem Organismus innewohnende Ursachen zu Hilfe gerufen werden, specifisch eigenartige Entwicklungsgesetze, welche den innern Stoffwechsel des Thierchens wie seine äußere Gestaltung und Färbung einheitlich regeln und nicht bloß sein ganzes organisches Leben, sondern auch sein instinktives Sinnenleben durchdringen und beide in das zur Arterhaltung zweckmäßige Verhältniß mit der umgebenden Natur harmonisch einfügen. Die Thatsache eines solchen inneren gesetzmäßigen Zusammenhanges der Schutzfärbungen mit der Entwicklung des Insektes, mit seiner instinktiven Vorliebe für die ihm gleichgefärbten Orte, deren Colorit es mit dem eigenen meist gar nicht vergleichen kann, mit der Haltung seiner Flügel oder seines ganzen Körpers an der Ruhelage, mit den Instinkten seiner Feinde, — diese und zahllose andere Beziehungen voll so verwickelter und unergründlicher Zweckmäßigkeit, daß ihre Entstehung durch äußere Anpassung den verrufenen „alten Wunderglauben“ gar zu handgreiflich erneuern würde, haben schon seit langer Zeit dem Namen nach eine Erklärung erhalten durch das Gesetz der „beziehungsweisen Umänderungen“. Aber mit dem Namen ist noch nicht viel gewonnen; es ist erfordert, daß die innere zielstrebige Gesetzmäßigkeit wiederum anerkannt werde, ohne welche dieser Name eine leere Phrase ist. Nicht unbestimmte allgemeine, sondern einzig specifisch eigenthümliche Entwicklungsgesetze entsprechen der wahren Bedeutung der Thatsachen. Die Puppe von Papilio Nireus besitzt eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit ihres Colorites an die Farbe jener Gegenstände, an welche die Raupe sich unter den gewöhnlichen Naturbedingungen zur Verwandlung anzuheften pflegt. Die Puppe des nahe verwandten Brasilianers Papilio Polydamas ist von dieser Accommodationsfähigkeit so weit entfernt, daß sie unter denselben Umständen, bei gleichen Lichteinflüssen, bei gleicher Nahrung der Raupe, bei gleicher Farbe des Ruheortes stets grün oder braun wird, ohne sich um das Colorit ihrer Anhaftungsstätte zu kümmern. Wer die so entgegengesetzten Färbungstendenzen von Papilio Nireus und Polydamas durch dasselbe allgemeine innere Färbungsgesetz erklären will, erklärt gar nichts. Denn die Natur der Ursache muß aus der Natur ihrer Wirkung beurtheilt werden.

Wie ist aber die Wirksamkeit der innern Ursachen beschaffen, welche nach eigenartigen Gesetzen die Schutzfärbung der Insekten bewirken? Über dem inneren Bildungsherde der Insektenfarben lagern noch tiefe Finsternisse, die den Darwinisten Gelegenheit gaben, die bestimmende Ursache dieser Färbungen nach Außen zu verlegen; daß dieß ein Mißgriff war, ist jedoch bereits gegenwärtig klar.

Der eigentliche Bildungsherd der Insektenfarben ist nach Gerstäcker in jener Bindegewebeschicht zu suchen, die der äußeren Chilinhaut der Insekten und der dieselbe erzeugenden Matrix zu Grunde liegt. In diesem Bindegewebe sind nämlich verschiedenartige Pigmente und stark lichtbrechende Körperchen eingebettet, denen die Körperfarben und Flügelfarben der Insekten entstammen. Für die bereits vollendeten Körperfarben der Larven und Raupen, sowie der vollkommen ausgebildeten Insekten ist die Farbenerzeugung leichter begreiflich, da die Lagerung der genannten Hautschichten gewahrt bleibt und uns so zugleich mit der Färbung auch ihren Bildungsherd unmittelbar darbietet. Der Vorgang wird viel verwickelter und geheimnißvoller, wenn wir die Neufärbungen im Innern des kleinen Organismus erforschen wollen, wenn wir fragen, wie im Ei die Farbe der Raupe, wie in der Raupe die Farbe der Puppe, wie endlich in der Puppe die schönen Flügelfarben des Schmetterlings entstehen, die in ihrem vollendeten Zustande von ihrer ehemaligen Bildungsstätte getrennt sind. Die innere Mechanik dieser Processe ist zwar noch ein ungelöstes Räthsel für die Wissenschaft und wird es vielleicht noch Jahrhunderte lang bleiben; aber daß innere, nach specifisch eigenartigen Gesetzen wirkende Ursachen die Arbeiter in dieser geheimnißvollen Werkstätte sind, geht aus der Natur dieser Färbungsprocesse mit unwiderleglicher Klarheit hervor. Werfen wir einen Blick auf die gelbbraune Puppe des prachtvollen Oleanderschwärmers (Deilephila Nerii), wie sie im dunklen Grabe der Erde ihres neuen Lebens harrt. Anfangs war ihr Körper mit weißer, milchiger Flüssigkeit gefüllt; doch unaufhörlich gährt es und kocht es in der scheintodten Mumie; wie von Geisterhand geleitet lösen sich die lebendigen Zellen im finstern Innern unaufhörlich ab, um durch tausend verwickelte Bildungsprocesse der organischen Chemie dem künftigen Oleanderschwärmer in seiner schmucken Gestalt und seinem grünen Kleide das seiner Art gebührende Dasein zu geben. Kurz vor dem Ausschlüpfen des Schmetterlings sieht man bereits die noch kleinen, weichen und schwammig dicken Flügel unter der Puppenhaut ruhen. Endlich bricht die Hülle und entläßt ihren Gefangenen; im Gefühle seiner Freiheit treibt er durch kräftiges Athmen die Luft in die Adern der Flügel; zusehends wachsen seine Schwingen und entfalten vor unsern Augen ihre herrlichen Farbenbilder: auf grasgrünem Grunde verschlingen sich dunkelgrüne und weiße, rosenrothe und violette Streifen und Flecken zu anmuthigen Zeichnungen, die sich auf dem dichten Haarkleide seines Körpers in ähnlichen Farbentönen, jedoch viel einfacher, zu wiederholen scheinen. Haben die Flügel ihre natürliche Größe erreicht, so erhärten sie und trocknen; sie behalten die in dunkler Werkstatt gemalten Colorite während der ganzen kurzen Lebenszeit, die dem schönen Schmetterlinge noch gegönnt ist. Wenn der Oleanderschwärmer über Tag an grasbewachsenen Orten ruht, so dient ihm seine grüne Farbe auch zum Schutze; aber es ist eine ungeheure Oberflächlichkeit, wenn man die eigenartige Färbung seiner Flügel und seines Körpers aus diesem Grunde äußeren Ursachen zuschreiben will.

Ähnlich verhält es sich mit den Flügeldecken der Käfer, die nicht selten in juwelenähnlichem Farbenglanze strahlen, sowie endlich mit den Flügel- und

Körperfarben aller Insekten, wenn wir ihre Entwicklungsgeschichte aufmerksam verfolgen: sie werden sämmtlich in der chemisch-plastischen Werkstätte des lebendigen, nach specifisch eigenartigen Gesetzen sich ausgestaltenden und ausfärbenden Organismus gemalt. Bei den Insekten mit unvollkommener Verwandlung geht der Umbildungsproceß, durch den sich aus der Gestalt und Farbe der Larve jene des vollkommenen Insekts entwickelt, nicht so plötzlich und überraschend vor sich; hier ist das Ausschlüpfen der Imago (des vollkommenen Insekts) aus der letzten Larvenhaut eigentlich nur der letzte Häutungsproceß, der jedoch ebenso wie die vorhergehenden Häutungen als ein innerer Neubildungsproceß des gesammten Organismus anzusehen ist[1].

Soeben haben wir den inneren Bildungsherd der Insektenfarben betrachtet, aus dem dieselben noch täglich bei der individuellen Entwicklung des Insekts hervorgehen. Um nun zu beweisen, daß bei der ersten Bildung dieser Färbungen ebenfalls innere Ursachen ähnlicher Art gewirkt haben, ohne den Vögeln und andern Handlangern der Anpassungstheorie einen bestimmenden Einfluß zu gestatten, könnten wir uns dem Darwinismus gegenüber auf jenes berühmte biogenetische Grundgesetz berufen, wonach die individuelle Entwicklung eine Wiederholung der Stammesentwicklung ist; ein treuer Darwinist müßte sich allein schon durch diese Folgerung aus seinem Grundgesetze davon überzeugen lassen, daß seine Insektenmalerei ein Phantasiegebilde sei. Wir brauchen uns jedoch nicht auf diesen Standpunkt herabzulassen; denn die Natur der Insektenfarben ist heute dieselbe wie ehedem; vermöge dieser Natur müssen sie auch ehedem aus dem inneren chemisch-plastischen Bildungsherde des Organismus nach eigenartigen Gesetzen hervorgegangen sein; denn die damaligen Insektenfarben waren keine künstlich gemalten, sondern ebenso natürliche und echte Farben aus einem Eie kriechender, allmählich heranwachsender, mehrmals sich häutender, ihre Färbung durch ähnliche Pigmente und lichtbrechende Körper erhaltender und endlich ihre vollendete Farbenpracht im Lichte der Sonne zeigender Wesen, wie sie heutzutage unser Erdenrund mit buntem Leben erfüllen.

In der Überzeugung von der specifisch eigenartigen Wirksamkeit innerer Ursachen für die Bildung der Insektenfarben bestärkt uns der Hinblick auf die architektonische Structur und Anordnung, aus der die Farbe eines Schmetterlingsflügels von ausgezeichneter Schutz- oder Trutzwirkung hervorgeht. Die Flügelfarben der Schmetterlinge sind scheinbar nur buntfarbiger Staub; in Wirklichkeit bestehen sie aus sehr zarten und feinen Schüppchen von ganz bestimmtem, regelmäßigem Zuschnitte; dieselben heften sich mit längeren oder kürzeren Stielchen lose an die zwischen den Flügeladern ausgespannte Chitinmembrane an; in bestimmten Reihen geordnet, decken sie sich hier dichter, dort loser, wie die Ziegel auf dem Dache, und haben, wie die Steine eines kunstreichen Mosaikbildes, auf demselben Flügel, je nach der Stelle, welche sie einnehmen, besonders aber je nach der

[1] Bronns Klassen und Ordnungen des Thierreichs. Gliederthiere. Bd. V. S. 195 ff.

Schmetterlingsart ganz verschiedene Form und Farbe, Oberfläche und Anordnung. In der Mitte der Flügel pflegt, abgesehen von der Farbe, die meiste Übereinstimmung in Form und Anordnung der Schüppchen zu herrschen; jedoch auch hier ist sie je nach den verschiedenen Arten sehr verschieden; an dem Innenrande und Saume gehen die Schüppchen in haarartige Gebilde oder wirkliche Haare über, die sich dem unbewaffneten Auge als zarte Flügelfransen zeigen. Nehmen wir nun an, dieser Flügel, den wir soeben in seiner wundersam kunstreichen farbigen Architektonik betrachteten, sei der Vorderflügel eines Ordensbandes und gleiche seinem Gesammtbilde nach einem Stücke von einer mit Mörtel beworfenen Mauer: auf diese Ähnlichkeit hin haben darwinistische Gelehrte der Neuzeit geglaubt, die eigenthümlich graue, dunkel gezackte Flügelfarbe der Ordensbänder müsse wohl äußeren Anpassungsursachen zuzuschreiben sein. Dagegen sind die tiefer denkenden Forscher bereits zur Überzeugung gelangt, oder kommen doch dieser Überzeugung immer näher, daß die darwinistische Erklärung der Insektenfarben den gegenwärtigen Fortschritten der Wissenschaft nicht mehr entspreche.

Jedem aufrichtig die Wahrheit Suchenden zeigt sich hier das Bild der ewigen Weisheit, die bei der ersten Bildung der Insektenwelt in die Natur dieser kleinen Wesen specifisch-eigenartige Gesetze des organisch-psychischen Lebens erblich einpflanzte, unergründlich tief geplante Gesetze, die in wunderbarem Einklange unter einander wie mit den Gesetzen der übrigen belebten und unbelebten Schöpfung in die große Naturharmonie sich einfügen. Die christliche Naturauffassung eines hl. Thomas von Aquin, welche die Zweckmäßigkeit und Schönheit der organischen Gestalten und Farben durch innere, jeder Art eigenthümliche Entwicklungsgesetze aus der Hand eines allweisen und allmächtigen Schöpfers hervorgehen läßt, ist auch heute noch in ihrem alten Rechte. Dieses letzte Wort einer jeden gründlichen Naturerklärung konnte nur deßhalb von sogenannten Vertretern der Wissenschaft als „unwissenschaftlich" bezeichnet werden, weil die katholischen Forscher allzulange zusahen und die Thatsachen in den Händen der Gegner ließen; nur dadurch ist es erklärlich, daß die moderne Naturwissenschaft den Namen der gottesfeindlichen auf ihrer Stirne trägt. Denn die Wunderwerke der Natur sind auch heute noch Geschöpfe Gottes, und ihre unabänderlichen Gesetze sind auch heute noch die Fußspur der ewigen Weisheit.

E. Wasmann S. J.

Recensionen.

1. **Die Exegese der 70 Wochen Daniels** in der alten und mittleren Zeit. Von Dr. **Franz Fraidl**, o. ö. Professor des alttestamentlichen Bibelstudiums. Gr. 4⁰. 160 S. Graz, Leuschner & Lubensky, 1883.
2. **Die Composition des Johannes-Evangeliums.** Von **Paul Keppler**, ord. Professor der katholischen Theologie. (Einladung zur akademischen Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Königs Karl von Württemberg.) 4⁰. 118 S. Tübingen, Fues, 1884.

Zwei interessante Festschriften aus dem Gebiete der Exegese, die vielbehandelte und vielumstrittene Punkte sich zum Gegenstande einer ernsten und würdevollen Besprechung gewählt haben. In mehr als einer Hinsicht gehört Daniel zu den schwierigsten und auch am meisten bestrittenen Büchern des alten Testamentes. Beide Eigenschaften theilt in erhöhtem Grade die Prophetie der 70 Wochen; ist sie deßhalb schon ein einladendes, interessevolles Thema, so wird sie es noch mehr durch die Erhabenheit und Bedeutsamkeit des Inhaltes. Und wie belangreich auf dem neutestamentlichen Felde gerade die Fragen sind, die sich an das Johannes-Evangelium anlehnen, das erhellt besonders im apologetischen Interesse aus dem von der sogenannten kritischen Schule in verschiedenen Variationen wiederholten Satze: „Die Johannes-Frage ist die Cardinalfrage der neutestamentlichen und überhaupt der kirchlichen Kritik; darüber ist man in allen competenten Kreisen einverstanden."

Beide Festschriften laden also schon durch die glückliche Wahl ihres Gegenstandes zu einer näheren Besprechung ein.

1. Die von der Universität Graz für das Jahr 1883 herausgegebene Festschrift: „Die Exegese der 70 Wochen Daniels", ist ein ebenso interessanter als werthvoller Beitrag zur Geschichte der Exegese. Mit emsigem Fleiße hat der Herr Verfasser die theologische Literatur der alten und mittleren Zeit durchforscht und auch die jüdische und rabbinische Exegese mit herangezogen, um ein möglichst vollständiges Bild von all der Geistesarbeit zu liefern, welche so viele Jahrhunderte auf die Erklärung der berühmten Daniel'schen Weissagung von den 70 Wochen (Dan. 9, 24—27) verwendet haben. In 107 Nummern werden uns ebenso viele mehr oder minder umfangreiche Versuche vorgeführt [1], den Sinn und die Tragweite der Prophetie, sei es im Ganzen,

[1] Rechnet man gelegentliche Bemerkungen in den Anmerkungen dazu, so könnte die Zahl noch höher angegeben werden; vgl. z. B. S. 91, Anm. 8.

sei es in deren einzelnen Theilen, darzulegen. Von der muthmaßlichen Auffassung, die den umschreibenden Text der sogenannten Septuaginta-Übersetzung dictirte, bis herab zu Dionysius dem Karthäuser († 1471) führt die klare und gut geordnete Darstellung des Herrn Verfassers dem Leser alle die Hauptgedanken vor, welche von den Lehrern und Schriftstellern so vieler Jahrhunderte aus dem Danielicum herausgelesen wurden, und gibt einen recht lohnenden Überblick über die zahlreichen und mannigfachen Versuche, die von jeher angestellt wurden sowohl zur Ergründung des Inhaltes als zum Beweise der genauen und thatsächlichen Erfüllung der großartig angelegten Weissagung.

Ein solcher Einblick in die Geschichte der Exegese, wie er sich hier sozusagen bei einer Statistik über die verschiedenen Auslegungsarten, deren Entstehung, Fortschritt, Begründung ergibt, ist in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Die Schwierigkeiten der richtigen Erfassung und Beweisführung stellten sich hier von mehr als einer Seite ein. Nicht das geringste Hinderniß war die unzureichende Übersetzung des Theodotion, die, allerdings wohl besser als die der Septuaginta, in den ersten Jahrhunderten der griechischen und lateinischen Kirche allein herrschend war, bis letztere durch die Arbeit des hl. Hieronymus eine dem Urtext entsprechende Übersetzung erhielt. Eine andere nicht unerhebliche Schwierigkeit bot neben der Dunkelheit mancher Ausdrücke die Unsicherheit und Unklarheit über die chronologischen Verhältnisse; daher denn die Ansätze über Anfangs- und Endtermin sowohl der 70 Wochen im Ganzen als der einzelnen Unterabtheilungen von 7, 62, 1 Woche an buntester Mannigfaltigkeit wahrlich mehr als genug bieten. Der Herr Verf. gibt am Schlusse seiner Abhandlung in einer Tabelle die übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Berechnungen dieser Anfangs- und Endtermine. Für den Anfangstermin der 70 Wochen allein finden sich 16 verschiedene Ansätze, und wenn der Herr Verf. uns, was wir lebhaft wünschen, mit der Fortführung seiner Untersuchungen bis auf die neueste Zeit beschenken wird, müssen wir uns auf eine Vermehrung dieser Zahl gefaßt halten.

Aber trotz der nach allen Richtungen sich abzweigenden Einzelerklärungen herrscht bei den christlichen Erklärern in der Auffassung des Grundstockes der Prophetie nahezu vollständige Einmüthigkeit. Kurz und bündig gruppirt der Herr Verf. in einem rückschauenden Schlußworte die Hauptergebnisse seiner Untersuchung. Wir heben einige besonders interessante Sätze hervor: „Alle Autoren, welche genaue Erklärungen verfaßten, fassen mit Ausnahme des Julius Hilarianus und der Eschatologen Apollinaris und Hesychius dieselbe als messianisch auf; alle ohne Ausnahme finden in V. 24[1] das Hauptkennzeichen der Messianität, indem sie hervorheben, daß das in diesem Verse Ge-

[1] Er lautet nach der Vulgata: „Septuaginta hebdomades abbreviatae sunt super populum tuum et super urbem sanctam tuam, ut consummetur praevaricatio et finem accipiat peccatum et deleatur iniquitas et adducatur iustitia sempiterna et impleatur visio et prophetia et ungatur Sanctus Sanctorum.“

sagte in und durch Christus, oder zur Zeit seiner Ankunft sich erfüllt habe. ... Ebenso erkennen nach dem Vorgange des Eusebius die meisten Exegeten den ersten Theil des 27. Verses[1] als eine messianische Weissagung, indem sie unter dem pactum die von Christus und den Aposteln verkündete evangelische Lehre verstehen und in der Darbringung des Kreuzesopfers die Aufhebung von hostia et sacrificium erkennen. ... Man muß eine traditionelle Erklärung der Wochenprophetie (in den Hauptgedanken derselben) anerkennen, aber man kann von einer traditionellen Berechnung der Wochen nicht sprechen. ... Gerade die ältesten Autoren zeigen das Bestreben, mit den 70 Wochen Christi Ankunft genau zu erreichen, und die Berechnung der 69 Wochen auf das Ende der Hasmonäer ist erst durch Eusebius eingeführt worden. Clemens Alexandrinus und Hippolyt rechnen die auf die 7 Wochen folgenden 62 Wochen bis Christi Ankunft. Tertullian schließt die 62 Wochen mit Christi Geburt, verlegt den Kreuzestod in den letzten Theil der auf die 62 folgenden 7 Wochen; der älteste, tüchtigste christliche Chronologe aber, Africanus, will die Wochen mathematisch genau mit dem Kreuzesopfer schließen" (S. 154. 155).

Beachtenswerth ist auch die Thatsache, daß man allgemein, auf christlicher sowohl als auf jüdischer Seite[2], einige verschwindende Ausnahmen abgerechnet, die Wochen als Jahreswochen auslegte, d. h. eine Woche = 7 Jahre ansetzte. Origenes freilich faßt in einer Erklärung eine Woche als 70 Jahre; Bruno von Asti, Bischof von Segni und Cardinal, der überhaupt eine der seltsamsten Erklärungen der Daniel'schen Weissagung lieferte, will die ersten 7 Wochen als Tageswochen, die folgenden aber als Jahreswochen verstanden wissen. Eine Erklärung, deren Eusebius erwähnt, setzt allein die letzte Woche für einen Zeitraum von 70 Jahren an. Die Auslegung von 70 Jubelwochen, die hie und da auf jüdischer Seite[3] auftauchte und auch nach einer Bemerkung bei Lyranus einigen christlichen Auslegern um der endzeitlichen Erklärung willen erwünscht war, wird bereits von einem Anonymus des 12. Jahrhunderts, sodann von Raimund Martini und Lyranus abgewiesen (vgl. S. 118. 135. 140). Doch diese und ähnliche Schwankungen kommen der allgemeinen und ständigen Auffassung von Jahreswochen gegenüber gar nicht in Betracht.

War man so über den Zeitraum von 490 Jahren ab exitu sermonis bis zur Erfüllung durchgängig einig, so konnte freilich in der Art der geschichtlichen Berechnung keine Einheit erzielt werden. In der Schlußübersicht theilt der Herr Verf. die verschiedenen Berechnungsversuche und Erklärungen

---

[1] V. 27: „Confirmabit autem pactum multis hebdomada una et in dimidio hebdomadis deficiet hostia et sacrificium."

[2] Vgl. die Hebraei im Commentar des hl. Hieronymus, sodann die Berechnungen in Seder Olam, bei Saadia Gaon, R. Salomo Jarchi, Ibn-Esra, Abarbanel; S. 121—134.

[3] Und zwar in verschiedener Form, da die Bekämpfer bald von 49 Jahren als einer Woche sprechen, bald von einem spatium septem iubilaeorum vel centenariorum.

in drei Hauptkategorien ein. „Die erste läßt den Messias innerhalb der 70 Wochen erscheinen und betrachtet die Zerstörung Jerusalems als den Endpunkt der 70 Wochen. Die von diesen Autoren benützte Chronologie ist meist ganz falsch ... Die zweite läßt den Messias genau am Ende der 69 oder 70 Wochen erscheinen; leider rechnet sie mit Mondjahren. Die dritte Kategorie endlich ... will sagen, nach 69 Wochen wird durch Ausrottung des Chrisma, durch den Sturz der gesalbten Hasmonäerfürsten der Scepter von Juda genommen; dann kommt die Zeit, in welcher ein ‚Allerheiligster‘ gesalbt werden soll ... Daß alle Berechnungen ungenügend sind, indem sie entweder nur durch chronologische Irrthümer oder nur durch Annahme von Lücken oder durch künstliche Embolismen zum vorgesetzten Ziele gelangen, haben wir im Verlauf der Abhandlung genügend gezeigt“ (S. 155).

Hier, wie so oft in der Exegese, drängt sich auch die Wahrnehmung auf, wie sehr die Auffassung von einer mehr oder minder richtigen Übersetzung abhängig war. So lange die Übersetzung Theodotions und die aus ihr geflossene altlateinische Übertragung das Gebiet beherrschte, war es unmöglich, daß V. 26 in seinem ersten Theile richtig verstanden wurde; denn was sollte man mit dem ἐξολοθρευθήσεται χρίσμα anfangen, oder mit exterminabitur unctio, interibit chrisma, disperibit unctio, wie es bei den Lateinern vor dem hl. Hieronymus heißt? Bloß die syrische Übersetzung hat hier den Urtext richtig gegeben, und nach ihr erklärt der hl. Ephräm die Stelle von der Tödtung des Messias. Erst durch die Übersetzung des heiligen Hieronymus: occidetur Christus, wurde diese Erklärung auch bei den Lateinern herrschend. Und hier hat der ehrwürdige Beda das Verdienst, daß er die bis zu seiner Zeit beste Berechnung mit der besten Übersetzung vereinigte (S. 105). Seine Erklärung erhielt durch die Glossa die größte Verbreitung, und so ist schließlich das relativ Beste Gemeingut des abendländischen Bibelstudiums geworden. Beda's Erklärung entstand aber dadurch, „daß sie die beste Übersetzung (des Hieronymus) mit der relativ besten Berechnung (des Africanus) und relativ besten Exegese (des Eusebius) in Einklang zu bringen suchte“ (S. 155).

In dem Artikel „Die patristischen Berechnungen der siebenzig Jahrwochen“ (Tüb. Quartalschr. 1868, S. 535 u. f.) hatte Reusch in Betreff des hl. Chrysostomus und Isidor von Pelusium behauptet, daß sie die messianische Beziehung der Prophetie gar nicht hervorhöben; aber Dr. Fraidl bringt Stellen aus beiden, durch die jene Behauptung als unrichtig bewiesen wird (vgl. S. 82. 91).

Die Universität Graz pflegt alljährlich seit ihrer im Jahre 1864 erfolgten Vervollständigung eine Festschrift zu veröffentlichen. Der fest bestimmte Umfang derselben, den der Herr Verf. nicht ungebührlich überschreiten konnte, hinderte ihn, seine interessante Geschichte der Exegese der berühmten Weissagung bis auf unsere Tage herabzuführen. Wir wollen hoffen, daß uns der Herr Verf. bald mit dem noch übrigen Theile der Ausführung beschenke, uns die Erklärungsversuche der verschiedenen exegetischen Schulen der Neuzeit gruppenweise vorführe und sie ebenso kurz und bündig charakterisire und

kritisire, wie er es mit den Auslegungen der Alten gethan. Dazu fügen wir den Wunsch, er möge dann nach dieser kritischen Rundschau jene Erklärung geben, die ihm nach der Durchmusterung des ganzen Gebietes und bei der vorzüglichen Kenntniß all der einschlägigen Fragen und Gesichtspunkte die richtige scheint.

Dem Charakter einer Universitäts-Festschrift entsprechend, sind die wichtigsten Stellen im hebräischen, syrischen, griechischen, lateinischen Wortlaute mitgetheilt; eine Übersetzung ist auch bei den aus den rabbinischen Exegeten angeführten Belegen und Erklärungen nicht beigefügt; trotzdem aber ist die Darlegung so eingerichtet, daß auch ein des Hebräischen und Syrischen unkundiger Leser, ja selbst ein in latinis et graecis pereginus dem Gange der Entwicklung hinlänglich folgen kann. Druck und Ausstattung sind festlich.

2. Die „Composition des Johannes-Evangeliums" stellt sich „als Beweismaterial" der vom Herrn Verfasser in seiner akademischen Antrittsrede[1] behandelten These zur Seite, der These nämlich, daß das vierte Evangelium gegen die Anfänge des Gnosticismus gerichtet sei und der falschen gnostischen Speculation über die Person Jesu die wahre Christologie entgegenstelle (S. 112). Der Herr Verfasser wirft nach sorgfältig und geistreich durchgeführter Analyse des Evangeliums sich die Frage auf: Haben wir nun auf Grund unserer Analyse des Evangeliums Ursache oder Recht, den Zeugnissen des Alterthums zu widersprechen, deren gemeinsamer Kern eben die Angabe ist, das Evangelium sei veranlaßt durch gnostisirende Häresien, in specie durch die gnostische Christologie? Und er antwortet in aller Entschiedenheit ernster, wissenschaftlicher Überzeugung: Jenen Zeugnissen zu widersprechen haben wir so ganz und gar keine Ursache und kein Recht, „daß vielmehr Inhalt und Form des Evangeliums, wie wir sie kennen gelernt haben, sofort ihre Stimme mit diesem Zeugniß vereinigen. War dieß der zu bekämpfende Gegensatz, war die gnostische Bewegung es, die dem Johannes die Feder in die Hand zwang, so verstehen wir allerdings, wie er ein Evangelium mit so exclusiv christologischer Tendenz, mit so energischer Betonung der Gottheit Jesu, nach so festem und sicherem Plan, in einer so sorgfältig in der Höhe gehaltenen Darstellung, mit solcher Klarheit und Entschiedenheit der Lehre schrieb und schreiben mußte, wie er dazu kam, im Prolog eine Logoslehre aufzustellen" (S. 111). Gerade weil das vierte Evangelium mit so sonnenheller Klarheit und solcher Entschiedenheit die Gottheit Jesu Christi des Erlösers betont und in den Vordergrund stellt, daß ein Ignoriren oder Läugnen oder Zweifeln unmöglich ist, hat man sich von Seiten der destructiven Kritik, der Christi Gottheit nicht als Vermächtniß und Glaube der apostolischen Zeit, sondern als Ausgeburt des 2. Jahrhunderts[2] gilt, so viele Mühe gegeben, den apostolischen Ursprung dieses Evangeliums zu bestreiten und es in's dritte oder vierte Decennium

---

[1] Das Johannes-Evangelium und das Ende des ersten christlichen Jahrhunderts. Rottenburg, W. Bader, 1883. Vgl. diese Zeitschrift, 1883, Bd. XXV. S. 453.

[2] Siehe darüber diese Zeitschrift, 1877, Bd. XII. S. 254; 1882, Bd. XXIII. S. 109 f.

des zweiten Jahrhunderts herabzudrücken. Diesen immer erneuten Angriffen gegenüber ist die Arbeit des Herrn Verfassers ein recht werthvoller Beitrag zur Steuer und zum Siege der Wahrheit, insbesondere auch in der Richtung, daß die neuerdings so üppig weitergebildete symbolisirende Richtung und allegorisirende Auffassung eines Hönig, Thoma, Hausrath, Keim in ihrer Haltlosigkeit, Willkürlichkeit und ihren inneren Widersprüchen scharf und schneidig aufgedeckt wird (vgl. S. 26. 30. 37. 46. 86. 106 u. f.). Den Versuchen, wegen des idealen Gehaltes des Evangeliums ihm die historische Treue abzustreiten, entzieht der Herr Verfasser allen Grund und Boden durch den Nachweis, daß nach dem Grundthema des Evangeliums eben ein Conflict zwischen Idee und Geschichte „geradezu unmöglich“ ist. „Die Idee, welche dem Evangelisten leuchtet und ihn leitet, ist ein aus den Grundtiefen der Geschichte und Offenbarung Jesu aufglimmender Stern — der Evangelist hat gerade die Seele der Offenbarung Jesu, gerade die Grundlehre und Grundidee seiner Geschichte zum Thema genommen —; daher kann diese Idee den Lauf der Geschichtserzählung beherrschen, jeder Thatsache ihren Stempel aufdrücken, ohne den historischen Charakter irgendwie zu verletzen. Die alte Frage: ob ideell oder historisch, wäre daher eigentlich dahin zu beantworten, daß das vierte Evangelium historisch sei im idealsten Sinn, oder daß es ideell sei im eminent historischen Sinn. Keines der beiden Glieder der Alternative braucht eliminirt zu werden, beide sind wichtig und voll richtig nur in Verbindung mit einander“ (S. 104).

Doch der Schwerpunkt und Hauptwerth der Abhandlung liegt nicht in der Polemik, auch nicht in der positiven Begründung und Erhärtung der durch die ältesten Traditionen uns verbürgten Angaben über Verfasser und Anlaß[1] des Evangeliums, sondern, wie es der Titel besagt, in der Darlegung der Composition, in der Analyse, in der Vorführung des Gedankenganges und des Gedankeninhaltes des Evangeliums, in dem Nachweise, daß das ganze Evangelium planvoll angelegt, meisterhaft durchgeführt — ein Kunstwerk sei im edelsten Sinne des Wortes. Der Herr Verfasser entledigt sich seiner Aufgabe in edler, gehobener Sprache, voll Weihe und Würde, die öfter in duftig poetischer Redeweise warme Begeisterung athmet.

Hauptzweck und Hauptinhalt des Evangeliums ist durch 20, 31 unverrückbar gegeben: es ist die Offenbarung Jesu als des Christus und Gottes-

[1] In Betreff des Anlasses wird mit Bezug auf die Antrittsrede eine kleine Correctur vorgenommen. Hatte der Herr Verfasser früher den Anti-Judaismus auf eine eigene selbständige Tendenz des Evangelisten zurückgeführt und durch die Feindseligkeiten des restaurirten Judenthums und des jamnesischen Synedriums veranlaßt sein lassen, so zieht er es jetzt vor, um die Einheit des Planes desto strenger zu wahren, in der Haupttendenz des Evangeliums, daß es nämlich, veranlaßt durch die Christologie des Cerinth und der Ebioniten, jeder gnostischen und häretischen Christologie die wahre kirchliche Christuslehre entgegenstelle, und in dieser Veranlassung auch die Erklärung jenes antijüdischen Zuges zu sehen. — Da jene Bewegungen vom Judenthum ausgegangen waren, so war es nöthig, den neuen Judäern klar und scharf Taktik und Gebahren der alten vorzuhalten.

sohnes, damit durch diese Darstellung der Selbstoffenbarung Jesu Glaube an ihn und die selige Folge der gläubigen Hingabe, das wahre Leben in ihm erzielt werde.

Diese Selbstoffenbarung Jesu, wie sie sich in Wirklichkeit darstellt, mit den Gegensätzen des Glaubens und Unglaubens, zwischen welchen sie sich hindurchbewegt und die sich mit ihr steigern, gibt die Eintheilung des Evangeliums an die Hand. „In drei Kreisen vollzieht sich die Offenbarung Jesu als des Christus und Gottessohnes; der erste enthält den Anfang (c. 1—4), der zweite den Fortgang (5—12), der dritte den Abschluß derselben; Glaube und Unglaube begleiten sie als Folge und Wirkung durch alle drei Kreise. Die drei Factoren: Offenbarung, Glaube, Unglaube, bewirken durch ihr Zusammenspiel und Widerspiel die dramatische Entwicklung. Die Lösung liegt im endlichen Sieg des geoffenbarten Gottessohns, in der moralischen Vernichtung des Unglaubens und der Vollendung und Verklärung des Glaubens" (S. 13).

Der Prolog 1, 1—18 wird in drei Gedankenkreise getheilt: 1—5; 6—13; 14—18. Systematisch streng können sie nicht geschieden werden; „es sind drei zusammenhängende, ineinander spielende Ringe" (S. 19). Der Gedankenfortschritt ist: „1. Die göttliche Genealogie des Logos und sein Offenbarungswirken im Allgemeinen; 2. die durch den Täufer eingeleitete, zwischen den Gegensätzen von Glauben und Unglauben sich hindurchbewegende christliche Offenbarung im Besonderen; 3. der incarnirte Logos, des christlichen Glaubens Grundlage und Centralobject; dieses Glaubens Vermittlung und Bezeugung, seine Frucht und innere Bewährung" (S. 19). Das Verhältniß des Prologs zum Evangelium — ein mannigfach ventilirter Streitpunkt — wird u. A. kurz und klar S. 101 bestimmt: „Er enthält die lehrhafte Quintessenz des Evangeliums in knappe Sätze zusammengedrängt und an den Namen des Logos angeknüpft. . . Der Evangelist hat aus den Reden des Herrn und aus seiner ganzen Geschichtserzählung selbst die Summe gezogen und diese in Form von Lehrsätzen seiner Schrift vorangestellt, um zum Voraus volles Licht zu werfen auf das, was er darstellen will, und kundzugeben, auf welche Ziele seine Darstellung sich hinbewegt"; der Evangelist hat keineswegs, wie es die kritische Richtung umdichtet, *seine* im Prolog ausgesprochenen Ideen im Evangelium in Form von fingirten Reden reproducirt.

Der erste Theil des Evangeliums (1, 19 bis 4, 54) bringt den ersten Kreis der Offenbarung Jesu vor den Jüngern, in Judäa, Samaria, Galiläa; die ersten Glaubensfrüchte treten uns da entgegen in den Jüngern, Samaritern, auch in der Glaubensschwäche des Nikodemus, die der Heiland nicht von sich stößt, sondern liebevoll zu stärken bemüht ist; aber auch bereits die ersten Anzeichen des Unglaubens sind deutlich sichtbar bei den herrschenden Kreisen Jerusalems und Judäa's. Des Täufers Zeugniß, Jesu Wort und Wunderzeichen wirken einheitlich zusammen zur Offenbarung der in Jesu beschlossenen Herrlichkeit. Besonders sei noch hingewiesen auf die Erklärung der Worte: „solvite templum hoc" (S. 30) und auf die „Brautrede des Täufers", die „sein Schwanengesang ist, der ausklingt in vollen tiefen Tönen wehmüthiger

Freude und ernster Klage" (S. 34). Mit den älteren Erklärern nimmt der Herr Verfasser das Ganze 3, 27—36 als Rede des Täufers. Was S. 40 zu Joh. 4, 44 als Grundgedanke der Exegese von **Godet** und als die passendste Auffassung des etwas dunklen Spruches hervorgehoben wird, findet sich der Hauptsache nach auch in den Annotationes von **Estius**: Alii sic: abiit in Galilaeam, quam reliquerat propterea quia propheta etc.

Der zweite Theil (Kap. 5—12) und zugleich der zweite Kreis der Offenbarung Jesu zeigt uns „das Licht im Kampf mit der Finsterniß und des Unglaubens Wachsthum und Ausbreitung". Treffend macht der Herr Verfasser darauf aufmerksam, daß die Krisis in Galiläa (Kap. 6), bei der sich auch in diesem Lande der Unglaube geltend macht, das Werk *judäischen* Unglaubens sei, indem er betont, daß Joh. 6, 41 die Judaei eben als eigentliche Judäer aufzufassen seien (S. 54). Diese Wahrnehmung kann durch manche Hindeutung besonders des Lukas-Evangeliums gestützt werden (vgl. 5, 17; Judäer waren es wohl auch, die die Frage wegen des Fastens der Johannesjünger anregen 5, 33; nach Matth. 3, 5 und Marc. 1, 5 zu schließen, setzt auch die Rede bei Lukas 7, 24 hauptsächlich die Anwesenheit von Judäern in Galiläa voraus). Wir heben noch besonders die Charakteristik des Abschnittes Kap. 7—10 hervor: „Eine Kampfesscene reiht sich an die andere: Alles wiederhallt von Streit, Wortwechsel und Tumult. Fast bei jedem Worte wird der Herr unterbrochen. Seine Gegner widerstehen ihm in's Angesicht mit Hohn und Frechheit; ja vom Wort gehen sie schon über zu Angriffen gegen seine Person und sein Leben. Inmitten dieser erregten Schaaren, deren Auge Haß blitzt, deren Mund giftige Reden schleudert, deren Hand schon mit Steinen bewaffnet und gegen ihn erhoben ist, steht in herrlichem Contrast, in überirdischer Ruhe der Herr und bezeugt durch Werk und Wort immer glänzender und klarer seine Gottessohnschaft und Gottheit, und er geht in's Gericht mit dem Unglauben, der ihn nicht anerkennt als das, was er ist . . . ." (S. 69). Beachtenswerth ist S. 73 die Motivirung des infremuit spiritu et turbavit seipsum (Joh. 11, 33) und die Charakteristik des 12. Kap.; aber das: „er ist unschlüssig . . ." (S. 76) könnte mißverstanden werden[1].

Der dritte Theil (Kap. 13—20) enthält den „Abschluß der Selbstoffenbarung im Wort; Vollendung des Unglaubens im Mord; Sieg des Gottessohnes im Tod; Vollendung des Glaubens in der Auferstehung". Hier ziehen besonders an die Abschiedsreden des Herrn und dessen hohepriesterliches Gebet: „Sowohl die Offenbarungen über sich selbst als die Ermahnungen und Zukunftssorgen für seine Jünger und Gläubigen sammelt er in einen farbenreichen Strahl des Gebetes, das er aus tiefstem Herzen zum Himmel sendet; vor

[1] Unschlüssigkeit setzt entweder Unwissenheit im Verstand voraus oder besagt eine Unentschiedenheit, ein Schwanken des Willens. Ersteres ist bei Christus ausgeschlossen. Letzteres ist in Betreff des Willens Christi, für uns zu sterben, gleichfalls nach Hebr. 10, 5 nicht anzunehmen, da er schon im Moment der Incarnation seinen bestimmten Willen ausspricht. Eine zeitweise Retractation oder Suspension dieses Willens ist auch nicht zulässig und wird jedenfalls durch das quid dicam? (Joh. 12, 27) nicht ausgedrückt.

Gott stehend und zum Vater betend entschleiert er die Geheimnisse seines Innern . . ." (S. 80). Die Abschiedsreden enthalten die Höhepunkte der Selbstbezeugung Jesu: „Hat der Evangelist im Vorhergehenden die Worte der Selbstoffenbarung Jesu wie hell aus dem Dunkel strahlende Sterne an einem Firmament gruppirt und vereinigt, so sind die Abschiedsreden die im milden Glanz schimmernde Milchstraße an diesem Firmament, die eine glänzende Bahn weist, so viele undurchschaubare Geheimnisse sie auch in sich birgt. Diese Reden, hinwogend im sanften, ruhigen Wellenschlag stiller Begeisterung und tiefen Gefühls, ergießen eine Fülle verklärenden Schimmers über das bevorstehende Leiden und Sterben und legen sich wohlthuend hinein zwischen die Kampfesgeschichte und die schrecklichen Scenen der Passion" (S. 81). Ergreifend ist die Durchführung des Gedankens: „des Lichtes Sieg im Untergang" (S. 84—88). Anhang und Nachtrag ist Kap. 21; es bringt mehr ein persönliches Anliegen des Verfassers, die Hinwegräumung eines Mißverständnisses[1]; aber das nicht allein: „es läßt sich vermuthen, daß in der Polemik gegen Häresien . . . auch die Veranlassung zu diesem Hinweis auf die von Christus gesetzte oberste Auctorität des Petrus zu suchen ist" (S. 92).

Der Analyse des Evangeliums sind S. 93 u. f. einige kurze Betrachtungen angefügt über einzelne Punkte der Johanneischen Frage. Erwähnung verdient die kurze Darlegung des Lehrgehaltes der Selbstoffenbarung Jesu. Trefflich ist der wiederholte Hinweis, wie das Zeugniß der Worte und Werke Jesu ineinandergreift zur gegenseitigen Aufhellung (S. 6. 96 u. f.). „Die Rede bildet den Commentar zum Wunder"; die Reden sind „auch in den Kreis der σημεῖα einbezogen (vergl. 20, 30), und dieser Terminus bedeutet nichts Anderes, als die in Wort und Werk bestehenden Offenbarungszeichen, in welchen die Gottheit und Gottessohnschaft Jesu sich manifestirt, heraustritt, sichtbar und schaubar wird. Sie zu einem Strahlenbündel zu sammeln, um den Namen Jesu in die richtige Beleuchtung zu stellen, — sie zu einem Pfeilerbündel zu vereinigen, das unerschütterlich fest das Dogma von der Gottessohnschaft Jesu zu tragen und zu stützen vermöchte, das ist Aufgabe des Evangeliums" (S. 7).

Eines jedoch vermissen wir. Der Evangelist legt den Zweck seiner Schrift so klar in den Nachweis, quia Jesus est Christus Filius Dei. Wir glauben, daß der Satz: Jesus est Christus, in der Analyse des Herrn Verfassers nicht zu seinem vollen Rechte kommt. Es scheint nämlich, wie in diesen Blättern (1878, XV. S. 534) bei einer anderen Gelegenheit bemerkt wurde — und eine wiederholte Lektüre des Evangeliums bestärkt uns in dieser Annahme —, daß der Evangelist durchgängig in Sach- und Wort-Parallelismus, der oft recht überraschend ist, darauf ausgehe, recht plastisch zu zeigen, wie der von den Propheten geschilderte Messias in Jesus That und Wahrheit geworden. Deßwegen treten uns so zahlreiche Beziehungen auf das

---

[1] Das donec veniam (Joh. 21, 22) nimmt der Herr Verfasser: „bis ich komme und selbst durch den Tod die irdischen Bande löse". Den S. 92, Anm., angeführten Vertretern dieser Erklärung kann Tirinus beigefügt werden.

prophetische Messiasbild, wie es in den alten Bund hineingezeichnet ist, entgegen. Das gilt nicht bloß von den Strömen lebendigen Wassers, von der Aussage: Ich bin das Licht, der gute Hirt, oder von den ausdrücklich im Evangelium angezogenen prophetischen Stellen, sondern von vielen anderen, z. B. Jesus bringe Gnade und Wahrheit; seine, des neuen Bundes Stifter, Gegenüberstellung mit Moses; er sei das Lamm Gottes, das hinwegnehme die Sünden der Welt; auf ihn habe sich die Fülle des Geistes niedergelassen, und er taufe, erneuere die Herzen durch den heiligen Geist; von jetzt an sei der Himmel offen und Engel steigen herab über den Menschensohn. Das alles und noch mehr bloß im ersten Kapitel. Man nehme dazu die Lehre von der Wiedergeburt, die so eng an manche Stellen Ezechiels sich anschließt, von Jesus als dem Sponsus, eine Anschauung, die so mannigfach in dem prophetischen Messiasbilde hervortritt u. s. f. Bei der Tempelreinigung, dem ersten Aufleuchten des messianischen Gerichtes, wie es Malachias z. B. vorherverkündigt, weist der Herr Verfasser auf die prophetische Ankündigung hin (S. 29). Es kommt uns aber vor, als sollte die Analyse, um dem Inhalt des Evangeliums ganz gerecht zu werden, es zu Tage treten lassen, daß Johannes die im alten Testament leuchtenden Strahlen des Messias gesammelt und in ihrer Vereinigung auf Jesus nachgewiesen habe. Daß die alttestamentlichen Stellen nicht ausdrücklich und stets im Evangelium angeführt werden, thut keinen Eintrag; es genügt vollständig, daß die Ideen in ihrer von Jesus gewonnenen Wirklichkeit nachgewiesen werden.

Diese von Herrn Professor Keppler gebotenen trefflichen Vorarbeiten erregen den Wunsch und die Hoffnung, daß derselbe sie mit einem herrlichen Commentar zum Evangelium des Adlers unter den Evangelisten krönen möge. Bietet dann der Commentar nicht zu viel des Philologischen und Kritischen, sondern verlegt er den Schwerpunkt dahin, die Erhabenheit und Großartigkeit des Inhaltes, das Ergreifende der dramatischen Scenen, die Majestät Jesu, den Fortschrtitt und die immer heller strahlende Klarheit seiner Selbstoffenbarung und Selbstbezeugung als des Messias, des Gottessohnes, und daneben die vollendete Kunst und die planvolle Einheit des Evanliums den Lesern recht zum Bewußtsein zu bringen, so wird die Erklärung eine um so erwünschtere und in vielfacher Beziehung fruchtbringende sein. Der Commentar soll in Geist und Herz des Lesers jenes Bild einsenken und lebendig machen, das der Herr Verfasser am Ende uns vorführt: „So ist der Dom johanneischer Christologie als Glaubensdenkmal und Glaubensbollwerk gegen den Gnosticismus errichtet. Grundriß und Aufbau sind gleich bewunderswerth. Jedes Glied hat seinen Zweck und seinen Dienst in der mächtigen Architektur, welche die zwei untrüglichen Kennzeichen der Größe, Schönheit und Kraft, in übermenschlichem Maße an sich trägt. Die Pfeiler und Säulen verbinden sich unter einander in Anmuth und Stärke, indem sie gegenseitig sich Halt leihen und von einander entlehnen“; kurz die Erklärung muß bewirken, daß wir „dem Athem und Herzschlag des Busenjüngers Jesu lauschen und uns ihm nahe fühlen“ (S. 118).

J. **Knabenbauer** S. J.

Allgemeine Literaturgeschichte. Von Dr. **Peter Norrenberg.** Drei Bände. 8⁰. CXV; 450; 426; 403 S. Münster, Russell, 1881—1884. Preis: *M.* 13.20.

Der moderne Weltverkehr hat die Völker der Erde sich in einer Weise nahegerückt, von der noch das vorige Jahrhundert keine Ahnung hatte. Englische, französische, deutsche Blätter circuliren über den ganzen Erdball hin, Japanesen und Chinesen studiren an europäischen Schulen, indische Philosophie ist ein eigener Wissenszweig geworden, wie einst die Götterlehre der Griechen und Römer, skandinavische und slavische Literaturberichte sind fast ebenso zugänglich, wie einst das Neueste aus den Pariser Salons, orientalische Congresse versammeln sich beinahe alle Jahre, und europäische Druckereien müssen immer noch neue Typen gießen lassen, um bald Hieroglyphen, Runen und Keile, bald die Schriftzeichen noch entlegenerer Völker und Stämme zu vervielfältigen. Wie es eine Homer-, Dante-, Shakespeare-, Molière-, Göthe-, Schiller-Literatur gibt, so füllt die Literaturgeschichte einzelner Völker, ja nur einzelner Perioden eine ganze Bibliothek. Und das erweitert sich jedes Jahr durch Bücher und Broschüren, Revüen und Zeitschriften, ja fast jedes Tagesblatt häuft neues Material auf: neue Funde, Manuscripte, biographische Notizen, Detailaufschlüsse, Conjecturen, Vergleiche. Von den Specialzweigen sondern sich immer neue Specialitäten ab, und wer sich nicht in eine solche vergräbt, der wird bald zu seinem Verdruß gewahren, daß er schon nach Jahresfrist nicht über jedes Detail auf dem Laufenden ist. Die Sprachengabe eines Mezzofanti würde, auch verdoppelt, nicht ausreichen, das ganze, ungeheure Literaturgebiet einigermaßen quellenmäßig zu beherrschen. Besonders seit der Roman sich an die Stelle des Epos gesetzt, ist die sog. „schöne Literatur" wahrhaft tropisch in's Kraut geschossen, nicht mehr Garten oder Park — sondern Prairie. Die Tauchnitz Edition of British Authors, die großentheils aus Romanen und zwar noch den besten besteht, ist schon längst über zweitausend Bände angewachsen und wächst noch monatlich an. Wer kann alle diese Bände lesen, der sonst noch sein Tagewerk hat und sonst noch Neues lesen will? Aber jeder Monat, jede Woche bringt neue Romane. Englische Misses spinnen ihre Liebesabenteuer, Pariser Roués ihre Gemeinheiten und deutsche Literaten ihre halbverliebten Culturstudien zu ein-, zwei-, drei-, vierbändigen Romanen aus. Die Tragödien werden wieder in Romane, die Romane in Komödien, die Komödien in Novellen verarbeitet, aus den Novellen wachsen kleine Epopöen und aus diesen wieder lyrische Gedichte hervor. Die Schulmeister machen Chrestomathien daraus, die Buchhändler zeitgemäße Auswahlen, die Dichter neue Gedichte; die Recensenten aber kritisiren Alles, Romane, Tragödien, Komödien, Novellen bis herab auf's Epigramm, zanken sich mit den Schriftstellern und unter sich, und zuletzt ruft der ganze Chorus als „Schriftstellerverband" die Polizei zu Hilfe, um der ungeheuren Fruchtbarkeit zu steuern. Während der Schwarm der Recensenten fliegt, hüpft, sticht, saugt, mit den Flügeln schlägt, summt, lobsingt und hummelartig brummt, kriechen mit zahllosen Fühlern die Commentatoren

herbei, legen aus und ein, bauen Zellen und Waben, die Bibliographen und Bibliophilen fassen Register darüber ab, die Kritiker en gros bestreuen Alles haufenweise mit Pfeffer, die Grammatiker, Lexikographen, Stilisten, Essayisten zapfen Extracte daraus, trockene wie nasse. Die Literaturhistoriker aber bringen Alles in Fluß, seihen alles Producirte, drücken etliche hundert oder tausend Schriftsteller hinaus, beleben die zurückgebliebenen mit prometheischem Feuer und rangiren die kleinern um die größern herum. Aus der Literaturgeschichte vereinzelter Perioden erwächst die eines ganzen Landes und endlich durch Zusammenstellung der verschiedenen Völker die „Allgemeine Literaturgeschichte“ — die Weltliteratur, während in umgekehrter Richtung wieder das Allgemeine durch alle erwähnten Stadien herab in's Besondere gezogen, das Studium der Literatur schließlich wieder Anregung neuer Poesie wird.

Manchem, der in dieses Babylon hineinblickt, mag es schwindeln vor den zahllosen Namen, Sprachen und Werken, die, vom Dampf der Presse in allen Ländern umhergewirbelt, unter unsäglichem Geschrei verkündet, sich unaufhörlich drängen und verdrängen, die kein Aug' und Ohr mehr beherrschen kann. Mancher mag die Zeit eines Ciceros selig preisen, wo etwas römische Rhetorik und griechische Poesie und Philosophie hinreichte, ein ἀνὴρ καλὸς κἀγαθὸς zu sein, oder die Zeiten eines Dante und Petrarca, wo die eine, lateinische Sprache der Schlüssel zugleich zur Poesie, zur Philosophie und Theologie, zu aller Kunst und Literatur war, die Landessprache aber ungesucht sich an dem lateinischen Vorbild zur schönsten Fülle und Harmonie entwickelte. Die größten Dichter aller Völker haben wirklich kaum von ihren Nachbarvölkern geschöpft; sie haben sich aus ihrem eigenen Volksleben heraus und allenfalls an den klassischen Vorbildern der Alten, der Römer noch öfter als der Griechen, gebildet.

So sehr indeß die Verflachung, Ideenverwirrung, Geschmacksverirrung, alexandrinische Kleinkrämerei, seichte Romanschreiberei und das noch seichtere Recensententhum unserer Tage einen ernsteren, wahrhaft gebildeten Geist von dem wirren Büchermarkt der Weltliteratur zurückschrecken müssen, um nach dem alten Spruch non multa, sed multum sich in stiller Beschaulichkeit an wenigen, aber echten Kunstwerken zu erlaben, so ist eine vollständige Flucht in diesem Sinne doch deßhalb nicht möglich, weil die unendliche Fluth des täglich gedruckten Papiers unter überwiegendem Quark doch vieles Werthvolle und Wissenswürdige mit sich führt. Eine wirkliche Bereicherung wahrer Bildung liegt darin, außer den besten Werken seines eigenen Volkes und der altklassischen Literatur auch die Meisterwerke anderer Nationen einigermaßen zu kennen, über die literarischen Leistungen und Zustände der übrigen Völker und Zeiten wenigstens einige Orientirung zu besitzen, kleinliche, nationale Vorurtheile abzuschleifen, und so weit es die Kürze des Menschenlebens erlaubt, seinen Gesichtskreis über das geistige Leben der ganzen Erde auszudehnen. Eine „Allgemeine Literaturgeschichte“ hat darum ihre Berechtigung, und es ist kein bloßer Zufall, wenn sich schon eine ganze Reihe von Werken nicht mit einer oder der andern Specialliteratur, sondern mit sämmtlichen Literaturen der Welt zugleich befassen.

Der naheliegendste, praktische Zweck einer „Allgemeinen Literaturgeschichte" ist nun wohl der eines handlichen Nachschlagebuchs, das uns über die wichtigsten Schriftsteller und deren Werke orientirt und uns als Führer dienen kann, diesen oder jenen Autor, diese oder jene Periode, dieses oder jenes Volk, je nach Wunsch oder Bedürfniß, genauer zu studiren. Ein höheres Ziel ist einem solchen Buche darin gesteckt, daß es, bei aller Treue eines compendiösen bibliographischen und biographischen Führers, das umfangreiche Detail zu faßlichen, charakteristischen Gruppen gestaltet, in welchen das Wesentliche hervor=, das Unwesentliche zurücktritt, das Charakteristische der einzelnen Perioden und Völker sich deutlich abhebt und der geistige Zusammenhang zwischen den einzelnen Schriftstellern und der Nation selbst sich faßlich erklärt. Ein noch höheres Ziel ist in der Solidarität des gesammten Menschengeschlechtes geboten. Wie nämlich die Literatur nächst der Religion und Wissenschaft der bedeutendste Gradmesser für das geistige Leben eines Volkes ist, so spiegelt sich in der Entwicklung und dem Zusammenhang der Literatur das geistige Leben der Menschheit überhaupt, sowohl nach den bloß menschlichen, natürlichen Kräften, die in ihr ruhen, als nach dem göttlichen Element, das durch die Offenbarung erleuchtend, erziehend und führend den natürlichen Kräften zu Hilfe kommt. Die Literaturgeschichte muß sich hier nothwendig der Theologie und dem religiösen Leben der Völker, vor Allem aber der einzig wahren, von Gott geoffenbarten Religion nähern und von ihr Licht empfangen, wenn sie nicht selbst zu einer halt= und zwecklosen Phantasmagorie, zu einem bunten Phantasiespiel der Völker herabsinken will.

Seit Friedrich von Schlegel seine 1812 in Wien gehaltenen, noch heute lesenswerthen Vorlesungen — Geschichte der alten und neuen Literatur — herausgab, ist nun von katholischer Seite kein Versuch mehr gemacht worden, diese schwierige und umfangreiche Aufgabe zu lösen. Von anderer Seite dagegen hat man nicht nur einzelne Theile des weiten Gebietes, sondern auch die allgemeine Literaturgeschichte selbst dazu ausgebeutet, das Geistesleben der katholischen Völker herabzusetzen, die Kirche zu schmähen, antikirchliche Ideen zu preisen, antikes und orientalisches Heidenthum auf Kosten des Christenthums in den Himmel zu erheben und auf dem Gebiete der Poesie und Literatur ganz offen den seichtesten Naturalismus — ein freies Menschenthum ohne Gott, Offenbarung und Kirche — zu proclamiren.

Bei diesem Stand der Dinge kann Norrenbergs Werk nur mit Dank und Freude willkommen geheißen werden. Es ist zunächst ein entschiedener Protest gegen jene vollständig antikirchliche und antichristliche Mißhandlung der Literaturgeschichte; es ist ein kräftiger Emancipationsversuch, das katholische Geistesleben auf diesem Gebiete von Urtheilen und Anschauungen zu befreien, die sich mit unserem Glauben nicht in Einklang bringen lassen; es ist eine mannhafte Independenzerklärung gegen jene Professorenweisheit, die mit ihrer antichristlichen Unfehlbarkeit die öffentliche Meinung und besonders das literarische Leben tyrannisirt.

Norrenberg macht kurzen Proceß. Er setzt das „abgethane" Christenthum wieder dahin, wohin es gehört. Wie Christus das Centrum der ganzen

Weltgeschichte, so ist das Christenthum auch der Mittelpunkt der gesammten Cultur- und Literaturgeschichte. Auf seinen Eintritt bereiten die vier vorgehenden Jahrtausende vor, und in dem folgenden ist es der leuchtende Herd und die fruchtbarste Quelle aller geistigen Bildung. Als wahre Religion hat es allein das menschliche Leben mit göttlichem Adel umkleidet, dem Verstand die höchsten Wahrheiten erschlossen, dem Willen die edelsten Ziele gesteckt, Phantasie und Gefühl aus niedriger, thierischer Sphäre erhoben und die ganze Natur durch eine harmonische Weltanschauung verklärt. Vergeblich sucht die Kunst sich seinem Einfluß zu entringen und in heidnischem Sinn zum „Menschlichen" zurückzukehren: wo sie es thut, verfällt sie dem Niedergang, unwürdiger Leidenschaft, Brutalität. Denn das Christenthum ist nicht bloß der Quell der reinsten und schönsten religiösen Poesie, es allein verleiht auch den übrigen Beziehungen des Menschenlebens wahre Weihe und Würde. Wo es nicht hingedrungen, oder wo es frevelnd vertrieben wurde, zieht der Fluch der Sünde in das geistige Leben der Menschheit ein und trübt und vergiftet auch den Born des Schönen. Nur umdüstert und verzerrt finden wir dann in den Gesängen der Völker die Ideale wieder, durch die allein die Menschheit ihrem ewigen Ziele nahetritt. So familiär diese Wahrheiten aber den Katholiken auch sein mögen, so wichtig ist es, sie auf dem Gebiete der Literatur lebendig vor Augen zu haben. Alles wird dadurch in eine andere Beleuchtung gerückt und zwar in die einzig wahre. Denn welcher wahre Fortschritt der Bildung liegt darin, Tausende von Kampf- und Liebesliedern aus allen Zonen und Winkeln der Erde zu kennen, wenn uns dabei die ehrwürdigsten Überlieferungen abhanden kommen, der Sinn für das Erhabene, Große und Göttliche sich nahezu verliert?

Ungleich schwieriger als diese religiöse Seite der Aufgabe war die materiell-technische und eigentlich literaturhistorische. Das Gebiet ist unabsehbar, ohne Hilfe Anderer nicht zu beherrschen. Katholische Vorarbeiten aber lagen noch wenige vor. Der Verfasser mußte sich deßhalb in weiten Partien selbst durch das weite Labyrinth durcharbeiten, und wo seine linguistischen Kenntnisse ihn im Stiche ließen, Specialforschungen nicht katholischer Forscher benützen. Wie weit dieß der Fall war, habe ich nicht zu verfolgen gesucht. Das umfangreiche Literaturverzeichniß (S. I—LXV) weist genugsam aus, daß der Verfasser sich nicht nur eine möglichst weite Erudition zu erwerben bemüht war, sondern auch aus den jeweiligen Specialschriften die wichtigsten und gründlichsten zu seinem Studium heranzog. Daß er dabei sich aber aus dem Gebotenen, sei es aus den Quellen selbst oder an der Hand verläßlicher Gewährsmänner, ein möglichst selbständiges Urtheil zu bilden suchte, ist aus der lebendigen, originellen und oft recht treffenden Charakteristik ersichtlich, die eine ernste Durcharbeitung voraussetzt. Die wichtigsten europäischen Literaturen, nämlich die romanischen und germanischen, sind dem Verfasser offenbar selbst zugänglich gewesen, und an ihren Kritikern hat er selbst wieder Kritik geübt. Für den praktischen Werth des Buches wäre es wohl gut gewesen, wenn er einerseits den chronologischen Daten die sorgfältigste Aufmerksamkeit gewidmet, anderseits die Literaturangaben jedem Kapitel als

Anmerkungen beigefügt hätte. Das Nachschlagen wäre dadurch gesichert und erleichtert, das Lesen durchaus nicht gestört worden.

Was die Gruppirung betrifft, so hat Norrenberg das weite Gebiet in fünf größere Gruppen getheilt. Das I. Buch (I. 3—103) umfaßt die vier vorchristlichen Jahrtausende. Ausgehend von der Bibel führt er uns über Babylon und Ägypten, Indien, China, Japan, Persien, Arabien, die Türkei, nach Hellas und Rom. In dieser Vorhalle des Christenthums sind auch die sog. „Naturvölker" und die „talmudischen Juden" untergebracht. Das II. Buch beginnt mit einem ausführlichen Bilde der großen Umwälzung, welche das Christenthum im Culturleben der gesammten Menschheit begründet hat; dann zeichnet es kurz die altchristliche Dichtung, die Dichtung der Slaven, die Neulateiner des Mittelalters und die drei Literaturen, die sich unmittelbar daran anschließen, die französische, spanische und italienische. Das III. Buch ist den andern vier hervorragenden Literaturgruppen des Mittelalters gewidmet: Skandinavien, England, Deutschland, Niederlande. Mit dem IV. Buch hebt die Neuzeit an, welche der Verfasser nicht von der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts, sondern von der sog. Renaissancezeit an datirt. Auch hier wird zunächst die lateinische Dichtung besprochen, dann die ihr verwandte italienische, spanisch-portugiesische und französische. Das V. Buch endlich entspricht dem III., indem es uns die neuere Dichtung Englands, Deutschlands, Hollands, Skandinaviens und Osteuropa's vorführt. Vielleicht hätte die Klarheit der gesammten Gliederung dadurch gewonnen, wenn die gewöhnliche Theilung der Weltgeschichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit zu Grunde gelegt, die drei Zeitalter dann nach Völkern und Sprachen geschieden worden wären.

Bei einem Buche, das etwa zwei- bis dreitausend Schriftsteller kurz bespricht, charakterisirt oder erwähnt, ist es dem Kritiker kaum möglich, jedes einzelne Urtheil oder jedes Epitheton, das einem Urtheil gleichwiegt, jedes Detail der biographischen Charakteristik, jedes Verdict über einzelne Werke, die Zusammenstellung der literaturhistorischen Gruppen und deren Beurtheilung zu revidiren. Auch in Bausch und Bogen zu loben oder zu tadeln wird da schwer, da gar viel vom Einzelnen abhängt und man mit Vielem einverstanden sein kann, ohne gerade jedes Urtheil und jede Nüancirung desselben zu adoptiren. In manchen Fällen scheint mir die Präcisirung der Urtheile darunter zu leiden, daß der Verfasser fast immer in gehobener Stimmung, in einem pathetisch-poetischen Stile schreibt, bei dem Lichter wie Schatten nothwendig greller werden müssen. Eine einfachere historische Prosa-Darstellung würde wohl manche Charakteristiken etwas modificiren, mildern oder verschärfen. In dieser Hinsicht hätte es dem Buch sicher zum Vortheil gereicht, wenn der Verfasser sich mehr die ruhige klassische Darstellungsweise Friedrich von Schlegels, als die romantisirende Eichendorffs und die pikante Scherrs zum Muster genommen hätte. Denn was immer unsere Recensenten von „farbenprächtigen" Literaturschilderungen sagen mögen, in der Geschichte kommt es mehr auf Bestimmtheit der Linien und Feinheit des Colorits an, als auf Pracht und Farbe.

Hat Norrenberg auch die Darstellung Schlegels mit Hilfe neuerer Forschung nach vielen Seiten hin erweitert, so hat er sie doch, was die ästhetische Beurtheilung betrifft, nicht immer vertieft. Dieß gilt besonders von der hellenischen und römischen Literatur, welcher im Verhältniß zum übrigen Alterthum und besonders zur Neuzeit lange nicht genug liebevolle Rücksicht gewidmet ist. Sophokles, Aristophanes und Virgil erhalten nicht mehr Raum, als später Marianne Jung (Göthe's Suleika). Von den Tragödien des Äschylos, Sophokles und Euripides ist keine einzige näher charakterisirt, von jenen des Sophokles nur die Antigone als „sein Meisterwerk“ hervorgehoben (ein Urtheil, das jedenfalls disputabel ist). Weder Plautus und Terenz, noch Horaz und Ovid sind in ihrer literaturhistorischen Bedeutung genugsam gewürdigt; die Oden des Horaz haben nur das Verdienst, daß der Dichter darin „auf die Natur wiederum zurückgriff“; die Metamorphosen des Ovid „bilden eine kaleidoskopische Fülle von Bildern kosmogenetischen, mythologischen und historischen Inhalts“; Virgil aber wird, nach dem Vorgang cäsarenfressender Literaturhistoriker, als „Philister und anima candida“ geradezu der Verachtung und dem Spotte preisgegeben, ohne Erwähnung, daß auf diesem Dichter, dem Führer und Vorbild Dante's, nicht nur ein großer Theil der neulateinischen Poesie, sondern auch eine Fülle mittelalterlicher und neuerer Dichtung ruht, daß Calderon und Racine, Tasso und Schiller gerade bei diesem „Philister“ in die Schule gegangen sind, um das unfrisirte Kind „Naturpoesie“ kämmen und bilden zu lernen. In der Jesuitenschule, deren Verdienste Norrenberg so hoch anschlägt, blieb Virgil, wie im Mittelalter, der bevorzugte lateinische Dichter, nicht bloß, weil er unter den Römern der edelste und reinste Dichter war, sondern auch ein wahrhaft großer und bildender Dichter. Daß er der höfischen und der Kunst-Poesie angehört, nicht der Natur- und Volks-Poesie, gereicht ihm ebenso wenig zum Tadel, als Calderon, Tasso, Racine und Göthe. Ja, wenn man den heutigen Papst-Dichter Leo XIII. um seine Ansicht über Virgil befragen würde, so würde er uns wohl Dante's Worte in's Gedächtniß rufen:

O degli altri poeti onore e lume,
Vagliami 'l lungo studio e 'l grande amore
Che m' han fatto cercar lo tuo volume.

Tu se' lo mio maestro e il mio autore:
Tu se' solo colui da cui io tolsi
Lo bello stile che m' ha fatto onore.

O du der andern Dichter Licht und Ehre,
Das Studium fromme mir, die große Liebe,
Die mich nach deinem Werke suchen hieß.

Du bist mein Lehrer, du mein Lieblings-Autor,
Du bist's allein, bei dem ich mir erworben
Den schönen Stil, der mir zum Ruhme ward.

Da es hauptsächlich die studirende Jugend ist, welche sich für Literatur interessirt und bei ihrem Studium einer weisen und väterlichen Führung

bedarf, so wäre es der Verbreitung des Werkes wohl wesentlich zu gute gekommen, wenn dasselbe zwar nicht ängstlich in usum Delphini abgezirkelt, aber doch in Bezug auf Liebespoesie etwas mehr beschränkt worden wäre. Bei Firdusi und andern Orientalen waren Proben von Liebesepisoden nicht nöthig, eine kurze, nüchterne und ablehnende Charakteristik reichte hin. Anstatt aus Tasso's Befreitem Jerusalem ganze Seiten der Armida-Geschichte mitzutheilen, hätte der Verfasser besser gethan, Stellen einzuflechten, welche den eigentlich christlichen Gehalt dieses Epos repräsentiren. Statt das indische Büßerleben durch Heine verspotten zu lassen, wäre es dem Zwecke des Buches angemessener gewesen, aus Bhagavadgita und Mahabharata wirklich bedeutsame und inhaltsvolle Proben mitzutheilen. In Bezug auf Sakuntala verdiente Kleins blasirte Absprecherei keine Erwähnung.

Den kleinen Mängeln des Werkes, die ich nicht verschweigen wollte, weil eine Beseitigung derselben bei einer neuen Auflage die Brauchbarkeit desselben und das Verdienst erhöhen kann, stehen große Vorzüge gegenüber, welche dieselben schon vorläufig einigermaßen compensiren.

Vor Allem hat Norrenberg, den unwürdigen Caricaturen Scherrs gegenüber, eine richtigere und tiefere Würdigung der altchristlichen Literatur angebahnt, die allerdings noch weiterer Pflege bedarf, wenn die älteren Kirchenväter und Kirchenschriftsteller zu ihrem vollen Recht gelangen sollen. Weit energischer und fruchtreicher noch hat er sich in Bezug auf die neulateinische Literatur von den landläufigen Verdicten der akatholischen Literaturhistoriker emancipirt und der lateinischen Sprache und Bildung jene Stellung vindicirt, die ein Protestant nie völlig fühlen und anerkennen kann. Da es nämlich die providentielle Stellung des Römervolkes war, Cultur und Literatur des ganzen Alterthums in seinem Weltreich zu absorbiren, um dem Christenthum die Wege zu ebnen, so hörte mit Romulus Augustulus die lateinische Literatur nicht auf: zur Kirchensprache erhoben, ward das Latein die universellste aller Sprachen, diente sämmtlichen romanischen und zum Theil auch den germanischen Literaturen als Hauptgrundlage, war als Schul- und Gelehrtensprache ganz Europa's fast zwei Jahrtausende lang die Sprache der Gelehrtenpoesie und lebt als Sprache des Kirchengebets, der Liturgie, der Theologie, der Philosophie und Kirchenpoesie heute noch fort. Der Protestantismus hat sie nicht zu überwinden und aus der Welt zu schaffen vermocht. Nachdem Balde den Horaz in seiner eigenen Sprache übertroffen, tritt am Schluß des 19. Jahrhunderts ein Papst als Dichter in die Weltliteratur ein, um neben der unabsehbaren Vielheit des menschlichen Sprachen-Babels auch die Einheit des himmlischen Jerusalem darin zu repräsentiren.

Diese Bedeutung der neulateinischen Literatur hat bisher weder Schlegel noch sonst ein Literaturhistoriker genugsam hervorgehoben. Norrenberg hat sich hier ein hohes und bleibendes Verdienst erworben.

Ein ähnliches Verdienst beansprucht sein Werk dadurch, daß er es gewagt hat, auch in Bezug auf die deutsche Literatur, den katholischen Standpunkt viel energischer zu wahren als Lindemann, und mit wahrem Bienenfleiße Alles zu sammeln, was von katholischen Schriftstellern geleistet und

von den akatholischen Todtenrichtern bereits zum ewigen Untergang verurtheilt war.

In einzelne Urtheile (wie z. B. über Göthe, P. Gall Morel ꝛc.) mag sich Subjectives oder sogar Unrichtiges einmischen, gegen die Gesammtcharakteristik verschwindet das. Wir haben hier einmal eine Skizze der deutschen Literatur vor uns, die nicht bei den Protestanten um Gnade bettelt, sondern selbständig eine katholische Literatur in deutscher Sprache zu hoffen wagt.

Fast auf allen Punkten der weiten Linie hat Norrenberg endlich die frivolen Urtheile Scherrs redressirt und die Hauptgestalten der katholischen Literatur, wie z. B. Lope de Vega, Calderon, Shakespeare, Corneille, Racine, Vondel u. s. w., trefflich gezeichnet. Das Werk verdient darum die wärmste Anerkennung und Empfehlung, und wird von selbst dazu anregen, daß durch passende Arbeitstheilung auf dem weiten Gebiet die einzelnen Gruppen der Weltliteratur noch eine eingehendere und tiefere Bearbeitung in katholischem Sinne erhalten.

A. Baumgartner S. J.

St. Elisabeth von Thüringen. Ein episches Gedicht von **Joseph Seeber.** Kl. 8⁰. 176 S. Steyl, Missions-Druckerei. Preis: *M.* 1.50.

Bei dem frohen Erwachen der epischen Dichtung konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Legende in größerem Stile ihre Auferstehung feiere. Als erste Frühlingsblüthe dieses heiligen Gartengrundes begrüßen wir aus vollem Herzen das vorliegende Lied von der hl. Elisabeth.

Es ist fast unmöglich, kunstlos zu bleiben, wo es sich um das Lob dieser liebseligen Heiligen handelt, welche, wie kaum eine andere der Kunst, die reichsten, verschiedensten und hinreißendsten Motive bietet. Der feinste und süßeste Duft deutscher Minnedichtung umschwebt die zarte Huldgestalt der jungen Königstochter nicht minder, als der feierliche Choral und der Weihrauch des Gotteshauses. Wie helle heilige Poesie klingt schon der bloße Name der Herrin der Wartburg, der Tochter des seraphischen Franciscus von Assisi. Auch in das vorliegende Lied hat er reiche Strahlenbündel edelster und reinster Poesie geworfen, so daß dieses Lied sich unzweifelhaft bald die Gunst des katholischen Volkes ersingen wird, welche es in so reichem Maße verdient.

Nach einem „Prolog“, des Dichters Besuch in der Elisabeth-Kirche zu Marburg schildernd, erzählt uns das Gedicht in zwölf Gesängen die Schicksale der hl. Elisabeth vom „Abschied“ — dem Kreuzzug ihres Gemahls — bis zu ihrem heiligen Tode, oder vielmehr bis zu ihrer feierlichen Wiedereinführung in die Wartburg und ihrer freiwilligen Abdankung. So hat es der Dichter ermöglicht, sein Lied zum Epos, d. h. zu einem, eine einheitliche That besingenden Gedicht voll dramatischen Interesses zu machen. Den Mittelpunkt der Erzählung und wohl auch deren höchsten Glanzpunkt bildet die Vertreibung der armen Fürstin von der Wartburg (Ges. V. Die Verstoßung). Die vier voraufgehenden Gesänge (Der Abschied — Trübe Kunde — Der Liebe Trost — Ein finsterer Plan) bereiten in glücklich gruppirten Einzelbildern dieses

schreckliche Ereigniß vor; der V.—IX. Gesang schildern uns in oft ergreifender Weise das Elend und die Geduld der Verstoßenen, bis dann der IX. Gesang den Umschwung vorbereitet, der sich im X. und XI. vollzieht, während der XII. in summarischer Weise die letzten Lebensjahre der Heiligen und ihren Tod behandelt. Der Dichter hat sich nicht genau an die geschichtliche Legende gehalten, sondern zum Zweck künstlerischer Einheit sich bisweilen recht starke — vielleicht unnöthige Freiheiten gestattet. Auch in Verknüpfung der Thatsachen hat Seeber die schaffende Phantasie walten lassen. Das Grausenhafte der That des Grafen Heinrich bei Verstoßung seiner Schwägerin zu mildern, erfindet der Dichter den Säckelwart Heinz von Trautstein, welcher der hl. Elisabeth eine furchtbare Rache geschworen:

Doch, du stolzes Weib, nun sollst du büßen,
Daß du damals mir versagt dein Grüßen,
Als ich meine Minne dir geweiht.

Die Freiheit dieser Erfindung zugestanden, muß anerkannt werden, daß der Dichter den Charakter des Säckelwarts, sein schlangenartiges Wesen, seine teuflische Verlogenheit und Verschmitztheit bisweilen meisterhaft geschildert hat. Heinz ist es, welcher dem Grafen beständig in den Ohren liegt, bald mit halben Worten, bald mit falschen Hinterbringungen und heuchlerischen Klagen, bis der schwache Graf sich endlich umgarnen und täuschen läßt, das seinem Bruder geschworene Wort zu brechen und die Landgräfin zu verjagen. Heinzens Gegenbild ist der edle Ritter Varilla, welcher kühn vor den Usurpator tritt und ihm die furchtbarste Anklage des Meineids unerschrocken in's Antlitz schleudert. Sehr glücklich war auch der Dichter in den kleinen Zügen, worin der Sohn Elisabeths, der junge Hermann, gezeichnet und das Sprüchwort illustrirt wird: „Art läßt nicht von Art.“ Die meiste Sorgfalt wendete der Verfasser natürlich dem Bilde der Heiligen selbst zu, und wir glauben, daß seine Zeichnung durchaus gelungen ist und dem Leser die geliebten Züge treu und warm vermittelt. Besonders möchten wir hervorheben, daß Elisabeth nicht als die fertige starke Heilige vor uns steht, sondern daß wir auch ihrem Kampf mit dem Schmerz, ihrer allmählichen Loslösung von allem Geschaffenen zuschauen. Wie rührend ist nicht die allmähliche Verklärung ihrer Gatten- und Kindesliebe, und wie ist sie uns durch die Äußerung dieser natürlichen Gefühle menschlich so nahe gebracht!

Im Allgemeinen ist die Darstellungsweise eine schlichte, rasch fortschreitende, häufig in Rede und Gegenrede sich dramatisch entwickelnde; bisweilen jedoch unterbrechen auch kurze, höchste temperamentvolle Naturschilderungen den Lauf der Erzählung; nur selten zeigt sich in einem oder dem anderen prosaischen Vers eine Ermattung des dichterischen Schwungs, vielleicht auch nur eine Unachtsamkeit des Dichters. Sehen wir uns die Sprache im Großen und Ganzen an, so merken wir bald, daß die „hl. Elisabeth“ wohl schwerlich ein Erstlingswerk sein kann, wenn auch eine andere Dichtung Seebers dem Referenten nicht bekannt ist. Eine Vertrautheit mit den mittelalterlichen Dichtungen ist ebensowenig zu verkennen, als eine gründliche Sprachwissenschaft, und das eine oder andere Mal muß der moderne oder norddeutsche

Leser schon zu seinem großen Sanders greifen, um sich von der Richtigkeit mancher Wörter zu überzeugen.

Als Probe der Sprache und der mittelalterlichen Färbung derselben theilen wir ein Minnelied mit, bei dem jeglicher Hinweis auf eine alte Quelle fehlt, wie er sonst regelmäßig gegeben zu werden pflegt, und welches wir aus diesem Grunde für eine selbständige Dichtung halten.

Sagt mir Jemand an, was ist die Minne?
Weiß ich was, ich wüßte gerne mehr.
Ob sich Einer dessen recht besinne,
Der verkünd', warum sie schmerz' so sehr.
Minne ist nur Minne, thut sie wohl;
Schmerzt sie — weiß nicht, wie sie heißen soll.
Wenn ich rechten Rathes nur gewinne,
Was die Minne sei, so sprechet ja.
Zweier Herzen Wonne ist die Minne,
Theilen beide gleich, dann ist sie da.
Soll sie aber ungetheilet sein,
Kann ein Herz sie fassen nicht allein.
Frau, ich trag' allein daran zu schwere,
Willst du helfen, hilf zur rechten Zeit.
Wenn ich aber dir gleichgiltig wäre,
Sprich es aus: zu Ende sei der Streit,
Und ich bleib' ein liebeleerer Mann,
Du sieh zu, wer mehr dich loben kann.

Man könnte sich wundern, wie wir aus einer Legende gerade dieses Trutzlied hervorheben. Allein wir thun es, um die große Gewandtheit des Dichters in Anbringung des Localtons zu zeigen und zugleich darzuthun, daß in diesem Liede von der hl. Elisabeth auch das weltlich-literarische Element nicht aus den Augen gelassen ist. Oder wer glaubt nicht irgend eine Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen zu lesen, so recht aus der Zeit der Minnedichtung, als man schon die spitzfindigsten Untersuchungen über Liebe und Minne anstellte, wie Ulrich von Lichtenstein in seinem lieblichen

Stätin liebe heizet minne etc.

Als weitere Probe geben wir einen Auszug aus dem II. Gesang: „Trübe Kunde", um an ihm zu zeigen, wie der Dichter uns das „Werden" der Heiligen nahe zu bringen weiß.

Eben ist auf dem Hofe der Bote aus Italien mit der Trauerkunde vom Tode des Landgrafen angekommen. Elisabeth befindet sich mit ihrem einige Wochen alten Töchterlein Gertrud und den beiden Mägden Juta und Isentrude in der Kemnate:

Ludwigs Name tönt zu ihr empor:
Ob der Traum die Wahrheit ihr gesagt?
Zu dem Herzen strömt ihr alles Blut,
Und der Lipp' entfährt ein leiser Schrei.
Durch den Ruf vom Schlafe aufgejagt,
Eilten ihre Mägde rasch herbei.

„Hört den Lärm ihr aus dem Hofe dringen?
Ludwigs Namen habe ich vernommen.
Liebe Juta, eile, forsche nach,
Ob vielleicht die Boten angekommen,
Die uns frohe Märe von ihm bringen!“

Juta ging, die Fürstin kniete nieder,
Um zu beten, aber immer wieder
Trieb es sie an's Fenster. Und sie sprach:
„Isentrude, liebe Schwester mein,
Glaubst du nicht, er könnt' es selber sein?
Ach! und welche Freude wird er haben,
Wenn ich ihm dann darf den Himmelssegen,
Unsre Gertrud, auf die Arme legen;
Und die Kleine hat ja seine Züge!
Oder säh' er lieber einen Knaben?“ ...

Juta kommt zurück mit der schlimmen Kunde, die nach dieser naiv heiteren Einleitung doppelt schrecklich wirkt. Elisabeth überläßt sich ganz der ersten Aufregung des Schmerzes.

Endlich findet sie etwas Ruhe. Die Mägde bringen sie auf ihr Lager:

— Ohne Regung, wie im tiefen Sinnen,
Liegt Elisabeth die lange Nacht.
Als zu dämmern will der Tag beginnen,
Ist die kleine Gertrud aufgewacht,
Und ihr Weinen tönt an's Mutterohr.
Hastig fährt Elisabeth empor,
Tonlos spricht sie: „Bringt das Kind zu mir!“
Weinend bringt es Isentrude ihr,
Und die Fürstin nimmt es in die Arme,
Sieht es an — und von des Kindes Weinen
Wird ihr eig'nes Herz erlöst vom Harme.
Gleich zurückgestauten Wasserwellen
Mächtig aus dem Aug' die Thränen quellen,
Die sich mit des Kindes Zähren einen.
Und sie seufzt: „Ach Gott, was gabst du mir
Solch ein dornenvolles Kreuz zu tragen?
Ach, wo warst du denn mit deinem Lieben,
Daß ich mußt' des Lebens Trost entsagen?
Nur dieß arme, schwache Würmlein hier
Ist von seinem Bilde mir geblieben!“

Also klagt sie, und ihr ganzes Sehnen
Löst sich auf in brennend heißen Thränen,
Wie sich, unter'm Wintereis geborgen,
Die Natur sehnt nach dem Frühlingsmorgen.

Und wie die junge Wittwe nun daliegt, das schlummernde Kindlein in den Armen, ziehen tausend Bilder an ihrer Seele vorüber — bis plötzlich:

Brach ein wundersames Licht hervor:
Und sie sah den Herrn am Kreuzespfahle,

Und zu Seinen Füßen kniet' ihr Gatte,
Der den Kreuzesstamm umschlungen hatte.
Staunend sah ihr Aug' zu Dem empor,
Der am Kreuze angenagelt hing;
Und Sein Blick durch ihre Seele ging,
Schneidend scharf bis auf des Herzens Grund.
Jede Wunde ward zu einem Mund,
Und sie alle schienen ihr zu sagen:
„Sieh, das habe ich für dich gelitten,
Doch du willst das kleine Kreuz nicht tragen,
Das ich aus dem Meinen dir geschnitten!
Liebst du mich: du findest mich am Kreuze,
Deßhalb mußt du mehr als alle Reize,
Die die Welt zur Lust sich mag ersinnen,
Kreuz und Dornenkrone lieb gewinnen!"
— Und ihr war's, als ging' ein tiefer Schmerz
Bei den Worten durch des Gatten Herz —
Schamroth wollt' im Traum Elisabeth
Sich darniederwerfen zum Gebet.
Da erwacht sie, sieht im Arm das Kind:
Aus dem Auge quillt die Thräne mild;
Sie erhebt sich, tritt zum Christusbild,
Blickt hinauf: ihr wird so weich und lind
Um das Herz — sie legt zum Morgengruße,
Wie sie es dem Gatten einst versprochen,
Ring und Kindlein hin am Kreuzesfuße" (S. 31—36).

Wir möchten gern noch andere Auszüge aus dem Gedichte geben, besonders aus dem V. und VII. Gesang; allein bei der erzählenden, sich rasch fortbewegenden Art des Liedes müßten wir fast die ganze jedesmalige Nummer ausheben, um die richtige Wirkung zu erzielen. Überdieß dürften die gebotenen Proben hinreichen, ein treues Bild der Sprache des Dichters zu geben.

Er hat zum epischen Versmaß den fünffüßigen Trochäus mit freier Reimstellung gewählt und diesen Vers durch das ganze Lied — auch in den lyrischen Einlagen — beibehalten. Der Vers scheint uns sehr passend, großer Mannigfaltigkeit des Rhythmus und der Tonfarbe fähig und bei aller Freiheit der Bewegung, die er dem Dichter gestattet, doch nicht so zur Breite verlockend, wie andere Strophen-Versmaße. Er liest sich leicht, tritt niemals störend hervor und dürfte sich deßhalb zur Anwendung in längeren Gedichten wirklich empfehlen.

Die Ausstattung des Büchleins — mehrere sinnstörende Druckfehler abgerechnet — macht der Missions-Druckerei alle Ehre. Die Illustrationen sind recht stimmungsvoll und passend, kurz das ganze Büchlein ein sehr liebes und höchst empfehlenswerthes, das sich den besseren Erscheinungen des katholischen Epos würdig anreiht und durch Popularität und Nationalität des Stoffes die meisten übertrifft.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Monumenta Reformationis Lutheranae ex tabulariis s. Sedis secretis. 1521—1525. Collegit, ordinavit, illustravit Petrus Balan, Praelatus domesticus suae Sanctitatis et Eques torquatus Ordinis Francisci Josephi. Lex. XXIV et 589 p. Ratisbonae, Pustet, 1884. Preis: *M.* 10.

Die vorliegende, den meisten unserer Leser wohl schon bekannte Sammlung enthält 266 Documente, welche sämmtlich den Jahren 1520—1525 angehören und die durch Luther vollzogene Kirchenspaltung in ein helleres Licht setzen. Ihnen schließt sich im Anhang ein geschichtlich wichtiges Actenstück an über die Legitimität der Ehe, aus der Clemens VII. hervorgegangen. Manche der Schriftstücke waren schon früher (in letzter Zeit durch Lämmer und Friedrich) veröffentlicht worden; viele andere sind hier zum ersten Male dem Druck übergeben. Für die Geschichte der beginnenden Reformation wird die Sammlung hinfort ein unentbehrliches Hilfsmittel sein. Auf manche mit Luthers Werk in Verbindung stehende Verhältnisse und Persönlichkeiten entfallen ganz neue Streiflichter. Interessant ist die Beleuchtung, in welcher Erasmus erscheint; doch auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Das beigegebene Namenverzeichniß erleichtert wesentlich den Gebrauch. Auf Correctheit des Druckes hätte größere Sorgfalt verwendet werden müssen. Auch bezüglich dessen, was für Revision und Erläuterung des Textes geschehen ist, bleiben einige berechtigte Wünsche unerfüllt; es mag indessen die große Eile, zu welcher die Rücksicht auf das Lutherjahr antrieb, hier einen Entschuldigungsgrund abgeben. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Begonnen von Karl Severin Meister. Zweiter Band. Auf Grund älterer Handschriften und gedruckter Quellen bearbeitet von Wilhelm Bäumker. 8°. IX u. 411 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 8.

Das wichtige Meister'sche Werk hätte wohl keinen berufeneren Fortsetzer finden können, als Herrn Wilhelm Bäumker. Derselbe trat als solcher ein, nachdem Meister im Jahre 1881, 19 Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes, das Irdische gesegnet, ohne daß jedoch dessen Vorarbeiten in seine Hände übergingen. Nichtsdestoweniger wird Niemand dem zweiten Bande die Ebenbürtigkeit mit dem ersten absprechen. Ja Bäumker verfügte über ein bedeutend größeres Quellenmaterial, als Meister für den ersten Band verwerthete. Zudem konnten für den zweiten Band hervorragende hymnologische Werke benützt werden, welche erst in den letzten 20 Jahren erschienen. In der äußeren Anordnung schließt sich der Bäumker'sche Band an den früheren an. Der allgemeine Theil bringt sehr reichhaltige Nachträge zur Literatur und Bibliographie, sowie eine Beschreibung einiger Gesangbücher und eine Reihe aus solchen entlehnter Berichte. Das Wichtigste aber sind die einleitenden Abhandlungen über „Auswahl, Herkunft und Charakteristik der Melodien" und über die „Stellung des

deutschen Kirchenliedes zur Liturgie bis zum Ende des 17. Jahrhunderts". In letzterer Abhandlung gelangt Bäumker zu sehr wichtigen Resultaten. Er weist u. A. nach, daß der Gebrauch, deutsche Kirchenlieder des verschiedensten Inhaltes in der Kirche zu singen, vor Luther bereits ein weit verbreiteter war, insofern dieselben nicht zwar an Stelle des lateinischen liturgischen Chorals, wohl aber neben demselben zur Anwendung kamen. Im besonderen Theile des Bandes folgt der Abdruck von 441 Melodien zu Heiligenliedern, Katechismus-, Predigt- und Evangelienliedern, Liedern bei Processionen und Wallfahrten u. s. w. Meister hatte in 311 Nummern die Melodien zu Liedern aus dem katholischen Festcyclus gegeben. Die von Bäumker den einzelnen Melodien beigegebenen Nachweise über Alter, Fundort, Verbreitung u. s. w. werden auch den höchstgespannten Anforderungen entsprechen. — Das ganze Buch ist eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges. Als solche ist es auch einstimmig in der katholischen wie nichtkatholischen Presse anerkannt. So spenden die zwei Aufsätze des Freiherrn von Liliencron in der „Allgem. Zeitung" (1884, Nr. 92 u. 93) dem Buche das reichlichste Lob, und Zarncke's „Literar. Centralblatt" (1884, Nr. 7) sieht sich zu dem Urtheil gezwungen: „Es ist die ganze Arbeit so wissenschaftlich eingerichtet, daß sie für den betreffenden Zweig der Hymnologie kanonische Bedeutung hat." Ebendaselbst wird das höchst beachtenswerthe Zugeständniß gemacht: „Der allgemeine Theil des Buches hat seine Hauptbedeutung in dem Nachweise, daß das deutsche Kirchenlied nicht ein Product der Reformation ist. Diese namentlich auf Wackernagel's Darstellung gestützte Ansicht muß jetzt als ein- für allemal widerlegt gelten, da Bäumker deutsche Lieder in der katholischen Kirche nicht bloß in einigen vereinzelten Fällen constatirt, sondern noch überzeugend klarstellt, daß über das Verhältniß des deutschen Liedes zur Liturgie in der vorreformatorischen Zeit allgemeine Bestimmungen herrschten."

Unsere Bäume und Sträucher. Bestimmung nach dem Laube und kurze Beschreibung unserer wildwachsenden Holzpflanzen mit Einschluß der Obstbäume und einiger Ziergewächse. Von Dr. B. Plüß, Reallehrer in Basel. Mit 66 Holzschnitten. VI u. 112 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: geb. *M.* 1.50.

Der Verfasser, bestens bekannt durch seinen „Leitfaden" und „Bilder aus der Naturgeschichte", beschenkt uns hier mit einem Büchlein, das vielen Naturfreunden ein angenehmer Begleiter zu werden verdient. Wen interessirten nicht „unsere Bäume und Sträucher", denen er in Wald und Feld, in Alleen und Anlagen, allüberall begegnet, deren Schatten und Kühlung er aufsucht? Und dennoch wie Mancher erquickt sich im Schatten vielleicht langjähriger Freunde, ohne auch nur zu wissen, wem er so viel Ruhe und Erfrischung verdankt? Hier möchte der Verfasser den Vermittler machen und wenigstens nachträglich die Freunde einander „vorstellen". Dieser an sich glückliche Gedanke ist mit Geschick durchgeführt. An der Hand obigen Büchleins kann es auch einem Laien in der Botanik nicht schwer fallen, zur Kenntniß „unserer Bäume und Sträucher" zu gelangen. Die Bestimmung geschieht mittelst einfacher Tabellen auf Grund der Belaubung. Herrliche, instructive Holzschnitte erleichtern die Aufgabe und gereichen dem Büchelchen zu besonderer Zierde. Auch sonst hat die Verlagshandlung den kleinen Begleiter geschmackvoll ausgestattet.

Miscellen.

Zur Vorgeschichte der Maiandacht. — Was am Ende des März-heftes der „Stimmen“ von der Buchdruckerkunst gesagt ist, daß sie, wie frühere Spuren beweisen, schon latent in der Luft lag, als Gutenberg mit der eigentlichen Erfindung hervortrat, gilt auch von manchen Einrichtungen und Andachten auf kirchlichem Gebiete. So verhält es sich z. B. mit der schönen Maiandacht. Von dem bekannten Kapuzinerpater Laurentius von Schnüffis (Schnifis) wurde 1692 ein Büchlein herausgegeben unter dem Titel: Mirantische Mayen-Pfeiff oder Marianische Lob-Verfassung, in welcher Clorus, ein Hirt, der großmächtigsten Himmels-Königin und Mutter Gottes Mariä unvergleichliche Schön- Hoch- und Vermögenheit anmüthig besingt. Geist- und Weltlichen, auch Predigern sehr nutzlich und annehmlich zu lesen. Es ist ein hübscher Band in Klein-Oktav von fast 350 Seiten. Nach der epistola dedicatoria an die damalige Kaiserin Eleonora und der „Vorred“ an den geneigten Leser folgt in Versen die „Anflehung Himmlischer Hülff“. Hieran schließt sich die eigentliche Mayen-Pfeiff, dreißig Lieder oder „Elegien“, wie der Verfasser sie nennt, alle „mit schönen Kupffern und gantz neuen Melodeyen gezihrt.“ In mannigfaltigen, oft recht künstlichen Versmaßen besingen sie die verschiedensten Vorzüge der Gottesmutter. Sieht man auf den Inhalt, so lassen sie sich als die versificirten rationes theologicae bezeichnen, d. h. als die durch die Vernunft aus den Glaubenslehren abgeleiteten Beweise, womit wir die Größe und die Vorzüge der seligsten Jungfrau begründen. Die ganze Ausführung erinnert an die damals noch viel verbreitete Art der zweiten schlesischen Dichterschule. Neben vielen schönen und passenden Zügen aus der Heiligen Schrift des Alten Testaments paradiren, wie es ja selbst in Predigten vorkam, die sämmtlichen Herrschaften des Olympus und die ganze antike Sagenwelt. Alles muß Bilder und Farben liefern zur Verherrlichung der Unbefleckten Jungfrau. In dem Huldigungsbrief an die Kaiserin heißt es unter Anderem: „Maria ist ein lieblicher Früling, in dem sie uns das fruchtbare Thau und warmen Gnaden-Regen gebracht, nach welchem die liebe Alt-Vätter so lang und hertzlich geseufftzet, sprechende: Ihr Himmel, laßt den Thau herabfallen, und Ihr Wolcken regnet den Gerechten: Das Erdreich thu sich auff und bringe den Heyland (Is. 45, 8). Sie ist ein lieblicher Früling, indem Sie der in Todts-Ohnmacht liegenden Welt die erquickende Lebens-Blum hervorgebracht, welche von sich selber sagt: Ich bin eine Feld-Blum und wie eine Roos in dem Thal (Cant. 2, 1). Sie ist ein anmüthiger Früling, bei wessen Ankunfft die Blumen allerhand wohlriechender Tugenden zu blühen angefangen: Die Blumen seynd herfür kommen

in unserm Land (Cant. 2, 12). Sie ist ein überauß lieblicher Früling, indem Sie das gantze Menschliche Geschlecht nicht nur hertzlich erfreut, sondern auch auß dem größten Elend in den Stand der Glückseligkeit versetzt; dahero nicht unvernünfftig zu hoffen, es werde dieser Freuden-Früling meiner unlieblichen Mayen-Pfeiffen einen solchen Zusatz der Anmüthigkeit geben, daß manche unter dem schwären Last der Betrübnuß seufffzende Seel dadurch werde erquickt und getröstet werden."

Lauten diese Worte nicht — abgesehen von den Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks — als wären sie der Einleitung irgend eines unserer Maibücher entnommen? Wenn nun der Grundgedanke und Haupt-Inhalt des Büchleins passend ist, die einzelnen Gedichte sich leicht auf die einzelnen Monatstage vertheilen lassen, der Titel selbst den Maimonat direct nennt, so möchte man glauben, bis zur förmlichen Gestaltung und Einführung unserer Maiandacht sei nur noch ein kleiner, leichter Schritt gewesen. Indeß verfloß bis dahin noch mehr als ein volles Jahrhundert. So langsam entwickelte sich die schöne Knospe zu der prachtvollen Blüthe, die in unseren Tagen alle katholischen Herzen erfreut.

Als Schluß sei noch die erste Strophe der dreißigsten Elegie angefügt, weil dieselbe offenbare Anklänge an ein beliebtes Mutter-Gottes-Lied unserer Tage enthält.

Sonnen-schön prächtige,
Überauß mächtige
Himmlische Frau,
Welcher auff ewig ich,
Knechtlich verbindend mich,
Billich mein Leben,
Alles beyneben,
Kindtlich vertrau':
Für diese Treu-gethane Pflicht
Nur zeige mir dein Angesicht.

Hat diese Strophe den Anlaß gegeben zu unserem „Wunderschön prächtige" oder existirte damals dieses Lied schon und wurde von unserem Dichter nur verwerthet? Des Einsenders Hilfsquellen reichen nicht aus zur Entscheidung der Frage. Schlosser bezeichnet bei seiner Bearbeitung des Mutter-Gottes-Gesanges in „Lieder der Kirche" denselben einfach als schon „vorgefunden" ohne nähere Angabe von Zeit oder Verfasser.

N. v. A.

